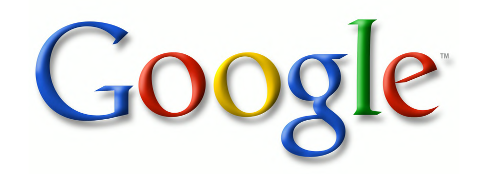




MEIN LEBEN

I

MEIN LEBEN

VON

RICHARD WAGNER

ERSTER BAND



1911

F. BRUCKMANN A.-G. MÜNCHEN

Titel und Einband gez. von Heinrich Wiegnk.
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Die in diesen Bänden enthaltenen Aufzeichnungen sind im Laufe verschiedener Jahre von meiner Freundin und Gattin, welche mein Leben von mir sich erzählt wünschte, nach meinen Dictaten unmittelbar niedergeschrieben worden. Uns beiden entstand der Wunsch, diese Mittheilungen über mein Leben unsrer Familie, sowie bewährten treuen Freunden zu erhalten, und wir beschlossen desshalb, um die einzige Handschrift vor dem Untergange zu bewahren, sie auf unsre Kosten in einer sehr geringen Anzahl von Exemplaren durch Buchdruck vervielfältigen zu lassen. Da der Werth der hiermit gesammelten Autobiographie in der schmucklosen Wahrhaftigkeit beruht, welche unter den bezeichneten Umständen meinen Mittheilungen einzig einen Sinn geben konnte, desshalb auch meine Angaben genau mit Namen und Zahlen begleitet sein mußten, so könnte von einer Veröffentlichung derselben, falls bei unseren Nachkommen hierfür noch Theilnahme bestehen dürfte, erst einige Zeit nach meinem Tode die Rede sein; und hierüber gedenke ich testamentarische Bestimmungen für meine Erben zu hinterlassen. Wenn wir dagegen für jetzt schon einzelnen zuverlässigen Freunden den Einblick in diese Aufzeichnungen nicht vorenthalten, so geschieht diess in der Voraussetzung einer reinen Theilnahme für den Gegenstand derselben, welche namentlich auch ihnen es frevelhaft erscheinen lassen würde, irgend welche weitere Mittheilungen aus ihnen an Solche gelangen zu lassen, bei welchen jene Voraussetzung nicht gestattet sein dürfte.

Richard Wagner.

Erster Theil

1813—1842

Am 22. Mai 1813 in Leipzig auf dem Brühl im «roth und weißen Löwen», zwei Treppen hoch, geboren, wurde ich zwei Tage darauf in der Thomaskirche mit dem Namen *Wilhelm Richard* getauft. Mein Vater *Friedrich Wagner*, zur Zeit meiner Geburt Polizeiactuarius in Leipzig, mit der Anwartschaft auf die Stelle des Polizeidirectors daselbst, starb im October des Jahres meiner Geburt in Folge grosser Anstrengungen, welche ihm die überhäuften polizeilichen Geschäfte während der kriegerischen Unruhen und der Schlacht bei Leipzig zuzogen, durch Ansteckung des damals epidemisch gewordenen Nervenfiebers. Ueber die Lebensverhältnisse seines Vaters vernahm ich späterhin, dass dieser in dürftiger bürgerlicher Sphäre als Thoreinnehmer am Ranstädter Thore, sich dadurch vor seinen Standesgenossen auszeichnete, dass er seinen beiden Söhnen eine gelehrte Erziehung gab, indem er den einen — meinen Vater *Friedrich* — Jurisprudenz, den andern, jüngern — *Adolph* — Theologie studiren liess. Mein Oheim gewann später einen nicht unbedeutenden Einfluss auf meine Entwickelung; wir werden ihm in einer entscheidenden Phase meiner Jugendgeschichte wieder begegnen. Ueber meinen für mich so früh verstorbenen Vater erfuhr ich später, dass er im Allgemeinen sehr für Poesie und Litteratur eingenommen, namentlich dem damals von den gebildeten Ständen sehr gepflegten Theater eine fast leidenschaftliche Theilnahme zuwendete. Meine Mutter erzählte mir unter Anderm, dass er mit ihr zur ersten Aufführung der «Braut von Messina» nach Lauchstädt reiste; dort zeigte er ihr auf der Promenade *Schiller* und *Goethe*, sie enthusiastisch ob ihrer Unkenntniss dieser grossen Männer zurechtweisend. Er soll selbst nicht frei von galanter Leidenschaftlichkeit für Künstlerinnen des Theaters gewesen sein. Meine Mutter beklagte sich scherzend, dass sie öfters sehr lange mit dem Mittagsessen auf ihn habe warten müssen, während er bei einer damals berühmten Schauspielerin[1]) begeisterte Besuche abstattete; von ihr gescholten, behauptete er durch Actengeschäfte zurückgehalten worden zu sein, und wies zur Bestätigung auf seine angeblich mit Tinte befleckten Finger, welche bei erzwungener näherer Besichtigung sich als vollkommen sauber auswiesen. Von seiner grossen Neigung für das Theater zeugte außerdem die Wahl

[1]) Mme Hartwig.

eines innig vertrauten Hausfreundes, des Schauspielers *Ludwig Geyer*. Hatte ihn bei der Wahl dieses Freundes gewiss hauptsächlich seine Theaterliebe geleitet, so führte er in ihm seiner Familie zugleich den edelsten Wohlthäter zu, indem dieser bescheidene Künstler durch innigen Antheil an dem Loose der zahlreichen Nachkommenschaft seines unerwartet schnell verscheidenden Freundes *Wagner* bewogen, den Rest seines Lebens auf das Angestrengteste der Erhaltung und Erziehung dieser Familie widmete. Schon während der Polizeiactuar seine Abende im Theater verbrachte, vertrat der treffliche Schauspieler meist seine Stelle im Schoosse seiner Familie, und es scheint, dass er oft die mit Recht oder Unrecht über Flatterhaftigkeit ihres Gatten klagende Hausmutter zu beschwichtigen hatte. Wie tief das Bedürfniss des heimathlosen, vom Leben hart geprüften und umhergeworfenen Künstlers war, in einem sympathischen Familienverhältnisse sich heimisch zu wissen, bezeugte er dadurch, dass er ein Jahr nach dem Tode seines Freundes dessen Wittwe ehelichte, und fortan der sorgsamste Vater der hinterlassenen sieben Kinder ward. Bei diesem schwierigen Unternehmen begünstigte ihn ein unerwartetes Gedeihen seiner äusseren Lage. Als Schauspieler des sogenannten Charakterfaches erhielt er bei dem neu errichteten *Dresdener* Hoftheater eine vortheilhafte, ehrende und dauernde Anstellung. Das Malertalent, welches ihm einst schon sein Leben zu fristen verholfen hatte, als er durch äusserste Armuth genöthigt, seine Universitätsstudien unterbrechen musste, wurde in seiner Dresdener Stellung von Neuem beachtet. Zwar beklagte er, mehr noch als seine Kritiker, von einer regelmässigen und schulgerechten Ausbildung desselben abgehalten worden zu sein; dennoch erwarb ihm seine ausserordentliche Begabung namentlich für Portraitähnlichkeit so bedeutende Aufträge, dass er unter der doppelten Anstrengung als Maler und Schauspieler leider frühzeitig seine Kräfte erschöpfte. Als er einst in *München* zu einem Gastspiel am Hoftheater eingeladen war, erhielt er, durch vortheilhafte Empfehlung des sächsischen Hofes eingeführt, vom bayerischen Hofe so bedeutende Aufträge für Portraits der Allerhöchsten Familie, dass er darum sein Gastspiel zu unterbrechen und gänzlich aufzugeben für gut hielt. Aber auch dichterisches Talent war ihm zu eigen; nach manchen in oft sehr zierlichen Versen verfassten Gelegenheitsstücken schrieb er auch mehrere Lustspiele, von denen eines, *der Betlehemitische Kindermord*, in gereimten Alexandrinern, häufig gegeben ward, gedruckt erschien und von *Goethe* freundlichst gelobt wurde. Dieser ausgezeichnete Mann, unter dessen Führung in meinem zweiten

Lebensjahre meine Familie nach Dresden übersiedelte, und von dem meine Mutter noch eine Tochter [*Cäcilie*] gewann, übernahm nun mit grössester Sorgfalt und Liebe auch meine Erziehung. Er wünschte mich gänzlich als eigenen Sohn zu adoptieren, und legte mir daher, als ich in die erste Schule aufgenommen ward, seinen Namen bei, so dass ich meinen Dresdener Jugendgenossen bis in mein vierzehntes Jahr als *Richard Geyer* bekannt geblieben bin. Erst als meine Familie, längere Jahre nach dem Tode des Stiefvaters, sich wieder nach Leipzig wandte, nahm ich dort am Sitz meiner ursprünglichen Verwandtschaft den Namen *Wagner* wieder an.

Meine frühesten Jugenderinnerungen haften an diesem Stiefvater, und gleiten von ihm auf das Theater über. Wohl entsinne ich mich, dass mein Vater gern Malertalent sich in mir entwickeln gesehen haben würde; sein Arbeitszimmer mit der Staffelei und den Gemälden darauf ist zwar nicht ohne Eindruck auf mich gewesen; ich entsinne mich, dass ich namentlich ein Portrait des Königs Friedrich August von Sachsen mit kindischem Nachahmungseifer zu copiren versuchte; sobald es aber von dieser naiven Klexerei zu ernsten Zeichnungsstudien übergehen sollte, hielt ich, vielleicht schon durch die pedantische Manier meines Lehrers (eines langweiligen Vetters) abgeschreckt, nicht aus. Nachdem ich in zartester Kindheit durch eine Entwickelungskrankheit so elend geworden war, dass meine Mutter mir später erzählte, sie habe, da ich unrettbar schien, fast meinen Tod gewünscht; scheine ich zum Ueberraschen meiner Aeltern dann gediehen zu sein. Auch bei dieser Gelegenheit ist mir der grossmüthige Antheil des vortrefflichen Stiefvaters berichtet worden, welcher, nie verzweifelnd trotz der Sorgen und Beschwerden des starken Familienbestandes, geduldig blieb, und nie die Hoffnung, mich durchgebracht zu sehen, aufgab. — Grosse Gewalt übte nun auf meine Phantasie die Bekanntschaft mit dem Theater, in welches ich nicht nur als kindischer Zuschauer in der heimlichen Theaterloge mit ihrem Zugange über die Bühne, nicht nur durch den Besuch der Garderobe mit ihren phantastischen Costümen und characteristischen Verstellungsapparaten, sondern auch durch eigenes Mitspielen eingeführt wurde. Nachdem mich «*die Waise und der Mörder*», «*die beiden Galeerensklaven*», und ähnliche Schauerstücke, in welchen ich meinen Vater die Rollen der Bösewichter spielen sah, mit Entsetzen erfüllt hatten, musste ich selbst einige Male mit Comödie spielen. Bei einem Gelegenheitsstücke zur Bewillkommnung des aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Königs von Sachsen — «*der Weinberg an der Elbe*», mit Musik vom Kapellmeister C. M. von Weber,

entsinne ich mich, bei einem lebenden Bilde als Engel ganz in Tricots eingenäht, mit Flügeln auf dem Rücken, in schwierig eingelernter graziöser Stellung figurirt zu haben. Auch erinnere ich mich bei dieser Gelegenheit einer grossen Zuckerbrätzel, von der mir versichert wurde, dass sie mir der König persönlich bestimmt habe. Endlich entsinne ich mich, in Kotzebue's «*Menschenhass und Reue*» selbst eine mit wenigen Worten versehene Kinderrolle dargestellt zu haben, welche mir in der Schule, da ich dort meine Aufgabe nicht gelernt hatte, zum Vorwand übermässiger Beschäftigung dienen musste, indem ich angab, eine grosse Rolle in «*den Menschen ausser der Reihe*» zu memoriren gehabt zu haben.

Wie ernst es dagegen mein Vater mit meiner Erziehung nahm, bewies er, als er nach meinem vollbrachten sechsten Jahre mich zu einem Pfarrer auf das Land, nach *Possendorf* bei Dresden, brachte, wo ich in Gesellschaft anderer Knaben aus guten Familien eine vortreffliche, nüchterne und gesunde Erziehung erhalten sollte. In die kurze Zeit dieses Aufenthaltes fallen manche erste Erinnerungen von den Eindrücken der Welt: des Abends wurde uns *Robinson* vom Pfarrer[1]) erzählt und mit vortrefflichen dialogischen Belehrungen begleitet. Grossen Eindruck machte auf mich die Vorlesung einer Biographie *Mozart's*, wogegen die Zeitungs- und Kalenderberichte über die Vorfälle des griechischen Befreiungskampfes drastisch aufregend auf mich wirkten. Meine Liebe für Griechenland, die sich späterhin mit Enthusiasmus auf die Mythologie und Geschichte des alten Hellas warf, ging somit von der begeisterten und schmerzlichen Theilnahme an Vorgängen der unmittelbaren Gegenwart aus. Ich entsinne mich, später in dem Kampf der Hellenen gegen die Perser immer die Eindrücke dieses neuesten griechischen Aufstandes gegen die Türken wiedergefunden zu haben.

Eines Tages, nach kaum einjähriger Dauer dieses ländlichen Aufenthaltes, kam ein Bote aus der Stadt an, welcher den Pfarrer benachrichtigte, er möge mich in das elterliche Haus nach Dresden geleiten, weil dort mein Vater im Sterben liege. Wir legten den dreistündigen Weg zu Fuss zurück; sehr ermüdet ankommend, begriff ich die thränenreiche Haltung meiner Mutter kaum. Des andern Tages ward ich an das Bett meines Vaters geführt; die äusserste Schwäche, mit der er zu mir sprach, alle Vorkehrungen einer letzten verzweifelten Behandlung seiner akuten Brustwassersucht erfüllten mich durchaus nur wie Traumgebilde; ich glaube, die bange Verwunderung war in mir so mächtig, dass ich nicht weinen konnte. In einem anstossenden Nebenzimmer lud mich die

[1]) *Wetzel.*

Mutter ein, zu zeigen, was ich auf dem Klavier gelernt habe, in der guten Absicht, es dem Vater zur Zerstreuung zu Gehör zu bringen: ich spielte «*üb' immer Treu' und Redlichkeit*»; der Vater hat da die Mutter gefragt: «sollte er etwa Talent zur Musik haben?» — Am andern Morgen trat beim ersten Tagesgrauen die Mutter in die grosse Kinderschlafstube, kam zu Jedem von uns an das Bett und meldete schluchzend des Vaters Tod, jedem von uns wie zum Segen etwas von ihm sagend; zu mir sagte sie: «aus dir hat er etwas machen wollen». Am Nachmittag kam Pastor *Wetzel* und holte mich wieder auf das Land ab. Wir gingen wieder zu Fuss und erreichten erst in nächtlicher Dämmerung *Possendorf;* unterwegs frug ich ihn viel nach den Sternen, über die er mir die erste verständige Auskunft gab. Acht Tage darauf erschien der Bruder des Verstorbenen, welcher von *Eisleben* herbeigekommen war, um dem Begräbniss beizuwohnen; er hatte der nun wiederum hülflos gewordenen Familie nach Kräften seine Unterstützung zugesagt, und es übernommen, für meine Erziehung fortan zu sorgen. Ich nahm Abschied von meinen Jugendgenossen und von dem liebenswürdigen Pastor, zu dessen eigenem Begräbniss ich nach wenigen Jahren zum erstenmal wieder nach *Possendorf* zurückkehrte, welches ich dann nur viel später wieder einmal auf einer Excursion besuchte, wie ich sie oft als Dresdener Kapellmeister weit in das Land hinein zu Fuss unternahm: es ergriff mich sehr, das alte Pfarrerhaus nicht mehr zu finden, dafür einen reichlichern modernen Aufbau, der mich so gegen den Ort verstimmte, dass ich späterhin meine Ausflüge nie wieder in diese Gegend richtete.

Mein Oheim brachte mich diesmal im Wagen nach *Dresden* zurück; ich traf die Mutter und die Schwestern in tiefer Trauerkleidung, und entsinne mich, zum erstenmale mit einer in der Gewohnheit meiner Familie nicht heimischen Zärtlichkeit empfangen und wieder entlassen worden zu sein, als ich nach wenigen Tagen von dem Oheim mit nach *Eisleben* genommen wurde. Dort war dieser jüngere Bruder meines Stiefvaters als Goldschmied niedergelassen; einer meiner älteren Brüder (*Julius*), war bereits von ihm in die Lehre aufgenommen; zugleich lebte bei ihm, dem Unverehelichten, noch die alte Grossmutter. Man hat dieser, deren baldiges Ende man voraussah, den Tod ihres älteren Sohnes verschwiegen; auch ich wurde dazu angehalten, nichts davon zu verrathen. Das Dienstmädchen nahm sorgsam den Trauerflor von meinem Kleide, und erklärte, ihn für die Grossmutter aufbewahren zu wollen, wenn sie, wie für bald zu erwarten, gestorben sein würde. Ich musste nun der Grossmutter öfter vom Vater erzählen; die Verheimlichung

seines Todes glückte mir ohne Anstrengung, da ich selbst kein deutliches Bewusstsein davon hatte. Sie lebte in einer finsteren Hinterstube, auf einen engen Hof hinaus, und hatte gern frei umherflatternde Rothkehlchen bei sich, für welche stets frisch erhaltene grüne Zweige am Ofen ausgesteckt waren. Es glückte mir selbst, ihr im Sprengel welche einzufangen, als die alten von der Katze getödtet worden waren: hierüber freute sie sich sehr und hielt mich sauber und reinlich. Auch ihr vorausgesehener Tod trat bald ein: der aufgesparte Trauerflor wurde nun offen in Eisleben getragen; das Hinterstübchen mit den Rothkehlchen und grünen Büschen hörte hier für mich auf. — Bei einer Seifensiederfamilie, welcher das Haus gehörte, wurde ich bald heimisch und durch meine Erzählungen, welche ich ihr zum Besten gab, beliebt. Ich wurde in eine Privatschule geschickt, welche ein Magister *Weiss* hielt, der auf mich einen ernsten und würdigen Eindruck hinterlassen hat. Mit Rührung las ich am Ende der fünfziger Jahre in einer musikalischen Zeitung den Bericht über eine in *Eisleben* stattgefundene Musikaufführung mit Stücken aus dem *Tannhäuser*, welcher der ehemalige Lehrer des Kindes mit voller Erinnerung an dasselbe beigewohnt hatte.

Die kleine alterthümliche Stadt mit dem Wohnhause *Luther's* und den mannichfachen Erinnerungen an dessen Aufenthalt, ist mir noch in spätesten Zeiten oft im Traume wiedergekehrt; es blieb mir immer der Wunsch, sie wieder zu besuchen, um die Deutlichkeit meiner Erinnerungen bewährt zu finden: sonderbarer Weise bin ich nie dazu gekommen. Wir wohnten am Markte, der mir oft eigenthümliche Schauspiele gewährte, wie namentlich die Vorstellungen einer Akrobaten-Gesellschaft, bei welchen auf einem von Thurm zu Thurm über den Platz gespannten Seile gegangen wurde, was in mir lange Zeit die Leidenschaft für ähnliche Kunststücke erweckte. Ich brachte es wirklich dazu, auf zusammen gedrehten Stricken, welche ich im Hofe ausspannte, mit der Balancirstange mich ziemlich geschickt zu bewegen; noch bis jetzt ist mir eine Neigung, meinen akrobatischen Gelüsten Genüge zu thun, verblieben. — Am wichtigsten wurde mir die Blechmusik eines in Eisleben garnisonirenden Husarenregimentes. Ein von ihr häufig gespieltes Stück erweckte damals als Neuigkeit unerhörtes Aufsehen: es war der «Jägerchor» aus dem *Freischütz*, welche Oper soeben in Berlin zur Aufführung gekommen war. Onkel und Bruder frugen mich lebhaft nach dem Componisten, den ich in Dresden als Kapellmeister *Weber* doch gewiss im Hause der Aeltern gesehen haben müsste. Zu gleicher Zeit ward in einer befreundeten Familie von den Töchtern der «Jungfernkranz» eifrig ge-

spielt und gesungen. Diese beiden Stücke verdrängten nun bei mir meine Vorliebe für den *Ypsilanti-Walzer*, der mir bis dahin als das wunderbarste Tonstück galt. — Ich entsinne mich, viele Raufereien mit der autochthonen Knabenbevölkerung, welche ich namentlich durch meine viereckige Mütze zu beständiger Verhöhnung reizte, zu bestehen gehabt zu haben. Ausserdem tritt noch der Hang zu abenteuerlichen Streifereien durch die felsigen Uferklippen der *Unstrut* in meine Erinnerung.

Durch die endliche Verheirathung meines Oheims, welcher nun einen neuen Hausstand sich einrichtete, trat, wie es scheint, auch eine starke Veränderung in seinen Beziehungen zu meiner Familie ein. Nach Verlauf eines Jahres ward ich von ihm nach Leipzig geleitet, wo ich für einige Tage den Verwandten meines Vaters (*Wagner*) übergeben wurde. Diese waren mein Onkel *Adolph* und dessen Schwester, meine Tante *Friederike Wagner*. Der sehr interessante Mann, welcher später immer anregender auf mich einwirkte, tritt mit seiner sonderbaren Umgebung von hier an zuerst deutlich in mein Bewusstsein. Er stand mit meiner Tante zugleich in sehr nahe befreundetem Verhältnisse zu einer wunderlichen alten Jungfer, *Jeannette Thomé*, der Mitbesitzerin eines grossen Hauses am Markte, in welchem, wenn ich nicht irre, seit den Zeiten *August's des Starken* die sächsische Fürstenfamilie die zwei Hauptstockwerke für ihren jeweiligen Aufenthalt in Leipzig gemiethet und eingerichtet hatte. *Jeannette Thomé* fiel, so viel ich weiss, der eigentliche Besitz des zweiten Stockwerkes zu, in welchem sie für sich nur eine unscheinbare Wohnung nach dem Hof hinaus bewohnte. Da jedoch der König höchstens auf wenige Tage im Jahre von den gemietheten Räumen Gebrauch machte, so hielt sich *Jeannette* mit den Ihrigen für gewöhnlich in den vermietheten Prachtzimmern auf, und in einem dieser Prunkgemächer war es denn auch, wo mir meine Schlafstelle angewiesen wurde. Die Einrichtung dieser Räume war noch aus den Zeiten August's des Starken; prächtig aus schweren Seidenstoffen mit reichen Rococo-Möbeln, alles bereits vom Alter stark abgenutzt. Wohl gefiel ich mir sehr in diesen grossen phantastischen Räumen, von wo aus man auf den so belebten Leipziger Markt blickte, unter dessen Bevölkerung mich namentlich die gassenbreit aufziehenden Studenten, in ihrer altdeutschen burschenschaftlichen Tracht, ausserordentlich fesselten. Nur an einem Schmuck dieser Räume hatte ich sehr zu leiden: das waren die verschiedenen Portraits, namentlich der vornehmen Damen im Reifrock mit jugendlichen Gesichtern und weissen (gepuderten) Haaren. Diese kamen mir durchaus als gespenstige Wesen vor, die mir, wenn ich allein im Zimmer war,

lebendig zu werden schienen und mich mit höchster Furcht erfüllten. Das einsame Schlafen in einem solchen abgelegenen Gemach, in dem alterthümlichen Prachtbett, in der Nähe eines solchen unheimlichen Bildes, war mir entsetzlich; zwar suchte ich vor der Tante, wenn sie mich des Abends mit einem Licht zu Bett brachte, meine Furcht zu verbergen; doch verging nie eine Nacht, ohne dass ich in Angstschweiss gebadet den schrecklichsten Gespenster-Visionen ausgesetzt war.

Den gespenstischen Eindruck dieses Aufenthaltes in das märchenhaft Sonderbare überzutragen, war die Persönlichkeit der drei Hauptbewohner dieses Stockwerkes vorzüglich geeignet: *Jeanette Thomé* war sehr klein und dick, trug eine blonde Titusperrücke und schien sich in dem Bewusstsein früherer Zierlichkeit zu behagen. Ihre treue Freundin und Pflegerin, meine Tante, welche ebenfalls zur alten Jungfer geworden war, zeichnete sich durch Länge und grosse Magerkeit aus; das Phantastische ihres sonst sehr freundlichen Gesichtes war durch ihr ausserordentlich spitzes Kinn vermehrt. Mein Oheim *Adolph* hatte sein Studirzimmer ein für allemal in einem finstern Gemach des Hofes aufgeschlagen. Dort traf ich ihn zuerst unter einem grossen Wuste von Büchern, in einer unscheinbaren Hauskleidung, deren Charakteristisches in einer hohen spitzen Filzmütze bestand, wie ich sie in Eisleben bei dem Bajazzo der Seiltänzergesellschaft gesehen hatte. Ein grosser Hang zur Selbständigkeit hatte ihn in dieses sonderbare Asyl getrieben. Ursprünglich zur Theologie bestimmt, gab er diese bald gänzlich auf, um sich einzig philologischen Studien zu widmen. Bei grösster Abneigung gegen eine Wirksamkeit als Professor und Lehrer mit Anstellung, suchte er sich frühzeitig durch litterarische Arbeiten dürftig zu erhalten. Mit geselligen Talenten und namentlich einer schönen Tenorstimme begabt, auch seinerseits mit Interesse für das Theater erfüllt, scheint er in seiner Jugend als nicht ungern gesehener Belletrist in *Leipzig* einem grösseren Bekanntenkreis lieb geworden zu sein. Bei einem Ausfluge nach *Jena*, auf welchem er mit einem Altersgenossen sich selbst zu musikalisch- declamatorischen «Akademien» herbeigelassen zu haben scheint, besuchte er auch *Schiller;* er hatte sich hierzu mit einem Auftrage der Leipziger Theaterdirection, welche den kürzlich vollendeten «Wallenstein» acquiriren wollte, versehen. Mir schilderte er späterhin den hinreissenden Eindruck, den *Schiller* auf ihn hervorbrachte, dessen schlanke hohe Gestalt, und unwiderstehlich einnehmendes blaues Auge. Nur beklagte er sich, in Folge eines gutgemeinten Streiches, den ihm sein Freund gespielt, in grosse und beschämende Verlegenheit gebracht worden zu sein. Dieser hatte

nämlich ein Heft Gedichte *Adolph Wagner's* zuvor an Schiller zu bringen gewusst; der betroffene junge Poet musste nun von *Schiller* freundliche Lobsprüche hinnehmen, von denen er innigst überzeugt war, dass er sie nur der humanen Grossmuth *Schiller's* zu verdanken hatte. — Später wandte er sich immer mehr nur noch philologischen Studien zu. Als eine der bekanntesten Arbeiten auf diesem Feld ist seine Herausgabe des *Parnasso Italiano* zu erwähnen, welche er *Goethe* mit einem italienischen Gedichte widmete, von welchem mir zwar durch Sachkenner versichert worden ist, dass es in einem ungebräuchlichen und schwülstigen Italienisch verfasst sei, das ihm aber dennoch von *Goethe* einen anerkennungsvollen schönen Brief und einen silbernen Becher aus des Dichters gebrauchtem Hausgeräthe erwarb. — Der Eindruck, den seine Erscheinung in der bezeichneten Umgebung in meinem achten Jahre auf mich machte, war durchaus räthselhafter, befremdender Art. —

Zunächst wurde ich nach wenigen Tagen wieder diesen Einflüssen entzogen, um zu meiner Familie nach *Dresden* gebracht zu werden. Dort hatte sich während dem, unter der Leitung der nun alleinstehenden Mutter, meine Familie nach Kräften einzurichten gesucht. Mein ältester Bruder (*Albert*), ursprünglich zum Studium der Medizin bestimmt, hatte auf den Rath *Weber's*, der seine Tenorstimme rühmte, die theatralische Laufbahn in *Breslau* ergriffen. Ihm folgte bald meine zweitälteste Schwester (*Luise*), ebenfalls als Schauspielerin dem Theater sich widmend. Meine älteste Schwester *Rosalie* war zu einer ehrenvollen Anstellung am Dresdener Hoftheater selbst gelangt, und sie bildete nun fortan den Mittelpunkt des zurückgebliebenen jüngeren Theiles der Familie, wie sie die nächste Stütze der von Sorgen beschwerten Mutter blieb. Ich traf sie noch in derselben grossen und angenehmen Wohnung, welche der Vater zuletzt eingerichtet hatte; nur waren stets einige überflüssige Zimmer zeitweilig an Fremde vermiethet, unter denen einst auch *Spohr* sich einfand. Der grossen Rührigkeit meiner Mutter verdankte, mit Hülfe verschiedener erleichternder Umstände, (unter denen die fortdauernde Geneigtheit des Hofes gegen das Andenken meines Stiefvaters zu erwähnen ist) die Familie ein erträgliches Gedeihen, so dass auch in Betreff meiner Erziehung keine Art Vernachlässigung eintrat.

Nachdem auch eine dritte Schwester (*Clara*) ihrer ausserordentlich schönen Stimme zu lieb für das Theater bestimmt war, hielt meine Mutter angelegentlich darauf, in mir nicht etwa auch Neigung für das Theater aufkommen zu lassen. Es war ihr stets ein Selbstvorwurf geblieben, dass sie in die theatralische Laufbahn meines ältesten Bruders gewilligt

hatte; da mein zweiter Bruder keine weiteren Anlagen verrieth, als die, welche ihn zum Goldschmied bestimmt hatten, so war ihr nun daran gelegen, an mir die Hoffnungen und Wünsche des Stiefvaters der *«aus mir etwas machen wollte»*, in Erfüllung gehen zu sehen. Mit meinem vollbrachten achten Jahre wurde ich auf das Gymnasium der Kreuzschule in *Dresden* geschickt; ich sollte studieren. Dort trat ich als unterster Schüler der untersten Classe ein, und begann nun unter den bescheidensten Anfängen meine gelehrte Bildung. Die Mutter verfolgte mit grosser Theilnahme alle bei mir sich einstellenden Anzeigen von geistiger Lebendigkeit und Begabung.

Diese, für Alle die sie kennen lernten, merkwürdig gebliebene Frau, stellte ein eigenthümliches Gemisch von bürgerlich-häuslicher Rührigkeit und grosser geistiger Empfänglichkeit, bei durchaus mangelnder gründlicher Erziehung dar. Ueber ihre Herkunft hat sie sich gegen keines ihrer Kinder umständlich vernehmen lassen. Sie stammte aus *Weissenfels*, und gab zu, dass ihre Aeltern dort Bäcker[1]) gewesen seien. Schon in Betreff ihres Namens äusserte sie sich aber mit einer sonderbaren Befangenheit, indem sie diesen als «Perthes» angab, während, wie wir wohl herausbekamen, er in Wahrheit «Bertz» hiess. Auffallend war, dass sie in einer gewählten Erziehungsanstalt zu Leipzig untergebracht war, und dort die Sorge eines von ihr sogenannten «hohen väterlichen Freundes» genoss, als welchen sie uns später einen weimarischen Prinzen nannte, der sich um ihre Familie in *Weissenfels* Verdienste erworben hatte. Ihre Erziehung scheint in jener Anstalt durch den plötzlichen Tod dieses väterlichen Freundes unterbrochen worden zu sein. Sehr jung lernte sie meinen Vater kennen, und heirathete ihn, den ebenfalls sehr früh gereiften und zur Anstellung gelangten, im jugendlichsten Mädchenalter. Ihr Haupt-Charakterzug scheint ein drolliger Humor und gute Laune gewesen zu sein, und es ist wohl nicht zu glauben, dass nur das Pflichtgefühl gegen die Familie eines hinterlassenen Freundes, sondern eine wirklich herzliche Neigung auch zu dessen Wittwe den trefflichen *Ludwig Geyer* bewog, mit der nicht mehr ganz jugendlichen Frau in die Ehe zu treten. Ein Portrait von ihr, welches *Geyer* noch während ihrer ersten Ehe gemalt, stellt ihr Aeusseres sehr vortheilhaft dar. Von da an wo sie deutlich in meine Erinnerung tritt, war sie bereits durch ein Kopfleiden genöthigt stets eine Haube zu tragen, so dass ich den Eindruck einer jugendlichen und anmuthigen Mutter nicht mehr von ihr erhalten habe. Der sorgenvoll aufregende Umgang mit einer zahlreichen

[1]) Nach neueren Erkundigungen: Mühlenbesitzer.

Familie (deren siebentes lebendes Glied ich war), die Schwierigkeiten das Nöthige zu beschaffen, und bei sehr beschränkten Mitteln eine gewisse Neigung für äussern Anschein zu befriedigen, liessen nicht jenen behaglichen Ton mütterlicher Familienzärtlichkeit bei ihr aufkommen; ich entsinne mich kaum je von ihr geliebkost worden zu sein, wie überhaupt zärtliche Ergiessungen in unserer Familie nicht stattfanden; wogegen sich ein gewisses hastiges, fast heftiges, lautes Wesen sehr natürlich geltend machte. Unter solchen Umständen ist es mir als Epoche machend in der Erinnerung geblieben dass, als ich eines Abends schläfrig zu Bett gebracht wurde, und die Augen weinerlich nach ihr aufschlug, die Mutter mit Wohlgefallen auf mich blickte, und gegen einen anwesenden Besuch sich mit einer gewissen Zärtlichkeit über mich äusserte. Was mich hauptsächlich ihrerseits beeinflusste, war der seltsame Eifer, in welchem sie vom Grossen und Schönen in der Kunst mit fast pathetischem Tone sprach. Mir gegenüber wollte sie aber hierunter niemals die theatralische Kunst gemeint haben, sondern nur Dichtkunst, Musik und Malerei, wogegen sie mir häufig fast mit ihrem Fluche drohte, wenn auch ich jemals zum Theater gehen wollte. Dabei war sie von sehr religiösem Sinn; sie hielt uns oft mit einem gefühlvollen Pathos längere, Predigtähnliche Reden von Gott und dem Göttlichen im Menschen, in denen sie sich gelegentlich wohl auch, mit plötzlich herabgestimmtem Tone, in humoristischer Art, durch einen Verweis unterbrach. Namentlich seit dem Tode des Stiefvaters versammelte sie jeden Morgen die übrig gebliebene Familie um ihr Bett, in welchem sie den Caffee trank, jedoch nicht eher, als bis von einem unter uns ein Lied aus dem Gesangbuch vorgelesen worden, wobei in der Wahl es nicht peinlich genau genommen wurde, bis denn einst aus Versehen meine Schwester *Clara* ein «Gebet in Kriegsnöthen» zu so ergreifendem Vortrag brachte, dass die Mutter sie mit den Worten unterbrach: «Na, nun höre auf! Gott verzeih' mir meine Sünde, in Kriegsnöthen sind wir doch gerade nicht!»

Trotz aller Beschwerlichkeit des Auskommens ging es dann und wann bei Abendgesellschaften heiter und, wie es mich Knaben dünkte, glänzend her. Aus den Zeiten meines Stiefvaters, welcher in den letzten Jahren seines Lebens durch sein Glück als Portraitmaler seine Einkünfte auf eine — für die damalige Zeit — ziemlich ansehnliche Höhe gesteigert hatte, waren uns angenehme und den besten Ständen angehörende Bekanntschaften verblieben, die sich auch jetzt zuweilen bei uns vereinigten. Namentlich bildeten damals die Mitglieder des Hoftheaters selbst anmuthige und geistig belebte Kreise, von denen ich

später in Dresden keine lebendige Erinnerungen mehr vorfand. Besonders beliebt waren gemeinschaftliche Landparthieen in die schöne Umgegend *Dresden's,* bei welchen collegialische künstlerische Heiterkeit vorherrschte. Ich entsinne mich eines solchen Ausfluges nach *Loschwitz,* wo eine Art Zigeunerwirthschaft aufgeschlagen wurde, welcher *Carl Maria v. Weber* in der Funktion eines Koches seinen Beitrag widmete. Auch ward bei uns musizirt; meine Schwester *Rosalie* spielte Klavier; *Clara* begann zu singen. Von den verschiedenen Theater-Aufführungen, welche früher an Geburtstägen der Aeltern zu gegenseitiger Ueberraschung oft mit grossen Vorbereitungen veranlasst wurden, blieben mir schon zu jener Zeit nur noch die Erinnerungen, namentlich an Aufführungen von einer Parodie der Grillparzer'schen *Sappho,* in welcher ich selbst im Chor der Gassenbuben vor dem Triumphwagen *Phaon's* mitwirkte. Diese Erinnerungen suchte ich mir durch ein schönes Puppentheater aufzufrischen, welches ich in der Hinterlassenschaft des Vaters auffand, und zu welchem er selbst schöne Decorationen gemalt hatte. Ich beabsichtigte, die Meinigen durch eine glänzende Aufführung auf diesem Theater zu überraschen. Nachdem ich mir mit grösstem Ungeschick verschiedene Puppen geschnitzt, für ihre Kleidung durch Verfertigung von Costümen, aus heimlich entwendeten Kleiderlappen meiner Schwestern, nothdürftig gesorgt hatte, ging ich auch an die Abfassung eines Ritterstückes, dessen Rollen ich meinen Puppen einstudiren wollte. Als ich die erste Scene entworfen hatte, entdeckten meine Schwestern das Manuscript und gaben es unmässigem Gelächter preis: die eine Phrase der geängstigten Liebhaberin, «*ich höre schon den Ritter trabsen,*» ist mir lange zu meinem grössten Aerger mit Pathos vorrezitirt worden.

Dem Theater, welchem auch jetzt meine Familie immer wieder nahe blieb, wandte auch ich von Neuem mich mit Eifer zu. Namentlich wirkte der *Freischütz,* — jedoch vorzüglich seines spukhaften Sujets wegen — äusserst charakteristisch auf meine Phantasie. Die Erregungen des Grausens und der Gespensterfurcht bilden einen ganz besondern Faktor der Entwicklung meines Gemüthslebens. Von zartester Kindheit an übten gewisse unerklärliche und unheimliche Vorgänge auf mich einen übermässigen Eindruck aus; ich entsinne mich, vor leblosen Gegenständen, als Meublen, wenn ich länger im Zimmer allein war, und meine Aufmerksamkeit darauf heftete, plötzlich aus Furcht laut aufgeschrieen zu haben, weil sie mir belebt schienen. Keine Nacht verging, bis in meine spätesten Knabenjahre, ohne dass ich aus irgend einem Gespenstertraum mit fürchterlichem Geschrei erwachte, welches nie eher endete, als bis

mir eine Menschenstimme Ruhe gebot. Das heftigste Schelten, ja selbst körperliche Züchtigung, erschienen mir dann als erlösende Wohlthaten. Keines meiner Geschwister wollte mehr in meiner Nähe schlafen; man suchte mich so fern wie möglich von den übrigen zu betten, und bedachte nicht, dass meine Gespensterhülferufe nur desto lauter und anhaltender wurden, bis man sich endlich an diese nächtliche Calamität gewöhnte.

Was mich im Zusammenhang hiermit beim Besuch des Theaters, worunter ich auch die Bühne, die Räume hinter den Coulissen und die Garderobe verstehe, lebhaft anzog, war weniger die Sucht nach Unterhaltung und Zerstreuung, wie beim heutigen Theaterpublikum, sondern das aufreizende Behagen am Umgang mit einem Elemente, welches den Eindrücken des gewöhnlichen Lebens gegenüber eine durchaus andere, rein phantastische, oft bis zum Grauenhaften anziehende Welt darstellte. So war mir eine Theaterdecoration, ja nur eine — etwa ein Gebüsch darstellende — Coulisse, oder ein Theaterkostüm, und selbst nur ein charakteristisches Stück desselben, als aus einer andern Welt stammend, in einem gewissen Sinne gespenstisch interessant, und die Berührung damit mochte mir als der Hebel gelten, auf dem ich mich aus der gleichgültigen Realität der täglichen Gewohnheit in jenes reizende Dämonium hinüberschwang. So blieb mir alles, was zu theatralischen Aufführungen diente, geheimnissvoll, bis zur Berauschung anziehend, und während ich mit Altersgenossen Aufführungen des *Freischütz* nachzuahmen suchte, und mit grossem Eifer hierbei mich der Herstellung der Kostüme und Gesichtsmasken durch groteske Malerei hingab, übten die zarteren Garderobengegenstände meiner Schwestern, mit deren Herrichtung ich die Familie häufig beschäftigt sah, einen fein erregenden Reiz auf meine Phantasie aus; das Berühren derselben konnte mich bis zu bangem, heftigem Herzschlag aufregen. Trotzdem dass, wie ich erwähnte, in unserem Familienverkehr keine, namentlich in Liebkosungen sich ergehende Zärtlichkeit herrschte, musste doch die stets nur weibliche Umgebung in der Entwicklung meines Empfindungswesens mich stark beeinflussen. Vielleicht gerade, weil dieser Umgang meist unruhiger, ja heftiger Art war, übten die sonstigen Attribute der Weiblichkeit, namentlich soweit sie mit der phantastischen Theaterwelt zusammenhingen, einen fast sehnsüchtig stimmenden Reiz auf mich aus.

Diesen von dem Grauenhaften bis in das Weichliche sich verlierenden phantastischen Stimmungen wirkte glücklicherweise ergänzend und kräftigend der ernstere Einfluss entgegen, welchen ich in der Schule mit Lehrern und Jugendgenossen empfing. Auch hier war es zwar haupt-

sächlich das Phantastische, was mich zu reger Theilnahme bestimmte. Ob ich für die Studien, wie man sagt, einen hellen Kopf hatte, kann ich nicht beurtheilen; ich glaube im Ganzen, das, was mich lebhaft anzog, fast ohne eigentliches Lernen schnell begriffen zu haben, während ich auf das, was meiner Vorstellung fern lag, kaum versuchte, eigentlichen Fleiss zu verwenden. Am deutlichsten zeigte sich dies im Rechnen, und später bei der Mathematik; in beiden Wissenschaften gelang es mir nicht einmal, es nur bis zum eigentlichen Beachten der mir gestellten Aufgaben zu bringen. Auch auf die alten Sprachen vermochte ich nur soweit Fleiss zu verwenden, als es durchaus unerlässlich war, um durch ihre Kenntniss mich der Gegenstände zu bemächtigen, deren charakteristischeste Darstellung mir vorzuführen es mich reizte. Hierin zog mich namentlich das Griechische an, weil die Gegenstände der griechischen Mythologie meine Phantasie so stark fesselten, dass ich die Helden derselben durchaus in ihrer Ursprache sprechend mir vorführen wollte, um meine Sehnsucht nach vollständigster Vertrautheit mit ihnen zu stillen. Dass unter diesen Umständen die eigentliche Grammatik nur als ein beschwerliches Hinderniss, nicht aber als ein selbst anreizender Wissenszweig betrachtet wurde, lässt sich leicht denken. Dass ich in meinen Sprachstudien nicht sehr gründlich verfuhr, erhellt mir am besten wohl daraus, dass ich in späterer Zeit das Befassen mit ihnen so schnell aufgeben konnte. Erst weit später gewann mir das Sprachstudium im Allgemeinen ein wahrhaftes Interesse ab, seit ich die physiologisch-philosophische Seite der Behandlung desselben kennen lernte, wie sie unseren neueren Germanisten durch *Jakob Grimm's* Vorgang zu eigen geworden ist. Da es nun für mich eben zu spät war, mich gründlicher diesem, endlich liebgewordenen Studium hinzugeben, bleibt mir das Bedauern, diese neuere Auffassung des Sprachstudiums nicht schon zu meiner Jugendzeit in unseren Gelehrtenschulen in Geltung angetroffen zu haben. Nichts destoweniger erwarben mir meine Erfolge auf dem philologischen Felde die bevorzugende Beachtung eines jungen Lehrers der Kreuzschule, des damaligen Magisters *Sillig*. Dieser erlaubte mir ihn öfter zu besuchen, und ihm meine Arbeiten, die in metrischen Uebersetzungen, sowie in eigenen Gedichten bestanden, mitzutheilen. Namentlich schien er bei den Declamationsübungen mich lieb gewonnen zu haben, und was er mir zutraute, mag daraus erhellen, dass er den damals etwa zwölfjährigen Knaben veranlasste, nicht nur *Hektor's Abschied* aus der *Ilias*, sondern selbst den berühmten Monolog des *Hamlet* vom Katheder herab zu rezitiren. — Als einst, da ich noch in

Quarta sass, ein Mitschüler, Namens *Starke*, plötzlich starb, erregte dieser traurige Vorfall so grosse Theilnahme, dass nicht nur die ganze Klasse zum Begräbniss des Kameraden beschieden, sondern vom Rektor auch die Aufgabe gestellt wurde, durch ein Gedicht, welches gedruckt werden sollte, die Leichenfeier zu erhöhen. Von den verschiedenen Gedichten, unter denen auch ein von mir in Eile verfasstes sich befand, erschien dem Rektor jedoch keines der beabsichtigten Auszeichnung würdig, so dass er bereits seinen Entschluss ankündigte, durch eine von ihm selbst zu verfassende Rede für das verfehlte einzutreten. Bestürzt suchte ich eilig Magister *Sillig* auf, um ihn noch zu einer Intervention zu Gunsten meines Gedichtes zu bewegen: wir gingen dieses nun durch; die achtzeiligen wohl gebauten und gereimten Stanzen bestimmten ihn den Inhalt des Gedichtes sorglich zu revidiren. Es fand sich sonderlicher Schwulst in Bildern, die weit über die Vorstellungsweise eines Knaben meines Alters hinausgingen, in dem Gedicht. Ich entsinne mich einer Stelle, auf welche der Monolog aus *Addison's Cato*, vor dessen Selbstmord, wie ich ihn in einer englischen Grammatik vorgefunden, grossen Einfluss geübt hatte. Die Worte «*und wenn die Sonne schwarz vor Alter würde, die Sterne müd' zur Erde fielen*», welche jedenfalls unmittelbare Reminiscenzen aus jenem Monolog enthielten, erweckten *Sillig's* mich fast beleidigendes Lächeln. Dennoch verdankte ich der Sorgfalt und der Schnelligkeit, mit welcher er mein Gedicht von derlei Ausschweifungen säuberte, dass dieses schliesslich vom Rektor noch zugelassen, wirklich gedruckt und in zahlreichen Exemplaren vertheilt wurde.

Der Erfolg dieser Auszeichnung war ausserordentlich, sowohl bei meinen Mitschülern, als namentlich auch bei meiner Familie; meine Mutter faltete die Hände andächtig, und in mir ward ich nun einig über meinen Beruf. Ganz unzweifelhaft stand es vor mir, dass ich zum Dichter bestimmt sei. Magister *Sillig* wollte von mir ein grosses episches Gedicht abgefasst haben, und wies mir als Stoff *die Schlacht am Parnassos*, nach *Pausanias'* Darstellung, zu. Was ihn hierzu vermochte, war die von *Pausanias* berichtete Sage, dass den verbündeten Griechen gegen den räuberischen Einfall der Gallier im zweiten Jahrhundert vor Chr. die Musen selbst vom *Parnassos* herab durch Erregung eines panischen Schreckens beigestanden hätten. Wirklich begann ich mein Heldengedicht in Hexametern, kam aber nicht über den ersten Gesang hinaus. — In meinen Studien noch nicht so weit vorgeschritten, um die griechischen Tragiker in der Ursprache selbst bewältigen zu können, beeinflusste mich das Bekanntwerden mit den geistvollen Nachahmungen ihrer

Formen, welche mir zufällig in *August Apel's* hieher schlagenden dichterischen Arbeiten, nämlich dessen *Polyïdos* und *Aitolier*, bekannt wurden, bei dem Versuche, ebenfalls eine Tragödie nach griechischem Muster zu construiren. Ich wählte hierzu als Stoff den Tod des *Odysseus* nach einer Fabel des *Hyginus*, nach welcher der alte Held von seinem mit *Kalypso* erzeugten Sohne erschlagen wird. Auch mit dieser Arbeit blieb ich in den ersten Anfängen stehen.

Aus der somit eingeschlagenen Geistesrichtung geht es hervor, dass die trockneren Schulstudien meinem Eifer ferne blieben. Griechische Mythologie, Sage und endlich Geschichte waren es, was mich einzig anzog. Dem Leben zugewandt, war ich im Verkehr mit meinen Altersgenossen lebhaft und zu abenteuerlichen Streichen aufgelegt. Zu jeder Zeit stand ich in fast leidenschaftlichem Freundschaftsbund zu irgend einem Erwählten. In diesen häufig wechselnden Beziehungen bestimmte mich meistens das Eingehen des Genossen auf meine phantastischen Liebhabereien. Einmal war es Dichterei und Versemachen, ein anderes Mal waren es theatralische Unternehmungen, mitunter wohl auch die Neigung zum Herumschweifen und zu lustigen Streichen, was mich in der Wahl meiner Freunde bestimmte. Ausserdem trug sich nun, wo ich mein dreizehntes Jahr erreicht hatte, eine starke Veränderung in unserer Familie zu: meine Schwester *Rosalie*, welche zum ernährenden Haupte derselben geworden war, erhielt ein vorteilhaftes Engagement am Theater in *Prag*, und Mutter und Geschwister siedelten 1826 mit vollkommenem Aufgeben des Dresdener Aufenthaltes nach *Prag* über. Ich allein ward in Dresden zurückgelassen, um die Kreuzschule bis zu meinem Abgange auf die Universität ohne Unterbrechung besuchen zu können. Ich ward zu diesem Zweck zu einer Familie *Böhme*, deren Söhne mir von der Schule her befreundet waren, und in welcher ich mich bereits heimisch gemacht hatte, in Wohnung und Kost gegeben. Mit dem Aufenthalt in dieser etwas unruhigen, in dürftigen Verhältnissen nicht sonderlich wählsam geleiteten Familie, beginnt mein Eintritt in die Flegeljahre meines Lebens. Stille zur Arbeitsruhe, sowie der sanftere phantastische Einfluss des Umganges mit meinen Schwestern, ging mir immer merklicher verloren. Dafür stellte sich ein turbulentes Wesen, Balgerei und Raufsucht ein. Nach der zarteren Seite hin trat wiederum der Einfluss des weiblichen Elementes in bisher nicht gekannter Weise hervor; erwachsene Töchter und deren Freundinnen erfüllten oft die dürftigen engen Räume. Meine ersten Erinnerungen an knabenhafte Verliebtheit fallen in diese Zeit. Ich entsinne mich, dass ein sehr schönes, wohl gezogenes junges Mädchen,

wenn ich nicht irre *Amalie Hoffmann* mit Namen, als sie, wie es ihr nur selten möglich war, des Sonntags in sauberem Putze zum Besuch in das Zimmer trat, mich bis zu lange dauernder Sprachlosigkeit in Erstaunen versetzte. Andere Male entsinne ich mich besinnungslose Schläfrigkeit geheuchelt zu haben, um von den Mädchen unter Bemühungen, welche dieser Zustand nöthig zu machen schien, zur Ruhe gebracht zu werden, weil ich einst zu meiner aufregenden Ueberraschung bemerkt hatte, dass ein ähnlicher Zustand mich in eine mir schmeichelnde unmittelbare Berührung mit dem weiblichen Wesen brachte.

Am mächtigsten wirkte aber in diesem Jahre der Entfernung von meiner Familie ein kurzer Besuch, den ich derselben in Prag abstattete. Es war im vollen Winter, als meine Mutter in Dresden ankam und mich auf acht Tage mit sich nahm. Das Reisen mit der Mutter war von ganz besonderer Art; sie zog bis an ihr Lebensende dem schnelleren Reisen mit der Post die abenteuerlichere Fahrt mit dem Lohnkutscher vor. Von Dresden nach Prag waren wir in grosser Kälte volle drei Tage unterwegs. Die Fahrt über das böhmische Gebirge schien oft mit völligen Gefahren verbunden, und nach glücklicher Ueberstehung der aufregendsten Abenteuer kamen wir endlich in *Prag* an, wo ich mich plötzlich in ein ganz neues Element versetzt fühlte. Lange Zeit hindurch hat der Besuch Böhmens, und namentlich Prags, von Sachsen aus, auf mich einen völlig poëtischen Zauber ausgeübt. Die fremdartige Nationalität, das gebrochene Deutsch der Bevölkerung, gewisse Kopftrachten der Frauen, der heimische Wein, die Harfenmädchen und Musikanten, endlich die überall wahrnehmbaren Merkmale des Katholizismus, die vielen Kapellen und Heiligenbilder, machten mir stets einen seltsam berauschenden Eindruck, der vielleicht an die Bedeutung sich anknüpfte, welche bei mir, der bürgerlichen Lebensgewohnheit gegenüber, das Theatralische gewonnen hatte. Vor allem übte die alterthümliche Pracht und Schönheit der unvergleichlichen Stadt Prag auf meine Phantasie einen unerlöschlichen Eindruck. Aber auch in dem Umgange meiner Familie fand ich Elemente, welche mir bis dahin fremd geblieben waren. Namentlich meine nur zwei Jahre ältere Schwester *Ottilie* hatte die leidenschaftliche Freundschaft einer adeligen Familie, der des Grafen *Pachta,* gewonnen. Zwei Töchter desselben, *Jenny* und *Auguste,* welche noch längere Zeit als vorzüglichste Schönheiten Prag's gerühmt wurden, hatten sich mit exaltirter Zärtlichkeit dieser meiner Schwester zugewandt. Mir waren solche Wesen und ein solches Verhältniss etwas ganz Neues und Bezauberndes. Ausserdem hatten sich einige Schöngeister Prag's, unter diesen

W. Marsano, ein ausgezeichnet schöner und liebenswürdiger Mann, in unserem Hause eingefunden. Leidenschaftlich unterhielt man sich oft über die *Hoffmann*'schen Erzählungen, welche damals noch ziemlich neu und von grossem Eindruck waren. Ich erhielt von hier an durch mein erstes, zunächst nur oberflächliches Bekanntwerden mit diesem Phantastiker eine Anregung, welche sich längere Jahre hindurch bis zur excentrischen Aufgeregtheit steigerte, und mich durch die sonderbarste Anschauungsweise der Welt beherrschte.

Im folgenden Frühjahr 1827 wiederholte ich von Dresden aus einen Besuch in Prag, diesmal aber zu Fuss und in Begleitung meines Genossen *Rudolf Böhme.* Die Reise war voller Abenteuer; noch eine Stunde Weges vor Teplitz, bis wohin wir am ersten Abend gelangten, mussten wir andern Tages, da wir uns die Füsse wund gegangen hatten, auf einem Fuhrwerke uns weiter befördern lassen, jedoch nur bis *Lowositz,* weil von nun an das Geld uns vollständig ausging. In glühender Sonnenhitze, halb verschmachtend und mit hungerndem Magen wandernd, durchstreiften wir auf Seitenwegen das wildfremde Land, bis wir am Abend wieder die Hauptstrasse erreichten, auf welcher soeben ein eleganter Reisewagen uns begegnete. Ich gewann es über mich, mir das Ansehen eines reisenden Handwerksburschen zu geben, und die vornehmen Reisenden um ein Almosen anzusprechen, während mein Freund sich furchtsam in dem Chausséegraben versteckte. Für die Nachtherberge beschlossen wir auf gut Glück in eine freundliche Schenke am Wege einzutreten, und berathschlagten nun was vorzuziehen sei, ob für das soeben erhaltene Almosen ein Nachtbrod oder ein Nachtlager zu gewinnen: wir entschlossen uns zu dem Abendbrod, mit der Absicht die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Während wir uns erquickten, trat ein seltsamer Wanderer herein: er trug ein schwarzes Sammetbarrett mit einer metallenen Lyra als Kokarde daran, auf dem Rücken eine Harfe. Mit bestem Humor entlud er sich seines Instrumentes, machte es sich bequem, und verlangte gute Kost, in der Absicht hier zu übernachten, um des andern Tages nach Prag, wo er zu Haus war und wohin er von Hannover zurückkehrte, weiter zu wandern. Das joviale Wesen des lustigen Menschen, welcher bei jeder Gelegenheit sein Lieblings-Motto: «*non plus ultra*», anbrachte, erweckte mir Gefallen und Vertrauen: sehr schnell war Bekanntschaft geschlossen, und mein Vertrauen ward von Seiten des wandernden Musikers durch Bezeigung einer fast zärtlichen Liebe erwiedert. Es wurde bestimmt, des andern Tages gemeinschaftlich die Fussreise fortzusetzen; er lieh mir zwei Zwanziger, und liess

sich vo[illegible]ir die Prager Wohnung meiner Familie in seine Brieftasche notire[illegible]Dieser persönliche Erfolg hatte für mich etwas Entzückendes. Mein[illegible]rfenspieler gerieth in leidenschaftliche Lustigkeit: es wurde viel Czer[illegible]seker-Wein getrunken; er sang und spielte auf seiner Harfe wie ras[illegible], schwor in einem fort sein «*non plus ultra*», und sank endlich berau[illegible]t auf das für uns Alle im Wirthzimmer aufgeworfene Strohlager. Al[illegible]ie Sonne hereinschien, war er nicht zu erwecken, und wir mussten u[illegible]entschliessen, in der Morgenfrische ohne ihn uns auf den Weg zu m[illegible]en, in der Voraussetzung, der rüstige Mann würde uns den Tag über [illegible] einholen. Jedoch erwarteten wir ihn vergebens auf der Landstrasse, [illegible] auch während unseres folgenden Aufenthalts in Prag: erst nach [illegible]eren Wochen fand der wunderliche Mensch sich bei meiner Mutter [illegible]weniger um sein Darlehen zurückzufordern, als um von seinen jungen [illegible]nden Nachricht zu empfangen. — Der Rest unserer Wanderung [illegible]ete den jungen Gliedern noch grosse Ermüdung. Unbeschreiblich [illegible] meine Freude bei dem endlichen Anblick Prag's von einer Anhöhe in [illegible]er Stunde Entfernung. Als wir uns den Vorstädten näherten be[illegible]gnete uns wiederum eine glänzende Equipage: aus ihr riefen mir die [illegible]iden schönen Freundinnen meiner Schwester *Ottilie* überrascht ent[illegible]egen; sie hatten mich, trotz der fürchterlichsten Entstellung durch den Sonnenbrand und die blaue Leinwandblouse mit hochrother Kattunmütze, sofort erkannt. Voll Scham und mit hochklopfendem Herzen, vermochte ich wenig Auskunft zu geben, und zog schnell weiter, um in der mütterlichen Wohnung angelangt, vor allen Dingen für die Wiederherstellung meiner verbrannten Gesichtsfarbe zu sorgen. Hierzu opferte ich zwei volle Tage, während welcher ich mein Gesicht in Umschläge von Petersilie hüllte. Nun erst gab ich mich dem Genusse der Welt wieder hin. Als ich bei der Rückreise von der gleichen Anhöhe wieder auf Prag zurückblickte, zerfloss ich in Thränen, warf mich zur Erde, und war von meinem staunenden Freunde lange nicht zum Weiterwandern zu bewegen. Ich blieb ernst, und bis zur Heimkehr nach Dresden begegneten uns diesmal keine Abenteuer.

Die Neigung zu grösseren Fussreisen befriedigte ich noch im gleichen Jahre durch meinen Anschluss an eine zahlreiche Gesellschaft von Gymnasiasten verschiedener Klassen und gemischten Alters, welche sich in den Sommerferien zu einer gesellschaftlichen Wanderung nach Leipzig entschlossen hatten. Auch diese Reise tritt aus meinen Jugenderinnerungen durch lebhafte Eindrücke hervor. Der charakteristische Hauptzug der Gesellschaft bestand in einer anticipirenden Tendenz des Studenten-

wesens; wir gebärdeten und kleideten uns in phantastischer Weise schon ganz nach Studentenart. Nachdem wir bis Meissen auf dem Marktschiff gefahren waren, ging die Wanderung nun von der Hauptstrasse ab über mir unbekannt gebliebene Dörfer. In der Schenke eines derselben, wo wir unter den ausgelassensten Abenteuern in einer grossen Scheune übernachteten, trafen wir ein grosses Puppentheater, mit Marionnetten von fast menschlicher Grösse an. Natürlich pflanzte sich die ganze Wandergesellschaft im Zuschauerraume auf, und setzte dadurch die Dirigenten der Aufführung, welche nur auf ein Bauernpublikum gerechnet hatten, in grosse Verlegenheit. Es wurde «*Genovefa*» gespielt; das unaufhörliche Witzeln, das stete spasshafte Hineinreden und höhnische Unterbrechen, was sich die naseweise Zukunfts-Studentenschaft erlaubte, erregte endlich aber selbst das Missfallen der bäuerlichen Zuschauerschaft, welche durchaus zur Rührung aufgelegt blieb. Ich glaube unter uns der Einzige gewesen zu sein, der diesen Uebermuth peinlich empfand, und trotz unwillkürlichen Lachens über spasshafte Einfälle meiner Genossen, dennoch für das Stück, wie für sein ursprüngliches naïves Publikum Partei nahm. Eine populäre Redensart, welche in dem Stücke vorkam ist mir dennoch unvergesslich geblieben; *Golo* trug nämlich dem unvermeidlichen *Kaspar* auf, den Pfalzgrafen nach seiner Heimkehr «*hinten zu kitzeln, dass er es vorne fühle*»; Kaspar verrieth dem Pfalzgrafen wörtlich den Auftrag *Golo's*, und der Pfalzgraf warf dem entlarvten Bösewicht seine Schuld wiederum mit den im höchsten Pathos ausgesprochenen Worte vor: «O Golo, Golo! Du hast Kasper'n gesagt, er solle mich hinten kitzeln, dass ich's vorne fühle!» — Von *Grimma* aus fuhr die jugendliche Gesellschaft endlich in offenem Wagen in *Leipzig* ein, jedoch nicht ohne zuvor die Abzeichen des Studententhumes sorgsam entfernt zu haben, aus Furcht vor den wahrhaften Studenten, denen wir nun begegnen würden, für diese Anmassung übel behandelt zu werden.

Leipzig hatte ich seit meinem ersten Besuche im achten Jahre, ganz in der ähnlichen Umgebung wie das erste Mal, vorübergehend wiederbesucht; der phantastische Eindruck des Thomé'schen Hauses hatte sich wiederholt, nur war diesmal durch meine vorgerücktere Schulbildung bereits die Möglichkeit eines bewussteren Umganges mit meinem Onkel *Adolf* gegeben. Veranlassung hierzu gab mein freudiges Erstaunen, als ich erfuhr, dass der in einem grossen Vorsaal stehende Bücherschrank mit einer ziemlich zahlreichen Bibliothek aus der Erbschaft meines Vaters, mir angehöre. Ich ging die Bücher mit meinem

Oheim durch, wählte sofort eine Anzahl lateinischer Schriftsteller in der schönen *Zweibrücker* Ausgabe, sowie andere mich anziehende dichterische und schöngeistige Werke aus, und sorgte für die Zusendung nach Dresden. Bei meinem neuesten Besuche reizte mich namentlich das Studium des Studentenwesens. Zu den Eindrücken des Theaters und Prag's kam nun ein neues phantastisches Element, das sogenannte Renommiren des Studententhums. Eine Umwälzung war hiermit vorgegangen. Da ich zuerst als achtjähriger Knabe Studenten zu sehen bekam, hatte sich mir aus ihrem Aeussern die altdeutsche Tracht, mit dem schwarzen Sammtbarrette, dem am nackten Hals umgeschlagenen Hemdkragen und dem langen Haar, lebhaft eingeprägt. Seitdem war das Burschenthum, welchem jene Tracht angehörte, vor den politischen Verfolgungen verschwunden, und dagegen machte sich das nicht minder den Deutschen eigenthümliche Landsmannschaftswesen jetzt vorzüglich breit. Die Tracht der Landsmannschafter schloss sich im Ganzen der Mode, sogar mit Uebertreibung an; dennoch zeichnete sie sich durch Buntheit, und namentlich durch das Zurschautragen der landsmannschaftlichen Verbindungsfarben, vor der der übrigen Stände aus. Der «*Comment*», dieses Compendium pedantischer Verhaltungsmassregeln zur Conservirung eines trotzig abgeschlossenen Kastengeistes gegenüber den bürgerlichen Ständen, hatte seine phantastische Seite, wie im Grunde genommen die philisterhaftesten Eigenthümlichkeiten der Deutschen sie haben. Für mich wurde derselbe zum Begriff der Emanzipation von Schul- und Familienzwang. Die Sehnsucht Student zu werden fiel auf bedenkliche Weise mit meiner wachsenden Abneigung gegen die trockneren Studien und meiner sich steigernden Leidenschaft für das Befassen mit phantastischer Poëterei zusammen. Die Folge hiervon zeigte sich bald durch trotzige Unternehmungen zur Veränderung meiner Lage.

Bereits traf mich der Akt meiner Confirmation zu Ostern 1827 in ziemlicher Verwilderung nach dieser Seite hin, und namentlich mit merklicher Herabstimmung meiner Hochachtung für kirchliche Gebräuche. Der Knabe, der noch vor wenigen Jahren mit schmerzlicher Sehnsucht nach dem Altarblatte der Kreuzkirche geblickt, und in extatischer Begeisterung sich an die Stelle des Erlösers am Kreuze gewünscht, hatte die Hochachtung vor dem Geistlichen, zu welchem er in die der Confirmation vorangehenden Vorbereitungsstunden ging, bereits so sehr verloren, dass er zu seiner Verspottung nicht ungern sich gesellte, und sogar einen Theil des für ihn bestimmten Beichtgeldes in Uebereinstimmung mit einer hierzu verbundenen Genossenschaft vernaschte. Wie

es trotzdem mit meinem Gemüthe stand, erfuhr ich jedoch fast zu meinem Schrecken, als der Akt der Austheilung des heiligen Abendmahles begann, vom Chor Orgel und Gesang ertönte, und ich im Zuge der Confirmanden um den Altar wandelte: die Schauer der Empfindung bei Darreichung und Empfang des Brodes und des Weines sind mir in so unvergesslicher Erinnerung geblieben, dass ich, um der Möglichkeit einer geringeren Stimmung beim gleichen Akte auszuweichen, nie wieder die Veranlassung ergriff zur Communion zu gehen, was mir dadurch ausführbar ward, dass bekanntlich bei den Protestanten kein Zwang hierzu besteht.

Bald aber benutzte ich eine herbeigezogene Veranlassung zu einem Bruch mit der Kreuzschule, um meinen Fortgang nach Leipzig, von meiner Familie zu erzwingen. Um mich gegen eine mir ungerecht dünkende Strafe, welche der sonst von mir sehr verehrte Conrektor *Baumgarten-Crusius* über mich verhängte, zu schützen, gab ich beim Rektor eine plötzlich erhaltene Aufforderung meiner Familie, mit ihr in Leipzig mich zu vereinigen, vor, um sofort meine Entlassung aus der Schule zu erhalten. Bereits seit einem Vierteljahre hatte ich das Böhme'sche Haus verlassen, und bewohnte für mich allein ein kleines Dachzimmer, in welchem ich von einer Hofsilberwäschers-Wittwe bedient wurde, die mich den ganzen Tag über mit dem bekannten dünnen sächsischen Kaffee, als fast einzigem Nahrungsmittel versorgte. In dieser Dachkammer habe ich nichts wie Verse gemacht, auch fasste ich dort die ersten Entwürfe zu dem riesigen Trauerspiele, mit welchem ich später meine Familie in Bestürzung versetzte. Die Unordnung, in welche ich durch diese vorzeitige häusliche Unabhängigkeit gerieth, veranlasste namentlich meine besorgte Mutter, ohne Schwierigkeiten in meine Uebersiedelung nach *Leipzig* zu willigen, um so mehr als wirklich ein Theil meiner zerstreuten Familie sich dorthin gewendet hatte.

Mein Verlangen nach *Leipzig*, wie es ursprünglich durch die dort empfangenen phantastischen Eindrücke, zuletzt durch meine Schwärmerei für das Studentenwesen erweckt worden war, hatte in neuester Zeit noch eine andere Anregung erhalten. Meine Schwester *Luise*, damals ein Mädchen von etwa 22 Jahren, war, da sie kurz nach dem Tode unseres Stiefvaters nach Breslau zum Theater gegangen, mir so gut wie unbekannt geworden. Vor Kurzem kam sie auf ihrer Reise von dort nach Leipzig, an dessen Theater sie ein Engagement angenommen hatte, auf wenige Tage durch Dresden. Diese Begegnung mit der verwandten Unbekannten, das herzlich zärtliche Bezeugen ihrer Freude mich wiederzusehen, sowie ihr aufgewecktes launiges Wesen, machten auf mich den

angenehmsten Eindruck. Bei ihr, zu der sich nun auch die Mutter mit *Ottilien* für einige Zeit wandte, zu wohnen, erschien mir reizend. Zum erstenmal war eine Schwester zärtlich gegen mich gewesen. Als ich zu Weihnachten desselben Jahres (1827) in Leipzig ankam, und bereits meine Mutter mit *Ottilie* und *Cäcilie* (meiner Stiefschwester) vorfand, wähnte ich mich im Himmel. Eine grosse Veränderung hatte sich jedoch bereits zugetragen: *Luise* war Braut des angesehenen und vermögenden Buchhändlers *Friedrich Brockhaus* geworden. Die Anhäufung der Familie der gänzlich vermögenslosen Braut scheint nie dem ausserordentlich gutherzigen Bräutigam und baldigen Gemahle lästig gefallen zu sein; dennoch mag wohl die Schwester diesem Umstande eine besorgliche Vorstellung entnommen haben, welche sie mir alsbald in einem entfremdenden Lichte erscheinen liess. Die Veranlassung in den höheren bürgerlichen Kreisen sich zu wünschenswerther Geltung zu bringen, führte ausserdem von selbst eine merkliche Veränderung in dem Benehmen der sonst so heiteren, zu lustigen Einfällen aufgelegten Schwester herbei, welches im Laufe der Zeit von mir mit solcher Bitterkeit wahrgenommen wurde, dass ich gelegentlich mich später mit ihr einmal vollständig überwarf. Zu dem mich kränkenden Tadel meiner Aufführung gab ich jedoch leider bald wirklichen Anlass. Der Verfall meiner Studien und mein völliges Abweichen von den Pfaden einer regelmässigen Schulausbildung schreibt sich von meinem Eintritt in Leipzig her, und vielleicht war der Hochmuth des Schulpedantismus daran schuld.

In Leipzig bestehen zwei Gelehrtenschulen; die ältere, Thomas- und die jüngere, Nicolaischule genannt: die Nicolaischule stand damals in vorzüglicherem Rufe als ihre Schwester; dort musste ich demnach aufgenommen werden. Nun fand das Lehrercollegium, dem ich mich zu Neujahr 1828 zur Prüfung vorstellte, es dem Rang ihrer Schule angemessen, mir, der ich zuvor in der Dresdener Kreuzschule bereits in Secunda gesessen hatte, für einige Zeit Obertertia anzuweisen. Der Missmuth, der mich erfasste, als ich den Homer, von welchem ich bereits zwölf Gesänge schriftlich übersetzt hatte, wieder bei Seite legen musste, um zu den leichtern griechischen Prosaisten zurückzukehren, war unbeschreiblich, und schnitt sich tief in meine ganze Stimmung ein. Ich betrug mich demzufolge so, dass ich mir nie einen der Lehrer dieser Schule befreundete. Der hieraus entstehende unfreundliche Schulzwang stimmte mich um so trotziger, als ich nun an verschiedenen neuen Faktoren meiner Lebensbildung Anhalt zu diesem Trotz gewann. Während zunächst das nun täglich vor meinen Augen sich ausbreitende Studenten-

leben mich immer mehr mit seinem auflehnungssüchtigen Geiste erfüllte, fand ich von einer anderen, ernsteren Seite her unerwartet eine neue Anregung zur Verachtung des Schulpedantismus. Ich bezeichne hier den ihm längere Zeit unbewusst gebliebenen Einfluss meines Onkels *Adolph Wagner*, dessen Umgang nun für die eigentümliche Bildung des heranreifenden Jünglings von wichtiger Bedeutung ward.

Dass meinen phantastischen Neigungen nicht eigentlich ein Hang zu oberflächlicher Zerstreuung zu Grunde lag, zeigte sich in dem angelegentlichen Eifer, mit welchem ich mich diesem gelehrten Verwandten anschloss. Allerdings war er im Umgang und Gespräch sehr anziehend; die Vielseitigkeit seines Wissens, welches sich vom philologischen Fach über das philosophische und litterar-poëtische mit gleicher Wärme ausdehnte, vermochte nach dem Bekenntnisse Vieler, wenn er sich in gesprächlicher Unterhaltung mittheilte, höchst einnehmend zu wirken. Dass ihm hiergegen die Gabe versagt war, ebenso hinreissend, ja selbst nur klar zu schreiben, war eine der sonderbaren Unvollkommenheiten dieses Mannes, die seine Wirksamkeit auf die litterarische Welt bedeutend abschwächte, ja ihn sogar oft der Lächerlichkeit aussetzte, indem man ihm bei vorkommender Polemik die unverständlichsten und schwülstigsten Sätze nachweisen konnte. Mich sollte diese Schwäche nicht abschrecken, da ich einerseits in der unklaren Periode meiner eigenen Entwicklung befangen war, in welcher litterarischer Schwulst mir um so tiefsinniger erschien, als ich ihn nicht fassen konnte, andrerseits aber ich weniger von meinem Onkel las, als mit ihm mich unterhielt. Auch ihm schien der Umgang mit dem feurig aufhorchenden Jünglinge angenehm. Leider vergass er im vielleicht nicht ganz unselbstgefälligen Eifer seiner Mittheilung, dass er hierbei, wie in der Wahl seiner Ausdrucksweise, weit über meine jugendliche Fassungskraft hinausging. Täglich holte ich ihn zu den seiner Gesundheit nöthigen Nachmittagspromenaden um die Thore der Stadt ab. Ich vermuthe oft das Lächeln vorübergehender Bekannter erregt zu haben, welche den tiefsinnigen und oft aufreizenden Discussionen zwischen mir und meinem Onkel lauschten. Den Gegenstand derselben bildete im Grunde alles Ernste und Erhabene auf dem Gebiete des Wissens. Seine reichhaltige Bibliothek hatte mich fieberhaft nach allen Seiten hin aufgeregt, so dass ich feurig von einem Gebiete der Litteratur in das andere übersprang, ohne dazu gelangen zu können nach irgend einer Seite hin mich gründlich zu unterrichten. Mein Oheim freute sich in mir einen höchst willigen Zuhörer von Vorlesungen klassischer Tragödien, von denen er zum Beispiel selbst

eine Uebersetzung des «König Oedipus» geliefert hatte, zu finden; denn mit Recht schmeichelte er sich nach *Tieck*, der ihm wahrhaft befreundet war, einer der besten Vorleser zu sein. Ich entsinne mich, dass, als er einsam mit dem Lesepulte vor mir sass und eine griechische Tragödie vorlas, es ihn nicht verdross, als ich vollkommen einschlief, was er nachträglich gar nicht bemerkt zu haben vorgab. Meine Abende bei ihm zu verbringen, bestimmte mich ausserdem die freundlich behagliche Bewirthung, welche mir von seiner Frau zu Theil ward. Seit meiner frühesten Bekanntschaft mit meinem Oheim im Thomé'schen Hause war nämlich eine grosse Veränderung in dessen Leben vorgegangen. Das Asyl, welches er mit seiner Schwester *Friederike* bei seiner Freundin gefunden, schien mit der Zeit für ihn doch unerträgliche Verpflichtungen herbeizuführen. Da seine litterarischen Arbeiten ihm ein mässiges Einkommen sicherten, fand er es endlich seiner Würde entsprechender einen eigenen Hausstand zu gründen. Eine seinem Alter angemessene Freundin, die Schwester des nicht unrühmlich bekannt gewordenen Aesthetikers *Wendt* in Leipzig, wurde von ihm bestimmt, seine eigene Häuslichkeit ihm herzurichten. Ohne *Jeannette* ein Wort zu sagen war er, statt des gewöhnlichen Nachmittagsspazierganges, mit seiner Erwählten zur schnellen Abmachung der üblichen Trauungs-Ceremonien in die Kirche gegangen, und meldete nun bei der Heimkehr, dass er ausziehe, und noch heute seine Sachen abholen lassen werde. Der grossen Bestürzung, vielleicht auch den Vorwürfen seiner älteren Freundin, wusste er mit milder Fassung zu begegnen, und bis an sein Lebensende setzte er seine regelmässigen täglichen Besuche bei der zu Zeiten zärtlich schmollenden «*Mamselle Thomé*» fort. Nur die arme *Friederike* schien die unerwartete Untreue des Bruders mitunter büssen zu müssen.

Was mich an meinem Oheim besonders feurig anzog, war seine schroffe, aber doch humoristisch sich äussernde Verachtung des modernen Pedantismus in Staat, Kirche und Schule. Bei grosser Mässigung seiner sonstigen Ansichten über das Leben, machte er auf mich doch die Wirkung des eigentlichen Freigeistes. Völlig begeisternd wirkte auf mich seine Verachtung der Schulpedanterei. Als ich eines Tages mit dem Lehrer-Collegium der Nicolai-Schule in bedenkliche Konflikte gerathen war, und der Rektor derselben sich mit einer ernstlichen Beschwerde über mein Betragen an meinen Oheim, als den einzigen männlichen Vertreter meiner Verwandtschaft richtete, frug mich dieser beim Spaziergang um die Stadt gelegentlich ruhig und lächelnd, wie einen Altersgenossen, was ich denn mit den Leuten an der Schule gehabt hätte; ich

erklärte ihm den Vorfall und berichtete ihm von der mir ungerecht dünkenden Strafe, zu welcher ich verurtheilt war. Er beruhigte mich und ermahnte mich zur Geduld, indem ich mit dem spanischen Sprichwort mich trösten sollte: «*un rey no puede morir*», welches er dahin erklärte, dass auch ein Schulmonarch nothwendig immer Recht haben müsste.

Es konnte ihm natürlich nicht erspart bleiben, die Folgen dieser, die Urtheilskräfte meines Alters weit überschätzenden Art des Verkehres mit mir endlich zu seinem Schrecken inne zu werden. Hatte es mich zwar auch verdrossen, eines Tages, als ich den Gœthe'schen Faust vorzunehmen wünschte, von ihm die ruhige Meinung, dass ich diesen noch nicht verstehen würde, zu vernehmen, so hatten mich doch seine sonstigen Gespräche über unsere grossen Dichter, selbst über *Shakespeare* und *Dante*, nach meinem Dünken so vertraut mit diesen erhabensten Vorbildern gemacht, dass ich seit längerer Zeit heimlich damit beschäftigt war, mein grosses, schon in Dresden concipirtes Trauerspiel auszuführen. Auf diese Ausführung verwandte ich seit meinem Zerfall mit der Schule alle Arbeitskräfte, welche dieser eigentlich gewidmet sein sollten. Ich gewann mir bei dieser heimlichen Arbeit eine einzige Mitwisserin, meine Schwester *Ottilie*, welche mit mir jetzt allein bei der Mutter wohnte. Ich entsinne mich des Zagens und Schreckens, welchen die erste vertraute Mittheilung meiner grossen dichterischen Unternehmung meiner guten Schwester verursachte; dennoch gab sie sich liebevoll den Peinigungen hin, welche ich ihr zu Zeiten durch geheimnissvolle, aber deshalb nicht affektlose Vorlesung der einzelnen Theile meiner fortschreitenden Arbeit verursachte. Als ich ihr einstmals eine der erschrecklichsten Scenen vorlas, brach ein heftiges Gewitter aus; als ganz in unserer Nähe der Blitz einschlug und der Donner krachte, glaubte meine Schwester in mich dringen zu müssen, mit der Lektüre einzuhalten: sie überzeugte sich bald, dass es unmöglich war mich dazu zu bewegen, und hielt mit rührender Ergebung aus.

Ein bedenklicheres Gewitter zog sich jedoch endlich um den Horizont meines Lebens zusammen. Meine Vernachlässigung der Schule erreichte den Grad, dass es nothwendig zu einem Bruche mit ihr führen musste. Während meine gute Mutter hiervon keine Ahnung hatte, sah ich weniger mit Bangen, als mit Verlangen der Katastrophe entgegen. Um dieser in würdiger Weise zu begegnen, beschloss ich endlich meine Familie mit der Entdeckung meines nun vollendeten Trauerspieles zu überraschen. Die Bekanntschaft mit diesem grossen Ereigniss sollte ihr durch meinen

Onkel verschafft werden; seiner herzlichen Anerkennung meines grossen Dichterberufes glaubte ich in Folge unserer sonstigen grossen Uebereinstimmung über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens, der Wissenschaft und der Kunst, unbedenklich sicher sein zu dürfen. Somit übersandte ich ihm das voluminöse Manuscript mit einem ausführlichen Brief, in welchem ich ihm meine Lebenstendenz im Betreff der Nicolaischule, sowie meinen festen Entschluss, fortan durch keinen Schulpedantismus mehr in meiner freien Entwicklung mich hemmen zu lassen, wie ich vermuthete, zu seiner grossen Freude, mittheilte. Es kam anders. Der Schreck war gross. Mein Onkel, sich völlig einer Schuld bewusst fühlend, erschien bei meiner Mutter und meinem Schwager, um mit Entschuldigungen seines, vielleicht übel zu deutenden Einflusses auf mich, Bericht von dem Unglück zu geben, welches die Familie betroffen habe. Mir selbst schrieb er einen ernst abweisenden Brief, von dem ich noch heute nicht begreifen kann, warum er von so wenigem Humor in der Auffassung meiner Verirrung zeigte: denn, auffallender Weise, gab er nur dem Gefühl des Selbstvorwurfes, durch unzweckmässigen Umgang mich zur Verschrobenheit getrieben zu haben, Ausdruck, belehrte mich aber durchaus nicht in gemüthlicher Weise über den Charakter meiner Verirrung.

Der Gegenstand des Verbrechens des fünfzehnjährigen Jünglings, bestand, wie gesagt, in einem grossen Trauerspiel, mit dem Titel: *«Leubald und Adelaïde»*.

Das Manuscript dieses Drama's ist mir leider abhanden gekommen, doch sehe ich es im Geiste noch deutlich vor mir: die Handschrift war im höchsten Grad affektirt; die schräg zurückgebogenen hohen Buchstaben, durch welche ich ihr einen originellen Anstrich zu geben suchte, hatten schon einem meiner Lehrer die persische Keilschrift zurückgerufen. In dieser Schrift hatte ich nun ein Drama aufgezeichnet, zu welchem *Shakespeare* hauptsächlich durch «Hamlet», «Macbeth» und «Lear», *Gœthe* durch «Götz von Berlichingen» beigetragen hatten. Die Handlung begründete sich eigentlich auf eine Variation des «Hamlet»: die Veränderung bestand darin, dass mein Held, durch die Erscheinung des Geistes seines, unter ähnlichen Umständen gemordeten Vaters, und dessen Aufforderung zur Rache, zu so ungestümer Aktion hingerissen wird, dass er durch eine Reihe von Mordthaten zum Wahnsinn gelangt. In seiner Anlage ein Gemisch von «Hamlet» und «Percy Heisssporn», hatte Leubald dem Geiste des Vaters gelobt, das ganze Geschlecht des *Roderich*, (so hiess der ruchlose Mörder des besten Vaters) von der Erde zu ver-

3*

tilgen. Nachdem er nun diesen Roderich selbst, sodann seine Söhne, auch dessen sonstige helfende Verwandten in ungestümer Fehde erlegt hatte, verwehrte ihm nur noch Eines die Erfüllung seines heissesten Wunsches, sich selbst durch den Tod dem Schatten seines Vaters zu gesellen: noch lebte ein Sprosse Roderichs. Des Frevlers Tochter war bei dem Sturm auf dessen Burg durch einen getreuen, von ihr aber gehassten Freier, entführt und gerettet worden. Dieses Mädchen fühlte ich mich begeistert «*Adelaïde*» zu nennen. Schon damals sehr für Deutschthümlichkeit eingenommen, kann ich mir diese auffallend undeutsche Benennung meiner Heldin nur aus meinem Enthusiasmus für *Beethovens* «Adelaïde» erklären, deren schwärmerischer Refrain mir als Symbol aller Liebesanrufung erschien. Der Gang meines Drama's bezeichnete sich nun durch die seltsamen Verzögerungen dieses letzten nothwendigen Sühnemords, dessen Hauptverhinderung ein schnell sich einstellendes, glühendes Liebesverhältnis zwischen Leubald und Adelaïde abgab. Es gelang mir die Entstehung und das Bekenntniss dieser Liebe unter ausserordentlich abenteuerlichen Umständen zur Darstellung zu bringen. Adelaïde war dem sie bergenden Bräutigam wiederum durch einen Raubritter entführt worden. Nachdem Leubald diesen Bräutigam mit dessen Familie ebenfalls aufgeopfert, stürmt er nun auch vor das Raubschloss, bereits weniger von Blutdurst als von Todessehnsucht angetrieben. Er bedauert desshalb das Raubschloss nicht sofort stürmen zu können, weil es gut verwahrt ist, und die eingebrochene Nacht ihn daran verhindert; er muss ein Zelt aufschlagen; nach anhaltendem Rasen verfällt er zum erstenmal in Ermattung: und nach Hamlet's Vorbild treibt ihn der Geist seines Vaters da nochmals zur Vollendung des Rachegelübdes an, als er durch einen nächtlichen Ueberfall plötzlich selbst in die Gewalt des Feindes geräth. Dort in unterirdischen Burgverliessen begegnet er zum ersten Mal der Feindestochter, welche, gleich ihm gefangen, sich listig zur Flucht wendet, und ihm unter Umständen erscheint, in welchen sie auf ihn den Eindruck einer himmlischen Vision hervorbringt. Sie lieben sich, flüchten gemeinschaftlich in die Wildniss, und erkennen sich als Todfeinde. Der in Leubald bereits merklich keimende Wahnsinn bricht nach dieser Entdeckung immer stärker hervor; was zu dessen Steigerung beigetragen werden kann, geschieht durch den Geist des Vaters, welcher sich unaufhörlich zwischen die Annäherungen der Liebenden drängt. Nicht aber dieser Geist allein stört das versöhnende Liebesverhältnis Leubalds und Adelaïde's, auch der Geist Roderich's findet sich ein, und nach der von Shakespeare in Richard III befolgten Me-

thode schliessen sich ihm die Geister der übrigen durch Leubald hingerichteten Glieder der Familie seiner Geliebten an. Gegen die unaufhörlichen Zudringlichkeiten dieser Geister sucht Leubald, durch die Mitwirkung eines wüsten Bösewichtes, Namens Flamming, der sich zu ihm gesellt, vermöge der Zauberei sich zu schützen. Eine der Hexen Macbeth's soll die Geister bannen: da sie dies nicht ordentlich zu Stande bringt, stösst der rasende Leubald auch diese über den Haufen, welche ihm sterbend die ganze Schaar der ihr dienenden Geister zu den ihm bereits persönlich anhaftenden Gespenstern auf den Hals hetzt. In dieser Weise auf das unleidlichste geplagt, wendet sich Leubald im äussersten Wahnsinn endlich gegen die Geliebte, welche ihm alle diese Noth zu bereiten scheint. Er ersticht sie in der Raserei, findet sich dann plötzlich beruhigt, senkt sein Haupt auf ihren Schooss, und lässt sich ihre letzte Liebkosung gefallen, während ihr eigenes Blut über den Sterbenden dahinströmt.

Ich kann bezeugen dass nichts von mir unterlassen war, um diesem Stoff die mannigfaltigste Ausführung zu geben, weder was aus Rittergeschichten mir bekannt war, noch was aus Lear und Macbeth mir vertraut geworden, hatte ich unbenutzt gelassen, um mein Drama mit den reichsten Situationen auszustatten. Ein Hauptingredienz meiner poëtischen Gestaltung entnahm ich jedoch der pathetischen und humoristischen Kraftsprache Shakespeare's. Die Kühnheit des schwülstigen und bombastigen Ausdruckes setzte namentlich meinen Oheim Adolph in Schreck und Staunen. Er konnte nicht begreifen, wie ich aus dem Lear und dem Götz von Berlichingen gerade nur diese exorbitanten Redensarten, und zwar noch mit der unglaublichsten Uebertreibung herausgelesen und verwendet hatte. — Mir blieb, als man mich mit Wehklagen über meine verlorene Zeit und verschrobene Richtung wahrhaft betäubte, ein wunderlicher innerer Trost gegen die widerfahrende Calamität: ich wusste, was noch Niemand wissen konnte, nämlich, dass mein Werk erst richtig beurtheilt werden könnte, wenn es mit der *Musik* versehen sein würde, welche ich dazu zu schreiben beschlossen hatte, und welche ich nächstens auszuführen demnach beabsichtigte.

Ich habe nun nämlich nachzuholen, was im Betreff der *Musik* mit mir vorgegangen war, und muss hierzu von den ersten Anfängen beginnen.

In meiner Familie wurde von zwei meiner Schwestern Musik getrieben: *Rosalie*, die älteste, spielte Klavier, ohne es doch je weit darin zu bringen; begabter war dagegen *Clara*, welche, bei grossem musi-

kalischem Gefühl und schönem warmem Ton auf dem Klavier, eine ausserordentlich seelenvolle Stimme besass, deren Entwicklung so frühzeitig und bedeutend sich anliess, dass meine Schwester, von dem zur Zeit noch rühmlich genannten Gesanglehrer *Mieksch* geschult, schon in ihrem sechszehnten Jahre zur Primadonna reif schien, als welche sie in der italienischen Oper zu Dresden als «*Cenerentola*» in Rossini's Oper ihr Debüt bestand. Beiläufig erwähnt zeigte sich, dass eben diese zu frühe Entwicklung das Organ Clara's beschädigt hatte, was der Armen für ihr ganzes Leben von traurigem Einfluss ward. Durch diese beiden Schwestern wurde, wie gesagt, die Musik in unserem Haus vertreten. Namentlich das Schicksal Clara's führte aber auch den Kapellmeister *K. M. von Weber* zu wiederholten Malen in unser Haus. Mit dem seinigen wechselte zu Zeiten der Besuch des kolossalen Sopransängers *Sassaroli* ab; zwischen diesen beiden Repräsentanten der deutschen und italienischen Musik fand sich der Gesanglehrer *Mieksch* ein. Ich hörte als Kind bei solchen Gelegenheiten zum erstenmal über *deutsche* und *italienische* Musik discutiren und erfuhr, dass wem es an der Hofgunst gelegen wäre, sich auf die italienische Richtung werfen müsse, und zwar erhielt diess in unserem Familienrath eine ganz praktische Bedeutung. Das Talent Clara's, so lange die Stimme noch ungebrochen, war der Gegenstand des Wetteifers der italienischen und der deutschen Oper. Ich entsinne mich nun sehr deutlich, dass ich von je mich für die deutsche Oper erklärte; vielleicht wirkte hierzu der drastische Eindruck der beiden Gestalten Sassaroli's und Weber's. Der italienische Sopransänger, ein ungeheurer, rundbäuchiger Koloss, entsetzte mich durch seine hohe Weiberstimme, seine erstaunliche Volubilität im Sprechen und sein kreischendes stets bereites Lachen. Trotz seiner grossen Gutmüthigkeit und Beliebtheit namentlich auch in meiner Familie, war dieser Mensch mir gespenstisch widerwärtig; italienisch sprechen und singen hören, erschien mir als das Teufelswerk dieser Spukmaschine, und als ich in Folge des Missgeschicks meiner armen Schwester noch häufig von italienischen Intriguen und Kabalen sprechen hörte, begründete sich in mir ein so starker Widerwille gegen dieses Element, dass ich noch in spätesten Zeiten mich entsinne bis zu leidenschaftlicher Abneigung dadurch verführt worden zu sein. Die seltenen Besuche *Weber's* scheinen dagegen in mir diejenigen ersten Eindrücke hervorgerufen zu haben, welche mich mein ganzes Leben lang mit unerlöschlicher Sympathie erfüllten. Der scandalösen Gestalt Sassaroli's gegenüber erfasste mich Weber's überaus zarte, leidende und geistverklärte Erscheinung mit

extatischer Theilnahme. Das schmale feine Gesicht mit den lebhaften und doch häufig umschleierten Augen, bannte mich in Schauern fest; sein stark hinkender Gang, den ich oft vom Fenster aus wahrnahm, wenn der Meister um die Mittagszeit aus den ermüdenden Proben seinen Heimweg an unserem Hause vorbei nahm, kennzeichnete meiner Imagination den grossen Musiker als ein ungewöhnliches, übermenschliches Wesen. Als ihm einst meine Mutter den etwa neunjährigen Knaben vorstellte, und er frug was ich werden sollte, ob vielleicht Musiker, sagte meine Mutter dass ich wohl auf den *Freischütz* ganz versessen sei, sie aber trotzdem noch nichts an mir wahrgenommen hätte, was auf mein musikalisches Talent deuten möchte. Dies war von meiner Mutter sehr richtig beobachtet: nichts ergriff mich so stark als die Musik des Freischützen, und auf jede Weise suchte ich die von dort her empfangenen Eindrücke wieder vorzuführen, sonderbarer Weise aber am wenigsten durch Studium der Musik selbst. Ich begnügte mich dafür mit dem Anhören des Vortrages von Musikstücken aus dem Freischützen namentlich durch meine Schwestern. Jedoch wuchs die Leidenschaft hiefür allmählich so stark, dass ich mich entsinne eine ausserordentliche Neigung zu einem jüngeren Manne, Namens *Spiess*, gewonnen zu haben, lediglich aus dem Grunde, weil dieser die Ouverture zum Freischütz spielen konnte, zu deren Vortrag ich ihn, wo ich ihn nur antraf, aufforderte. Namentlich die Einleitung dieser Ouverture war es, welche mich endlich auch zu dem Versuche antrieb, ohne irgend welchen Unterricht auf dem Klavier empfangen zu haben, mir dieses Stück auf meine besondere Weise selbst vorzuführen. Denn, sonderbar genug, war ich der Einzige unter meinen Geschwistern, welcher keinen Klavierunterricht empfangen hatte, was ich wahrscheinlich der ängstlichen Sorge meiner Mutter verdankte, mir derlei künstlerische Uebungen, welche mir etwa Neigung zum Theater beibringen könnten, fern zu halten. Etwa in meinem zwölften Jahre nahm jedoch meine Mutter einen Hauslehrer, mit Namen *Humann*, für mich an, bei welchem ich wirklichen, wenn auch dürftigen Klavierunterricht erhielt. Aeusserst stümperhaft mit Kenntniss des Fingersatzes ausgerüstet, drängte ich sofort zur Einübung vierhändiger Ouverturen, von denen wiederum die Weber'schen der Zielpunkt meines Strebens waren. Als ich es endlich so weit gebracht hatte, die Freischütz-Ouverture, wenn auch in fehlerhaftester Weise, für mich allein zu spielen, hielt ich den Zweck dieser Studien für erreicht, und in keiner Weise fühlte ich mich gedrängt der Ausbildung meines Klavierspiels weitere Sorgfalt zu widmen. Dennoch hatte ich jetzt so viel erreicht, dass ich für die

Musik nicht mehr von dem Vortrag anderer abhängig war; ich selbst suchte mir nun auf meine immerhin bedenklich incorrekte Weise vorzuspielen, was ich kennen lernen wollte. So versuchte ich es auch mit Mozart's *Don Juan*, ohne jedoch noch Gefallen daran finden zu können, da mir namentlich der italienische Text im Klavierauszuge die Musik in ein frivoles Licht setzte, und Vieles mir darin tändelnd und unmännlich erschien. (Ich entsinne mich, dass, wenn meine Schwester Zerlinen's Ariette: «*Batti, batti, ben Masetto*», vortrug, mich diese Musik völlig als weichlich und weibisch abschreckte).

Dagegen wurde mein Hang zur Beschäftigung mit Musik immer reger, und ich suchte mir nun auch meine Lieblingsstücke durch Abschrift anzueignen. Ich entsinne mich des Zagens meiner Mutter, als sie mir Geld zum ersten Notenpapier geben musste, auf welches ich mir «Lützow's Jagd» von Weber als erstes Notenstück kopirte. Immer blieb aber meine Beschäftigung mit Musik Nebensache; jedoch entsinne ich mich, dass die Nachricht von Weber's Tod, und die Sehnsucht seine Musik zu *Oberon* kennen zu lernen, meine schwärmerische Neigung neu anfachte. Besondere Nahrung empfing diese noch aus den Nachmittags-Conzerten im Dresdener «Grossen Garten», wo das Zillmann'sche Stadtmusikcorps, wie mir schien mit grosser Virtuosität, meine Lieblingsmusik mir oft zu Gehör brachte. Das zauberische Behagen, welches mir die Anhörung des Orchester's in unmittelbarster Nähe erweckte, ist mir noch jetzt in wollüstiger Erinnerung. Schon das Einstimmen der Instrumente setzte mich in mystische Aufregung: ich entsinne mich, dass namentlich das Anstreichen der Quinten auf der Violine mir wie Begrüssung aus der Geisterwelt dünkte, — was, beiläufig erwähnt, bei mir seinen ganz buchstäblichen Sinn hatte. Schon als kleinstes Kind fiel der Klang dieser Quinten mit dem Gespensterhaften, welches mich von jeher aufregte, genau zusammen. Ich entsinne mich noch in späterer Zeit nie ohne Grauen an dem kleinen Palais des Prinzen *Anton*, am Ende der Ostraallee in Dresden vorübergegangen zu sein; in dieser Gegend hatte ich nämlich zuerst und dann häufiger das Stimmen einer Violine in der Nähe gehört, welches mir von den steinernen Figuren zu kommen schien, mit denen dieses Palais geschmückt ist, und unter welchen einige mit musikalischen Instrumenten ausgestattet sind. (Es machte einen sonderbaren Eindruck auf mich, als ich, nach Antritt meines Kapellmeisteramtes in Dresden dem Konzertmeister *Morgenroth*, einem ältlichen Herrn, welcher seit langen Jahren jenem prinzlichen Palais gegenüber wohnte, meinen Besuch machte, und bei dieser Gelegenheit mich davon

überzeugte, dass der meine musikalische Knabenphantasie so stark imprimirende Quintenstreicher nichts weniger als ein gespenstisch-mystisches Wesen war). Da ich nun auch das bekannte Bild sah, auf welchem ein Todtengerippe einem sterbenden Greise auf der Violine vorspielt, so prägte sich das Geisterhafte gerade dieser Klänge der Phantasie des Kindes mit besonderer Stärke ein. Nun endlich als erwachsener Knabe fast alle Nachmittage um das Zillmann'sche Orchester im grossen Garten schwärmend, denke man sich das wollüstige Grauen, mit welchem ich all' die verschiedenen chaotischen Klangfarben einsog, die man beim Anhören eines einstimmenden Orchesters vernimmt: das langgehaltene *A* der Hoboë, welches die übrigen Instrumente gleichsam wie eine Geistermahnung wachruft, verfehlte nie alle meine Nerven in fieberhafte Spannung zu bringen; und wenn nun das anschwellende *C* der Freischütz-Ouvertüre mir ankündigte, dass ich unmittelbar, wie mit beiden Füssen, in das Zauberreich des Grauens eingetreten sei, so hätte wohl, wer mich damals beobachtete, gewahr werden müssen, welche Bewandtniss es, trotz meinem gräulichen Klavierspiel, mit mir hatte.

Ein anderes Werk zog mich endlich ebenfalls an, es war die Ouverture in *E-dur* zu *Fidelio*, von welcher mich die Einleitung besonders ergriff. Ich erkundigte mich nach *Beethoven* bei meinen Schwestern und erfuhr, dass soeben die Nachricht von dessen Tode angelangt sei. Noch voll des unbegreiflich wehmüthigen Eindrucks von *Weber*'s Tode, erfasste mich dieser neue Todesfall eines so eben erst lebendig in mein Leben getretenen Tonmeisters mit seltsamem Bangen, welches dem jugendlichen Gespenstergrauen vor den Quintenklängen der Violinen nicht unverwandt war. Auch *Beethoven* wollte ich nun genauer kennen lernen: ich kam nach Leipzig, und fand bei meiner Schwester Luise auf dem Klavier seine Musik zu «Egmont»; dann suchte ich mir Sonaten von ihm zu verschaffen: endlich hörte ich zum ersten Mal in einem Gewandhaus-Konzerte eine Symphonie des Meisters; es war die *A-dur* Symphonie. Die Wirkung hiervon auf mich war unbeschreiblich. Dazu kam der Eindruck den Beethoven's Physiognomie, nach den damals verbreiteten Lithographien, auf mich machte, die Kenntniss seiner Taubheit, seines scheuen zurückgezogenen Lebens. In mir entstand bald ein Bild erhabenster überirdischer Originalität, mit welcher sich durchaus nichts vergleichen liess. Dieses Bild floss mit dem *Shakespeare*'s in mir zusammen: in extatischen Träumen begegnete ich Beiden, sah und sprach sie; beim Erwachen schwamm ich in Thränen. — Von *Mozart* lernte ich jetzt das *Requiem* kennen: es war der Ausgangspunkt meines schwärmerischen

Versenkens auch in diesen Meister, der mich nun mit dem zweiten Finale des *Don Juan* dazu stimmte, ihn in meine Geisterwelt vollkommen einzureihen.

Wie ich von jeher zu dichten versucht hatte, musste ich nun nothwendig auch zu komponiren versuchen: da es sich hier aber um die Erlernung eines selbstständigen technischen Komplexes handelte, hatte es damit grössere Schwierigkeiten, als bei dem scheinbar so leicht glückenden Versemachen; und diese Schwierigkeiten waren es, welche bald meinen Lebenslauf dahin bestimmten, dass er den Anschein des Lebenslaufes eines «Musikers» gewann, welchem der «Kapellmeister» und «Opern-Componist» einst das specielle gangbare Gepräge aufdrücken sollten.

Zu «*Leubald und Adelaïde*» wollte ich nun eine Musik schreiben, wie die Beethoven'sche zu Gœthe's «Egmont»; namentlich sollten die so unterschiedlichen Gattungen der Gespensterwelt angehörenden Geistererscheinungen, durch die entsprechende musikalische Begleitung ihr rechtes Kolorit erst erhalten. Wie es zu ermöglichen sei, schnell das nöthige Componiren mir anzueignen, sollte mich *Logier*'s «Methode des Generalbasses» lehren, welche man mir in einer musikalischen Leihanstalt als zweckmässiges Lehrbuch zur schnellen Erlernung des Componirens anempfohlen hatte. Ich entsinne mich, dass die finanziellen Wirren, die mir mein Leben zu jeder Zeit so sehr störten, von hier ihren Ausgang nahmen: ich entlieh Logier's Methode gegen ein wöchentliches Leihgeld in der angenehmen Hoffnung, mit einigen Wochen Leihgebühr, welche ich allenfalls von gesammeltem Taschengelde erübrigt hätte, davon zu kommen. Die Wochen dehnten sich aber zu Monaten aus, und immer konnte ich noch nicht componiren, wie ich wollte. Herr Friedrich *Wieck*, der spätere Schwiegervater *Rob. Schumann*'s und damalige Besitzer jener Leihanstalt, liess mir bedenkliche Mahnungen zukommen, und als die Rechnung fast zu gleicher Höhe mit dem Preise des Logier'schen Buches angeschwollen war, sah ich mich genöthigt meiner Familie mich zu entdecken, welche nun mit meiner Finanz-Calamität zugleich meine neue Verirrung auf das Gebiet der Musik erfuhr, von der man sich natürlich im glücklichsten Falle nur eine Wiedergeburt von «Leubald und Adelaïde» erwartete. Die häusliche Noth war gross; Mutter, Schwester und Schwager beriethen sich mit sorgenvoller Miene, in welcher Weise künftighin meine Studien zu überwachen sein dürften, um mich von steten Abwegen zurückzuhalten. Noch wusste man jedoch nicht in welches Verhältniss ich zur Schule getreten war, und tröstete sich damit, hoffentlich auch diesen Abweg, wie den kurz zuvor beschrittenen dichterischen, bald von mir wieder verlassen zu sehen.

Ausserdem gingen häusliche Veränderungen vor sich, welche es herbeiführten dass ich im Sommer 1829 längere Zeit allein und ganz mir selbst überlassen in der Leipziger Wohnung zurückblieb. In dieser Zeit erreichte meine musikalische Extase einen besonders phantastischen Höhepunkt. Ich hatte heimlichen Unterricht in der Harmonie-Lehre bei einem tüchtigen Musiker des Leipziger Orchesters, *G. Müller* (später Organist in Altenburg), genommen: während die Bezahlung auch dieses Stundengeldes mir später grosse häusliche Verlegenheiten bereiten sollte, vermochte ich nicht einmal meinen Lehrer durch Freude an wahrnehmbaren Fortschritten meiner Studien für das Ausbleiben der Stundengelder zu entschädigen. Seine Lehren und Aufgaben erfüllten mich bald ihrer vermeintlichen Trockenheit wegen mit grossem Widerwillen. Die Musik war mir durchaus nur Dämonium, eine mystisch erhabene Ungeheuerlichkeit; alles Regelhafte schien sie mir durchaus zu entstellen. Bei weitem entsprechendere Belehrung, als von meinem Leipziger Orchester-Musiker, suchte ich daher in *Hoffmann*'s «Phantasiestücken» auf; und jetzt war die Zeit, wo ich so recht eigentlich in diesem Hoffmann'schen Kunstgespensterspuk lebte und webte. Ganz erfüllt von *Kreissler, Krespel,* und anderen Musikgespenstern meines Lieblingsschriftstellers, glaubte ich endlich auch im Leben ein solches Original glücklicherweise aufgefunden zu haben: dieser ideale Musiker, an welchen ich eine Zeitlang mich mit der phantastischen Annahme, mindestens einen zweiten «Kreissler» entdeckt zu haben, hingab, war ein gewisser *Flachs.* Ein langer, ausserordentlich hagerer Mensch, mit besonders dünnem Kopf, und höchst absonderlichen Manieren im Gehen, Sichbewegen und Sprechen, war von mir in allen Gartenkonzerten, welche für mich der Hauptquell der musikalischen Bildung waren, angetroffen worden. Er hielt sich immer bei den Orchestern auf, sprach in wunderlicher Hast bald mit diesem, bald mit jenem Musiker, mit denen Allen er bekannt war und die ihn gut zu leiden schienen. Dass sie sich alle über ihn lustig machten, sollte ich zu meiner Beschämung erst viel später erfahren. Ich entsann mich diese merkwürdige Figur schon in frühester Zeit in Dresden wahrgenommen zu haben, und entnahm auch aus Gesprächen, welche ich belauschte, dass er wirklich mit allen Dresdener Musikern ebenfalls genau bekannt war. Schon dieser Umstand machte mir ihn höchlich interessant; vor allem aber rissen mich die Wahrnehmungen hin, die ich an ihm machte, wenn er den Musikstücken zuhörte: ein eigenthümliches convulsivisches Kopfnicken und seufzerartiges Aufblasen der Wangen, deutete ich mir als dämonische Extase; da ich

ausserdem bemerkte, dass er ganz allein war, durchaus keiner Gesellschaft angehörte, und einzig dem Zuge der Gartenmusik folgte, bildete sich in mir die Identification dieses wunderbaren Menschen mit dem «Kapellmeister Kreissler» ganz natürlich aus. Ich musste seine Bekanntschaft machen, und es gelang mir. Wer beschreibt meine Wonne, als ich, zum erstenmal in seiner Wohnung ihn aufsuchend, dort unglaubliche Stösse von Partituren vorfand! Ich hatte noch nie eine Partitur gesehen. Zu meiner Betrübniss entdeckte ich zwar, dass er weder von Beethoven noch von Mozart oder Weber etwas besass, dagegen eine Unmasse von Werken, Messen und Cantaten, von mir gänzlich unbekannten Componisten, wie Stærkel, Stamitz, Steibelt u. s. w., von denen jedoch *Flachs* mir so viel Gutes zu sagen wusste, daß der Respect, den ich im Allgemeinen vor Partituren empfand, mir über das Bedenken, nichts von meinen geliebten Meistern anzutreffen, hinweg half. Später erfuhr ich allerdings, dass der gute *Flachs* in den Besitz gerade dieser Partituren nur durch die Benutzung seiner Geistesschwäche von Seiten gewissenloser Speculanten gerathen war, welche ihm diese werthlosen Musikalien für theures Geld aufgeheftet hatten. Kurz, es waren Partituren, und das war mir genug. *Flachs* ward mein intimster Umgang; überall sah man den sechszehnjährigen schmächtigen Jüngling mit der wunderlich wackelnden Flachsstange herumziehen, und meine damals einsame Familienwohnung nahm oft den sonderbaren Gast auf, der, bei Butterbrod und Käse, meine Compositionen von mir sich vorspielen lassen musste, und dagegen mir einst eine Arie für Blasinstrumente arrangirte, welche von dem Musikcorps in *Kintschy*'s Schweizerhütte zu meinem Staunen ausgeführt wurde. Dass dieser Mann nie auch nur etwas halbwegs Belehrendes gegen mich von sich geben konnte, fiel mir nicht auf; ich war so fest in der Annahme von seiner Originalität, dass er mir diese durch nichts andres als durch geduldiges Anhören meiner enthusiastischen Ergiessungen zu documentiren hatte. Da sich mit der Zeit einige Bekannte meines Freundes zu uns gesellten, konnte es mir allerdings endlich nicht entgehen, dass mein guter *Flachs* als Schwachkopf und Narr von aller Welt behandelt wurde; doch stimmte mich diess zunächst mehr wehmüthig, bis ein wunderliches Ereigniss mich plötzlich zu der allgemeinen Ansicht über ihn bekehrte. *Flachs* besass einiges Vermögen, und wurde um dessenwillen von einem jungen verdächtigen Frauenzimmer umgarnt, von welcher er sich heftig geliebt meinte: plötzlich fand ich sein Haus mir verschlossen, und staunend gewahrte ich dass dies aus Eifersucht geschah. Die wunderbare Unheimlichkeit dieses Verhältnisses, wie es in dieser Art überhaupt zum



erstenmal meiner Erfahrung vorkam, erfüllte mich mit einem seltsamen Grauen. Der Wahnsinn meines Freundes ging mir plötzlich in einem grelleren Lichte, als es hier gewiss das richtige war, auf: ich schämte mich meiner langen Verblendung so sehr, dass man mich geraume Zeit in keinem Gartenconcerte mehr sah, aus Furcht, wieder in die Nähe meines falschen «*Kreissler*» zu gerathen.

In dieser Zeit hatte ich nun eine erste Sonate in D-moll componirt. Auch ein Schäferspiel hatte ich begonnen, bei dessen Ausarbeitung ich in gewiss noch nie dagewesener Weise verfuhr. Durch Göthe's «Laune der Verliebten» für Form und Inhalt meiner Dichtung bestimmt, entwarf ich kaum auch nur einen Plan des Textes, und führte dagegen die Dichtung zugleich mit der Musik und der Instrumentation in der Weise aus, dass ich, während ich die eine Partiturseite schrieb, für die folgende selbst nicht einmal den Text im Voraus überlegt hatte. Ich entsinne mich, dass ich auf diese gänzlich phantastische Weise, ohne die mindeste Kenntniss des Schreibens für Instrumente mir verschafft zu haben, wirklich eine ganze längere Nummer zu Stande brachte, welche sich schliesslich als eine Scene für drei Frauenstimmen herausstellte, welcher die Arie eines Tenoristen folgte. Meine Neigung für Orchester zu schreiben war so lebhaft, dass, nachdem ich mir eine Partitur des *Don Juan* verschafft hatte, ich nun an eine grössere Sopranarie ging, die ich nach meiner Meinung bereits sorgfältig instrumentirte. Auch ein Quartett in D-dur schrieb ich, nachdem ich mit dem Altschlüssel der Bratsche, dessen Unkenntniss mich bei Gelegenheit des Studiums eines Haydn'schen Quartettes vor kurzer Zeit noch in die grösste Verlegenheit gesetzt hatte, auf befriedigende Weise mich vertraut gemacht.

Mit diesen Werken ausgerüstet, ging ich nun im Sommer auf meine erste Kunstreise. Meine Schwester *Clara*, an den Sänger *Wolfram* verheirathet, war am Magdeburger Theater engagirt: und auf altvertraute Weise machte ich mich zu dem Abenteuer einer Fussreise dahin auf. Mein kurzer Aufenthalt bei meinen Verwandten brachte mir manche musikalische Erfahrungen ein: namentlich stiess ich dort auf ein neues Original, dessen Einwirkung auf mich mir unvergesslich geblieben ist. Es war dies ein Musikdirector *Kühnlein*, ein wirklich eigenthümlicher, aber auch sonderbarer Mensch; bereits ältlich, kränklich, und leider auch trunksüchtig, imponirte dieser Mann durch eine auffallende, schwungvolle Gewähltheit des Ausdruckes. Seine stärkste Eigenschaft war seine vergötternde Schwärmerei für *Mozart*, und seine leidenschaftliche Geringschätzung *Weber*'s. Er las nur ein Buch: Göthe's «Faust», und in diesem

fand sich keine Seite, auf welcher nicht eine Stelle entweder mit verklärender Deutung auf *Mozart* oder mit schmähender Beziehung auf *Weber* angestrichen gewesen wäre. Diesem Mann vertraute mein Schwager meine mitgebrachten Compositionen an, um durch ihn ein Urtheil über meine Befähigung zu erhalten. Als wir des Abends gemüthlich in einem Gasthofe sassen, trat der alte *Kühnlein* herein, und kam mit ernster Freundlichkeit auf uns zu: ich glaubte Gutes in seinen Mienen zu lesen; mein Schwager frug ihn, was er an meinen Arbeiten finde? «Kein gutes Haar», entgegnete er mit sanfter Ruhe. Mein Schwager, an *Kühnlein*'s Excentricität gewöhnt, lachte laut auf, was mich einigermassen erquickte. Deutliche Gründe für sein Urtheil und Belehrung konnte ich von *Kühnlein* nicht gewinnen, dagegen immer nur erneuertes Schmähen *Weber*'s und einziges Hinweisen auf *Mozart*, welches auf mich immerhin von Eindruck blieb, da *Kühnlein* stets mit grosser und emphatischer Wärme sich ergoss. — Andrerseits erwarb ich mir zu gleicher Zeit, bei Gelegenheit dieses Besuches, einen wunderbaren Besitz, der mich von der Befolgung von *Kühnlein*'s Lehren wieder weit abführen sollte; es war dies die Partitur des grossen *Es-dur*-Quartettes von *Beethoven*, welches damals noch ziemlich neu war, und von welchem mein Schwager mir eine Abschrift besorgen liess. Mit meiner Erfahrung und meinem Schatze bereichert, kehrte ich nach Leipzig in die Brütstätte meiner phantastisch-musikalischen Studien zurück, konnte nun aber nicht länger mehr verhindern, dass meiner dort wieder vereinigten Familie, zu welcher meine Schwester *Rosalie* wiederum gehörte, mein gänzlich gestörtes Schulverhältniss offenbar wurde.

Es fand sich nämlich die Anzeige ein, dass ich seit einem halben Jahre die Schule gar nicht mehr besucht hatte; nachdem die früher vom Rectorat derselben an meinen Onkel gerichtete Klage über mich keine gebührende Beachtung gefunden, schien man es dort aufzugeben mich mit Erfolg zu beaufsichtigen, wozu ich endlich alle Möglichkeit, wie gesagt, durch mein gänzliches Ausbleiben von der Schule abschnitt. Von neuem wurde in der Familie berathen, was mit mir anzufangen sei. Da ich meine Neigung zur Musik auf das Kräftigste betheuerte, waren meine Verwandten der Meinung, dass ich wenigstens ein Instrument tüchtig zu erlernen hätte: mein Schwager *Brockhaus* schlug vor, mich zu *Hummel* nach Weimar zu schicken, um mich bei ihm zum Klavierspieler ausbilden zu lassen. Da ich aber leidenschaftlich erklärte, dass «Musik» bei mir «Componiren», und nicht ein «Instrument spielen» hiesse, ward mir nachgegeben, und beschlossen, dass ich nun bei demselben Musiker *Müller*,

bei dem ich vor einiger Zeit heimlichen und noch unbezahlten Unterricht genossen hatte, regelmässige Stunden in der Harmonielehre nehmen sollte. Hiergegen gelobte ich standhafte Wiederaufnahme auch meiner Studien auf der Nicolaischule. Beides ward mir bald zur Plage, da ich hier wie dort mich im Zwange fühlte; und dies galt leider auch vom Musikunterricht, bei welchem mich die trockenen Harmonie-Studien immer mehr anwiderten, während ich für mich fortfuhr Fantasien, Sonaten und Ouverturen zu konzipiren und auszuführen. Auf der anderen Seite spornte mich der Ehrgeiz, in der Schule zu zeigen, was ich könnte, wenn ich nur wollte: bei Gelegenheit der uns Secundanern gestellten Aufgabe, ein Gedicht zu liefern, verfasste ich einen Chorgesang in griechischer Sprache auf den neuesten griechischen Freiheitskampf. Ich vermuthe wohl, dass dieses griechische Poëm zur griechischen Sprache und Poëtik sich mag verhalten haben, wie meine damaligen Sonaten und Ouverturen zur wirklich gründlich erlernten Musik sich verhielten. Mein Versuch wurde, als eine Unverschämtheit höhnisch zurückgewiesen. Von da ab entsinne ich mich keiner weiteren Eindrücke von der Schule mehr: ihr fortgesetzter Besuch war meinerseits ein reines Opfer aus Rücksicht für meine Familie; von dem, was in den Stunden gelehrt wurde, nahm ich nicht die geringste Notiz, sondern beschäftigte mich einzig während derselben heimlich mit der Lecture, welche mich gerade anzog.

Da, wie erwähnt, auch der Musikunterricht nichts bei mir fruchtete, fuhr ich in meiner willkürlichen Selbsterziehung dadurch fort, dass ich mir die Partituren meiner geliebten Meister abschrieb, wobei ich mir eine später oft bewunderte zierliche Handschrift erwarb. Soviel ich weiss, werden noch jetzt meine Abschriften der *C-moll*-Symphonie und der neunten Symphonie *Beethoven*'s als Andenken bewahrt. Diese neunte Symphonie Beethoven's ward zum mystischen Anziehungspunkt all meines phantastisch-musikalischen Sinnen's und Trachtens. Was mich zuerst zu ihr hinzog, war die damals gewiss nicht nur unter den Leipziger Musikern gültige Meinung, dass dieses Werk von Beethoven bereits im halben Wahnsinn geschrieben worden sei: sie galt als das *Non-plus-ultra* alles Phantastischen und Unverständlichen, und diess war Grund genug mich zur Erforschung dieses Dämoniums leidenschaftlich anzuregen. Was mich beim Anblick der mühsam verschafften Partitur sogleich wie mit Schicksal'sgewalt anzog, waren die lang andauernden reinen Quintenklänge, mit welchen der erste Satz beginnt: diese Klänge, die, wie ich erzählte, in meinen Jugendeindrücken von der Musik eine so geisterhafte Rolle spielten, traten hier wie der gespenstige Grundton meines eigenen

Lebens an mich heran. Diese Symphonie musste das Geheimniss aller Geheimnisse enthalten, und so machte ich mich zunächst darüber, durch mühsame Abschrift mir die Partitur davon anzueignen. Ich entsinne mich, dass mich nach einer auf diese Arbeit verwendeten Nacht das Morgengrauen überraschte, und bei meiner grossen Aufgeregtheit so unheimlich auf mich wirkte, dass ich laut aufschreiend wie vor einer Gespenstererscheinung mich in das Bett barg. Ein zweihändiger Klavierauszug existirte von der Symphonie noch nicht; sie hatte so wenig Anklang beim Publikum gefunden, dass der Verleger sich zur Herausgabe eines solchen nicht veranlasst sah. Ich machte mich darüber, und verfasste wirklich einen vollständigen Klavierauszug für zwei Hände, welchen ich mir selbst vorzuspielen versuchte. Meine Arbeit schickte ich an den Verleger der Partitur, *Schott* in Mainz, ein; ich erhielt zur Antwort, dass die Verlagshandlung sich zwar noch nicht zur Herausgabe eines Klavierauszuges der neunten Symphonie entschlossen habe, dass sie aber meine fleissige Arbeit gern aufbewahren wolle, und mir die Partitur der grossen *Missa solennis* als Gegengeschenk anböte, was ich denn mit grosser Freude annahm.

Neben dieser Arbeit trieb ich eine Zeit lang auch *Violine*, da mein Harmonielehrer sehr richtig befunden hatte, dass einige Erlernung des Mechanismus'. dieses Instrumentes dem zukünftigen Orchestercomponisten unerlässlich sei. Wirklich bezahlte meine Mutter dem noch jetzt (1865) im Leipziger Orchester fungirenden Violinspieler *Sipp* acht Thaler für eine Geige, deren Schicksal mir unbekannt geblieben ist, auf welcher ich jedoch ein Vierteljahr lang von meinem wunderbar kleinen Kämmerchen aus meine Mutter und Schwester unerhört peinigte. Ich brachte es bis zu gewissen Mayseder'schen Variationen in F-dur, jedoch nur bis zur zweiten oder dritten: von da ab schwindet mir jede Erinnerung an diese Uebungen, zu denen ich glücklicher Weise, wie es scheint aus egoistischen Gründen, von meiner Familie nicht ernstlich angehalten wurde.

Es kam nun aber die Zeit, wo das Interesse für das Theater mich wieder leidenschaftlich in Anspruch nahm. Eine neue Gesellschaft war unter sehr glücklichen Auspizien durch die Sorgfalt der Dresdener Hoftheater-Intendanz, welche für drei Jahre auch die Führung des Leipziger Theaters übernahm, in meiner Vaterstadt zusammengetreten. Meine Schwester *Rosalie* war Mitglied dieser Theatergesellschaft geworden, durch sie hatte ich jeder Zeit leichten Eintritt zu den Aufführungen, und was in meinen Kinderjahren nur das Interesse einer phantastischen Neugierde gewesen war, ward nun zu einer gründlicheren, bewusst-

vollern Leidenschaft. *Julius Cæsar, Macbeth, Hamlet,* die *Schiller*'schen Stücke, endlich der *Goethe*'sche «*Faust*», erregten und begeisterten mich tief. Die Oper brachte die ersten Aufführungen von *Marschner's Vampyr* und *Templer und Jüdin.* Die italienische Operngesellschaft langte von Dresden an, und entzückte das Leipziger Publikum durch Vorführung ihrer ausserordentlichen Virtuosenleistungen. Fast war auch ich im Begriff, von dem Rausche, welchen sie über Leipzig ergossen, bis zum Vergessen der Knabeneindrücke hingerissen zu werden, welche einst Signor *Sassaroli* mir eingeprägt hatte, als ein andres Wunder, welches uns ebenfalls von Dresden zukam, meinem künstlerischen Gefühle plötzlich eine neue und für das ganze Leben entscheidende Richtung gab. —

Dies war ein kurzes Gastspiel der *Wilhelmine Schröder-Devrient,* welche damals auf der vollsten Höhe ihrer Künstler-Laufbahn stand, jugendlich, schön und warm, wie nie seitdem auf der Bühne mir ein Weib erscheinen sollte. — Sie trat in «*Fidelio*» auf.

Wenn ich auf mein ganzes Leben zurückblicke, finde ich kaum ein Ereigniss, welches ich diesem einen in Betreff seiner Einwirkung auf mich an die Seite stellen könnte. Wer sich der wunderbaren Frau aus dieser Periode ihres Lebens erinnert, muss in irgend einer Weise die fast dämonische Wärme bezeugen können, welche die so menschlich-extatische Leistung dieser unvergleichlichen Künstlerin nothwendig über ihn ausströmte. Nach der Vorstellung stürzte ich zu einem meiner Bekannten, um dort einen kurzen Brief aufzuschreiben, in welchem ich der grossen Künstlerin bündig erklärte, dass von heute ab mein Leben seine Bedeutung erhalten habe, und wenn sie je dereinst in der Kunstwelt meinen Namen rühmlich genannt hören sollte, sie sich erinnern möge, dass sie an diesem Abend mich zu dem gemacht habe, was ich hiermit schwöre werden zu wollen. Diesen Brief gab ich im Hôtel der *Schröder-Devrient* ab, und lief wie toll in die Nacht hinaus. Als ich im Jahre 1842 nach Dresden kam, um mit dem *Rienzi* zu debütiren, und nun mich oft im Hause der freundlich gewogenen Künstlerin aufhielt, überraschte sie mich eines Males durch treue Rezitation jenes Briefes, welcher auch auf sie Eindruck gemacht zu haben schien, da sie sich ihn wirklich aufbewahrt hatte.

Ich glaube jetzt erkennen zu müssen, dass eine grosse Verwirrung, welche nun auf längere Zeit in mein Leben, namentlich in meine Arbeiten eintrat, durch die übermässige Erfülltheit von dem Eindrucke dieser Kunsterscheinung veranlasst wurde. Ich wusste nicht, wie mir helfen, wie es beginnen, um selbst irgend etwas hervorzubringen, was in un-

mittelbarem Verhältniss zu dem empfangenen Eindrucke stehen möchte; und Alles, was nicht hierauf in Beziehung zu bringen war, erschien mir doch so schal und nichtig, dass ich mich unmöglich damit befassen mochte. Ich hätte mögen ein Werk schreiben, welches der *Schröder-Devrient* würdig gewesen wäre: da mir diess nun in keiner Weise möglich war, liess ich in enthusiastischer Verzweiflung alles Kunststreben fahren, und da mich die Schul-Wissenschaft wahrlich auch nicht zu fesseln vermochte, überliess ich mich wie steuerlos dem unmittelbaren Leben, im Verkehre mit sonderbar gewählten Genossen, aller Art von Jugend-Ausschweifungen. Es begann bei mir die eigentliche lüderliche Periode der Jünglingsflegeljahre, über deren äusserliche Unschönheit und innerliche Leere ich jetzt noch wahrhaft erstaune. Mein Umgang mit Altersgenossen war stets das leichtfertigste Werk des Zufalls gewesen; ich kann mich nicht entsinnen, dass eine besondre Neigung oder Angezogenheit mich in der Wahl meiner Jugendfreunde bestimmt hat. Während ich mit Sicherheit annehmen darf, dass ich nie in den Fall kam, etwa aus Neid von einem besonders Begabten mich zurückzuhalten, kann ich mir meine Gleichgiltigkeit in der Wahl meiner Umgangsgenossen nur dadurch erklären, dass es mir, ohne Erfahrung von einem für mich bedeutenden Umgange, nur darauf ankam Jemand zu haben, der mich bei meinen Ausflügen begleitete, und welchem ich nach Herzenslust mein Inneres ausschütten konnte, ohne darauf zu achten, was davon auf ihn überging. Die Folge hiervon war, dass ich nach anhaltender, nur durch meine Aufregung bezahlter Mittheilung schliesslich an den Punkt gelangte, wo ich mir dann doch nun den Freund ansah: zu meinem Erstaunen fand ich dann gewöhnlich, dass von Erwiederung gar keine Rede war, und so bald ich nun es mir angelegen sein liess, etwas mir Entsprechendes aus dem Freunde herauszuschlagen, somit ihn selbst gewissermaassen zur Mittheilung von etwas, was ihm gar nicht eigen war, zu stimuliren, brach dann gewöhnlich das Verhältniss vollständig und ohne alle Spur für mein Leben ab. In gewissem Sinne blieb mein sonderbares Verhältniss zu *Flachs* der Typus der allergrössten Mehrzahl meiner späteren Lebensbeziehungen. Da sich auf diese Weise nie ein dauerndes persönliches Freundesverhältniss in mein Leben einführte, erklärt es sich, wie mir ein Gefallen am wüsten Studentenleben längere Zeit zur Leidenschaft werden konnte, weil hier das Individuelle des Umganges gänzlich vor dem Generellen der Genossenschaft zurücktritt. Mitten im Saus und Braus der lärmendsten Thorheit blieb ich ganz allein; und es ist möglich, dass diese Unsinnigkeiten die schützende Kruste um meinen



inneren Kern bildeten, welcher längere Zeit der natürlichen Erkräftigung bedurfte, um nicht durch frühreifes Produziren vorzeitig geschwächt zu werden. Dem Anscheine nach zersplitterte ich mich nach allen Seiten: die Nicolaischule musste mit Ostern 1830 aufgegeben werden, da ich beim Lehrercollegium zu übel angeschrieben stand, um je auf Förderung von dort aus zur Universität mir Hoffnung machen zu können. Es ward nun beschlossen, dass ich ein halbes Jahr privatisiren sollte, um sodann mich an der Thomasschule zu melden, bei welcher ich in neue Verhältnisse trat, und es in meiner Macht hatte, in kurzer Zeit mich bis zum Abgang auf die Universität durchzuschlagen. Mein Oheim Adolph, mit dem ich immer wieder in freundliche Beziehungen trat, und welcher auch in Betreff der Musik anregend und fördernd auf mich wirkte, erweckte trotz des tiefen Verfalls meiner damaligen Lebensrichtung immer wieder Neigung zu wissenschaftlichen Studien in mir. Ich nahm bei einem Gelehrten Privatunterricht im Griechischen, und las mit diesem den *Sophokles*. Eine Zeit lang hoffte ich, dass dieser edle Gegenstand mir wieder Lust zum ernsteren Erfassen der griechischen Sprache erwecken würde; allein es war vergeblich: der richtige Lehrer war nicht gefunden; und zudem ging sein Wohnzimmer, in welchem wir unsre Studien betrieben, auf eine Lohgerberei hinaus, deren widerwärtiger Geruch meine Nerven dermassen affizirte, dass er mir den Sophokles und das Griechische gründlich verleidete.

Mein Schwager *Brockhaus* wollte mir ein Taschengeld zu verdienen geben, und übertrug mir die Durchsicht der Correktur-Bogen einer bei ihm in Druck erscheinenden neuen Auflage der durch *Löbell* bearbeiteten *Becker*'schen Weltgeschichte. Es war dies eine Veranlassung den oberflächlichen Unterricht, der im Allgemeinen von jedem Gegenstand in der Schule nur ertheilt wird, durch Privat-Studien zu verbessern, und dadurch die wissenswerthen Gegenstände mir so anzueignen, wie im späteren Lauf meines Lebens es von mir mit den meisten der in der Schule uninteressant vorgetragenen Lehrobjekte geschehen sollte. Ich darf zwar nicht ganz unerwähnt lassen, dass dieses erste nähere Geschichtsstudium mir auch durch den Umstand anziehend wurde, dass er mir per Bogen acht Groschen eintrug, und ich dadurch in eine der seltenen Lagen meines Lebens gerieth, mir wirklich Geld zu verdienen; doch würde ich gegen mich selbst ungerecht sein, wenn ich nicht der lebhaften Eindrücke gedenken wollte, die ich jetzt zum ersten Mal durch ernste Beachtung von Geschichtsperioden empfing, von denen ich bisher nur eine sehr oberflächliche Kenntniss hatte. Von der Schule her entsinne ich mich einzig,

durch die classische Geschichtsperiode der Griechen angezogen worden zu sein: Marathon, Salamis, und die Thermopylen bildeten den Canon alles aus der Historie mich Anregenden. Nun lernte ich zum ersten Mal das Mittelalter und die französische Revolution genauer kennen, da in die Zeit meiner Correcturarbeiten gerade der Druck derjenigen beiden Bände fiel, welche diese verschiedenen Geschichtsperioden enthielten. Ich entsinne mich, dass mich namentlich die Schilderung der französischen Revolution mit aufrichtigem Abscheu gegen die Helden derselben erfüllte; ohne Kenntniss der vorangehenden Geschichte Frankreich's fand sich einzig mein zart menschliches Mitgefühl durch die Gräuel der Revolutionsmänner empört, und es blieb in mir diese rein menschliche Regung so stark vorherrschend, dass ich mich noch in spätester Zeit des wirklichen Zwanges entsinne, welchen es mich kostete der rein politischen Bedeutung jener gewaltigen Vorgänge meine Aufmerksamkeit zu widmen.

Wie gross war daher meine Ueberraschung, als ich eines Tages durch die politischen Vorgänge der Gegenwart, gleichsam unmittelbar, zum Miterleben des soeben wie aus weiter Ferne aus meinen Correkturbogen an mich herangetretenen Staaten-Schicksal's gebracht werden sollte. Die Extra-Blätter der Leipziger Zeitung brachten die Nachricht der *Pariser Juli-Revolution.* Der König von Frankreich war vom Throne gestossen; *Lafayette,* der soeben wie ein geschichtliches Märchen durch meine Imagination gezogen war, ritt unter dem Jubel des Volkes wieder durch die Strassen von Paris; die Schweizergarden waren in den Tuilerien nochmals niedergemacht worden; ein neuer König wusste sich nicht anders dem Volke zu empfehlen, als dass er sich selbst für die Republik ausgeben liess. Mit Bewusstsein plötzlich in einer Zeit zu leben, in welcher solche Dinge vorfielen, musste natürlich auf den siebzehnjährigen Jüngling von ausserordentlichem Eindruck sein. Die geschichtliche Welt begann für mich von diesem Tage an; und natürlich nahm ich volle Partei für die Revolution, die sich mir nun unter der Form eines muthigen und siegreichen Volkskampfes, frei von allen den Flecken der schrecklichen Auswüchse der ersten französischen Revolution, darstellte. Da revolutionäre Erschütterungen bald ganz Europa in mehr oder minder starken Schauern heimsuchten, und auch hier und da deutsche Länder von ihnen berührt wurden, blieb ich längere Zeit in fieberhafter Spannung, und wurde zum ersten Male auf die Gründe jener Bewegungen aufmerksam, die mir als Kämpfe zwischen dem Alten, Ueberlebten, und dem Neuen, Hoffnungsvollen der Menschheit, erschienen. Auch Sachsen blieb nicht unberührt; in Dresden kam es ja zu einem wirklichen Strassenkampfe,

der zu einer unmittelbaren politischen Veränderung durch die Einsetzung der Mitregentschaft des nachherigen König's Friedrich, und zur Gewährung einer constitutionellen Verfassung führte. Mich begeisterte dieses Ereigniss so sehr, dass ich eine politische Ouverture entwarf, deren Einleitung einen düstren Druck schilderte, in welchem dann ein Thema sich bemerklich machte, unter das ich zu deutlicherem Verständniss die Worte «Friedrich und Freiheit» schrieb: dieses Thema war bestimmt, sich immer grösser und herrlicher bis zum vollsten Triumphe zu entwickeln, dessen Erfolg ich nächstens in einem der Leipziger Gartenconcerte zu erleben verhoffte.

Ehe ich jedoch zur weiteren Ausführung meiner politisch-musikalischen Entwürfe gelangte, brachen in Leipzig selbst Unruhen aus, welche mich, vom Gebiete der Kunst ab, zu unmittelbarer Betheiligung am Staatsleben beriefen. Dieses Staatsleben hatte nun in Leipzig keine andre Bedeutung, als die eines Antagonismus der Studenten mit der Polizei; die Polizei war das Urverhasste, an welchem sich der Freiheitssinn der Jugend übte. Bei irgend einem Strassenexcesse war es zu Verhaftungen einiger Studenten gekommen: diese sollten befreit werden. Die akademische Jugend, unter welcher es bereits seit einigen Tagen unruhig herging, versammelte sich eines Abends auf dem Markte; die Landsmannschaften traten zusammen, und schlossen einen Kreis um ihre Senioren, wobei eine gewisse commentmässige Feierlichkeit herrschte, die mir ausserordentlich imponirte: man sang das «*Gaudeamus igitur*», bildete sich in Colonnen, und zog nun, verstärkt durch alles Junge, was es mit den Studenten hielt, ernst und entschlossen vom Markte aus nach dem Universitätsgebäude, um dort die Karzer zu sprengen, und die verhafteten Studenten zu befreien. Mir klopfte das Herz in unglaublicher Erregtheit, als ich zu dieser Bastilleerstürmung mit marschirte. Doch nahm es eine andere als die erwartete Wendung: im Hofe des *Paulinum*'s ward der feierliche Schwarm vom Rector *Krug*, welcher mit entblösstem Greisenhaupte herabgekommen war, aufgehalten; seine Versicherung, dass die Verhafteten bereits auf seine Veranlassung entlassen seien, brachte ihm ein donnerndes Vivat ein, und die Sache schien nun beendigt.

Allein die Spannung auf eine Revolution war zu gross gewesen, als dass nicht irgend etwas ihr zum Opfer hätte fallen müssen. Plötzlich verbreitete sich der Ruf nach einer berüchtigten Gasse, in welcher gegen eine verhasste Magistratsperson, welche dort der Volksmeinung nach ein übel berufenes Etablissement in willkürlichen Schutz genommen hatte, populäre Justiz geübt werden sollte. Als ich im Gefolge des Schwarmes

an jenem Ort anlangte, fand ich ein erbrochenes Haus, in welchem allerhand Gewaltthaten verübt wurden. Ich entsinne mich mit Grauen der berauschenden Einwirkung eines solchen unbegreiflichen, wüthenden Vorganges, und kann nicht leugnen, dass ich, ohne die mindeste persönliche Veranlassung hierzu, an der Wuth der jungen Leute, welche wie wahnsinnig Möbel und Geräthe zerschlugen, ganz wie ein Besessener mit theilnahm. Ich glaube nicht, dass die vorgebliche Veranlassung zu diesem Excess, welche allerdings in einem das Sittlichkeitsgefühl stark verletzenden Vorfalle lag, hierbei auf mich Einfluss übte; vielmehr war es das rein Dämonische solcher Volkswuthanfälle, das mich wie einen Tollen in seinen Strudel mit hineinzog. Auch dass solche Wuthanfälle nicht so schnell sich verlaufen, sondern nach gewissen natürlichen Gesetzen erst durch ihre Ausartung zur Raserei zu dem ihnen eigenthümlichen Abschluss gelangen, sollte ich an mir selbst erfahren. Kaum erscholl der Ruf nach einem andern derartigen Orte, als ich auch schon in der Strömung mich befand, welche nach einem entgegengesetzten Ende der Stadt sich bewegte; dort wurden die gleichen Heldenthaten verübt, und die lächerlichsten Verwüstungen angerichtet. Ich entsinne mich nicht, dass der Genuss geistiger Getränke zu meiner und meiner unmittelbaren Genossen Berauschung beigetragen hätte; nur weiss ich, dass ich schliesslich in den Zustand gelangte, der für gewöhnlich einem Rausche folgt. Ich erwachte des anderen Morgens wie aus einem wüsten Traume, und musste mich erst an einer Trophäe, dem Fetzen eines rothen Vorhanges, welchen ich als Zeichen meiner Heldenthaten mit mir geführt hatte, daran erinnern, dass die Vorgänge dieser Nacht wirklich von mir erlebt worden seien. Sehr beruhigte es mich, dass allgemein, und namentlich auch in meiner Familie, eine günstige Meinung für die jugendlichen Excedenten sich geltend machte: die Tollheit der jungen Menschen ward ihnen als sittliche Entrüstung über wirklich empörende Zustände angerechnet, und auch ich durfte mich ohne Scheu zu dem Ruhme bekennen, an den Excessen theilgenommen zu haben.

Das gefährliche Beispiel, welches von der Jugend gegeben worden war, verführte jedoch an den folgenden Abenden auch die niederen Volksklassen, namentlich das Arbeiterproletariat, zu ähnlichen Excessen gegen misliebige Fabrikherren und dergleichen: nun wurde die Sache ernster; das Eigenthum war bedroht, der Kampf zwischen Arm und Reich stand grinsend vor den Häusern. Jetzt waren es die Studenten, welche, da Leipzig ohne alle bewaffnete Macht, und die Polizei gänzlich desorganisirt war, zum Schutz gegen das niedere Volk herbeigerufen wurden. Und nun

begann eine Zeit der Glorie für das Studententhum, wie ich sie nur je in meinen Gymnasiasten-Träumen mir hatte ersehnen können. Der Student ward der Schutzgott Leipzig's; von den Behörden aufgerufen, sich zum Schutz des Eigenthums zu waffnen und zu schaaren, sammelten sich dieselben jungen Leute, welche zwei Tage vorher sich selbst in die Wuth des Zerstörens versetzt hatten, im Universitätshof. Die verpönten Namen der Landsmannschaften und der Burschenschaft riefen laut aus dem Munde der Stadträthe und Polizeidirektoren die wunderlich ausgerüsteten Jünglinge auf, welche nun in mittelalterlich naïver Kriegsgliederung sich über die Stadt vertheilten, die Wachtstuben der Thore bezogen, Schutzmannschaften in die Grundstücke einzelner reicher Kaufleute legten, und nach Gutdünken bedroht erscheinende Localitäten, worunter namentlich Gasthäuser sehr beliebt wurden, unter ihre andauernde Protection nahmen. Leider noch nicht selbst Student, anticipirte ich die Wonnen des akademischen Bürgerwesens, durch theils keckes, theils einschmeichelndes Herandrängen an die von mir verehrtesten Führer der Studentenschaft. Ich hatte das Glück mich diesen sogenannten «Haupthähnen» besonders zu empfehlen durch meine Verwandtschaft mit *Brockhaus*, auf dessen Grundstücke sich für eine Zeitlang das Haupt-Heerlager dieser Matadoren aufschlug. Auch mein Schwager war gefährlich bedroht gewesen; nur durch wirklich grosse Geistesgegenwart und Zuversicht war es ihm gelungen, seine Buchdruckerei und namentlich seine Schnellpressen, auf deren Vernichtung es vorzüglich abgesehen war, vor Zerstörung zu retten. Um sein Eigenthum gegen fernere Angriffe zu schützen wurden Studenten-Abtheilungen auch auf sein Grundstück commandirt; die vortreffliche Bewirthung, welche der liberale Hausherr der lustigen Wachtmannschaft in seinem freundlichen Gartenpavillon bot, zog die eigentliche Crême der Studentenschaft herbei; mein Schwager ward mehrere Wochen lang Tag und Nacht gegen erdenkliche Pöbelangriffe bewacht, und ich feierte dort in dem Kreis der allerberühmtesten Renommisten der Universität, als Vermittler einer üppigen Gastfreundschaft, von ihnen geliebt und geehrt, die wahren Saturnalien meines studentischen Ehrgeizes. — Noch längere Zeit blieb die Bewachung der Stadtthore den Studirenden anvertraut; die unerhörte Blüthe, in welche das Studentenwesen dadurch gerieth, lockte von nah und fern Commilitonen herbei; täglich entluden am Hallischen Thor grosse Gesellschaftswägen ganze Schaaren der verwegensten Studenten aus Halle, Jena, Göttingen, ja aus den entferntesten Gegenden her. Sie stiegen unmittelbar an den Thorwachen ab, und sind während

mehrerer Wochen nie in einen Gasthof, noch in eine sonstige Wohnung gekommen: dort lebten sie auf Rath's Unkosten, stellten für gelieferte Ess- und Trinkwaaren Bons auf die Polizei aus, und kannten nur eine Sorge, nämlich die der möglichen allgemeinen Beruhigung der Gemüther welche ihre angelegentliche Wachsamkeit überflüssig machen könnte. Ich versäumte keinen Wachttag und leider auch keine Nacht, indem ich meiner Familie die dringende Nothwendigkeit auch meiner Ausdauer plausibel zu machen suchte. Natürlich zogen sich die ruhigeren, wirklich studirenden Studenten bald von diesen Wachtfunctionen zurück, und nur der eigentliche Ausbund des absoluten Studententhums blieb so treu, dass es den Behörden schwierig wurde, die jungen Leute ihrer Verpflichtungen zu entbinden. Ich hielt bis in die allerletzte Zeit aus, und machte allerdings für mein Alter staunenswürdige Bekanntschaften. Viele der Verwegensten blieben von hier an selbst ohne Wachtdienst dauernd in Leipzig, und bevölkerten dieses für längere Zeit mit einer ganz besonderen Gattung verzweifelt lüderlicher Recken, die zu wiederholten Malen von verschiedenen Universitäten, um Raufereien und Schulden halber, relegirt waren, und nun unter den ausserordentlichen Zeit-Umständen in Leipzig, wo sie Anfangs von dem allgemeinen Studenten-Enthusiasmus mit offenen Armen empfangen worden waren, ein schützendes Asyl gefunden hatten.

Ich befand mich all diesen Erscheinungen gegenüber wie vor den Wirkungen eines Erdbebens, welches die gewohnte Ordnung der Dinge und Gegenstände aufhebt. Mein Schwager *Friedrich Brockhaus*, welcher mit Recht den bisherigen Behörden Leipzig's ihre Unfähigkeit, Ruhe und Ordnung zu erhalten, vorwerfen konnte, gerieth in den Strom einer ansehnlichen oppositionellen Bewegung. Ein kühnes Wort welches er auf dem Rathhaus an die Herren vom Magistrat gerichtet hatte, machte ihn populär; er ward zum Vice-Commandanten der nun in's Leben gerufenen Leipziger Communalgarde ernannt. Dieses Institut verdrängte meine angebeteten Studenten schliesslich aus den Wachtstuben der Stadtthore; es war uns nun nicht mehr erlaubt Wanderbursche anzuhalten, um Pässe zu revidiren; dagegen schmeichelte ich mir, in dieser neuen Bürgerwehr die französische Nationalgarde, und in meinem Schwager Brockhaus einen sächsischen Lafayette erblicken zu dürfen, was immerhin meiner hochgehenden Erregtheit eine förderliche Nahrung gab. Ich fing nun an, leidenschaftlich Zeitungen zu lesen und Politik zu treiben; für den persönlichen Umgang zog mich jedoch die bürgerliche Welt nicht genügend an, um dem geliebten Studentenverkehr

untreu zu werden; ich folgte ihm aus den Wachtstuben getreulich in die eigentliche Kneipe, wohin die Studenten-Glorie sich nun wieder zurückzog.

An nichts lag mir mehr, als so schnell wie möglich nun selbst endlich Student zu werden: diess konnte nur durch Vermittlung einer nochmaligen Einbürgerung auf einem Gymnasium geschehen. An der Thomasschule, welche unter dem Rectorat eines schwachen Greises stand, war für meine Wünsche schnellere Erfüllung zu erreichen; ich bezog diese Schule im Herbste des Jahres 1830, rein in der Absicht, durch den blossen Anschein ihres Besuches mich bis zur Berechtigung zum Abiturienten-Examen durchzuarbeiten. Die Hauptsache war, dass ich mit meinen gleichgesinnten Freunden bereits unter den sogenannten «Pennälern» eine imitirte Studentenverbindung zu Stande brachte. Sie ward mit allem möglichen Pedantismus organisirt, der Comment eingeführt, Fechtübungen, Paukereien gehalten, und ein Stiftungscommers, zu welchem einige Hauptstudenten eingeladen waren, und welchem ich als Subsenior in weissen Lederhosen und grossen Kanonenstiefeln präsidirte, gab mir einen Vorgeschmack der bevorstehenden Wonnen als wirklicher Student. Die Lehrer der Thomasschule waren jedoch nicht geneigt, meinen Wünschen des Studentwerdens so gutwillig zu entsprechen; sie fanden am Schlusse des Halbjahres, dass ich mich so gut wie gar nicht um ihre Lehranstalt bekümmert hatte, und waren nicht davon zu überzeugen, dass ich ein Anrecht auf das akademische Bürgerthum durch Zunahme an Gelehrsamkeit mir gewonnen hätte. Der Sache musste aber ein Ende gemacht werden: ich stellte meiner Familie vor, dass ich ja doch entschieden sei, ein Brodstudium auf der Universität nicht zu ergreifen, sondern Musiker zu werden entschlossen sei. Meiner Inscription als «Studiosus Musicæ» stand nichts entgegen: ohne um die Pedantereien auch der Thomasschul-Monarchen mich zu kümmern, verliess ich daher trotzig diese von mir durchaus unausgebeutet gelassene Lehranstalt, um sofort mich beim Rector der Universität, dessen Bekanntschaft ich bereits an jenem Aufstandsabende gemacht hatte, zur Insription als Student der Musik zu melden, was denn auch gegen die üblichen Sporteln ohne weiteren Anstand geschah.

Ich hatte hiermit höchste Eile: in acht Tagen begannen die Osterferien, die Studenten verliessen Leipzig, und es war unmöglich mich dann vor der Beendigung der Ferien noch in die Landsmannschaft aufnehmen zu lassen. Diese langen Wochen aber in Leipzig, wo ich zu Hause war, zu verbleiben, ohne das Recht zu haben die von mir ersehnten

landsmannschaftlichen Farben zu tragen, erschien mir als eine unausstehliche Qual. Unmittelbar vom Rector rannte ich wie angeschossen auf den Fechtboden, um mich bei der Landsmannschaft der *Sachsen*, unter Vorzeigung meiner Inscriptionskarte, zur Aufnahme zu melden. Mein Ziel war erreicht; ich durfte die Farben der *Saxonia*, welche damals ihrer vielen gefälligen Mitglieder wegen besonders beliebt war und in Ansehen stand, tragen.

Die sonderbarsten Schicksale sollten mich nun in dieser Osterferienzeit treffen, in welcher ich wirklich das einzige in Leipzig zurückbleibende Glied der sächsischen Landsmannschaft war. Diese Verbindung bestand ursprünglich meist aus Adeligen, und diesen schloss sich der elegantere Theil der Studentenwelt an; alle gehörten ansehnlicheren und wohlhabenderen Familien Sachsen's und namentlich der Hauptstadt Dresden an, und brachten ihre Ferienzeit in ihren verschiedenen Heimatsorten zu. In Leipzig blieben dagegen, während der Ferien, nur die heimathlos gewordenen wilden Studenten zurück, für welche es im Grunde nie oder immer Ferien gab. Unter diesen hatte sich eine ganz besondere Congregation verwegener und verzweifelter junger Wüstlinge gebildet, welche in der erwähnten glorиösen Zeit, wie ich sagte, in Leipzig ein letztes Asyl gefunden hatten. Ich hatte diese, meiner Phantasie ungemein imponirenden Raufdegen, namentlich bei der Bewachung des Brockhausischen Gartengrundstückes, bereits persönlich kennen gelernt. Während die eigentliche Dauer der Universitätsstudien sich auf drei Jahre beschränkte, waren die meisten dieser Leute seit sechs bis sieben Jahren von den Universitäten in keine Heimath zurückgekehrt. Wahrhaft bezaubert war ich von einem gewissen *Gebhardt*, einem Menschen von ganz unvergleichlicher Schönheit und Körperkraft; seine heroische schlanke Gestalt ragte hoch über alle Genossen hervor. Als er mit zwei der kräftigsten Collegen Arm in Arm durch die Strasse schritt, fiel es ihm plötzlich ein durch leichte Armbewegung seine Freunde hoch in die Luft zu heben, und so wie mit einem Menschenflügelpaar dahin zu flattern. Einem Fiaker, der in scharfem Trabe durch die Strassen fuhr, erfasste er mit einer Hand die Speiche eines Rades, und zwang ihn so still zu stehen. Dass er dumm war, liess ihn keiner merken, aus Furcht vor seiner Kraft, und somit ward seine Beschränktheit an sich auch wenig bemerkbar. Seine furchtbare Stärke, bei einem übrigens gemässigten Temperamente, verlieh ihm eine erhabene Würde, welche ihn ausser allen Vergleich mit andren Sterblichen setzte. Er war zugleich mit einem gewissen *Degelow* aus dem Mecklenburgischen nach Leipzig gekommen;

ebenfalls kräftig und gewandt, jedoch keineswegs von so riesigen Proportionen wie Gebhardt, war dieser durch grosse Lebhaftigkeit und eine ungemein belebte Physiognomie über alles interessant. Er hatte bereits ein wüstes leidenschaftliches Leben hinter sich, in welchem Spiel, Trunk, wilde Liebeshändel, und stete Duellirbereitheit den wechsellosen Canon bildeten. Ein Gemisch von commentmässig ausgebildeter, ironisch-pedantischer Kälte, als Zeugniss tapferen Selbstvertrauens, und wildester Reizbarkeit, begründete den Hauptcharakter dieser Persönlichkeit und der ihm verwandten Naturen. In *Degelow* erhielt das Wilde, Leidenschaftliche einen besondern dämonischen Reiz durch eine hämische Frivolität, mit der er sich oft gegen sich selbst wandte, während er wieder Züge von einer gewissen ritterlichen Zartheit gegen Andre zu erkennen gab. Zu diesen auffallendsten jungen Leuten gesellten sich Andere, welche als reiner Ausbund eines wüsten Lebens, verbunden mit wirklicher trotziger Tapferkeit, gelten konnten. Ein gewisser *Stelzer*, ein wahrer Haudegen aus den *Nibelungen*, mit dem Spitznamen «*Lope*», studirte bereits im zwanzigsten Semester. Während diese entschieden und mit Bewusstsein einer dem Untergange verfallenen Welt angehörten, und all ihr Thun und Treiben nur aus dem Einen zu begreifen war, dass sie alle an ihren bevorstehenden, unaufhaltsamen Ruin glaubten lernte ich in ihrer Gesellschaft noch einen gewissen *Schröter* kennen, welcher mich durch sein freundliches Wesen, seine angenehme hannöverische Sprache, und seine witzige Bildung, besonders anzog. Er gehörte nicht zu den eigentlichen Verzweifelten, sondern verhielt sich in einem gewissen ruhig beschaulichen Verhältniss zu ihnen, von denen Allen er gerne gesehen und geliebt war. Mit *Schröter* ging ich auch wirklich um, trotzdem er bedeutend älter war als ich: durch ihn wurde ich mit den H. Heineschen Büchern und Gedichten bekannt; von ihm eignete ich mir eine gewisse frivole Eleganz des Ausdruckes an, und ich war geneigt Schröter's liebenswürdigem Einflusse mich nicht ohne Hoffnung auf Gewinn für meine äussere Haltung hinzugeben. Namentlich war es dieser, welchen ich jetzt täglich aufsuchte; ich traf ihn meistens des Nachmittags im «Rosenthal», in «Kintschy's Schweizerhäuschen», nie aber anders als in Gesellschaft jener wunderbaren Hünen, die mir Grauen und Wohlgefallen zugleich erweckten. Sie gehörten sämmtlich landsmannschaftlichen Verbindungen an, welche mit derjenigen, zu der ich mich bekannte, auf feindschaftlichem Fusse standen. Was das zwischen Landsmannschaften heisst, weiss, wer den damaligen Ton derselben kennt: der blosse Anblick der feindlichen Farben genügte, die

gutmüthigsten Menschen, sobald sie etwas im Kopfe hatten, in Wuth gegen einander zu versetzen. Jedenfalls erregte es den «alten Hähnen», so lange sie nüchtern waren, ein gemüthliches Behagen, mich junges schmächtiges Bürschchen, mit den feindlichen Farben geschmückt, so zutraulich unter sich zu sehen. Diese Farben trug ich aber auf ganz besondere Art: die kurze Zeit des noch achttägigen Aufenthaltes meiner Landsmannschaft in Leipzig hatte ich benutzt, um in den Besitz einer wunderschönen, reich mit Silber gestickten Sachsenmütze zu gelangen, welche ich an einem gewissen *Müller*, später bedeutendem Polizeimann in Dresden, wahrgenommen, und nach welcher mich so heftige Sehnsucht erfasst hatte, dass ich sie dem zur Heimreise Geldbedürftigen abzuhandeln verstand. Trotz dieser auffallenden Mütze war ich, wie gesagt, in der Tigerhöhle jenes Reckenbundes gern gesehen; mein Freund *Schröter* vermittelte dies. Nur wenn der Grog, dieses Hauptgetränk der Wüstlinge, zu wirken begann, bemerkte ich oft unheimliche Blicke, und belauschte bedenkliche Reden, gegen deren richtiges Verständniss mich eine Zeit lang meine eigene, durch das böse Getränk bewirkte Sinnesverwirrung schützte.

Da ich auf diesem Wege unvermeidlich in Händel verfallen musste, gereichte es mir lange Zeit zur angenehmen Genugthuung, dass die erste Veranlassung hierzu jedoch aus einem für mich ehrenvolleren Falle hervorging, als jene halb unbemerkt gebliebenen Sticheleien es waren. Zu *Schröter* und mir trat eines Tages *Degelow* in einem öfters von uns besuchten Weinkeller; auf nicht unehrerbietige Weise bekannte er im traulichen Gespräch uns seine Neigung zu einer jungen sehr hübschen Schauspielerin, deren Talent von *Schröter* in Zweifel gezogen wurde; *Degelow* entgegnete: dem möge sein wie ihm wolle, er halte diese junge Dame für das anständigste Frauenzimmer am Theater. Sogleich frug ich ihn, ob er meine Schwester für minder anständig halte. Nach studentischen Ehrbegriffen konnte *Degelow*, der jedenfalls nicht im entferntesten an eine Beleidigung gedacht hatte, in seiner beruhigenden Erklärung nicht weiter gehen, als, dass er gewiss meine Schwester nicht für minder anständig halte, jedoch auf seiner Aeusserung im Betreff der von ihm erwähnten jungen Dame zu bestehen gedenke. Hierauf erfolgte ohne Zögern die bekannte Kriegserklärung, mit den Worten: «Du bist ein dummer Junge», — die mir, dem gereiften Wüstlinge gegenüber, fast selbst, da ich mich hörte, lächerlich vorkam. Ich entsinne mich, dass es auch *Degelow* unwillkürlich durchzuckte, und ihm wie ein Blitz aus den Augen fuhr; doch fasste er sich in Gegenwart unseres Freundes,

und schritt zu den üblichen Förmlichkeiten der Herausforderung, welche auf «krumme Säbel» lautete. Der Fall machte unter den Genossen grosses Aufsehen: weniger als je fühlte ich Grund, mich von dem gewohnten Umgange fern zu halten; nur wurde ich aufmerksamer auf die Haltung der Haudegen, und es verging nun während einer Reihe von Tagen kein Abend, an welchem es nicht zwischen mir und einem furchtbaren Raufbolde zu einer Herausforderung kam, bis sich das einzige von meiner Landsmannschaft bereits nach Leipzig wieder zurück gekehrte Glied derselben, ein Graf *Solms*, vertraulich bei mir einstellte, sich über die Vorfälle erkundigte, mein Benehmen lobte, mir jedoch anrieth, bis zur Rückkehr unserer Verbindungsgenossen aus den Ferien die Farben ungetragen zu lassen, und mich von dem schlimmen Umgange, in welchen ich mich gewagt hatte, zurückzuhalten. — Dies dauerte nun glücklicher Weise nicht mehr lange; die Universität belebte sich, der Fechtboden füllte sich wieder. Meine ungeheure Situation, in welcher ich mit einem halben Dutzend der furchtbarsten Schläger, nach Studentenausdruck, «*hing*», brachte mir unter den «*Füchsen*» und «*jungen Häusern*», ja selbst unter den älteren «*Corpsburschen*» der Saxonia, ruhmreiche Beachtung ein. Meine «*Suiten*» wurden gehörig geordnet, die Fristen für die verschiedenen contrahirten Duelle festgesetzt, und mir durch die Vorsorge meiner Senioren die nöthige Zeit zur Aneignung einiger Fertigkeit im Fechten versichert. Der leichte Muth, mit welchem ich dem Schicksal entgegensah, welches mindestens in einem der bevorstehenden Duelle mein Leben bedrohte, blieb mir selbst zu jener Zeit unbegreiflich: in welcher Weise dieses Schicksal mich dagegen vor den Folgen meiner Unüberlegtheiten bewahrte, gilt mir noch heute als wahrhaft wunderlich, und der Hergang hiervon möge daher noch näher mitgetheilt werden.

Zu den Vorbereitungen für das Duell gehörte auch das Bekanntmachen mit dem Charakter desselben durch persönliche Anwesenheit bei Zweikämpfen. Hierzu gelangten wir Füchse durch den sogenannten «Schleppdienst», d. h. uns wurden die Schläger des Corps (werthvolle Ehrenwaffen, der Verbindung angehörig) anvertraut, um sie zunächst zum Schleifer zu schaffen, und von dort sie nach dem Lokal des Zweikampfes überzuführen, welches mit einiger Gefahr verbunden war, da es heimlich geschehen musste, indem das Duelliren gesetzlich verpönt war: hierfür erhielten wir das Recht den bevorstehenden Duellen als Zuschauer anwohnen zu dürfen. Als ich zu dieser Ehre gelangte, war das Lokal für das Duell im Billardzimmer eines Wirthshauses der

Burgstrasse bestimmt; dort war das Billard bei Seite gerückt, und auf ihm pflanzten die berechtigten Zuschauer sich auf: unter ihnen stand ich hoch oben mit klopfendem Herzen, den bangen und muthigen Vorgängen entgegensehend. Man erzählte mir bei dieser Gelegenheit von einem meiner Bekannten (einem Juden, *Levy*, genannt *Lippert*), welcher in demselben Lokale vor dem Gegner so stark zurückgewichen, dass man ihm die Thüre geöffnet habe, durch welche er über die Treppe bis auf die Strasse, immer noch im Duell sich begriffen glaubend, entflohen sei. Nachdem mehrere Paukereien abgemacht waren, trat mit dem Senior der «Markomanen», *Tempel*, ein gewisser *Wohlfart*, ein bereits im vierzehnten Semester «studirendes» «bemoostes Haupt», mit welchem ich gleichfalls zu einem auf spätere Zeit anberaumten Zweikampf engagirt war, auf die «Mensur». Da in solchem Falle das Zusehen nicht gestattet war, weil es dem künftigen Duellanten die Schwächen des Gegners verrathen konnte, wurde *Wohlfart* von meinen Senioren befragt, ob er meine Entfernung verlange, worauf dieser mit ruhiger Geringschätzung antwortete, man solle das «Füchschen» doch in Gottes Namen da lassen. So ward ich Augenzeuge der Kampfunfähigmachung eines Schlägers, der sich im Uebrigen bei dieser Gelegenheit so erfahren und tüchtig bewies, dass ich wohl in Besorgniss vor dem Ausgang meines künftig beabsichtigten Kampfes mit ihm zu verfallen berechtigt gewesen wäre. Von seinem riesenhaften Gegner ward ihm die Arterie des rechten Armes zerschlagen: das Duell war sofort beendigt; der Arzt erklärte *Wohlfart* auf Jahre für unfähig die Waffe wieder führen zu können, unter welchen Umständen sofort mein beabsichtigtes Duell mit ihm als unstatthaft angekündigt wurde. Ich leugne nicht, dass dieser Vorgang mich mit einiger Wärme erfüllte.

Kurz darauf, fand der erste allgemeine landsmannschaftliche Commers in der «grünen Schenke» statt. Diese Commerse sind die eigentlichen Brutstätten für Duellskandäle; ich zog mir hier zwar ein neues Duell mit einem gewissen *Tischer* zu, erfuhr aber auch sogleich, dass ich von zwei der monströsesten älteren Engagements dieser Art, durch das Verschwinden meiner Gegner, befreit worden sei, indem Beide wegen Schulden spurlos entwichen waren. Nur von dem Einen, dem furchtbaren *Stelzer*, genannt *Lope*, erfuhr ich Genaueres: er hatte den Durchzug flüchtiger Polen, welche damals bereits über die Grenze gedrängt, durch Deutschland nach Frankreich sich wandten, benutzt, um als verunglückter Freiheitskämpfer verkappt, sich später bis zur Fremdenlegion in Algier durchzuschlagen. Auf dem Heimweg von dem Commers liess

mir *Degelow*, mit welchem ich in einigen Wochen «losgehen» sollte, «*Comment-Suspendu*» antragen, vermöge welcher Maassregel, wenn sie, wie es hier der Fall war, andrerseits angenommen wurde, den engagirten Gegnern erlaubt war, mit einander zu sprechen und sich zu unterhalten, was ausserdem auf das Strengste unterlassen werden musste. Arm in Arm verschlungen wanderten wir nach der Stadt zurück: mit ritterlicher Zärtlichkeit erklärte mir mein furchtbarer und so sehr interessanter Gegner, dass er sich drauf freue, in einigen Wochen mit mir auf die Mensur zu treten, woraus er sich eine Ehre und ein Vergnügen mache, da er mich lieb habe, und meines tüchtigen Benehmens halber mich hochschätze. Selten hat mir ein persönlicher Erfolg mehr geschmeichelt; wir umarmten uns, und schieden unter Ergiessungen, welche durch einen gewissen feierlichen Anstand einen für mich unvergesslichen Ausdruck erhielten. *Degelow* hatte mir angekündigt, dass er zuvor nach *Jena* zu verreisen habe, wo ihm die Erledigung einer Herausforderung auf Stosswaffen bevorstehe. Acht Tage hierauf gelangte die Kunde vom Tode *Degelow*'s, welcher in diesem angekündigten Duell in Jena erstochen war, nach Leipzig.

Ich war wie im Traum, aus welchem ich durch die Ansage des Duelles mit *Tischer* erweckt wurde. Dieser, ein tüchtiger und energischer Fechter, war von meinen Senioren mir zum ersten Waffengang auserlesen worden, da er von ziemlich kleiner Statur war. Ohne mich sonderlich auf meine in der Eile gewonnene und durchaus nicht bedeutend ausgebildete Fertigkeit in der Fechtkunst verlassen zu können, sah ich diesem ersten Duell mit leichtem Muthe entgegen. Eine Hauterhitzung, welche ich mir damals zugezogen hatte, und von welcher man mir sagte, dass sie Verwundungen besonders gefährlich machte, daher ihre Angabe vom Duell suspendire, fiel mir, obschon es commentwidrig war, nicht ein bekannt zu machen, trotzdem ich bescheiden genug war auf Verwundungen mich gefasst zu machen. Vormittags um 10 Uhr war ich bestellt, und verliess die Wohnung meiner Familie, lächelnd, mit dem Gedanken, was meine Mutter und meine Schwestern sagen würden, wenn ich, in dem vorausgesehenen erschreckenden Zustande, in einigen Stunden nach Haus gebracht werden würde. Als ich am Haus meines Seniors auf dem Brühl anlangte, grüsste mich derselbe, ein angenehmer ruhiger Mann, Herr *v. Schönfeld*, mit herabhängender Pfeife aus dem Fenster, mit den Worten: «*Du kannst heimgehen, Kleiner; es ist nichts, Tischer liegt im Spital.*» Als ich hinauf kam, fand ich mehrere Corpsburschen versammelt, von denen ich erfuhr, dass Tischer in der ver-

gangenen Nacht sich durch Excesse der Betrunkenheit die entehrendsten Misshandlungen der Bevölkerung eines lüderlichen Hauses zugezogen hatte, und auf das Scheusslichste verwundet durch die Polizei zunächst in das Krankenhaus geschafft worden sei, was ihm nothwendig Relegation, und vor Allem Ausstossung aus der Studentenschaft zuzuziehen habe.

Ich entsinne mich nicht deutlich, welches Schicksal die ein oder zwei Raufdegen aus Leipzig entfernt hatte, mit welchen ich noch aus der verderblichen Ferienzeit her engagirt war, nur weiss ich dass diese Seite meines Studentenruhmes überhaupt nun gegen eine andere Richtung zurückgetreten war. Wir begingen den *Fuchs-Commers*, zu welchem, wer es nur irgend ermöglichen konnte, vierspännig im langen Zuge durch die Stadt hinausfuhr. Nachdem mich noch der «*Landesvater*» durch seine plötzlich eintretende und andauernde Feierlichkeit ganz ausserordentlich ergriffen hatte, verfiel ich nun in den Ehrgeiz, unter den Allerletzten mich zu befinden, welche vom Commers wieder heimkehren würden. Auf diese Weise verblieb ich drei Tage und drei Nächte, welche allermeistens im Spiele zugebracht wurden: denn dieses warf, von der ersten Commersnacht an, seine dämonischen Schlingen über mich. Ein Ausbund der flottesten Verbindungsglieder, etwa ein halbes Dutzend, fand sich beim ersten Morgengrauen beim «Landsknecht» zusammen, und bildete von da ab den Stamm einer Spielgesellschaft, welche sich den Tag über durch neu aus der Stadt Zurückkehrende verstärkte. Viele kamen um zu sehen, ob man immer noch sein Wesen treibe; viele gingen auch wieder; nur ich, mit dem Stamme der Sechse, hielt Tage und Nächte ohne Wanken aus. Anfänglich bestimmte mich zur Theilnahme am Spiel der Wunsch, mein Commersgeld (zwei Thaler) durch Gewinn mir zu verschaffen: dies gelang, und nun begeisterte mich die Hoffnung, alle meine in jener Zeit gemachten Schulden auf diese Weise durch Spielgewinnst abtragen zu können. Aehnlich wie ich das Componiren, durch *Logier's* Methode, auf das Schleunigste zu erlernen verhofft, durch unerwartete Schwierigkeiten hierin jedoch mich lange Zeit aufgehalten gesehen hatte, erging es mir nun mit diesem Plane der eiligen Bereicherung meiner finanziellen Situation: mit dem Gewinnst ging es nicht so schnell, und gegen drei Monate blieb ich der Spielwuth dermassen verfallen, dass dagegen alle andre Leidenschaften als gänzlich machtlos über mein Gemüth zurücktraten. Nicht der Fechtboden, nicht die Kneipe, nicht der Duellplatz bekamen mich mehr zu sehen; den Tag über zerwühlte ich meine klägliche Lage, um mir auf jede erdenk-

liche Weise das nöthige Geld zu verschaffen, um den Abend und die Nacht hindurch es zu verspielen. Vergeblich wandte meine Mutter, die dennoch keine Ahnung von meinen unwürdigen Ausschweifungen hatte, alle ihr zu Gebote stehenden schwachen Mittel an, um mich von meinem nächtlichen Ausbleiben zurückzuhalten: nie gelangte ich, nachdem ich am Mittag das Haus verlassen, anders als beim Grauen des darauffolgenden Morgens, über das Hofthor, zu dem mir der Schlüssel verweigert war, steigend, in mein abseits gelegenes Zimmer zurück. Die Leidenschaft war durch die Verzweiflung des Spielunglückes bis zum Wahnsinn gesteigert: unempfindlich gegen Alles was mir sonst am Studentenleben verlockend erschienen war, von sinnlosester Gleichgültigkeit gegen die Meinung meiner bisherigen Genossen, verschwand ich den Blicken Aller, und traf in den kleinen Spielhäusern Leipzig's nur mit den ausgemachtesten Lüderlichen der Studentenschaft zusammen. Ich ertrug mit völligem Stumpfsinn selbst die Verachtung meiner Schwester *Rosalie*, welche mit meiner Mutter den unbegreiflichen jungen Wüstling, der bleich und verstört sich selten vor ihnen zeigte, kaum eines Blickes zu würdigen vermochte. In meiner wachsenden Verzweiflung griff ich endlich zu dem Mittel, durch kühne Behandlung des feindseligen Glückes mir gründlich zu helfen. Ich war der Meinung, dass nur mit reichlicheren Einsatzsummen Gewinn zu erlangen sei, und bestimmte daher eine mir anvertraute, verhältnissmässig nicht unbedeutende Geldsumme, den Betrag der durch mich erhobenen Pension meiner Mutter, zu diesem Versuche. In jener Nacht verlor ich alles Mitgebrachte bis auf den letzten Thaler: die Aufregung mit welcher ich auch *diesen* endlich ebenfalls auf eine Karte setzte, war meinem jungen Leben, nach allen sonstigen Erfahrungen, doch vollständig neu: ohne das Mindeste genossen zu haben, musste ich mich wiederholt vom Spieltisch entfernen, um mich zu erbrechen. Mit diesem letzten Thaler spielte ich mein Leben aus: denn an eine Heimkehr zu meiner Familie war nicht zu denken; ich sah mich bereits beim Morgengrauen über die Felder und durch die Wälder, als verlornen Sohn, in das Ziellose dahinfliehen. Die hierin sich bekundende verzweiflungsvolle Stimmung hielt so energisch an, dass, als meine Karte zugeschlagen hatte, ich den Gewinn mit dem Einsatz sofort von Neuem darangab, und dieses Verfahren mehreremal wiederholte, bis wirklich der Gewinn sich einigermassen beträchtlich herausstellte. Fortwährend gewann ich nun. Ich ward so zuverlässig, dass ich das kühnste Spiel wagte: denn plötzlich leuchtete es in mir hell auf, dass ich heute zum letztenmal spielte. Mein

Glück ward so auffällig, dass die Bankhalter zu schliessen für gut befanden. Wirklich hatte ich nicht nur alles in dieser Nacht zuvor verlorene Geld wiedergewonnen, sondern dazu auch noch den Betrag aller meiner Schulden. Die Wärme die während dieses Vorganges mich wachsend erfüllte, war durchaus heiliger Art. Mit dem Zuschlag meines Glückes fühlte ich deutlich Gott oder seinen Engel wie neben mir stehend, seine Warnung und Tröstung mir zuflüsternd. Noch einmal galt es bei Tagesgrauen über die Thorpforte nach meiner Wohnung zu gelangen; dort verfiel ich in einen tiefen und energischen Schlaf, aus welchem ich spät, gestärkt und wie neugeboren, erwachte. Kein Schamgefühl hielt mich davon ab, meiner Mutter, welcher ich ihr Geld zustellte, den Vorgang dieser entscheidungsvollen Nacht, und mit ihm mein Vergehen gegen ihr Eigenthum unaufgefordert zu berichten. Sie faltete die Hände und dankte Gott für die mir erwiesene Gnade, drückte auch ihre Zuversicht aus, dass sie mich für gerettet halte, und es mir unmöglich sein werde, ferner in ähnliche Laster zurück zu verfallen. Wirklich hatte auch hiermit jede Versuchung für immer ihre Macht über mich verloren. Die Welt, in welcher ich bisher zu wachsendem Taumel mich bewegt hatte, erschien mir mit einem Mal das Allerunbegreiflichste und Anziehungsloseste: die Spielwuth hatte mich gegen alle sonstigen Studenteneitelkeiten bereits vollkommen gleichgültig gemacht; mit der Befreiung von dieser Leidenschaft war ich mit einem Male einer ganz neuen Welt gegenübergestellt, und dieser gehörte ich von nun ab, durch einen zuvor mir unbekannten Eifer für meine musikalische Ausbildung, für welche ich jetzt in eine neue Phase trat, an. Diese war die des wahrhaften Ernstes des Studiums.

Auch in dieser wildesten Periode meines Lebens war meine musikalische Entwicklung nicht gänzlich still gestanden; vielmehr war die Musik jetzt immer bestimmter die einzige Richtung geworden, in welcher mein geistiges Leben sich bemerklich machte. Nur war alles musikalische Studium mir gänzlich fremd geworden. Noch heute ist es mir aber unbegreiflich, wie ich damals die Zeit fand eine ziemliche Anzahl von Compositionen zu beenden. Während ich von einer Ouverture aus Cdur ($^6/_8$), und einer vierhändigen Sonate in Bdur, welche letztere ich mit meiner Schwester Ottilie einübte, und, da sie uns beiden gefiel, für das Orchester instrumentirte, keine deutliche Erinnerung behalten habe, knüpft sich an ein andres Werk aus dieser Zeit, eine Ouverture in Bdur, eine Epoche machende Erinnerung. Diese Composition war nämlich aus meinem Studium der neunten Symphonie Beethovens ziem-

lich in derselben Weise erwachsen, wie «*Leubald und Adelaïde*» aus dem Studium Shakespeare's. Besonders hatte sich hierbei die mystische Bedeutung, welche ich dem Orchester gab, ausgebildet: dieses gliederte ich in drei unterschiedliche, sich bekämpfende Elemente. Ich ging damit um, das Charakteristische dieser Elemente dem Leser der Partitur sofort durch ein energisches Farbenspiel vor die Augen zu bringen, und nur der Umstand dass ich mir keine grüne Tinte zu verschaffen wusste, verhinderte mich an der Ausführung meines malerischen Copirgelüstes. Nur den Blechinstrumenten wollte ich nämlich die schwarze Farbe der Tinte belassen; die Streichinstrumente sollten dagegen roth, und die Blasinstrumente grün geschrieben werden. Diese sonderbare Partitur legte ich dem damaligen Musikdirektor des Leipziger Theaters, *Heinrich Dorn*, vor, welcher, noch ein sehr junger Mann, als besonders gewandter Musiker und witziger Lebemann mir, wie dem Leipziger Publikum, angenehm imponirte. Noch heute vermag ich jedoch mir nicht zu erklären, was ihn bewog, meinem Wunsch einer öffentlichen Aufführung dieser Ouverture zu entsprechen. Ich war später, mit Anderen, welche Dorn's Gefallen an spöttischer Unterhaltung kannten, der Annahme nicht abgeneigt, dass er bei dieser Gelegenheit sich habe einen Spass machen wollen, während er stets dabei verblieb, das Werk sei ihm interessant erschienen, und es würde nur der Ankündigung eines unbekannt gebliebenen Werkes Beethovens bedurft haben, um es vom Publikum, wenn auch ohne Verständniss, dennoch aber mit Respekt aufgenommen zu sehen. Es war zu Weihnachten des verhängnisvollen Jahres 1830, wo am heiligen Abend, wie üblich, das Schauspiel ausfiel, und dafür ein stets wenig besuchtes Armenconcert im Leipziger Theater veranstaltet war. Als erste Nummer des Programmes figurirte die aufreizende Benennung: «*neue Ouverture*»; nichts weiter. Ich hatte unter grossen Besorgnissen in einem Versteck der Probe beigewohnt, und von der Kaltblütigkeit *Dorn's* eine vortheilhafte Meinung gewonnen, welcher der bedenklichen Bewegung der Orchestermusiker gegenüber, als sie mit dem Vortrag der räthselhaften Composition sich befassten, eine ausserordentlich sichere Fassung bewährte. Das Hauptthema des Allegro's war viertaktiger Natur; nach jedem vierten Takte war jedoch ein gänzlich zur Melodie ungehöriger fünfter Takt eingeschaltet, welcher sich durch einen besondern Paukenschlag auf das zweite Taktviertel auszeichnete. Da dieser Schlag ziemlich vereinzelt stand, wurde der Paukenschläger, welcher sich stets zu irren glaubte, befangen und gab dem Accente nicht die in der Partitur vorgeschriebene Schärfe, womit ich,

über meine Intention selbst erschrocken, in meiner Unsichtbarkeit nicht unzufrieden war. Zu meinem wahren Misbehagen zog jedoch *Dorn* den verschämten Paukenschlag an das helle Licht und bestand darauf, dass der Musiker ihn stets mit der vorgeschriebenen Stärke zur Ausführung brächte. Als ich dem Musikdirektor nach der Probe über diesen bedenklichen Punkt meine Besorgniss mittheilte, gelang es mir nicht ihn zu einer mildern Auffassung des fatalen Paukenschlags zu bewegen; er blieb dabei, dass die Sache sich so recht gut machen würde. Trotz dieser Beruhigung blieb meine Befangenheit gross, und ich getraute mich nicht, meinen Bekannten mich als den Componisten dieser Ouverture im Voraus zu bekennen. Nur meine Schwester *Ottilie*, welche bereits die heimlichen Vorlesungen von «Leubald und Adelaïde» zu überstehen gehabt hatte, bewog ich, mit mir zur Anhörung meines Werkes sich aufzumachen. Es war der Abend der Weihnachtsbescheerung im Hause meines Schwagers Friedrich Brockhaus; ich, wie meine Schwester hatten ein Interesse dieser Bescheerung beizuwohnen. Sie, als zum Hause meines Schwagers gehörig, war besonders dabei beschäftigt, und konnte nur mit Mühe auf kurze Zeit sich entfernen, weshalb der freundliche Verwandte sogar den Wagen anspannen lassen musste, um die Wiederkunft der Schwester zu beschleunigen. Ich benutzte diese Gelegenheit, um mit einer gewissen Feierlichkeit meiner ersten Einführung in die musikalische Welt beizuwohnen: der Wagen brauste vor dem Theater an; Ottilie begab sich in die Loge meines Schwagers, wogegen ich mein Unterkommen im Parterre zu suchen genöthigt war. Ich hatte vergessen mir ein Billet zu besorgen, und ward vom Thürsteher zurückgewiesen: da hörte ich das Orchester immer intensiver einstimmen, ich glaubte den Beginn meines Werkes versäumen zu müssen, und ging in der Angst desshalb so weit, mich dem Thürsteher als den Autor der «*neuen Ouverture*» zu entdecken, um ihn, wie es mir denn auch gelang, zu bewegen mich ausnahmsweise ohne Billet zuzulassen. Ich drang bis zu einer der vorderen Bänke des Parterre's vor, und liess mich dort in sinnloser Unruhe nieder. Die Ouverture begann: nachdem sich das Thema der «schwarzen» Blechinstrumente bedeutungsvoll kund gethan, trat das «rothe» Allegro-Thema ein, welches, wie gesagt, mit jedem fünften Takte durch den Paukenschlag aus der «schwarzen» Welt unterbrochen wurde. Welche Wirkung das später hinzutretende «grüne» Motiv der Blasinstrumente, und endlich das Zusammenwirken des «schwarzen, rothen und grünen» Themas auf die Zuhörer machte, ist mir undeutlich geblieben, da jener fatale Paukenschlag, mit hämischer

Brutalität produziert, eine so aufregende Wirkung hervorbrachte, dass ich hierüber alle weitere Besinnung verlor. Besonders die, längere Zeit andauernde, regelmässige Wiederkehr dieses Effektes erregte bald die Aufmerksamkeit, und endlich die Heiterkeit des Publikums. Meine Nachbarn hörte ich diese Wiederkehr im Voraus berechnen und ankündigen: was ich, der ich die Richtigkeit ihrer Berechnung kannte, hierunter litt, ist nicht zu schildern. Mir vergingen die Sinne. Ich erwachte schliesslich, als die Ouverture, zu welcher ich alle banale Schlussformen verschmäht hatte, ganz unversehens abbrach, wie aus einem unbegreiflichen Traum: alle Wirkungen eines *Hoffmann*'schen Phantasiestückes auf mich erblichen gegen den sonderbaren Zustand, in welchem ich zu mir kam, als ich das Erstaunen des Publikum's am Schlusse meines Werkes gewahrte. Ich hörte keine Misfallsbezeugung, kein Zischen, kein Tadeln, selbst nicht eigentliches Lachen, sondern nahm nur die grösste Verwunderung Aller über einen so seltsamen Vorfall wahr, der Jedem, gleich wie mir, wie ein unerhörter Traum vorzukommen schien. Das Schmerzliche war, dass ich nun eiligst wieder das Parterre zu verlassen hatte, da ich meine Schwester sofort nach Haus zu begleiten gehalten war. Mich erheben, durch die Bänke des Parterre's mich dem Ausgange zu bewegen zu müssen, war furchtbar. Nichts glich aber der Pein, mit welcher ich jetzt dem Thürsteher wieder unter die Augen trat: der sonderbare Blick, den dieser auf mich warf, hinterliess einen unauslöschlichen Eindruck auf mich und für lange Zeit blieb ich dem Parterre des Leipziger Theaters fern. Jetzt war noch die Schwester abzuholen, mit ihr, die den Vorgang mitleidend erlebt hatte, einsam nach Haus zu fahren, und dort dem Glanze eines Familienfestes entgegen zu gehen, welches wie eine grelle Ironie in die Nacht meiner Betäubung hineinleuchtete.

Noch suchte ich mich zwar gegen diesen Eindruck zu behaupten, und glaubte mich mit einer ebenfalls vorräthigen Ouverture zur «*Braut von Messina*» trösten zu können, welche ich für gelungener als das aufgeführte Werk hielt. An eine Reparation war jedoch nicht zu denken, da ich für längere Zeit der Leipziger Theaterdirektion, trotz *Dorn*'s Freundschaft, für sehr bedenklich galt. Zwar wurden von mir jetzt noch Compositionen zum Goetheschen *Faust* entworfen, von denen einige sich bis heute bei mir erhalten haben; doch schwemmte bald das nun eintretende wüste Studentenleben auch den letzten Ernst für musikalische Arbeit in mir hinweg.

Ich bildete mir dagegen ein, da ich nun einmal Student geworden sei, auch Collegien hören zu müssen. Bei *Traugott Krug*, dem mir wohl-

bekannten freundlichen Bezwinger jenes Studentenaufstandes, versuchte ich Fundamental-Philosophie zu hören: eine einzige Stunde genügte, um mich für immer von diesem Versuch abzubringen. Zwei bis dreimal jedoch, besuchte ich die Vorlesungen eines jüngeren Professors *Weiss* über Aesthetik: diese grosse Ausdauer verdankte ich dem Interesse welches *Weiss* durch mein persönliches Bekanntwerden mit ihm bei meinem Onkel Adolph, mir eingeflösst hatte. *Weiss* hatte damals die Metaphysik des Aristoteles übersetzt und sie, wenn ich nicht irre, in einem polemischen Sinne, *Hegel* gewidmet. Bei dieser Gelegenheit hatte ich im Gespräch beider Männer Dinge über Philosophie und Philosophen vernommen, welche einen grossen spannenden Eindruck auf mich machten. Ich entsinne mich, dass *Weiss*, dessen zerstreutes Wesen, hastige und stossweise Sprechmanier, vor allem dessen interessanter tiefsinniger physiognomischer Ausdruck, mich sehr fesselten, sich in Betreff der ihm vorgeworfenen Unklarheit seines schriftstellerischen Styles damit rechtfertigte, dass die tiefsten Probleme des menschlichen Geistes doch unmöglich für den Pöbel gelöst werden könnten. Diese mir sehr plausibel dünkende Maxime war mir sofort zur Richtschnur für Alles, was ich aufschrieb, geworden. Ich entsinne mich dass mein ältester Bruder *Albert*, welchem ich einmal im Auftrage meiner Mutter zu schreiben hatte, in wahrhaftem Entsetzen über meinen Brief und dessen Styl, seine Befürchtung zu erkennen gab, ich sei im Begriffe toll zu werden. Trotzdem ich sonach von *Weiss* mir vorzüglich Sympathisches erwarten zu dürfen vermeinte, gelang es mir nicht in seinen Vorlesungen auszudauern, da meine damalige leidenschaftliche Lebenstendenz mich auf ganz andre Dinge als ästhetische Studien verwies. Dennoch vermochte um die gleiche Zeit die Sorge der Mutter es über mich, einen Versuch zu ernstlicher Wiederaufnahme des Musikstudiums zu machen; dass mein bisheriger Lehrer *Müller* nicht im Stande gewesen war, mir dauernde Lust an diesem beizubringen, hatte sich ersichtlich herausgestellt: es galt daher zu erfahren, ob ein neuer Lehrer sich geeigneter erweisen würde, mir den nöthigen Ernst hierfür zu erwecken.

Theodor Weinlich, Cantor und Musikdirektor an der Thomaskirche, bekleidete damals diese in Leipzig alt herkömmlich wichtigste Stelle, welche zuletzt *Schicht* und dereinst *Sebastian Bach* selbst inne gehabt hatten. Er gehörte seiner musikalischen Bildung nach der alt italienischen Schule an, und hatte in Bologna in der Schule des Pater Martini studirt. In dieser Richtung hatte er sich namentlich durch Vocalcompositionen, in welchen man seine schöne Behandlung der Stimmen

rühmte, vortheilhaft bekannt gemacht: er selbst erzählte mir, dass eines Tag's ein Leipziger Verleger ihm nicht unbedeutende Vortheile anbot, wenn er ihm einige Hefte neuer Gesangsübungen, gleich denjenigen, welche einem andren Verleger gute Geschäfte eingebracht hatten, überlassen wollte; da ihm *Weinlich* bedeutete, er habe zur Zeit gerade keine solchen Compositionen vorräthig, wenn er von ihm jedoch etwas verlegen wolle, biete er ihm eine neue Messe an, lehnte der Verleger mit dem Bemerken ab: «*wer das Fleisch bekommen habe, möge auch an den Knochen nagen*». Die Bescheidenheit, mit welcher *Weinlich* mir diesen Zug erzählte, kennzeichnete den trefflichen Mann nach jeder Seite. Aeusserst schwächlich und kränklich, verweigerte er zunächst, als meine Mutter mich bei ihm einführte, mich in die Lehre zu nehmen. Nachdem er allem herzlichen Zureden lange widerstanden hatte, schien ihn endlich der Zustand meiner mangelhaften musikalischen Ausbildung, wie er diesen aus einer von mir mitgebrachten Fuge erkannte, zu einem mir günstigen, freundlichen Mitleiden zu stimmen; er sagte mir unter der Bedingung, dass ich ein halbes Jahr lang allem Componiren entsage, und geduldig nur seine Vorschriften ausführen wollte, seinen Unterricht zu. Dem ersten Theil meines Versprechens blieb ich getreu, — Dank der ungeheuren Zerstreuung, zu welcher mich das Studentenleben hinriss; als ich dagegen längere Zeit einzig mit vierstimmigen Harmonieübungen im gebundenen strengen Styl mich beschäftigen sollte, fand sich nicht nur der leichtsinnige Student, sondern auch der Componist so mancher Ouverture und Sonate höchlich angewidert. Auch *Weinlich* hatte über mich zu klagen, und war endlich daran mich gänzlich aufzugeben. In diese Zeit fiel der Wendepunkt meiner Lebensrichtung, welche die Katastrophe jenes erschütternden Abends im Spielhause herbei führte. Nicht minder fast als dieses Erlebniss, erschütterte mich *Weinlich*'s Erklärung, nichts mehr mit mir zu thun haben zu wollen. Beschämt und gerührt bat ich den milden, von mir wirklich geliebten Greis um Verzeihung, und gelobte ihm von nun an kräftige Ausdauer. Nun bestellte mich *Weinlich* eines Morgens um 7 Uhr zu sich, um unter seinen Augen bis Mittag das Gerippe einer Fuge auszuarbeiten; er widmete mir wirklich den vollen Vormittag, indem er jedem Takt, den ich aufzeichnete, seine rathende und belehrende Aufmerksamkeit widmete. Um 12 Uhr entliess er mich mit dem Auftrag, den Entwurf durch Ausfüllung der Nebenstimmen zu Haus vollends auszuarbeiten. Als ich ihm dann die fertige Fuge brachte, überreichte er mir dagegen eine von ihm verfasste Ausarbeitung desselben Thema's, zum Vergleich. Diese gemeinsame Fugen-

arbeit begründete zwischen mir und dem liebenswürdigen Lehrer das ergiebigste Liebesverhältniss, indem von nun an sowohl ihm, wie mir, die ferneren Studien zur angenehmsten Unterhaltung wurden. Ich war erstaunt die hierauf gewandte Zeit so schnell verflogen zu sehen. Nachdem ich im Lauf zweier Monate, ausser einer Anzahl der künstlichsten Fugen, jede Art der schwierigsten contrapunctischen Evolutionen schnell durchgearbeitet hatte, und ich dem Lehrer eines Tages eine besonders reich ausgestattete Doppelfuge brachte, war ich wirklich erschrocken da er mir sagte, ich könnte mir dieses Stück hinter den Spiegel stecken, er hätte mich jetzt nichts mehr zu lehren. Da ich mir irgend welcher Mühe hierbei gar nicht bewusst geworden war, ward ich in der Folge wirklich oft bedenklich darüber, ob ich in Wahrheit ein ordentlich gelernter Musiker sei. *Weinlich* selbst schien auf das durch ihn Erlernte an sich keinen grossen Werth zu legen; er sagte: «wahrscheinlich werden Sie nie Fugen und Canons schreiben; was Sie jedoch sich angeeignet haben, ist *Selbständigkeit*. Sie stehen jetzt auf Ihren eigenen Füssen, und haben das Bewusstsein das Künstlichste zu können, wenn Sie es nöthig haben».

Ein Haupterfolg seines Einflusses auf mich war jedenfalls das beruhigende Gefallen am Klaren und Fliessenden, welches er mir gleichsam durch sein Beispiel beigebracht hatte. Schon jene Studirfuge hatte ich für wirkliche Gesangstimmen mit untergelegten Worten ausführen müssen; die Neigung zum Sangbaren war mir dadurch erweckt worden. Um mich aber vollständig in seine freundlich beruhigende Gewalt zu bekommen, hatte er zu gleicher Zeit eine Sonate verlangt, welche ich, als Beweis meiner Freundschaft für ihn, auf die nüchternsten, harmonischen und thematischen Verhältnisse aufbauen sollte, zu deren Modell er mir eine der kindlichsten *Pleyel*'schen Sonaten empfahl. Wer meine noch vor kurzem verfassten Ouverturen kannte, musste gewiss erstaunt sein, dass ich es über mich vermochte, diese verlangte Sonate, wie sie gegenwärtig noch durch eine Indiscretion der Breitkopf- und Härtelschen Musikhandlung zum erneuten Abdruck befördert worden ist, zu schreiben: um mich für meine Enthaltsamkeit zu belohnen, machte sich *Weinlich* nämlich die Freude, mein dürftiges Werk durch jene Verlagshandlung zum Druck zu befördern. Von nun an erlaubte er mir Alles. Als erste Belohnung durfte ich ganz nach meinem Belieben eine Phantasie für's Clavier in Fismoll ausführen, in welcher ich mich formell gänzlich frei, recitativ-melodisch bewegte, und mir ein wohlthätiges Genüge that, indem ich mir zugleich *Weinlich*'s Lob erwarb. Bald entstanden auch

drei Ouverturen, welche sämmtlich seine freundliche Zustimmung erhielten. Im darauf folgenden Winter (1831—1832) erlangte ich die Aufführung der ersten derselben (aus Dmoll) in einem der Gewandhausconcerte.

In diesem Institute herrschte damals noch grosse Gemüthlichkeit: die Instrumentalwerke wurden von keinem Dirigenten geleitet, sondern einfach vom Concertmeister (*Mathäi*) am Pulte mit der Violine vorgespielt; nur sobald der Gesang hinzutrat erschien der Typus aller gemüthlichen dicken Musikdirektoren, der in Leipzig ausserordentlich beliebte *Polenz*, mit einem sehr ansehnlichen blauen Stabe am Taktirpulte. Zu einem der sonderbarsten Vorgänge wurde auf diese Weise die alljährliche Aufführung der neunten Symphonie von Beethoven: nachdem die drei ersten Sätze glatt weg wie eine Haydn'sche Symphonie, so gut es ging, vom Orchester für sich hergespielt worden waren, erschien nun *Polenz*, um, statt eine italienische Arie, ein Vocalquartett oder eine Cantate zu dirigiren, diesmal das schwierigste aller Vorhaben für einen Dirigenten, die Leitung dieses so höchst complicirten und namentlich in seinem einleitenden Instrumentaltheile so räthselhaft zersetzten Tonstückes, zu übernehmen. Unvergesslich blieb mir aus einer ersten Probe, welcher ich hiervon beiwohnte, der Eindruck des sorgfältig ängstlichen Dreivierteltaktes, durch welchen die wild aufschreiende Fanfare, womit dieser letzte Teil beginnt, unter *Polenz*'s schwerem Taktschwunge zu einem wunderbar hinkenden Galimathias wurde. Dieses Tempo war gewählt worden, um mit dem Vortrage des Recitatives der Bassinstrumente nur irgend wie auszukommen; dennoch gelang dies nie. *Polenz* schwitzte Schweiss und Blut, das Recitativ kam immer nicht zu Stande, und ich gerieth wirklich in bange Zweifel, ob *Beethoven* in Wahrheit nicht doch Unsinn geschrieben hätte: der Contrabassist *Temmler*, ein gedienter Veteran des Orchester's, hochherzig und grob, brachte es zwar endlich durch seine energische Mahnung an *Polenz*, er möge den Taktstock lieber fortlegen, dahin, dass das Recitativ wirklich vor sich ging; dennoch begann seit der Anhörung dieses letzten Theiles unter Umständen, die ich mir für jetzt nicht erklären konnte, in mir ein demüthigender Zweifel daran zu keimen, ob ich dieses ganze seltsame Tonstück wirklich verstanden hätte oder nicht. Lange Zeit entschlug ich mich gänzlich alles Grübelns hierüber, und wandte mich ohne alle Affectation dem beruhigenden klareren Elemente der Musik zu. Namentlich hatten meine contrapunktischen Studien mich dahin gebracht, *Mozart*'s leichte und fliessende Behandlung der schwierigsten technischen Probleme der Musik

mit wohlthuendem Behagen anzuerkennen, und hierin galt mir namentlich der letzte Satz seiner grossen C-dur Symphonie als nachahmungswürdiges Muster. Nachdem meine D-moll-Ouverture, welche noch stark auf der *Beethoven*'schen *Coriolan*-Ouverture fusste, glücklich von statten gegangen, vom Publikum freundlich aufgenommen war, und mir das erste Hoffnungslächeln meiner Mutter eingebracht hatte, trat ich mit einer zweiten Ouverture in C-dur hervor, welche wirklich mit einem «Fugato» schloss, wie ich es meinem neuen Vorbilde zu Ehren um jene Zeit nicht glaubte besser zu Stand bringen zu können.

Auch diese Ouverture ward bald darauf in einem Gastconcert der beliebten Sängerin *Palazzesi* (von der Dresdener italienischen Oper), aufgeführt. Vorher schon hatte ich sie in einem Concert der Privatmusikgesellschaft *Euterpe* zu Gehör gebracht und selbst dirigirt. Ich entsinne mich des sonderbaren Eindruckes, den ich bei dieser Gelegenheit durch eine Bemerkung meiner Mutter erhielt; diese Arbeit, im contrapunktischen Style gehalten, ohne eigentliche leidenschaftliche Bewegtheit, hatte auf sie einen befremdenden Eindruck gemacht; sie gab mir ihre Verwunderung hierüber durch besonders lebhafte Anerkennung der in dem gleichen Concerte zuvor aufgeführten *Egmont-Ouverture* kund, von der sie behauptete, «dass diese Art Musik doch mehr ergriffe als so eine dumme Fuge». Nun schrieb ich auch noch (wie gesagt: als drittes Opus), eine Ouverture zu *Raupach*'s Drama *König Enzio*, in welcher sich das Beethovensche Element wieder stärker geltend machte. Durch die Bemühung meiner Schwester *Rosalie* erlangte ich die Zulassung derselben zur Aufführung vor dem Stücke im Theater: aus Vorsicht ward sie bei der ersten Aufführung jedoch nicht angekündigt, wohl aber vom Musikdirektor *Dorn* dirigirt. Da die Aufführung ohne Widerspruch ablief und das Publikum durchaus nicht gestört hatte, ward bei den spätern Vorstellungen des eine Zeit lang beliebten Trauerspiels meine Ouverture mit voller Namens-Nennung des Componisten öfter zu Gehör gebracht. — Nun machte ich mich an eine grosse Symphonie (*in C-dur*); in ihr zeigte ich was ich gelernt hatte, und verschmolz die Einwirkungen meines Studiums *Beethoven*'s und *Mozart*'s zur Abfassung eines wirklich ausführbaren und anhörbaren Tonwerkes, dem auch diesmal die Schlussfuge im letzten Theil nicht fehlte, und in welchem die Themen aller Sätze meist so beschaffen waren, dass sie in Engführungen contrapunktisch über einander gestellt werden konnten. Dennoch war auch das leidenschaftlichere, trotzig kühne Element, namentlich des ersten Satzes der *Sinfonia eroica* nicht ohne deutliche Einwirkung auf meine Con-

ception geblieben. Im Andante liessen sich sogar die Anklänge an meinen früheren musikalischen Mysticismus vernehmen: ein wiederkehrender Frageruf von der Moll-Terz in die Quinte, verband in meinem Bewusstsein dieses, mit vorherrschendem Klarheitstriebe ausgearbeitete Werk, mit meinen frühesten Knabenschwärmereien. Als ich im folgenden Jahre mich um die Aufführung meiner Symphonie im Gewandhause bewarb, und desshalb *Friedrich Rochlitz*, den damaligen Nestor der Leipziger Musikästhetiker und Vorstand der Concertgesellschaft besuchte, war dieser Herr, welchem meine Partitur zuvor zur Durchsicht vorgelegen hatte, erstaunt in mir einen so jungen Mann zu sehen, da der Charakter jener Arbeit ihn auf einen älteren erfahreneren Musiker vorbereitet hatte.

Ehe es zu dieser Aufführung kam, verging jedoch eine längere Zeit, während welcher ich Lebenseindrücken übergeben war, welche ich jetzt näher bezeichnen muss.

Mein kurzes, aber leidenschaftliches, Studentenleben hatte in mir nicht nur den Sinn für meine künstlerische Ausbildung, sondern auch meine Theilnahme an allen sonstigen weltlichen und geistlichen Dingen gleichsam überschwemmt. Während ich jedoch, wie ich zeigte, nie gänzlich der Musik mich entfremdete, regte sich auch mit dem Wiederaufkeimen meines Interesses an politischen Vorgängen der erste Ekel an dem sinnlosen Studententreiben, welches bald wie ein wüster Traum ganz von mir vergessen werden sollte. Der *polnische Freiheitskampf* gegen die russische Uebermacht war es, welcher mich bald mit wachsender Begeisterung erfüllte. Die Erfolge, welche die Polen eine kurze Zeit lang im Monat Mai 1831 erstritten, setzten mich in Erstaunen und Exstase: mir schien die Welt wie durch ein Wunder neu erschaffen. Dagegen war der Eindruck der Nachricht von der Schlacht bei Ostrolenka derart, als ob nun die Welt von neuem untergegangen sei. Ich war erstaunt unter meinen studentischen Commilitonen in der Kneipe, sobald ich eine dieser Nachrichten berührte, roh oder boshaft verspottet zu werden: die schreckliche Schattenseite des deutschen Landsmannschaftswesens ging hier meiner Empfindung auf. Jede Art von Enthusiasmus ward hier prinzipiell ertödtet und in das Geleis einer pedantischen Bravour geleitet, welche sich einzig durch Trockenheit und affectirte Empfindungslosigkeit auszeichnete. Mit grösster Kaltblütigkeit, ohne den mindesten Humor, sich betrinken und Schulden machen, stand im Werthe fast der Tapferkeit im Duelliren gleich. Mir ist erst späterhin die edlere Bedeutung der deutschen Burschenschaft gegenüber diesem verderblichen Studentengeiste aufgegangen; damals empfand ich das

Empörende desselben ganz persönlich an den verletzenden Zurechtweisungen, welche ich mir, wie gesagt, zuzog, als ich voll schmerzlichster Trauer meine Klage über jene unglückliche Schlacht bei Ostrolenka erhob. Ich muss zu meiner Ehre gestehen, dass diese und ähnliche Eindrücke das Ihrige mit dazu beitrugen, mich so schnell jenen wüsten Studentenkreisen zu entziehen. Während meiner Studien bei *Weinlich* bestand die einzige Ausschweifung, die ich mir gestattete, im allabendlichen Besuche der Kintschy'schen Conditorei in der Klostergasse, wo ich mit leidenschaftlichem Eifer die frisch angekommenen Zeitungen verschlang. Mancher mir Gleichgesinnte fand sich hier ein; namentlich hörte ich gern auch einigen ältern Männern zu, welche eifrig politisirten. Auch die belletristischen Journale fingen an mich zu interessiren: ich las wieder viel, jedoch ohne edlere Auswahl; nur fingen bereits Witz und Geist bei meiner Lektüre mich zu bestimmen an, während sonst nur das Colossale und Phantastische mich gereizt hatte. Immerhin blieb meine Theilnahme für den Ausgang des polnischen Kampfes die Hauptsache: die Belagerung und Einnahme Warschaus erlebte ich wie ein persönliches Unglück.

Unbeschreiblich war nun meine Aufregung, als die ersten Durchzüge der nach Frankreich auswandernden Ueberreste der polnischen Armee durch Leipzig kamen, und unvergesslich der Eindruck beim Anblick eines ersten Truppes dieser Unglücklichen, welche im *grünen Schild* auf der Fleischergasse einquartirt wurden. War ich hier mit grosser Niedergeschlagenheit erfüllt worden, so gerieth ich dagegen bald in enthusiastische Bezauberung, als ich im Foyer des Leipziger Gewandthauses, in welchem man diesen Abend die C-moll Symphonie von Beethoven spielte, eine Gruppe heroischer Gestalten theilnehmend beobachten konnte, welche aus mehrern der vornehmsten Führer der polnischen Erhebung bestand. Vorzüglich zog mich die ungemein kräftige Gestalt und überaus männliche Physiognomie eines Grafen *Vincenz Tyszkiewitcz* an, der mit ruhiger vornehmer Haltung eine, mir bis dahin ganz unbekannte, Sicherheit und Gelassenheit verband. Einen Mann von so königlichem Benehmen im Schnürrock und mit der rothen Sammtmütze zu sehen, vernichtete in mir sofort alle Verehrung, die ich bisher der geschraubten Kampfhahn-Tournure der Heroen unserer Studentenwelt gezollt hatte. Es entzückte mich, grade diesen Mann bald im Hause meines Schwagers *Friedrich Brockhaus* wiederzufinden, und dort für längere Zeit als fast heimisch anzutreffen. Mein Schwager zeichnete sich nämlich durch die theilnahmvollste Hingebung für die unglücklichen polnischen Kämpfer

aus; er stand an der Spitze eines Comité's, welches sich dauernd die Sorge für jene angelegen sein liess, und brachte persönlich seiner Theilnahme lange Zeit hindurch die namhaftesten Opfer. Nun war das Brockhaus'sche Haus für mich von höchster Anziehung. Um Graf *Vincenz Tyszkiewitcz*, welcher für uns alle der Leuchtstern dieser kleinen Polenwelt blieb, verweilten längere Zeit einige andere vermögendere Emigranten, von denen mir hauptsächlich ein Rittmeister *Bansemer* in Erinnerung geblieben ist, welcher sich durch grenzenlose Gutmüthigkeit, nicht minder grossen Leichtsinn, und ein wunderschönes Gespann von vier Pferden auszeichnete, deren Schnelligkeit beim Durchfahren der Stadt die Leipziger Bürgerschaft in anhaltende Wuth versetzte. Auch entsinne ich mich eines Tags mit General *Bem*, dessen Artillerie bei Ostrolenka sich so heldenmüthig benommen hatte, bei Tisch gesessen zu haben. Manche andre, bald durch geschmeidige Feinheit, bald durch melancholisch kriegerische Haltung auf mich eindrucksvolle Glieder der Auswanderung, zogen durch das gastliche Haus: von dauerndem Eindruck blieb jedoch einzig der als Ideal eines wahrhaft männlichen Mannes von mir geliebte und verehrte *Vincenz Tyszkiewitcz*.

Auch mir wurde der vorzügliche Mann wahrhaft geneigt: fast täglich fand ich mich bei ihm ein, und wohnte oft den halb kriegerischen Gelagen bei, von denen er sich zu Zeiten gern mit mir zurückzog, um an irgend einem ruhigen Orte seiner trüb besorgten Stimmung in meiner Gesellschaft sich hinzugeben. Noch hatte er nämlich keine Kunde von dem Schicksal seiner Frau und seines kleinen Sohnes, von welchen er sich in Volhynien getrennt hatte. Ausserdem lag ein Schatten auf ihm, der ihn dem theilnehmenden Herzen besonders anziehend machte: meiner Schwester *Louise* hatte er ein furchtbares Schicksal, das ihn dereinst betroffen, mitgetheilt. Er war schon einmal verheirathet gewesen, und besuchte mit seiner ersten Frau eines seiner entlegenen Schlösser: des Nachts hatte sich am Fenster seines Schlafgemachs eine gespenstische Erscheinung gezeigt; wiederholt von ihm angerufen, ergriff er, um sich vor einer Gefahr zu schützen, ein Gewehr und erschoss seine eigene Frau, welche den excentrischen Einfall gehabt hatte, in der Gestalt eines Nachtspuks ihren Gemahl zu necken. Bald theilte ich nun seine Freude, als die Nachricht von der Rettung seiner Familie zu ihm gelangte: seine Frau erschien endlich selbst mit dem wunderschönen dreijährigen Knaben (*Janusz*) in Leipzig. Es betrübte mich der Dame nicht dieselbe Sympathie, wie ihrem Gemahl zuwenden zu können, woran mich der so sehr störende Eindruck verhinderte, den

ich durch den Anblick der unziemlich stark aufgetragenen Schminke erhielt, durch welche sonderbarer Weise die von den höchsten Anstrengungen ganz erschöpfte Frau ihre abgespannten und leidenden Gesichtszüge zu verbergen suchte. Sie verreiste bald wieder nach Galizien, um von ihren dortigen Besitzungen zu retten was zu retten war, zugleich auch um ihrem Manne von der Oesterreichischen Regierung einen Pass auszuwirken, mit Hülfe dessen er ihr nach Galizien nachkommen sollte. — Nun kam der dritte Mai heran. Achtzehn noch in Leipzig anwesende Polen vereinigten sich zu einem Festmahle in einem Gasthause der Umgegend von Leipzig: dort sollte dieser der polnischen Erinnerung so theure Jahrestag ihrer Verfassungsgründung gefeiert werden. Nur die Vorsteher des Leipziger Polencomités, und, aus besonderer Rücksicht und Liebe, auch ich, waren hierzu eingeladen. Es war ein unvergesslich eindrucksvoller Tag. Das Mahl der Männer ward zum Gelage: eine aus der Stadt bestellte Blechmusik spielte unausgesetzt die polnischen Volkslieder, an welchen sich, unter dem Vorgesang eines Litthauers (*Zan*), die Gesellschaft jubelnd und klagend betheiligte. Namentlich erweckte das schöne «dritte Mai»-Lied einen erschütternden Enthusiasmus. Weinen und Jauchzen steigerten sich zu einem unerhörten Tumulte, bis sich die Gruppen auf die Rasenplätze des Gartens lagerten, und dort zerstreute Liebespaare bildeten, in deren schwelgerischem Liebesgespräche das unerschöpfliche Wort «*Oiczisna*» (Vaterland), die Losung war, bis endlich der Schleier eines grossherzigen Rausches Alles in Nacht hüllte. — Der Traum dieser Nacht bildete sich später in mir zu einer Orchestercomposition in Ouverturenform, mit dem Titel «*Polonia*», aus: das Schicksal dieser Arbeit werde ich gelegentlich berichten.

Die Pässe meines Freundes *Tyszkiewitcz* kamen an; er war im Begriff über Brünn nach Galizien zu reisen, was immerhin seinen Freunden als gewagt galt. In mir war die Sehnsucht entstanden, etwas weiteres von der Welt zu sehen zu bekommen. *Tyszkiewitcz* bot mir an, mit ihm zu reisen, was meine Mutter bestimmte, zu einem von mir gewünschten Ausfluge nach Wien ihre Einwilligung zu geben. Mit der Partitur meiner drei aufgeführten Ouverturen und der noch unaufgeführten grossen Symphonie, reiste ich ab, um den befreundeten polnischen Gönner in seinem bequemen Reisewagen mit Extrapost bis in die Hauptstadt Mährens zu begleiten. Nachdem in Dresden ein kleiner Aufenthalt genommen, gaben die dort anwesenden vornehmen und geringeren Glieder der Emigration dem von ihnen allen geliebten Grafen in *Pirna*

ein freundschaftliches Abschiedsmahl, bei welchem, unter Strömen Champagner's, dem zukünftigen «Dictator Polen's» ein Hoch gebracht wurde. Endlich trennten wir uns in *Brünn*, von wo aus ich am folgenden Tage mit dem Postwagen nach *Wien* weiter zu befördern war. Den Nachmittag und die Nacht, welche ich allein in Brünn zu verweilen hatte, brachte ich unter den seltsamsten Einwirkungen der plötzlich mir erweckten Cholerafurcht zu. Zum erstenmal befand ich mich an einem Orte, von welchem ich unversehens erfuhr, dass dort die Cholera heimisch sei: soeben von meinem zuversichtlichen Freunde verlassen, gänzlich allein in einer mir wildfremden Gegend, ohne alle Beziehung zu dem Ort an dem ich mich zufällig befand, war es mir bei dieser Nachricht als ob ein tückischer Dämon mich in diese Falle gelockt hätte, um mich spurlos zu vernichten. Zwar liess ich mir im Gasthofe nichts merken; als man mich aber in einen sehr abgelegenen Flügel des Hauses zum Schlafen führte, und nun plötzlich mich in dieser Oede allein liess, vergrub ich mich angekleidet in das Bette, und erlebte nochmals alles was ich je in meiner Knabenzeit von Gespensterfurcht erlitten hatte. Die Cholera stand leibhaftig vor mir: ich sah sie, und konnte sie mit Händen greifen; sie kam zu mir in's Bett, umarmte mich; meine Glieder erstarrten zu Eis, ich fühlte mich todt bis an das Herz hinan. Ob ich geschlafen oder gewacht, ist mir gänzlich unbewusst geblieben; nur wunderte ich mich im höchsten Grade, als ich beim Tagesgrauen lebendig aufstand und mich vollkommen gesund fühlte. So gelang es mir denn auch glücklich bis *Wien* zu entkommen wo ich mich alsbald gegen die auch dort herrschende Seuche vollständig unempfindlich verhalten konnte.

Es war dies im hohen Sommer 1832. In der lebhaften grossen Stadt, in welcher ich mich im Ganzen sechs Wochen aufhielt, fühlte ich mich, auch in Folge von Empfehlungen an einige meiner Familie befreundete Personen, bald heimisch. Da mein Besuch keinen praktischen Zweck haben konnte, war der Gedanke meiner Mutter, mir die, wenn auch sparsamen Mittel zu einem solchen eben nur allgemein hin anregenden Ausfluge zu bestimmen, als ein fast übermüthiger Zug anzuerkennen. Ich besuchte die Theater, hörte *Strauss*, machte Ausflüge, und liess es mir wohl gehen, wobei einige Schulden herauskamen, an welchen ich noch als späterer Dresdener Kapellmeister zu zahlen hatte. Sehr anregend blieben aber gewiss die hier empfangenen musikalischen und theatralischen Eindrücke, und Wien ist meiner Vorstellung lange Zeit als Vertreterin originaler volksblütiger Productivität verblieben. In diesem

Sinne befriedigten mich am meisten die Leistungen des *Theaters an der Wien,* wo eine groteske Zauberposse «die Abenteuer Fortunat's zu Wasser und zu Land», in welcher «*ein Fiaker an das schwarze Meer*» bestellt wurde, einen sehr lebendigen Eindruck auf mich machte. In musikalischer Beziehung war ich zwischen zwei Haupteindrücke geklemmt. Mit Stolz führte ein junger Freund mich in die Aufführung von *Gluck's* «Iphigenia in Tauris», welche durch die vorzüglichen Leistungen des berühmten *Wild, Staudigl's* und *Binder's,* besonders empfehlenswerth war: nur muss ich aufrichtig gestehen, dass ich im Ganzen durch das Werk mich gelangweilt fühlte, was mir um so peinlicher war, da ich es nicht auszusprechen wagte. Auch *Gluck* war mir namentlich durch das bekannte Hoffmann'sche Phantasiestück unwillkührlich zu einer dämonischen Riesengrösse geworden: ich vermuthete in ihm, dessen Werke ich noch nicht studirt hatte, ein hinreissendes dramatisches Feuer, und legte an Alles, was ich mir von einer ersten Vorführung seines berühmtesten Werkes erwarten sollte, den Maasstab an, welchen ich jenem unvergesslichem Abend der Darstellung des «Fidelio» durch die *Schröder-Devrient* entnommen hatte. Mit Mühe gelang es mir, in der grossen Scene des Orestes mit den Furien mich in eine halbweg ähnliche Extase zu versetzen. Der Eindruck alles Uebrigen blieb feierlich spannend auf eine Wirkung, zu welcher es nie kam. — Auf den eigentlichen Lebensnerv des Wiener Theatergeschmackes traf ich jedoch bei der Oper *Zampa,* welche damals das fast tägliche Repertoire an beiden Operntheatern, am Kärthner Thor und in der Josephstadt, erfüllte. Beide Theater wetteiferten im Feuer für diese ausserordentlich beliebte Leistung: hatte das Publikum sich den Anschein gegeben in «Iphigenie» zu schwelgen, so *raste* es mit voller Wahrhaftigkeit in «Zampa»; und trat man aus dem Theater der Josephstadt, in welchem so eben «Zampa» Alles in Extase versetzt hatte, in die unmittelbar daran gelegene Tabagie von *Sträusslein,* so brannte mir unter *Strauss'* fieberhaftem Vorspiel ein Potpourri aus «Zampa» entgegen, welches die gesammte Zuhörerschaft fast ersichtlich in Flammen setzte. Unvergesslich blieb mir hierbei die für jede von ihm vorgegeigte Pièce sich gleich willig erzeugende, an Raserei gränzende Begeisterung des wunderlichen *Johann Strauss.* Dieser Dämon des Wiener musikalischen Volksgeistes erzitterte beim Beginn eines neuen Walzers wie eine Pythia auf dem Dreifuss, und ein wahres Wonnegewieher des, wirklich mehr von seiner Musik als von den genossenen Getränken berauschten Auditoriums, trieb die Begeisterung des zauberischen Vorgeigers auf eine für mich fast be-

ängstigende Höhe. So ward mir die heisse Sommerluft Wien's endlich fast nur noch von *Zampa* und *Strauss* geschwängert. — Eine äusserst dürftige Uebungsprobe der Zöglinge des Conservatoriums, in welcher Theile einer Messe Cherubini's gespielt wurden, liess mir dagegen die Pflege der klassischen Musik wie ein nothdürftig bezahltes Almosen erscheinen. In derselben Probe versuchte ein mir unbekannt gebliebener Professor, an welchen ich empfohlen war, meine bereits in Leipzig aufgeführte *D-moll*-Ouverture zum Durchspielen zu bringen: ich weiss nicht, welches die Meinung des Mannes und der Zöglinge in Betreff des angestellten Versuches war, und entsinne mich nur dass er alsbald aufgegeben ward.

So im Ganzen in meiner Geschmacksrichtung auf bedenkliche Abwege geleitet, zog ich mich von diesem ersten Bildungsbesuche einer grossen europäischen Kunststadt zurück, um eine wohlfeile, aber sehr langwierige Reise im Stellwagen nach Böhmen zurück anzutreten. Dort sollte ich die aus meinen Jugenderinnerungen mir schmeichlhaft bekannte Familie des Grafen *Pachta* auf dessen Herrschaft *Pravonin*, acht Meilen seitwärts von Prag, besuchen. Von dem alten Herrn und seinen schönen Töchtern auf das freundlichste aufgenommen, genoss ich dort bis in den Spätherbst eine mannichfaltig anregende Gastfreundschaft. Als neunzehnjähriger junger Mensch mit bereits kräftig entwickeltem Bartwuchs, auf welchen die jungen Damen durch den Empfehlungsbrief meiner Schwester bereits aufmerksam gemacht worden waren, konnte der stete nahe Umgang mit so schönen und guten Mädchen unmöglich ohne Eindruck auf meine Phantasie bleiben. *Jenny*, die ältere, war schlank, mit schwarzem Haar, dunkelblauen Augen und wunderbar edlem Schnitt des Gesichts; die jüngere, *Auguste*, war etwas kleiner und üppiger, von blendendem Teint, blondem Haar und braunen Augen. Die grosse Unbefangenheit und schwesterliche Gutmüthigkeit, welche in ihrem Umgang mit mir fortgesetzt sich aussprach, irrten mich nicht in der Annahme, dass ich mich in eine derselben zu verlieben hätte. Die Mädchen unterhielt es in bester Laune zu bemerken, in welche Verlegenheit ich durch die Wahl gerieth, und unaufhörliches Necken war der Erfolg, welchen mir meine eifrigen Bemühungen einbrachten. Leider verfuhr ich nicht zweckmässig in meinem Benehmen gegen die jungen Freundinnen: wirklich häuslich und bescheiden erzogen, waren sie doch durch ihre eigenthümlichen Geburtsverhältnisse in ein sonderbares Schwanken zwischen der Hoffnung auf eine bedeutende Standesheirath, oder der Nöthigung zur Wahl eines eben nur reichlichen bürger-

lichen Unterkommens versetzt. Die auffallend geringe, fast mittelalterliche Bildung des östreichischen eigentlichen *Kavaliers*, welche mir dieselben geringschätzig darstellte, war auch in der Erziehung meiner jungen Freundinnen leider maasgebend gewesen. Eine sehr oberflächliche Kenntniss auf dem Gebiete der Aesthetik, dagegen eine sehr ausgeprägte Fertigkeit in Allem was Aeusserlichkeit betrifft, wurde bald von mir mit Widerwillen bemerkt. Keine meiner enthusiastischen Mittheilungen aus den mir so einzig sympathisch gewordenen höheren Lebenselementen fand bei ihnen irgend welchen Anklang. Ich eiferte gegen die schlechten Leihbibliothek-Romane, welche ihre einzige Lecture bildeten, gegen die italienischen Opernarien, welche *Auguste* sang, und endlich gegen die pferdepflegenden geistlosen Kavaliere, welche zu Zeiten sich einstellten, um Beiden, Jenny wie Auguste, auf eine mich verletzende unzarte Art den Hof zu machen. Namentlich mein Eifer gegen den letzteren Punkt brachte bald grosse Aergernisse zu Wege; ich ward hart und beleidigend, verlor mich in Erläuterungen des Geistes der französischen Revolution, bis zur Ertheilung väterlich klingender Rathschläge, sich um Gotteswillen doch lieber an gut gebildete Bürgerliche zu halten, und die übermüthigen rohen Herren aufzugeben, deren Umgang nur ihren Ruf untergraben könnte. Die Entrüstung, die ich durch solche Ermahnungen erweckte, musste ich manchmal durch harte Zurechtweisungen zu ertragen suchen: um Verzeihung bat ich jedoch nie, sondern suchte durch vorgebliche oder wirkliche Eifersucht, welche mich beherrschte, das Verdriessliche meiner Wuthausbrüche in ein schliesslich noch erträglich schmeichelndes Geleis zu bringen. So unentschieden, ob verliebt oder ärgerlich, immerhin aber in freundlichem Einvernehmen, schied ich von den schönen Kindern an einem kalten Novembertag, um die ganze Familie bald darauf in *Prag* wieder zu treffen, wo ich mich nun noch längere Zeit aufhielt, ohne jedoch im gräflichen Hause meine Wohnung zu nehmen.

Der *Prager* Aufenthalt sollte nun wieder einen musikalischen Bildungszweck erhalten. Ich ward mit dem Direktor des Conservatoriums, *Dionys Weber*, bekannt, und durch ihn sollte meine Symphonie mir zur ersten Anhörung gebracht werden. Ausserdem, brachte ich meine Zeit meistens bei einem Schauspieler *Moritz* zu, an welchen ich, als einen älteren Bekannten meiner Familie, empfohlen war, und in dessen Umgange ich mit einem ebenfalls jungen Musiker, *Kittl*, bald zu näherer Befreundung bekannt wurde. *Moritz*, der mich täglich in dringenden musikalischen Geschäften zu dem gefürchteten Chef des Conservatoriums

wandern sah, entliess mich einst mit einer improvisirten Parodie der Schillerschen «Bürgschaft»:

«Zu Dionys dem Direktor schlich
«Wagner, die Partitur im Gewande;
«Ihn schlugen die Schüler in Bande:
«Was wolltest Du mit den Noten sprich?»
«Entgegnet ihm finster der Wütherich:
«Die Stadt vom schlechten Geschmacke befreien!»
«Das sollst du in den Rezensionen bereuen.»

In der That hatte ich es mit einer Art von «Tyrannen Dionysius» zu thun. Dem Manne, der Beethoven nur bis zu seiner zweiten Symphonie gelten liess, die «Eroica» bereits als vollkommne Geschmacksverderbniss des Meisters bezeichnete, einzig Mozart erhob, und neben ihm unter den Neueren nur *Lindpaintner* gestattete, — diesem Manne war nicht leicht beizukommen, und ich musste mich mit der Art vertraut machen, auf welche man Tyrannen zu seinen Zwecken nützt: ich verstellte mich, zeigte mich erstaunt über das Neue seiner Behauptungen, widersprach keineswegs, und verwies ihn zur Bekräftigung der Uebereinstimmung unsrer Ansichten auf die Schlussfuge sowohl meiner Ouverture als meiner Symphonie, beide in C-dur, und nachweislich durch Mozartische Einwirkung zu Stande gebracht. Mein Lohn blieb nicht aus: Dionys schritt mit jugendlichem Feuer zum Einstudiren meiner Orchesterstücke. Die Schüler des Conservatoriums mussten unter seiner trockenen, aber fürchterlich lärmenden Taktirerei selbst meine neue Symphonie mit grosser Präcision einstudiren, und vor meinen mitgebrachten Freunden, unter welchen auch mein alter Graf *Pachta* als Vorsteher des ständischen Conservatoriums sich befand, brachten wir die erste Aufführung dieses grössten meiner bisherigen Werke wirklich zu Stande.

Während ich diese musikalischen Erfolge feierte, setzte ich meine sonderbaren Liebeswerbungen in dem anziehenden Hause der Pachtaschen Familie unter den wunderlichsten Wechselfällen fort. Als Schicksalsgenossen hatte ich einen Zuckerbäcker, *Hascha*, gewonnen. Dies war ein langer hagerer, ungemein trockner junger Mensch, der, wie die meisten Böhmen, neben seiner ansehnlichen Conditorei, auch Musik trieb, *Auguste* beim Gesang accompagnirte, und hierüber in die seinem Naturell entsprechende Verliebtheit gerathen war. Ihm, gleich mir, waren die nun in der Hauptstadt sich häufiger einstellenden Kavalierbesuche im höchsten Grade verhasst: während aber mein Unmuth sich meistens humoristisch äusserte, blieb der seinige finster und melancholisch; ja er verleitete ihn zur offenbaren Tölpelhaftigkeit, vermöge welcher er eines Abends,

als zur Erwartung eines Hauptkavaliers der Lüstre angezündet werden sollte, mit seinem auf langem Körper hervorragenden Kopfe den Kronleuchter anstiess, diesen zerbrach und dadurch die festliche Erleuchtung unmöglich machte, welches ihm die höchste Entrüstung der Mutter unsrer Freundinen zuzog, so dass er von da an seine Besuche im gräflichen Hause aufzugeben für gut fand. Ich entsinne mich nun die ersten Spuren der Empfindungen wirklicher Liebespein an den sonderbar nagenden Erregungen der Eifersucht, welche sich doch in Wahrheit auf keine eigentliche Liebe bezog, wahrgenommen zu haben: es geschah dies als ich eines Abends meinen Besuch machen wollte, und von der Mutter in einem Vorzimmer festgehalten wurde, während in dem eigentlichen Besuchzimmer, wie ich aus Anzeichen wahrnahm, die in besondrer Toilette geschmückten jungen Damen sich mit den mir verhassten vornehmen jungen Herrn unterhielten. Alles was namentlich in einigen Hoffmann'schen Erzählungen von gewissen satanischen Buhlschaften mir bis dahin einen unverständlichen Eindruck gemacht hatte, ward hier schrecklich lebendig in mir, und ich verliess Prag mit einer offenbar übertriebenen und ungerechten Meinung von den Dingen und Personen, die mich zum ersten Mal in einen Kreis von, bis dahin noch unbekannten, leidenschaftlichen Empfindungen hineingezogen hatten.

Eine andre Ausbeute brachte ich jedoch von diesem ersten grösseren Ausfluge in die Welt zurück: in Pravonin hatte ich gedichtet und komponirt. Meine musikalische Arbeit bestand in der Komposition eines Gedichtes meines Jugendfreundes *Theodor Apel*, betitelt: *Glockentöne.* Nachdem ich zwar schon im vergangenen Winter in Leipzig noch eine grössere Arie für Sopran und Orchester fertig und zur Aufführung in einem Theaterconcert gebracht, war diese neue Arbeit doch die erste Gesangscomposition, welche von wirklicher Empfindung eingegeben war. Ihrem allgemeinen Charakter nach, war sie wohl aus den Eindrücken der Beethovenschen Gesangcompositionen, namentlich seines «Liederkreises» hervorgegangen; dennoch erinnere ich mich ihrer als einer mir eigen angehörenden Arbeit von zarter schwärmerischer Empfindung, welche besonders durch die träumerische Begleitung zu sprechendem Ausdruck kam. — Meine *dichterische* Arbeit bezog sich auf den Entwurf eines tragischen Opernsujets, welches ich in Prag unter dem Titel: «*die Hochzeit*» vollständig ausführte, und zwar ohne dass irgend Jemand etwas davon merkte, welches letztere seine Schwierigkeit hatte, da ich der eingetretenen Kälte wegen nicht in meinem unheizbaren kleinen Gasthofzimmer daran schreiben konnte, sondern dies in Moritz's

Wohnung, wo ich mich während des Vormittags aufhielt, abmachen musste; ich entsinne mich wiederholt das Manuscript schnell hinter dem Kanapee verborgen zu haben, sobald mein Gastfreund zufällig in das Zimmer eintrat.

Mit dem Stoff zu dieser dramatischen Arbeit hatte es eine besondre Bewandniss. Schon vor mehreren Jahren hatte ich in *Büsching's* Buch über das Ritterwesen einen tragischen Vorgang beiläufig angeführt gelesen, welchen ich seit dem nirgend sonst wieder angetroffen habe. Eine Edelfrau war zur Nachtzeit von einem Manne, der sie mit heimlicher Leidenschaft liebte, gewaltsam überfallen worden, und hatte ihn, mit der Kraft des Ehrgefühl's kämpfend, in den Burghof hinabgeschleudert. Sein räthselhafter Tod blieb so lange ein Geheimniss, bis bei seiner feierlichen Beisetzung, welcher auch die Edelfrau im Gebet beiwohnte, diese plötzlich ebenfalls entseelt niedersank. Die geheimnissvolle Stärke der leidenschaftlichen, in sich verschlossenen Empfindung prägte sich meiner Phantasie aus diesem Vorgange mit unerlöschlicher Lebhaftigkeit ein. Zunächst noch ganz von der besonderen Art der Behandlung solcher Phänomene in den Hoffmann'schen Erzählungen erfüllt, entwarf ich eine Novelle, in welche zugleich der mir damals so theure musikalische Mysticismus hineinspielte. Der Vorgang sollte auf dem Gute eines reichen Kunstfreundes spielen: ein Brautpaar sah der Hochzeit entgegen, zu welcher auch der Freund des Bräutigams, ein interessanter verschlossener, melancholischer junger Mann geladen war. Zu dieser Gesellschaft fand sich, im innigsten Verkehr, ein sonderbarer alter Organist. Welche mystischen Beziehungen zwischen diesem alten Musiker, dem melancholischen jungen Manne und der Braut stattfanden, sollte aus dem Ausgange gewisser Verwickelungen klar werden, welche zu einem gleichen Ereignisse, wie dem vorher erwähnten aus dem Mittelalter, führten. Zu dem im Sarg ausgestellten, unbegreiflich getödteten jungen Manne, und der an seiner Seite ebenso räthselhaft verscheidenden Braut des Freundes, gesellte sich der alte Musiker, welcher bei der ergreifenden Todtenfeier die Orgel spielte, und während eines in das Unendliche fort tönenden Dreiklanges, ebenfalls todt auf seiner Bank gefunden wurde. Zur Ausführung dieser Novelle war es nicht gekommen: nun aber, da ich mir einen Operntext schreiben wollte, fasste ich den Gegenstand in seiner ursprünglichen Darstellung wieder auf, und bildete aus ihm, den Grundzügen nach, folgende dramatische Handlung.

Zwei grosse Geschlechter hatten lange in Familien-Feindschaft gelebt, und waren nun dazu vermocht worden sich Urfehde zu schwören.

Zu den Festen der Vermählung seiner Tochter mit einem treuen Parteigänger lud das greise Haupt der einen Familie den Sohn des bisherigen Feindes ein. Die Hochzeit wird mit einem Versöhnungsfeste verbunden. Während die Gäste mit Mistrauen und Furcht vor Verrath erfüllt sind, hat in dem Herzen ihres Führers eine düstre Leidenschaft für die Braut seines neuen Bundesfreundes Raum gewonnen. Sein düstrer Blick schneidet auch ihr in das Herz, und als sie, im festlichen Zuge nach der Brautkammer geleitet, der Ankunft des Geliebten harrend, plötzlich am Fenster ihres hohen Thurmgemaches diesen selben Blick mit furchtbarer Leidenschaft auf sich blitzen sieht, erkennt sie sofort dass es sich um Leben und Tod handelt. Den Eingedrungenen, der sie mit wahnsinniger Gluth umfasst, drängt sie zum Balkon zurück, und stürzt ihn über die Brüstung in die Tiefe hinab, wo der Zerschmetterte von seinen Genossen aufgefunden wird. Diese schaaren sich sofort gegen den vermeintlichen Verrath, und schreien nach Rache: ungeheurer Tumult erfüllt den Schlosshof; das furchtbar gestörte Hochzeitsfest droht zur Mordnacht zu werden. Den Beschwörungen des ehrwürdigen Familienhauptes gelingt es jedoch das Unheil abzuwenden; Boten werden an die Familie des räthselhaft Verunglückten ausgesandt; die Leiche selbst soll zur Sühne des unbegreiflichen Vorganges mit höchster Feierlichkeit, unter dem Beileid des ganzen Geschlechtes der verdächtigen Familie, begangen, und hierbei durch Gottes Urtheil ergründet werden, ob irgend ein Glied derselben die Schuld des Verrathes treffe. Während der Vorbereitungen zu dieser Leichenfeier zeigen sich an der Braut Spuren eines schnell sich steigernden Wahnsinns; sie flieht ihren Bräutigam, verschmäht die Verbindung mit ihm, und verschliesst sich unnahbar in ihr Thurmgemach. Nur zur Todtenfeier, als diese mit höchster Pracht zur Nachtzeit begangen wird, stellt sie sich ein, bleich und schweigend an der Spitze ihrer Jungfrauen, dem Seelenamte beizuwohnen, dessen düstrer Ernst durch die Kunde vom Heranzug feindlicher Schaaren und endlich vom Waffensturm der herandrängenden Verwandten des Erschlagenen unterbrochen wird. Als die Rächer des vermeintlichen Verraths endlich in die Kapelle dringen und den Mörder des Freundes aufrufen, deutet der entsetzte Burgherr auf die entseelte Tochter, welche, dem Bräutigam abgewandt, am Sarge des Erschlagenen hingesunken ist.

Dieses vollkommene Nachtstück von schwärzester Farbe, in welches aus weiter Jugendferne «Leubald und Adelaïde» veredelt hineinklangen, führte ich mit Verschmähung jedes Lichtscheines, und namentlich jeder ungehörigen opernhaften Ausschmückung, schwarz auf schwarz

aus. Zarte Saiten wurden jedoch bereits berührt; und die Introduction des ersten Aktes brachte mir (durch ein Adagio für Vocal-Septett, in welchem die Versöhnung der streitenden Familien, die Empfindungen des Brautpaares, mit der düstren Gluth des heimlich Liebenden zugleich sich ausdrückten), von *Weinlich*, dem ich hiermit den Beginn der Composition meines Werkes schon bei meiner Heimkehr nach Leipzig zeigen konnte, ob der darin sich kundgebenden Klarheit und Sangbarkeit, sehr ermuthigende Lobsprüche ein. Hauptsächlich lag mir jedoch daran den Beifall meiner Schwester *Rosalie* für mein Unternehmen zu gewinnen. Diese konnte sich jedoch mit meinem Gedicht nicht befreunden: sie vermisste alles das, was ich eben fast mit Absichtlichkeit ausgelassen hatte, und wünschte Ausschmückung und Ausbildung der einfachen Verhältnisse zu mannichfaltigeren und möglichst freundlicheren Situationen. Schnell war ich entschieden, ergriff ohne alle Leidenschaftlichkeit mein Manuscript, und vernichtete es spurlos.

Hiervon war nicht eigentlich gereizte Eitelkeit der Grund, sondern wirklich lag es mir daran, meiner Schwester zu beweisen, theils wie wenig ich für meine Arbeit eingenommen sei, theils wie viel ich auf sie gebe. Genoss *Rosalie* in unsrer Familie die besondre Achtung und Liebe der Mutter und Geschwister, so hatte dies seinen Grund zum grossen Theil wohl darin, dass sie seit längeren Jahren zum vorzüglich ernährenden Haupt derselben geworden war; der nicht unansehnliche Gehalt, den sie als Schauspielerin bezog, bildete den Hauptfonds aus welchem das Hauswesen bestritten ward. Auch ihrer Beschäftigung gemäss hatte sie mancherlei Bevorzugung zu beanspruchen. Ihre Wohnungsabtheilung war stets mit besondrer Annehmlichkeit und Berechnung der für ihre Studien nöthigen Stille hergerichtet; an Markttagen, wo wir Andren mit geringerer Kost vorlieb nehmen mussten, durfte ihr allein an der gewohnten feineren Nahrung nichts abgehen. Mehr als Alles dies, stellte sie über das Niveau der jüngern Familie der freundliche Ernst, die gewählte Art sich zu äussern, und die zarte sinnige Haltung, aus der sie fast nie in den sonst bei uns herrschenden etwas lebhaften Ton verfiel. Ich war nun jedenfalls dasjenige Familienglied, welches, wie der Mutter, so auch der mütterlichen Schwester die grösste Sorge verursacht hatte. Während der bösen Studentenzeit war mir namentlich ihre Entfremdung gegen mich von lebhaftem Eindrucke gewesen. Dass sie endlich wieder Hoffnung auf mein Gedeihen setzte, und meinen Studien mit neuer Theilnahme folgte, hatte mich mit angenehmer Wärme erfüllt. Es dahin zu bringen, dass diese Schwester,

die schon daran gewesen war mich für verloren anzusehen, endlich wirklich mit Achtung und bedeutender Erwartung meinen Arbeiten folge, war mir zu einem besondren Sporn des Ehrgeizes geworden. Unter solchen Umständen bildete sich endlich eine zarte, ja fast schwärmerische Neigung zu *Rosalie* in mir aus, welcher an Reinheit und läuternder Wärme wohl nur die edelsten Beziehungen zwischen Mann und Weib zur Seite gestellt werden können. Gewiss war hierbei auch *Rosalien's* besondres Naturell nicht ohne Einfluss. Sie hatte nicht eigentliches Talent, namentlich nicht für das Theater; ihr Spiel ward meistens studirt und unnatürlich gefunden. Dennoch zog sie durch die grosse Anmuth ihres Aeussern, sowie die Reinheit und Würde ihrer edlen Weiblichkeit, die warme Beachtung aller auf sich, und manches Zeugniss der verehrungsvollsten Ergebenheit, mit der ihr gehuldigt wurde, ist auch mir in Erinnerung geblieben. Nie hatte es sich jedoch gefügt, dass mit solchen Annäherungen Aussicht auf dauernde Vereinigung sich gefunden hätte, und ein mir noch unerklärliches Schicksal näherte meine Schwester endlich dem reiferen Mädchenalter, indem es sie zugleich immer mehr von der Hoffnung, in eine ihr geeignet dünkende Ehe treten zu können, entfernte. Ich glaubte in meiner Weise zu Zeiten Wahrnehmungen von *Rosalien's* schmerzlicher Bewegung über diesen Charakter ihres Schicksal's gewonnen zu haben. Besonders unvergesslich blieb es mir, sie eines Abends im dunkeln Zimmer, wo sie sich allein glaubte, in banges Seufzen und Klagen sich ergiessen zu hören, was einen solchen Eindruck auf mich machte, dass ich, nachdem ich unvermerkt mich hinausgeschlichen hatte, von da an mit gesteigerter, zärtlicher Hochachtung in Allem ihr zu Willen zu sein, und namentlich durch mein Gedeihen ihr Freude zu machen suchte. Denn nicht ohne Bezug hatte schon unser Stiefvater *Geyer* das zarte Mädchen mit dem freundlichen Spitznamen «*Geistchen*» belegt: war ihr Schauspieltalent, wie ich sagte, nicht bedeutend, so war dagegen ihre Phantasie, ihr Sinn für Kunst und alles Höhere desto reger. Von ihr hatte ich die ersten bewunderungsvollen Ergiessungen über alles Das, was mich späterhin selbst so stark erregte, vernommen; auch bildete sich um sie überall, und zu jeder Zeit, ein kleiner Kreis tüchtiger und für das Höhere theilnehmender Menschen, ohne dass in solchen Umgang je Affectation irgend welcher Art sich gemischt hätte.

Bei meiner Rückkehr von meinem längern Ausfluge traf ich als neuen Ankömmling *Heinrich Laube*, bei den Meinigen und in *Rosalien's* Umgang freundlich aufgenommen, an.

Es war diess die Zeit, in welcher die Nachwehen der Julirevolution sich in der Bewegung jüngerer deutscher Geister bemerklich machten; unter diesen ward bald *Laube* beachtet. Er kam als junger Mann aus Schlesien nach Leipzig, um eigentlich nur durch diesen Sitz des Buchhandels nach Anknüpfung der ihm nöthigen Verbindungen schnell nach Paris zu eilen, von wo aus *Börne* durch seine Briefe grosses Aufsehn auch bei uns machte. Bei dieser Gelegenheit wohnte *Laube* der Aufführung eines Stückes von Ludwig Robert, «die Macht der Verhältnisse» im Theater bei, und fand sich veranlasst über dasselbe in das Leipziger Tageblatt eine Rezension zu schreiben, welche durch ihre scharfe und lebendige Fassung ein so grosses Aufsehen erregte, dass ihm sofort die Redaction der «*Zeitung für die elegante Welt*», angeboten, und weitere buchhändlerische Anträge gemacht wurden. In unserm Hause wurde er als glänzendes Talent begrüsst: seine scharfe, kurze, oft beissende Manier, welcher das poëtische Element zu behaupten offenbar beschwerlich schien, liess ihn für originell und kühn gelten; seine Rechtlichkeit, Gradheit, und kecke Derbheit nahm Alles für seinen durch eine mühselige Jugend gestählten Charakter ein. Auf mich machte *Laube* einen ermuthigenden Eindruck, und namentlich war ich fast verwundert darüber ihn so entschieden für mich eingenommen zu sehen, wie es sich in seinen Verkündigungen meines musikalischen Talentes aussprach, welche er infolge einer ersten Anhörung meiner Symphonie in seinem Journal veröffentlichte.

Diese Aufführung ging im Beginn des Jahres 1833 in der Leipziger «*Schneider-Herberge*» vor sich: in dieses ehrwürdige Local hatte sich nämlich die «*Euterpe*» zurückgezogen. Es war ein schmutziger, enger, schmählich erleuchteter Raum, in welchem, unter gemeinster Wirkung des Orchesters, mein Werk dem Leipziger Publikum zum ersten Male vorgeführt wurde. Mir ist dieser Abend durchaus nur wie ein garstiger Gespenster-Traum in Erinnerung geblieben: desto mehr überraschte mich die bedeutungsvolle Aufnahme, welche *Laube* dieser Aufführung gab. Mit guter Hoffnung sah ich daher der bald darauf vor sich gehenden Aufführung im Gewandhaus-Concert entgegen, wo denn auch Alles hell glänzend und ganz nach Wunsch ablief. Die Aufnahme war beifällig: ich wurde in allen Zeitungen rezensirt; entschiedene Bosheit that sich nirgends kund; mancher Bericht war dagegen ermuthigend, und *Laube*, der schnell berühmt geworden, erklärte einen Operntext, den er für *Meyerbeer* bestimmt habe, für mich abtreten zu wollen. Dies erschreckte mich. Nicht im mindesten war ich zwar darauf bedacht,

mich auch als Dichter bewähren zu wollen, und hatte im Gegentheil nichts andres im Sinne als mir selbst eben nur einen wirklichen «Operntext» zu schreiben: aber eben darüber, wie ein solcher Operntext zu schreiben sei, hatte ich bereits mein eigenes sicheres, instinktives Gefühl, welches sich in seiner Richtigkeit sofort bewährte, als *Laube* mich mit seinem Sujet verheissungsvoll bekannt machte. Er theilte mir mit, dass er nichts geringeres im Sinne habe, als mir *Kocziusko* für eine Hauptoper zurecht zu machen. Hierüber erschrack ich wiederum: denn ich ahnte sogleich, dass es sich um eine Täuschung *Laube's* über den Charakter eines dramatischen Vorganges handle. Als ich nach der eigentlichen Handlung fragte, war *Laube* ganz erstaunt, noch etwas anderes fordern zu wollen als die ausserordentlich thatenreiche Lebensgeschichte des polnischen Freiheitshelden, aus welcher er gerade genug Aktion erwählte, um das Unglück einer ganzen Nation darin auszudrücken. Ausserdem fehlte es aber an einer beliebigen Polin nicht, welche mit einem Russen in einem Liebesverhältniss stand, wodurch auch tragische Liebessituationen sich ganz von selbst einfanden. Ich erklärte sofort meiner Schwester *Rosalie*, dieses Sujet nicht componiren zu wollen; sie stand mir bei, und bat mich nur die Erklärung zu verzögern, wozu meine Abreise nach Würzburg, welche bald erfolgte, mir derart verhalf, dass ich nach einiger Zeit meinen Abschlag *Laube* schriftlich berichten konnte. Er ertrug die kleine Demüthigung mit guter Laune, hat mir es aber doch in keiner Zeit meines Lebens verziehen, dass ich mir selbst meine Gedichte machte.

Namentlich gab er mir seine Geringschätzung kund, als er erfuhr, welches Sujet ich seinem glänzenden politischen Gedichte vorgezogen hätte. Dieses hatte ich einem dramatischen Märchen von *Gozzi: la Donna Serpente*, entnommen, und unter dem Titel *«die Feen»* ausgeführt. Die Namen meiner Helden wählte ich mir nach allerhand ossianischen und ähnlichen Gedichten: mein Prinz hiess *Arindal;* er war von einer Fee *Ada* geliebt, welche ihn, seinem Reiche entrückt, in ihrem Zauberlande festhielt, bis er von seinen Getreuen aufgesucht und endlich gefunden ward, um durch die Kunde von dem Verfall seines Landes, welches bis auf die Hauptstadt in Feindeshände gerathen war, zur Rückkehr vermocht zu werden. Die liebende Fee sendet ihn selbst in die Heimath zurück, da sie durch einen Schicksalspruch genötigt ist, dem Geliebten die härtesten Proben aufzuerlegen, durch deren siegreiche Bestehung allein er ihr die Möglichkeit zu bereiten hat, aus der unsterblichen Feennatur auszuscheiden, um als liebendes Weib das Loos des sterblichen

theilen zu können. Dem bereits durch die Wiederkehr in sein zerrüttetes Land entmuthigten Königssohne erscheint in der Stunde der grössten Bedrängniss die Gattin, um durch Handlungen der unbegreiflichsten Grausamkeit seinen Glauben an sie absichtlich zu erschüttern. Unter dem Zusammenwirken aller Schrecken, geräth *Arindal* in den Wahn, bisher von einer bösen Zauberin verführt worden zu sein, und sucht der verderblichen Macht dieses Zaubers durch Ausstossung seines Fluches über *Ada* sich zu entziehen. Wüthend vor Schmerz stürzt die unglückliche Fee zusammen, und enthüllt nun dem ewig Verlornen ihr gemeinsames Schicksal, und dass sie zur Strafe für den dem Feenspruche gebotenen Trotz verurtheilt sei, ewig in einen Stein verwandelt zu werden: (so nämlich hatte ich die Gozzische Verwandlung in eine Schlange umgeändert). Sofort bewährt sich, dass alle durch die Fee heraufbeschwornen Schrecknisse nur Täuschung waren: Sieg über die Feinde, Blühen und Gedeihen des Reiches stellt sich in zauberischer Schnelligkeit ein; nur *Ada* wird von den Vollzieherinnen des Schicksalspruches davon geführt und *Arindal* bleibt im vollen Wahnsinn zurück. Diese Leiden des Wahnsinns genügten jedoch den grausamen Vollstreckerinnen des Feenspruches nicht: um seine gänzliche Vernichtung zu erlangen, erscheinen sie dem büssenden Frevler und fordern ihn auf zum Weg in die Unterwelt, mit dem heuchlerischen Vorgeben, ihm die Mittel zu *Ada*'s Entzauberung zeigen zu wollen. Wirklich erreicht diese feindlich gemeinte Kunde, dass *Arindal*'s Wahnsinn sich zu erhabenster Begeisterung wendet; ein dem Königshause treuer Zauberer hat ihn ausserdem mit Wunderwaffen und Werkzeugen ausgerüstet, mit denen er nun den verrätherischen Feen folgt. Diese gerathen in Staunen und Entsetzen, als sie *Arindal* einen Kampf nach dem andern mit den Ungeheuern der Unterwelt siegreich bestehen sehen; nur als sie ihn zu der Gruft geleitet haben, in welcher sie auf einen menschlich gestalteten Stein deuten, fassen sie Muth, den kühnen Eindringling erliegen zu sehen: denn diesen Stein, welcher *Ada* selbst berge, habe er zu entzaubern, wenn er nicht selbst gleich ihr auf ewig in gleicher Weise verwandelt sein solle. *Arindal*, der bisher Schwert und Schild, die Geschenke des befreundeten Zauberer's gebraucht, bedient sich nun des zuvor ihm unverständlichen Werkzeuges, der ebenfalls ihm mitgegebenen Leyer, zu deren Klang er seine Klagen um die verzauberte Geliebte, seine Reue und übermächtige Sehnsucht ausströmen lässt. Diesem Zauber erweicht sich der Stein; die Geliebte ist erlöst, die Pracht der Feenwelt thut sich auf, und dem gewaltigen Sterblichen wird eröffnet, dass *Ada* durch seinen früheren Wankelmuth

zwar das Recht, der Unsterblichkeit zu entsagen, verloren habe, dagegen dem, aller höchsten Zauber mächtigen Geliebten das Reich der Feen selbst zu seinem ewigen Wohnsitze an *Ada's* Seite offen stehe.

Hatte ich bei der Ausführung der «*Hochzeit*» allem Opernschmucke entsagt, und dem Stoff schwärzester Ungebrochenheit gegeben, so stattete ich nun dieses Sujet mit aller nur irgend verträglichen Mannichfaltigkeit aus: neben dem idealen Liebespaare figurirte ein zweites reales, und neben diesem sogar ein drittes derb komisches, welches natürlich in das Knappen- und Zofenfach fiel. In Betreff der poëtischen Diction und der Verse verfuhr ich mit fast absichtlicher Nachlässigkeit. Es kam mir keineswegs darauf an, meiner ehemaligen Tendenz auf Dichterruhm zu schmeicheln; ich war wirklich «Musiker» und «Componist» geworden, und wollte mir einen gehörigen «Operntext» machen, von welchem ich nun einsah, dass mir ihn niemand Anderes machen könnte, eben weil ein Operntext, als solcher ganz für sich, etwas besondres sei, was ein Dichter und Litterat gar nicht zu Stande bringen kann.

Mit dem Vorhaben, diesen Text zu componiren, verliess ich nun im Januar 1833 Leipzig, um für einige Zeit meinen damals in *Würzburg* beim Theater angestellten ältesten Bruder *Albert* zu besuchen. Es schien nämlich jetzt an der Zeit zu sein, dass ich mich für die praktische Verwerthung meiner musikalischen Fähigkeiten nach der nöthigen Gelegenheit zur Uebung derselben umsähe; dazu sollte mein Bruder bei dem kleineren Würzburger Theater mir die Hand bieten. Ich reiste mit der Post über Hof nach Bamberg, verweilte dort einige Tage in der Gesellschaft eines jungen Mannes, Namens *Schunke,* welcher aus einem Hornisten Schauspieler geworden war, lernte die Geschichte von *Caspar Hauser,* der damals noch grosses Aufsehen machte und welchen, wenn meine Erinnerung mich nicht täuscht, man mir persönlich zeigte, mit grossem Interesse kennen; freute mich der originellen Tracht der Marktfrauen; erinnerte mich beziehungsvoll des Aufenthaltes *Hoffmann's* und der Entstehung seiner Phantasiestücke an diesem Orte, und fuhr frierend mit einem *Hauderer* nach Würzburg weiter. Mein Bruder *Albert,* der jetzt als eine ziemlich neue Erscheinung in mein Leben trat, suchte mich seinem nicht eben weit angelegten Hausstand erträglich einzufügen, freute sich mich nicht so verschroben zu finden, als er mich nach jenem Briefe, mit dem ich ihn vor einiger Zeit erschreckte, vermuthet hatte, und verschaffte mir vor allen Dingen eine ausnahmsweise Beschäftigung als Chordirektor beim Theater, für welche ich monatlich 10 Gulden er-

hielt. Der Rest des Winters wurde so für mich zu meinen ersten praktischen Uebungen im musikalischen Directionsfach angewendet: es galt in der noch kurzen Frist zwei grosse neue Opern, in welchen der Chor stark zu wirken hatte, nämlich Marschner's *Vampyr* und Meyerbeer's *Robert der Teufel*, einzustudieren. Ich fühlte mich zuerst als vollkommener Neuling im Beruf eines Chordirektors, und hatte mit einer mir gänzlich unbekannten Partitur, der *Camilla* von *Paër*, zu beginnen. Mir ist hiervon die Erinnerung verblieben, als ob ich mich mit etwas beschäftigt hätte, was mir gar nicht zukäme; ich fühlte mich recht eigentlich als Dillettant dabei. Bald interessirte mich jedoch die Marschner'sche Partitur genügend, um meine saure Arbeit mir lohnend erscheinen zu lassen. Ueber die Partitur des *Robert* war ich sehr enttäuscht: nach den Zeitungsberichten hatte ich mir ganz wunderbare Originalitäten und excentrische Neuheiten erwartet; nichts davon vermochte ich in dem durchsichtigen Werke aufzufinden, und eine Oper, in welcher ein Finale wie das des zweiten Aktes vorkam, konnte unmöglich von mir zu jenen Werken gerechnet werden, die irgend wie meinen geliebten Vorbildern anzureihen gewesen wären; nur die unterirdische Klapptrompete, als Geisterstimme der Mutter im letzten Akte, imponirte mir. Merkwürdig ist nun die Erfahrung von ästhetischer Demoralisation, in welche ich durch fortgesetzten nahen Umgang mit diesem Werke verfiel. Die ursprüngliche Abneigung gegen das flache, so höchst uninteressante und namentlich dem deutschen Musiker so unmittelbar anwidernde Werk, verlor sich wirklich allmählich hinter dem Interesse, welches ich am Gelingen der Darstellung zu nehmen mich genöthigt sah, bis ich endlich von den schalen, affectirten, allen modernen Manieren nachgeahmten Melodien nichts andres vernahm, als ihre Fähigkeit Beifall zu erzielen. Da es sich ausserdem um meine zukünftige Carrière als Musikdirektor handelte, schien in den Augen meines um mich besorgten Bruders dieser Mangel an klassischer Halsstarrigkeit mir vortheilhaft angerechnet zu werden; und es bereitete sich so der allmähliche, und einige Zeit andauernde Verfall meines klassischen Geschmackes vor. Doch ging es hiermit nicht so schnell, dass ich nicht zuvor noch Proben von meiner grossen Unerfahrenheit im leichtfertigen Styl abgelegt hätte. Mein Bruder wünschte in *Bellini*'s «*Straniera*» eine Cavatine aus dessen *Piraten* einzulegen, wovon die Partitur nicht zu haben war; er übertrug es mir, ihm dieselbe zu instrumentiren. Aus dem Klavierauszug erkannte ich unmöglich die lärmend dicke Instrumentation der musikalisch so ausserordentlich dünnen Ritornelle und Zwischenspiele, und der Componist

einer grossen Cdur-Symphonie mit Schlussfuge konnte sich hier nicht anders als mit einigen in Terzen spielenden Flöten und Clarinetten helfen. Die Cavatine klang in der Orchesterprobe so äusserst leer und affektlos, dass mein Bruder, welcher auf diese Einlage verzichtete, mir bittre Vorwürfe wegen der verschwendeten Kopiekosten machte. Doch wusste ich Revanche zu nehmen: der Tenor-Arie des «*Aubry*» in Marschner's «Vampyr» fügte ich einen neuen Allegrosatz bei, zu welchem ich auch den Text machte. Meine Arbeit fiel dämonisch und effektvoll aus, trug Beifall des Publikums und ermunternde Anerkennung meines Bruders ein.

Im gleichen deutschen Style führte ich denn auch im Laufe dieses Jahres (1833) die Musik zu meinen «*Feen*» aus. Mein Bruder und dessen Frau verliessen nach Ostern Würzburg, um auswärtigen Einladungen nachzugehen, ich blieb mit den Kindern — drei jungen Mädchen in dem zartesten Alter — allein zurück, was mich in die wunderliche Lage eines verantwortlichen Erziehers setzte, in welcher ich mir um jene Zeit mich nicht sonderlich auszunehmen vermochte. Theils mit meiner Arbeit beschäftigt, theils von lustigem Umgang in Beschlag genommen, konnte es nicht ausbleiben dass ich die Pflege meiner Ziehkinder vernachlässigte. Unter meinen dortigen Freunden gewann *Alexander Müller*, als tüchtiger Musiker und Klavierspieler und glücklicher junger Lebemann, besondern Einfluss auf mich: namentlich imponirte mir seine wirklich grosse Fertigkeit im Improvisiren; er vermochte es, über gegebene Themen phantasirend, mich stundenlang zu fesseln. Mit ihm und andren Freunden, unter welchen *Valentin Hamm* durch seine groteske Figur, sein tüchtiges Geigenspiel und namentlich seine enorme Spanne auf dem Klavier (er griff mit einer Hand eine Duodecime) mir sehr unterhaltend war, machte ich oft Ausflüge in die Umgebung, wobei es in bayerischem Bier und fränkischem Wein lustig herging. Der «letzte Hieb», ein auf anmuthiger Höhe gelegener öffentlicher Biergarten, ward fast allabendlich Zeuge meiner wilden, oft enthusiastischen Lustigkeit und Ausgelassenheit: nie kehrte ich in den warmen Sommernächten von dort zu meinen drei Pflegekindern zurück, ohne über Welt und Kunst in sonderbare Extase gerathen zu sein. — Eines bösen Streiches entsinne ich mich auch, der mir allezeit als ein schwarzer Flecken in der Empfindung geblieben ist. Unter meinen Genossen befand sich ein blonder, ungemein enthusiastischer Schwabe, Namens *Fröhlich*, mit welchem ich die Partitur der Cmoll-Symphonie, von jedes eigener Hand geschrieben, ausgetauscht hatte. Dieser ausnehmend weiche, aber reizbare Gemüthsmensch, hatte einen gewissen *André*, dessen etwas maliciöse Physiognomie auch mir nicht sonderlich

gefiel, in so heftige Abneigung gefasst, dass er behauptete, der Mensch verderbe ihm den Abend, wenn er ihn irgend wo antraf. Der unglückliche Gehasste legte es nichts desto weniger darauf an, häufig in unsre Nähe zu kommen: es entstanden Reibungen; immer wieder stellte sich jedoch *André* mit anscheinender Herausforderung ein. Eines Abends riss *Fröhlich* die Geduld. Nach einer beleidigenden Antwort suchte er ihn durch Stockschläge von unserm Tische zu vertreiben: es entstand eine Prügelei, an welcher *Fröhlich*'s Freunde, allerdings von eigner Abneigung getrieben, sich betheiligen zu müssen glaubten. Die Prügelwuth ergriff auch mich: ich schlug mit den Andern auf das unglückliche Opfer unseres Hasses ein, und hörte einen Schlag, den ich selbst geführt, auf André's Schädel schallen, wobei ich auch den Blick des Erstaunten auf mich gerichtet wahrnahm. Ich trage die Erzählung dieses Vorfalls zur Büssung einer Schuld ab, welche unvergesslich als Vorwurf einer wahrhaft schmählichen That auf mir gelastet hat. Ich kann dieser traurigen Erinnerung nur diejenige aus meiner allerfrühesten Knabenzeit zur Seite stellen, welche sich an den schrecklichen Eindruck heftet, den das mühselige Ertränken junger Hunde, in einem flachen Teiche am Hause meines Onkels in *Eisleben*, auf mich hinterlassen hat. Da mich im Gegentheil stets ein fast überzärtliches Mitgefühl mit dem Schmerz Andrer, und namentlich auch der Thiere, von je oft in grosse Verlegenheit trieb, und mich im jüngsten Alter wiederholt mit einer sonderbaren Anwandlung von plötzlichem Lebensekel erfüllte, sind mir die bezeichneten Erinnerungen an jene übermüthigen oder gedankenlosen Handlungen desto lebhafter verblieben.

Um so unschuldiger ist meine Erinnerung an eine erste Liebschaft. Es war ganz natürlich, dass eine der jungen Choristinnen, welchen ich täglich ihre Stimmen einzustudiren hatte, meine Augen auf sich zu ziehen verstand. *Therese Ringelmann*, eines Todtengräbers Tochter, verführte mich durch ihre schöne Sopranstimme zu der Annahme, sie zur grossen Sängerin bilden zu müssen. Seitdem ich ihr hierüber Eröffnungen gemacht, kleidete sie sich in den Chorproben mit besondrer Aufmerksamkeit, und verstand es namentlich durch eine weisse Perlenschnur, welche sie sich durch das Haar wand, meine Phantasie in angenehme Aufregung zu versetzen. Als ich im Sommer allein zurück geblieben war, ertheilte ich Theresen regelmässigen Gesangsunterricht, nach einer mir bis jetzt noch unklar gebliebenen Methode. Auch besuchte ich sie öfter in ihrer Wohnung, wo ich den unheimlichen Vater zwar nie, wohl aber stets ihre Mutter und Schwester antraf. Wir begegneten uns ausserdem in öffent-

lichen Gärten; doch hielt mich stets eine nicht sehr liebevolle Scham davon zurück, mein Liebesverhältniss vor meinen Freunden einzugestehen. Ob hieran die bescheidene Familienstellung, die wirklich geringe Bildung Theresen's, oder mein eigener Zweifel an dem Ernst meiner Liebe Schuld war, kann ich nicht genau bestimmen; nur weiss ich, dass, als ernstlicher auf eine Erklärung meinerseits gedrungen wurde, und noch dazu eifersüchtiger Argwohn bei mir sich einstellte, das Verhältniss bald sich spurlos löste.

Ein innigeres Liebesverhältniss erzeugte sich zu *Friederike Galvani*, der Tochter eines Mechaniker's, von sehr scharf ausgesprochener italienischer Abkunft. Sehr musikalisch und mit lieblicher, leicht bildsamer Stimme begabt, hatte sie mein Bruder unter seinen Schutz genommen und ihr zu einem Debut am Theater verholfen, in welchem sie sich glücklich bewährte. Sehr klein von Figur, aber mit grossen schwarzen Augen und zärtlichem Naturell, hatte sie bereits einen braven Musiker, den tüchtigen ersten Hoboëbläser des Orchesters, mit dauernder Liebe an sich gefesselt. Er galt als ihr Bräutigam: nur durfte er, aus Rücksichten für eine gewisse Vergangenheit aus seinem Leben, vor der beabsichtigten und immer noch weit sich hinausschiebenden Verheirathung, das Haus ihrer Eltern nicht betreten. Als der Herbst dieses Würzburger Jahres sich herannahte, wurde ich von mehreren Freunden, unter denen auch unser Hoboëbläser mit seiner Braut sich befand, zu einer ländlichen Hochzeit, einige Stunden von Würzburg, eingeladen. Dort ging es bäuerisch lustig her: es wurde getrunken und getanzt, wobei ich selbst versuchte mich meiner auf der Geige erlangten Fertigkeit zu erinnern, ohne jedoch die zweite Violine auch nur zu einiger Zufriedenheit meiner Mitmusiker zu Stande zu bringen. Desto grösser waren die Erfolge meiner Person bei der guten *Friederike*, mit welcher ich einige Male toll durch die Reihen der Bauern tanzte, bis die Gelegenheit es fügte, dass die allgemeine Erhitzung alle persönlichen Rücksichten auch für uns löste, und wir, während der offizielle Liebhaber zum Tanz aufspielte, uns unwillkürlich herzten und küssten. Dass der Bräutigam beim Gewahrwerden der zärtlichen Unbefangenheiten, welche Friederike mir zuwendete, sich traurig, aber nicht eigentlich verhindernd in sein Loos fügte, erweckte mir zum ersten Mal in meinem Leben ein schmeichelhaftes Selbstgefühl. Nie hatte ich nämlich Veranlassung gefunden, mich der eitlen Annahme hinzugeben, dass ich auf ein Mädchen einen vortheilhaften Eindruck zu machen vermöge. In Betreff meiner äussern Begabung, oder dass ich etwa gar hübsch sei, konnte ich nie zu der mindesten Illusion gelangen, und wirklich be-

merkte ich auch nie, dass ich je die Blicke eines hübschen Mädchens auf mich gezogen hätte. Dagegen war mir allmählich ein gewisses Selbstvertrauen im Umgang mit männlichen Altersgenossen erwachsen: meine ungemeine Lebhaftigkeit und stets bereite Erregbarkeit gaben mir gegenüber von Allen, mit denen ich umging, ein endlich in mein Bewusstsein tretendes Gefühl von einer gewissen Kraft, meine trägeren Genossen hinzureissen oder zu betäuben. An meines armen Hoboisten still leidender Zurückhaltung beim Gewahrwerden der feurigen Annäherung seiner Versprochenen gegen mich, gewann ich, wie gesagt, nun auch die erste Empfindung davon, dass ich nicht nur unter Männern, sondern auch unter Frauen für etwas gelten mochte. Der fränkische Wein that das Seinige, eine immer steigende Verwirrung hervorzubringen, unter deren Schutze ich endlich mit Friederiken mich als offenbares Liebespaar aufführte. In spätester Nacht, bereits bei anbrechendem Tage, ging auf einem Leiterwagen die gemeinschaftliche Heimfahrt nach Würzburg vor sich: diese war der gemüthliche Triumph meines anmuthigen Abenteuers; während alle übrigen, auch endlich der sorgenvolle Hoboist, in den dämmernden Morgen hinein ihren Rausch ausschliefen, wachte ich, an Friederiken's Wange gelehnt, unter dem Gesange der Lerchen der aufgehenden Sonne entgegen.

An den darauf folgenden Tagen hatten wir kaum die Besinnung des Vorgefallenen. Eine nicht unanmuthige Beschämung hielt uns von einander zurück; jedoch gewann ich leicht den Zutritt zu ihrer Familie, und war von da an täglich gern gesehen, wenn ich auf einige Stunden in unverhohlenem zärtlichem Verkehr in demselben häuslichen Kreise verweilte, von welchem der unglückliche Bräutigam ausgeschlossen blieb. Nie wurde dieses letzte Verhältniss mit irgend einem Worte berührt, nie entstand bei Friederike auch nur annähernd der Gedanke, darin eine Aenderung herbeizuführen; keinem fiel es ein, dass ich etwa an des Bräutigam's Stelle treten solle. Die Zutraulichkeit, mit der ich von Allen, und am meisten von Friederike aufgenommen wurde, hatte ganz den Charakter eines Vorganges in der Natur, ungefähr wie wenn es Frühling wird, und nun der Winter aufhört; die Berechnung bürgerlicher Consequenzen fiel keinem Menschen ein, und hierin besteht das Freundliche und Schmeichelhafte dieses ersten jugendlichen Liebesverkehrs, welcher in keiner Weise in Bedenken und Sorge erweckende Annäherung ausartete. Diese Beziehungen endeten erst mit meinem Fortgang aus Würzburg, bei welchem es noch zu dem zärtlichsten, thränenreichsten Abschied kam. Längere Zeit hielt ich die Erinnerung hieran fest, ohne jedoch eine

Correspondenz zu unterhalten. — Zwei Jahre später besuchte ich auf einer kurzen Durchreise wiederum Friederike: das arme Kind näherte sich mir in äusserster Beschämung. Ihr Hoboist war ihr treu geblieben; ohne jedoch noch die Heirath mit ihm ermöglichen zu können, war sie Mutter geworden. Dann habe ich nie wieder etwas von ihr erfahren. —

Unter all diesen Lebenserregungen arbeitete ich fleissig an meiner Oper. Die gute Laune hierzu war mir durch die liebevolle Theilnahme meiner Schwester *Rosalie* ermöglicht worden. Als mit dem Eintritte des Sommer-Halbjahres meine Einkünfte als Chordirektor aufhörten, übernahm es von Neuem die Schwester mich mit einem ausreichenden Taschengelde treulichst auszustatten, so dass ich, um nichts bekümmert und Niemand zur Last fallend, einzig der Vollendung meiner Arbeit mich hingeben konnte. Noch sehr spät habe ich einen längeren Brief von mir an *Rosalie* aus jener Zeit vorgefunden, welcher von einer zarten, fast schwärmerischen Liebe für dieses edle Wesen erfüllt war. — Als der Winter herannahte, mein Bruder zurückkehrte, und das Theater wieder begann, trat ich zwar nicht wieder in Beziehung zu diesem, that mich aber desto mehr in den Concerten der Musikgesellschaft heraus, in welchen ich meine grosse *Cdur*-Ouverture und Symphonie, sowie endlich auch Stücke aus der neuen Oper selbst zur Aufführung brachte. Eine Dilettantin mit vorzüglicher Stimme, Fräulein *Friedel*, sang die grosse Arie der *Ada;* und zudem kam ein Terzett zu Gehör, welches auf meinen Bruder, der darin mitsang, bei einer Stelle, wie er mir selbst gestand, zu seiner Ueberraschung eine so ergreifende Wirkung machte, dass er darüber seinen Einsatz verfehlte.

Zu Weihnachten war mein Werk vollendet, meine Partitur mit rühmlichster Sauberkeit fertig geschrieben, und nun sollte ich mit Neujahr nach Leipzig zurückreisen, um dort meine Oper zur Annahme von Seiten des Theaters zu bringen. Ich besuchte auf der Rückreise *Nürnberg*, wo ich mich bei meiner Schwester *Clara* und deren Manne, welche beim dortigen Theater engagirt waren, acht Tage aufhielt. Ich entsinne mich des angenehmen Behagens dieses heiteren Besuches bei denselben Verwandten, welche vor wenigen Jahren, da ich mich in Magdeburg bei ihnen aufhielt, noch in Sorge über meinen Entschluss, mich der Musik zuzuwenden, gerathen waren. Jetzt war ich wirklich Musiker geworden, hatte eine grosse Oper geschrieben, manches bereits, ohne durchzufallen, aufgeführt: die Empfindung hiervon that mir wohl, und schmeichelte nicht minder meinen guten Verwandten, welche nun doch sahen, dass das vermeintliche Unglück mit mir am Ende zu etwas geführt hatte. Ich war

lustig und ausgelassen, wie es nicht nur das gesellige Haus meines Schwagers, sondern auch das gemüthliche Wirthshausleben Nürnberg's sehr erleichterten. In ungemein zuversichtlicher und heitrer Stimmung kehrte ich nach *Leipzig* zurück, wo ich nun meiner hochbefriedigten Mutter und meiner innig erfreuten Schwester die drei kräftigen Bände meiner Partitur vorlegen konnte.

Meine Familie hatte sich durch die Rückkehr meines Bruders *Julius* von langer Wanderschaft bereichert. Er hatte längere Zeit in Paris als Goldschmied gearbeitet, und sollte sich nun in Leipzig als solcher etabliren; auch er war, mit den Uebrigen, gespannt etwas von meiner Oper zu hören, was allerdings seine Schwierigkeit hatte, da mir die Gabe so etwas leicht verständlich vorzuspielen abging, und ich nur durch volle Extase mich in den Zustand zu bringen wusste, wo es mir möglich war mit einigem Eindruck etwas zum Besten zu geben. *Rosalie* wusste, dass ich es auf eine Art von Liebeserklärung ihrerseits abgesehen hatte: ich bin mir nicht klar darüber geworden, ob die Umarmung und der schwesterliche Kuss, die meine grosse Arie *Ada*'s, nachdem ich sie vorgesungen, lohnten, aus wirklicher Ergriffenheit oder mehr aus liebevoller Rücksicht mir gespendet wurden. Unverkennbar war dagegen der Eifer, mit welchem sie sich bei dem Direktor des Theaters, *Ringelhardt*, dem Kapellmeister und Regisseur für meine Oper in der Weise verwandte, dass sie Zusage der Aufführung derselben, und zwar in Bälde, erhielt. Mich interessirte es namentlich zu erfahren, dass die Direktion sich über das Costüm meines Drama's sofort eifrig in's Klare zu setzen suchte: ich war erstaunt zu hören, dass dieses «orientalisch» ausfallen sollte, während ich durch die Wahl meiner Namen genau den nordischen Charakter desselben bezeichnet zu haben glaubte: aber eben diese Namen fand man unzweckmässig, da es Feensujets nicht im Norden, sondern nur im Orient gäbe, wie denn auch unverkennbar das Gozzi'sche Original den orientalischen Charakter trage. Mit höchster Entrüstung kämpfte ich gegen das unausstehliche Turban- und Kaftan-Costüm, und reclamirte energisch die Rittertracht des allerentferntesten Mittelalters. — Jetzt galt es mit dem Kapellmeister *Stegmayer* mich über die Partitur genau zu verständigen. Dieser wunderlich kleine und dicke Mensch, mit blondem Krauskopf und ausserordentlich lebenslustigem Naturell, war schwer zum Stichhalten zu bringen. Im Weinkeller glückte uns das Verständniss überraschend schnell; sobald wir uns jedoch an's Klavier setzten, hatte ich die sonderbarsten Einwendungen anzuhören, über deren Tendenz ich mir lange unklar blieb. Da sich durch dieses Hin- und Herziehen die

Sache sehr verzog, setzte ich mit dem Regisseur der Oper, dem in Leipzig damals sehr beliebten Sänger und Kunstfreund *Hauser*, mich in nähere Verbindung. Mit diesem machte ich nun die wunderlichsten Erfahrungen: der Mann, der das Leipziger Publikum namentlich als «Barbier» und «Engländer» in Fra Diavolo, für sich gewonnen hatte, zeigte sich mir in seinem Hause plötzlich als fanatischer Anhänger der allerältesten Musik. Mit Staunen hörte ich die kaum verhohlene Geringschätzung, mit welcher selbst *Mozart* von ihm behandelt wurde, dagegen ihm einzig bedauerlich erschien dass wir von *Sebastian Bach* keine Opern hätten. Nachdem er mir auseinandergesetzt, dass dramatische Musik noch gar nicht geschrieben worden sei, und eigentlich nur *Gluck* Beruf dazu gezeigt habe, ging es an eine gewissenhaft erscheinende Vornahme meiner eigenen Oper, über die ich eigentlich nur sein Zeugniss für die Aufführbarkeit derselben haben wollte, statt dessen es ihm daran gelegen war, mir an jeder Nummer das Verfehlte meiner «Richtung» nachzuweisen: ich schwitzte Blut unter der unerhörten Qual, mit diesem Mann meine Arbeit durchzugehen. Meine grosse Niedergeschlagenheit theilte ich der Mutter und Schwester mit. Alle Verzögerungen hatten bereits dazu gedient, die Aufführung meiner Oper in der ursprünglich festgesetzten Zeit unmöglich zu machen; jetzt wurde sie auf den August des laufenden Jahres (1834), hinausgeschoben.

Eine unvergessliche Erfahrung machte mir neuen Muth. Der alte *Bierey*, ein erfahrener tüchtiger Musiker, und seiner Zeit selbst erfolgreicher Componist, der namentlich durch seine lange Leitung des Breslauer Theaters einen vorzüglich praktischen Blick gewonnen hatte, lebte damals, in guter Bekanntschaft auch mit meiner Familie, in Leipzig. Mutter und Schwester baten ihn, doch auch sein Urtheil über die Ausführbarkeit meiner Oper abzugeben, und stellten ihm deshalb die Partitur derselben zu. Wie sehr ergriff und erschütterte es mich nun, diesen alten Herrn eines Tages unter die Meinigen treten zu sehen, und ihn mit wirklicher Aufgeregtheit versichern zu hören, wie er es rein unbegreiflich finde, dass ein so junger Mann, wie ich, eine solche Partitur, wie diese, geschrieben habe. Seine Aussagen über die von ihm erkannte Grösse meines Talents waren wirklich hinreissend, und setzten mich in wahrhaftes Erstaunen. Da er zugleich auf die Frage, ob er das Werk für praktisch ausführbar und wirkungsvoll hielte, sein einziges Bedauern versicherte, nicht mehr selbst an der Spitze eines Theaters zu stehen, weil er dann sofort es für sein grösstes Glück halten würde, einen Menschen wie mich für seine Unternehmung dauernd zu gewinnen, kehrte eine wirklich

segenvolle Stimmung bei den Meinigen ein, welche einen um so gewichtigeren Grund hatte, als Alle den alten *Bierey* keineswegs als einen gemüthlichen Fasler, sondern als einen durch viele Lebenserfahrungen ziemlich trocken geriebenen Praktikus kannten. —

Die Verzögerung wurde nun mit guter Laune ertragen, und ich durfte mich eine Zeit lang hoffnungsvoll den Erwartungen der Zukunft hingeben. Unter diesen genoss ich auch den neu aufgenommenen Umgang mit *Laube*, welcher jetzt trotzdem ich seinen «Kocziusko» nicht componirt hatte, im Zenith seines Ruhmes stand. Der erste Teil seines Romanes in Briefen *«das junge Europa»* war erschienen, und wirkte auf mich, im Verein mit allem jugendlich Hoffnungsvollen, was damals in mir lebte, äusserst anregend. In seiner Tendenz innerlichst eigentlich wohl nur eine Reproduction des *Ardinghello* von *Heinse*, war doch das damals in jungen Geistern sprudelnde Element zum fliessenden Ausdruck gebracht. Die Hauptstimmung dieser Richtung verfolgte sich eigentlich in der litterarischen Kritik, welche sich hauptsächlich gegen die vermeintliche oder wirkliche Impotenz der halb klassischen Inhaber unsrer verschiedenen litterarischen Throne wendete. Ohne die mindeste Schonung wurden die «Zöpfe», unter welche man unter andren auch *Tieck* rechnete, als reine Belästigungen und Hindernisse für das Aufkommen einer neuen Litteratur behandelt. Was mich zu einer auffallenden Wendung auch in meinem Urtheil gegen sonst mit Hochachtung und Verehrung angesehene deutsche Componisten stimmte, war zum Theil der Einfluss dieser so einladend keck sich ausnehmenden kritischen Plänkeleien, hauptsächlich aber der Eindruck eines neuen Gastspiels der *Schröder-Devrient* in Leipzig, welche durch ihre Darstellung des *«Romeo»* in *Bellini's* «Romeo und Julie», Alles mit sich fortriss. Die Wirkung hiervon war aber auch mit gar nichts zuvor Erlebtem zu vergleichen. Das kühne seelenvolle Bild des jugendlichen Liebes-Helden auf dem Grunde einer so offenbar seichten und leeren Musik dargestellt zu sehen, forderte jedenfalls zu einem bedenklichen Nachsinnen über die Ursachen der grossen Wirkungslosigkeit der gediegenen deutschen Musik, wie sie bisher auf das dramatische Genre angewandt war, heraus. Ohne mich für jetzt in dieses Nachsinnen zu tief zu verlieren, folgte ich steuerlos dem Strome meiner heiss erregten Jugendempfindungen, und neigte mich unwillkürlich zum Abwenden von allem grübelnden Ernste, der mich in meinem früheren Alter zu einem so pathetischen Mysticismus gestimmt hatte. Was *Polenz* durch seine Direktion der 9. Symphonie, was das Wiener Conservatorium, *Dionys Weber*, und mancherlei andre stümperhafte

Eindrücke, durch welche mir die klassische Musik in Wahrheit eindruckslos vorgeführt worden war, noch nicht vollständig erreicht hatten, gelang dieser unbegreiflichen Wirkung der unklassischsten, italienischsten Musik durch die wunderbar zündende und entzückende Darstellung des «Romeo» durch die *Schröder-Devrient.* Welchen Einfluss solche mächtige und ihren Ursachen nach mir unbegreifliche Wirkungen auf mein Urtheil übten, zeigte sich in der frivolen Weise, mit welcher es mir möglich ward über *Weber*'s «Euryanthe» eine kurze Rezension für die «elegante Zeitung» abzugeben. Diese Oper war kurz vor dem neuen Auftreten der *Schröder-Devrient* vom Leipziger Personal gegeben worden; kalte und matte Sänger, von denen mir namentlich die Darstellerin der Euryanthe, mit den damals modernen Reifärmeln in der Wildniss erscheinend, unerquicklich im Gedächtniss ist, hatten mühsam und ohne Liebe, blos zur Befriedigung klassischer Anforderungen zu Werke gehend, ihr möglichstes gethan, auch meine schwärmerischen Jugendeindrücke selbst von Weber'scher Musik zu verdrängen. Ich wusste nicht, was ich einem Gesinnungsgenossen *Laube's*, als er mich auf das Gequälte dieser Opernvorstellung hinwies, erwidern sollte, sobald es ihm möglich war im Gegensatz hierzu endlich den hinreissenden Eindruck jenes Romeo-Abends anzuführen. Ich befand mich hier vor einem Problem, dessen Lösung ich eben damals gesonnen war mir so leicht wie möglich zu machen, und bewies meinen Muth, mit jedem Vorurtheil zu brechen, kühnlich durch jene so eben erwähnte kurze Rezension in welcher ich die «*Euryanthe*» geradewegs verhöhnte. — War ich mit meiner Studentenzeit in meine menschlichen Flegeljahre getreten, so beschritt ich nun kühn dieselbe Bahn auch in meiner künstlerischen Geschmacksentwickelung.

Es war Mai, schönes Frühlingswetter, und eine Vergnügungsreise die ich jetzt mit einem Freunde in das gelobte Land meiner Jugendromantik, Böhmen, vornahm, sollte die ausgelassene jungeuropäische Stimmung zur rechten Blüthe bringen. — Dieser Freund war *Theodor Apel.* Seit lange kannte ich ihn, und fühlte mich von je besonders geschmeichelt durch den Gewinn seiner herzlichen Zuneigung, da ich ihm als dem Sohne des geistvollen Metrikers und Nachdichters griechischer Dichtungsarten, *August Apel*, diejenige achtungsvolle Vorliebe entgegentrug, die mir hier zum ersten Mal der Abkömmling eines berühmten Mannes abgewann. Vermögend und in angesehenen Familienverhältnissen, bot mir sein Umgang ausserdem die in meinem Leben nicht häufig vorkommenden Punkte der Berührung mit dem höheren bürgerlichen Comfort: während meine Mutter, zum Beispiel, diesen Umgang

der hochgeachteten Familie sehr gern sah, fühlte ich mich wiederum geschmeichelt durch das Innewerden der herzlichen Wärme, mit welcher ich in solchen Kreisen aufgenommen ward. *Apel* wünschte nun sehnlich Dichter zu werden, und ich nahm nicht anders an als dass er alles hierzu habe, wozu ich namentlich die volle Freiheit rechnete, welche ihm sein bedeutender Vermögensstand gestattete, da er ihn von jeder Nöthigung zum Broderwerb, somit zum Betrieb von Brodwissenschaften, befreit hielt. Sonderbarer Weise war seine Mutter, die an einen Leipziger Juristen wiederverheirathete Wittwe des bedeutenden Vaters meines Freundes, grade in diesem Punkte sehr ängstlich, und wünschte ihrem Sohne eine tüchtige Carrière als Jurist, da sie von seiner dichterischen Begabung durchaus keine vortheilhafte Meinung zu hegen sich angelegen sein liess. Es zog mir die besondre freundschaftliche Annäherung der Dame zu, dass sie hierüber mich zu ihrer Ansicht zu bekehren suchte, um meinen intimen Einfluss auf den Freund zur Abwendung des Familienunglücks, nochmals auch in dem Sohne einen Dichter zu haben, verwendet zu wissen. Diese Zumuthung reizte mich mehr, als meine eigne vortheilhafte Meinung von seinem Talente es gethan haben würde, den Freund in der Wahl des Dichterberufs zu bekräftigen, und somit ihn in aufrührerischer Stimmung gegen seine Familie zu unterhalten. Er liess sich das gefallen. Da er auch Musik studirte, und ganz hübsch componirte, gelang es mir mich mit ihm in grosse Uebereinstimmung zu setzen. Der Umstand, dass er gerade das Jahr, in welchem ich in den Abgrund der Studententhorheit versank, in Heidelberg, und nicht in Leipzig seine Studien machte, erhielt ihn von der Theilnahme an diesen meinen sonderbaren Ausschweifungen unberührt, und als wir uns jetzt im Frühlinge des Jahres 1834 in Leipzig wiedertrafen, hatte sich für unsren Umgang nur die eigentliche ästhetische Lebenstendenz aufgespart, welcher wir jetzt auch nach der Seite des Lebensgenusses hin versuchsweise eine Bedeutung zu geben strebten. Gerne hätten wir uns auf geniale Abenteuer gestürzt, wenn sie nur der Umkreis unsrer Lebensverhältnisse und der ganzen bürgerlichen Welt, welche vor uns lag, einigermaassen ermöglicht hätten. Bei aller Gespanntheit unsres Lebenstriebes brachten wir es doch nicht weiter als bis zu dem Entwurf jenes Reiseplanes nach Böhmen. Immerhin galt es schon etwas, dass wir diese Reise nicht mit Post, sondern im eignen Wagen machten, und fortgesetzt bestand unser eigentlicher Genuss darin, dass wir, zum Beispiel in *Teplitz*, wo wir uns mehrere Wochen aufhielten, täglich in einem schönen Wagen, grössere Spazierfahrten machten. Wenn wir so auf der «Wilhelmsburg» Forellen zum Abend gegessen, und guten Czer-

noseker Wein mit Biliner Wasser getrunken, dazu uns über Hoffmann, Beethoven, Shakespeare, *Ardinghello* von Heinse und manches Andre, gehörig erhitzt hatten, und nun in der dämmernden Sommernacht, in unsrem eleganten Wagen behaglich ausgestreckt, in den «König von Preussen» zurückfuhren, wo wir im ersten Stock das grosse Balkon-Zimmer bewohnten, glaubten wir den Tag als junge Götter verlebt zu haben, und wussten vor Uebermuth nichts besseres zu thun, als uns fürchterlich zu zanken, was, namentlich wenn es bei offnen Fenstern geschah, oft ängstliche Zuhörer auf dem Platz vor dem Gasthof versammelte.

An einigen schönen Morgen stahl ich mich von meinem Freunde fort, um mein Frühstück einsam auf der «Schlackenburg» zu nehmen, und bei dieser Gelegenheit den Entwurf zu einem neuen Operngedicht in mein Taschenbuch aufzuzeichnen. Ich hatte mich hierzu des Sujets von Shakespeare's «*Maass für Maass*» bemächtigt, welches ich, meiner jetzigen Stimmung angemessen, in sehr freier Weise mir zu einem Opernbuch, dem ich den Titel: das «*Liebesverbot*» gab, umgestaltete. Das *junge Europa* und *Ardinghello*, geschärft durch meine sonderbare Stimmung in welche ich gegen die klassische Opernmusik gerathen war, gaben mir den Grundton für meine Auffassung, welche besonders gegen die puritanische Heuchelei gerichtet war, und somit zur kühnen Verherrlichung der «freien Sinnlichkeit» führte. Das ernste Shakespear'sche Sujet gab ich mir Mühe durchaus nur in diesem Sinne zu verstehen; ich sah nur den finstern, sittenstrengen Statthalter, selbst von furchtbar leidenschaftlicher Liebe zu der schönen Novize entbrennend, welche, indem sie ihn um Begnadigung ihres wegen eines Liebesvergehens zum Tode verurtheilten Bruders anfleht, durch Mittheilung der schönen Wärme ihres menschlichen Gefühls in dem starren Puritaner die verderblichste Gluth entzündet. Dass diese mächtigen Motive im Shakespeareschen Stücke nur so reich entwickelt sind, um desto gewichtiger endlich auf der Wagschale der Gerechtigkeit gewogen zu werden, taugte mir durchaus nicht zu beachten; es lag mir nur daran, das Sündhafte der Heuchelei und das Unnatürliche der grausamen Sittenrichterei aufzudecken. Somit liess ich das «Maass für Maass» gänzlich fallen, und den Heuchler durch die sich rächende Liebe allein zur Strafe ziehen. Aus dem fabelhaften *Wien* verlegte ich das Sujet nach der Hauptstadt des glühenden Siziliens, in welcher ein deutscher Statthalter, über die ihm unbegreiflich freien Sitten der Bevölkerung empört, zu dem Versuch der Durchführung einer puritanischen Reform schreitet, in welchem er kläglich erliegt. Ver-

muthlich half die *Stumme von Portici* einigermaassen hierbei; auch Erinnerungen an die «Sizilianische Vesper» mögen mitgewirkt haben: wenn ich bedenke, dass endlich auch selbst der sanfte Sizilianer *Bellini* unter den Faktoren dieser Composition mitzählt, so muss ich allerdings über das sonderbare Qui-proquo lächeln, zu welchem sich hier die eigenthümlichsten Missverständnisse gestalteten.

Diess blieb für jetzt Entwurf. Lebendige Studien zu meinem Werke sollten zuerst noch auf diesem glücklichen Ausflug nach Böhmen angestellt werden. Ich führte meinen Freund im Triumph nach *Prag*, um ihm die gleichen Eindrücke zu verschaffen, die mich selbst so lebhaft dort berührt hatten. Wir trafen meine schönen Freundinnen in Prag selbst an, da durch den Tod des alten Grafen *Pachta* sich wesentliche Veränderungen in der Familie zugetragen hatten, und *Pravonin* nicht mehr von den hinterlassenen Töchtern besucht ward. Mein Benehmen war Uebermuth und Ausgelassenheit, in welchen sich die bittren Empfindungen, mit denen ich damals aus diesem Kreise schied, als launige Rachsucht aussprachen. Mein Freund fand gute Aufnahme. Die veränderten Familienverhältnisse drängten die liebenswürdigen Mädchen immer bestimmter zu einer Entscheidung in Betreff ihrer zukünftigen Stellung, und ein reicher Bürgerlicher, wenn er nur nicht gerade Kaufmann war, sondern von angestammtem Vermögen, schien der sorglichen Mutter immerhin ein gutes Auskunftsmittel. Ohne irgend welche Bosheit dabei weder zu zeigen, noch zu empfinden, äusserte ich mein Behagen an den seltsamen Verwirrungen, welche Theodor's Einführung in diese Familie verursachte, in den lustigsten und tollsten Streichen, aus denen einzig mein Umgang mit den jungen Damen bestand. Sie konnten nicht begreifen mich so auffallend verändert zu finden: da war keine Streitsucht, keine Belehrungswuth, kein Bekehrungseifer, nichts von alledem was früher ihnen so lästig fiel, an mir mehr wahr zu nehmen; aber auch kein vernünftiges Wort war mehr aus mir herauszubringen, und sie, die gegenwärtig geneigt waren manches ernstlich mit mir zu besprechen, erhielten nichts als die tollsten Possen von mir zur Antwort. Da ich bei dieser Gelegenheit als ausgelassener Vogel mir auch ungescheut manche Kühnheit erlaubte, gegen welche man sich ohnmächtig fühlte, reizte es meine übermütige Laune nun noch mehr, als mein Freund, durch mein Benehmen hingerissen, mich nachzuahmen versuchte, was ihm aber übel vermerkt wurde. Nur einmal kam es zu einer ernsteren Annäherung; ich sass am Klavier, und hörte zu, wie mein Freund den Damen erzählte, dass ich bei einem Gasthofgespräch Veranlassung gefunden hätte, mich

gegen Jemand, der sich über diese Auskunft verwundert zeigte, in Betreff der häuslichen und tüchtigen Eigenschaften meiner Freundinnen auf das wärmste auszusprechen. Es ergriff mich nun ungemein, an dem Erfolg dieser Mittheilung wahrzunehmen, welch' üble Erfahrungen die Aermsten bereits zu machen genöthigt waren, da dieser mir so sehr natürlich dünkende Zug meines Benehmens sie wie ein ganz unerwartetes Glück rührte. *Jenny* kam nämlich auf mich zu, umarmte und küsste mich mit grosser Wärme. Das Recht, mich fortan ausgesucht ungezogen zu benehmen, war mir nun unbestritten zuerkannt, und selbst auf *Jenny*'s warmen Erguss antwortete ich nur durch Spässe und Thorheiten. — In unsrem Gasthofe, dem damals so berühmten *«schwarzen Ross»*, hatte sich das Feld gefunden, auf welchem ich die im Pachta'schen Hause noch nicht ermüdete übermüthige Laune vollends bis zur Ausgelassenheit trieb. Aus den zufälligsten Elementen der Tisch- und Reisegäste wussten wir uns einen Anhang zu gewinnen, der bis tief in die Nacht hinein sich von uns zu den unglaublichsten Thorheiten hinreissen liess, wozu mich namentlich die Person eines sehr ängstlichen, gern aber verwegen erscheinen wollenden, ungemein kleinen Kaufmanns aus Frankfurt *an der Oder* anreizte, wohl schon des merkwürdigen Falles wegen, mit einem Menschen zusammen zu treffen, der eben in Frankfurt «an der Oder» zu Haus war. Wer da weiss, wie es damals in Oestreich beschaffen war, wird sich einen Begriff von meiner Ausgelassenheit machen können, wenn ich berichte, dass ich es eines Mals dahin brachte, unser Convivium im Gastsaale laut die *«Marseillaise»* in die Nacht hinein brüllen zu lassen. Dass ich, nach dieser Heldenthat, beim Auskleiden dann auf den äusseren Mauernsimsen von einem Fenster zum andern des zweiten Stockes kletterte, erschien natürlich denjenigen entsetzlich, die meine in frühester Knabenzeit ausgebildete Neigung zu akrobatischen Uebungen nicht kannten. Hatte ich unerschrocken solchen Gefahren mich ausgesetzt, so ernüchterte mich doch aber andern Morgens eine Citation auf die Polizei, da mir die *Marseillaise* sehr bedenklich in das Gedächtniss zurückkehrte. Auf dem Bureau durch ein sonderbares Missverständniss lange Zeit aufgehalten, schien endlich aber für den zum Vernehmen mit mir beauftragten Commissair die Zeit zu einem ernstlichen Verhör zu kurz geworden zu sein, und ich wurde, zu meiner grossen Beruhigung, nach einigen unbedeutenden Fragen nach der gewünschten Dauer meines Aufenthaltes, entlassen. Doch hielten wir es nun für räthlich, uns nicht häufig mehr den Verführungen zu ausgelassenen Streichen unter den Flügeln des Doppeladlers hinzugeben. Auf einigen Umwegen, zu denen

uns die unersättliche Begierde nach Abenteuern trieb, welche in Wahrheit immer nur in unsrer Phantasie zu Stande kamen, und äusserlich sich als sehr bescheidene Reiseunterhaltungen ausnahmen, gelangten wir endlich nach Leipzig zurück. — Und mit dieser Heimkehr schliesst sich sehr bestimmt die eigentliche heitere Jugendperiode meines Lebens ab. War ich auch bis dahin nicht von ernstlichen Verirrungen und leidenschaftlichen Erregungen je frei geblieben, so trat doch erst nun die *Sorge* in mein Leben.

Meine Familie hatte angelegentlich auf meine Zurückkunft gewartet, um mir zu melden, dass mir die Musikdirektorstelle bei der *Magdeburger* Theatergesellschaft angetragen sei. Diese Gesellschaft befand sich im gegenwärtigen Sommermonat zu Gastvorstellungen in dem Bade *Lauchstädt;* der Direktor derselben konnte mit einem unfähigen Musikdirektor, den man ihm zugewiesen, nicht auskommen, und hatte sich in seiner Noth nach Leipzig gewandt, um dort einen schleunigen Ersatz zu erlangen. Kapellmeister *Stegmayer,* der nicht Lust hatte in der heissen Sommerzeit die Partitur meiner «Feen», wie mir versprochen war, einzustudiren, empfahl mich eifrigst zu der Musikdirektorstelle, und wusste auf diese Weise wirklich den sehr störenden Quälgeist sich vom Halse zu schaffen. Denn wünschte ich einerseits wohl gern, frei und ungebunden mich dem Strome der Kunstabenteuer überlassen zu können, so war doch auch der Trieb zur Selbständigkeit, wie sie nur durch eignen Lebenserwerb möglich war, durch den Stand meiner Verhältnisse stark in mir gekräftigt worden. Eine Ahnung sagte mir aber, dass eine solide Grundlage zur Befriedigung dieses Triebes grade in Lauchstädt nicht zu gewinnen sein möchte; auch fiel es mir schwer, so gutmüthig der der Aufführung meiner «Feen» gestellten Falle behülflich sein zu sollen. Ich entschloss mich daher nur zu einem vorläufigen Besuch in *Lauchstädt,* um mir die Sache anzusehen.

Dieser kleine Badeort hatte zur Zeit Göthes und Schiller's eine höchst rühmliche Bedeutung gewonnen; das aus Holz errichtete Theater war nach Göthe's Plan ausgeführt; dort hatte die erste Aufführung der «Braut von Messina» stattgefunden. Obwohl ich mir dies alles sagte, machte der Ort doch einen sehr bedenklichen Eindruck auf mich. Ich erkundigte mich nach dem Hause des Theaterdirektors; dieser war ausgegangen: ein kleiner schmutziger Junge, sein Sohn, sollte mich nach dem Theater führen um «Papa» aufzusuchen. Doch schon unterwegs begegnete er uns, ein ältlicher Mann im Schlafrock und eine Mütze auf dem Kopf. Seine Freude, mich zu begrüssen, unterbrach er durch Klagen über grosse

Ueblichkeit, gegen welche ihn sein Sohn mit einem Schnaps aus der nahe gelegenen Bude versorgen sollte, wozu er ihm mit einiger auf mich berechneten Ostentation einen wirklichen Silbergroschen in die Hand drückte. Dieser Direktor war *Heinrich Bethmann*, der Wittwer der berühmten Schauspielerin Bethmann, welche, noch der schönen Periode des deutschen Schauspiels angehörend, namentlich die Gunst des König's von Preussen so dauernd gewonnen hatte, dass diese sich noch lange Zeit über ihren Tod hinaus selbst auf ihren Gatten fortgesetzt erstreckte. Bethmann bezog stets eine gute Pension von Seiten des preussischen Hofes, und genoss andauernd die Protektion desselben, ohne diese Gunst durch sein abenteuerliches und unsolides Wesen je gänzlich verscherzen zu können. Gegenwärtig war er durch anhaltendes Theaterdirektionsführen bereits auf das tiefste heruntergekommen; seine Sprache und Manieren zeigten die süssliche Vornehmheit einer vergangenen Zeit, während alles was er that und was ihn umgab den unwürdigsten Verfall bezeugte. Er führte mich in sein Haus zurück, wo er mich der «Frau Direktorin» vorstellte, welche, an einem Fusse gelähmt, auf einem sonderbaren Canapé lag, während ein älterer Bassist, über dessen zu grosse Anhänglichkeit Bethmann sich ohne alle Umstände gegen mich beklagte, an ihrer Seite seine Pfeife rauchte. Von da führte mich der Direktor zu seinem Regisseur, welcher in dem gleichen Hause wohnte. Diesem, welcher so eben in Berathungen mit dem Theaterdiener, einem zahnlosen alten Gerippe, über das Repertoir begriffen war, überliess er mich zur Abmachung alles Nöthigen, worüber Herr *Schmale*, der Regisseur, achselzuckend lächelte, indem er mir betheuerte, das wäre so die Art des Direktors, ihm alles auf den Hals zu schicken und sich um nichts zu bekümmern: da sitze er nun und berathe sich mit *Kröge* schon seit einer Stunde, was nächsten Sonntag herauszubringen sein könnte; er hätte gut *Don Juan* anzusetzen, wie aber eine Probe zu Stande bringen, da die Merseburger Stadtmusiker, welche das Orchester bildeten, Sonnabend nicht zur Probe herüber kommen wollten? Dabei langte Schmale beständig durch das offene Fenster nach dem Zweige eines Kirschbaumes, von welchem er sich pflückte, in einem fort ass und die Kerne mit ungemeinem Geräusch ausspuckte. Besonders dieses letzte wirkte auf mich entscheidend, da ich sonderbarer Weise eine angeborne Abneigung gegen Obst habe. Ich erklärte dem Regisseur dass er wegen des *Don Juan* am Sonntag sich gar nicht zu bemühen habe, da ich meinerseits, falls man auf mein Debut bei dieser Vorstellung gerechnet hätte, dem Direktor jedenfalls auch einen Strich durch die Rechnung machen müsste, indem ich

nothgedrungen sofort noch einmal nach Leipzig zurück kehren müsste, um dort meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Diese höfliche Wendung meines gänzlichen Abschlages der Anstellung, welchen ich sofort bei mir beschlossen hatte, nöthigte mich noch zu einiger Verstellung, durch welche ich in die Lage gerieth mich in Lauchstädt noch um einiges zu bekümmern, was bei meinem Entschlusse, nicht wieder zurückzukehren, an sich ganz unnöthig war. Man erbot sich mir beim Aufsuchen einer Wohnung behülflich zu sein, und ein junger Schauspieler, den ich zufällig von Würzburg her kannte, übernahm es, hierzu mein Führer zu sein. Er sagte mir, indem er mich nach der ihm bekannten besten Wohnung führe, werde er mir zugleich die Annehmlichkeit verschaffen, mich zum Hausgenossen des hübschesten und liebenswürdigsten Mädchens, welches gegenwärtig in Lauchstädt anzutreffen, zu machen: dies sei die erste Liebhaberin der Gesellschaft, Fräulein *Minna Planer*, von welcher ich gewiss schon gehört haben würde.

Der Zufall fügte es dass schon unter der Thüre des bewussten Hauses uns die Verheissene entgegentrat. Ihre Erscheinung und Haltung stand in dem auffallendsten Gegensatze zu all den unangenehmen Eindrücken des Theaters, welche ich so eben an diesem verhängnissvollen Morgen empfangen: von sehr anmuthigem und frischem Aeussern, zeichnete die junge Schauspielerin sich durch eine grosse Gemessenheit und ernste Sicherheit der Bewegung und des Benehmens aus, welche der Freundlichkeit des Gesichtsausdruckes eine angenehm fesselnde Würde gaben; die sorgsam saubre und decente Kleidung vollendete den überraschenden Eindruck der sehr unerwarteten Begegnung. Nachdem ich ihr im Hausflur als der neue Musikdirektor vorgestellt war, und sie überrascht den für diesen Titel so jugendlichen Ankömmling gemessen hatte, empfahl sie mich der Hauswirthin freundlich zur guten Unterkunft, und ging mit stolz ruhigem Schritte über die Strasse dahin in die Theaterprobe. Auf der Stelle miethete ich die Wohnung, sagte für Sonntag *Don Juan* zu, bereute sehr mein Gepäck von Leipzig nicht mitgebracht zu haben, und beeilte mich schleunigst dahin zurückzukehren, um noch schleuniger wieder nach Lauchstädt zu kommen.

Das Loos war geworfen. Der Ernst des Lebens trat sogleich in bedeutungsvollen Erfahrungen mir entgegen. In Leipzig hatte ich von *Laube* einen bedenklichen Abschied zu nehmen; er war auf die Reclamation Preussens von Sachsen ausgewiesen worden, und ahnte welche Bedeutung diesem Vorgehen beizulegen sei. Die Zeit der unverhüllten Reaction gegen die liberalen Bewegungen der ersten dreissiger Jahre war

eingetreten: dass Laube bei keinerlei politischer Aktion betheiligt war, sondern lediglich einer immer mehr nur auf ästhetische Zwecke gerichteten litterarischen Thätigkeit sich hingegeben hatte, liess uns zunächst die polizeiliche Maassregel ganz unbegreiflich erscheinen. Die widerwärtige Zweideutigkeit, mit welcher ihm von den Leipziger Behörden auf alle Anfragen wegen des Grundes seiner Ausweisung geantwortet wurde, erfüllte ihn bald mit starkem Argwohn gegen das was man mit ihm vorhatte. Da Leipzig für das Feld seiner litterarischen Thätigkeit ihm ein unersetzlich kostbarer Boden war, kam es ihm viel darauf an, sich in dessen Nähe zu erhalten. Mein Freund *Apel* besass ein schönes Rittergut wenige Stunden von Leipzig auf preussischem Boden; wir fassten den Wunsch, Laube dort gastfreundlich geborgen zu sehen; mein Freund, in dessen Macht es lag, ohne der gesetzlichen Bestimmung irgend wie zu nahe zu treten, dem Verfolgten ein wichtiges Asyl zu geben, ging sofort willig auf unsren Wunsch ein, eröffnete uns aber des andren Tages, nachdem er mit seiner Familie über den Fall verkehrt hatte, dass er doch sich Unannehmlichkeiten auszusetzen glaube, wenn Laube von ihm aufgenommen würde. Dieser lächelte hierzu mit einem mir unvergesslichem Ausdrucke, von welchem ich im Laufe meines Lebens häufig bemerkte, dass er auch über meine eignen Züge glitt. Er nahm Abschied; und nach kurzer Zeit erfuhren wir, dass er auf Grund wieder aufgenommener Untersuchungen gegen ehemalige Theilnehmer der *Burschenschaft* gefänglich eingezogen, und in der Berliner Stadtvoigtei verwahrt worden war. Ich hatte hier zwei Erfahrungen gemacht, welche bleischwer sich in mich versenkten, packte meinen dürftigen Mantelsack, nahm Abschied von Mutter und Schwester, und trat, mit beiden Füssen, entschlossen in meine Musikdirektorlaufbahn ein. —

Um das Stübchen unter der Wohnung *Minna*'s als meine neue Heimath ansehen zu dürfen, musste ich denn auch gute Miene gegen die theatralische Unternehmung des Direktor *Bethmann* machen. Wirklich kam es sofort zu einer Aufführung des *Don Juan*, denn diese Oper bot mir der auf Kunstgalanterie sich steifende Direktor, als sinnig gewähltes Debut für den aus guter Familie kommenden strebsamen jungen Künstler, an. Obwohl ich, ausser einiger meiner Instrumentalcompositionen, noch nicht, namentlich keine Oper, dirigirt hatte, ging Probe und Aufführung ziemlich gut von statten; nur einige Male mangelte es an Präcision im Recitativ der Donna Anna; doch zog mir das keinerlei Feindseligkeit zu, und als ich bei «*Lumpaci Vagabundus*», welchen ich vollständig einzustudiren hatte, mich rührig und unverdrossen anstellte, schien man

bald allgemein volles Vertrauen in die neue Acquisition zu gewinnen. Dass ich bei dieser unwürdigen Verwendung meiner musikalischen Fähigkeiten mich ohne Bitterkeit und sogar gut gelaunt anliess, verdankte sich weniger der um diese Zeit, wie ich es nannte, sich in den Flegeljahren befindenden Richtung meines Geschmackes, sondern hauptsächlich dem Umgange mit *Minna Planer*, welche in jener Zauberposse als «Fee Amorosa» verwendet war. Immer erschien sie mitten unter dieser Staubwolke von Frivolität und Gemeinheit wirklich wie eine Fee, von der man nicht wusste wie sie in diesen Wirbel, der sie in Wahrheit nie mit hinriss, ja kaum berührte, hineingerathen war. Während ich namentlich in den Sängerinnen der Oper nichts als jene wohlbekannten komödiantischen Caricaturen und Grimacen zu ersehen hatte, schied die schöne Schauspielerin durch ungezierte Solidität und elegante Sauberkeit, sowie durch Abwesenheit aller theatralischer Affectation und komödiantischer Gespreiztheit, sich vollständig von ihrer Umgebung aus. Ein einziger junger Mensch konnte von mir wegen ähnlicher Eigenschaften, als ich sie an Minna wahrnahm, dieser an die Seite gestellt werden; dies war *Friedrich Schmitt*, der so eben erst die theatralische Carrière ergriffen hatte, um in der Oper, zu welcher er durch eine vorzüglich schöne Tenorstimme sich berufen fühlte, sein Glück zu machen. Auch er unterschied sich von dem übrigen Personale namentlich durch den Ernst, den er auf seine Studien und seine Leistungen verwendete; der seelenvolle männliche Ton seiner Bruststimme, seine edle reine Aussprache und verständige Phrasirung sind mir stets als mustergültig in der Erinnerung geblieben. Dass er vollständig ohne theatralisches Talent war, sich ungeschickt und befangen auf der Bühne benahm, legte seiner Entwicklung bald Fesseln an; mir aber blieb er, als ein gescheidter, origineller Mensch und zuverlässiger ehrenwerther Charakter, als einziger Umgang werth.

Zur leidenschaftlichen Gewohnheit ward mir aber schnell der Umgang mit meiner liebenswürdigen Hausgenossin, welche dem naïv ungestümen Entgegenkommen des einundzwanzigjährigen Musikdirektors mit einer gewissen wohlwollenden Verwunderung erwiederte, die, fern von aller Coquetterie und Absichtlichkeit, mir bald einen traulich freundlichen Verkehr mit ihr ermöglichte. Als ich eines Abends spät in mein Parterre-Zimmer, weil ich den Hausschlüssel nicht mit mir führte, durch das Fenster zurückkehrte, zog das Geräusch dieses Einbruches *Minna* an ihr über dem meinigen gelegenes Fenster; ich bat sie, immer auf meinem Fenstersims stehend, mir zu erlauben ihr noch gute Nacht zu sagen; sie hatte nicht das mindeste dagegen, nur müsse diess vom Fenster aus ge-

schehen, da sie ihr Zimmer stets von ihren Wirthsleuten schliessen liess, und dort Niemand herein könnte: freundlich erleichterte sie mir den Händedruck durch weites Herabbeugen ihres Oberkörpers, so dass ich die Hand, auf meinem Fenster stehend, erfassen konnte. Als ich darauf von der Gesichtsrose, an welcher ich häufig litt, ergriffen wurde, und mit geschwollenem, widerlich entstelltem Gesicht mich in meiner traurigen Kammer vor aller Welt barg, besuchte mich *Minna* wiederholt, pflegte mich, und meinte, dass das entstellte Gesicht gar nichts ausmache. Wieder genesen besuchte ich nun sie, und beklagte mich über einen an meinem Munde zurückgebliebenen Ausschlag, den ich für so unangenehm hielt, dass ich sie um Entschuldigung bäte mich ihr damit zu zeigen; sie wollte auch dies noch erträglich finden: da meinte ich, sie würde mir doch keinen Kuss geben; wogegen sie mir sofort durch die That bewies, dass sie auch davor sich nicht scheue. Dies alles geschah ihrerseits mit einer freundlichen Ruhe und Gelassenheit, die fast etwas mütterliches an sich hatte, und keineswegs auf Leichtfertigkeit oder Gefühllosigkeit deutete.

Nach wenigen Wochen hatte die Gesellschaft Lauchstädt zu verlassen, um sich für den Rest des Sommers zu Gastvorstellungen nach *Rudolstadt* zu wenden. Es lag mir sehr daran diese damals noch umständliche Reise in der Gesellschaft Minna's zu machen; wäre es mir gelungen vom Direktor Bethmann meinen wohlverdienten Musikdirektorengehalt richtig ausgezahlt zu erhalten, so hätte der Erfüllung meines Wunsches nichts entgegengestanden: ich traf aber hierin auf ausserordentliche Schwierigkeiten, die sich im Laufe verhängnissvoller Jahre in chronischer Weise zu den sonderbarsten Leiden steigerten. Schon in Lauchstädt erfuhr ich, dass es nur einen Menschen gäbe, welcher richtig seinen Gehalt bezöge: dies war der Bassist *Kneisel*, welchen ich mit der Pfeife am Canapé der hüftenlahmen Direktrice zuerst kennen gelernt hatte. Mir wurde versichert, dass wenn ich viel darauf hielte dann und wann etwas von meiner Gage zu bekommen, ich diess nur durch Courmachen bei Madame Bethmann erreichen könnte. Für diesmal zog ich es vor, noch einmal meine Familie zu Hülfe zu rufen, und reiste desshalb über Leipzig, wo ich mich, zum betrübten Erstaunen meiner Mutter, mit den nöthigen Subsidien zu versehen hatte, allein nach Rudolstadt. Nach Leipzig selbst aber war ich über das Gut *Apels*, mit diesem, welcher in Lauchstädt dazu mich abgeholt hatte, gereist. Diese Abholung von Lauchstädt ist mir durch ein wüstes Gelage in Erinnerung geblieben, welches mein vermögender Freund mir zu Ehren im Gasthofe veranstaltet hatte. Bei dieser Gelegenheit nämlich war es mir und einem der Ge-

nossen gelungen, einen ungeheuren Kachelofen von massivster Bauart, wie er sich in unsrem Gasthofzimmer befand, vollständig zu demoliren. Wie das zu Stande gekommen, waren wir am andren Morgen sämmtlich unfähig zu begreifen.

Auf dieser Reise nach *Rudolstadt* kam ich auch zum ersten Male durch *Weimar*, wo ich an einem regnerischen Tage mich nach dem Haus Göthe's mit Neugier, aber ohne Ergriffenheit umsah; ich hatte mir etwas andres darunter vorgestellt, und erwartete mir von dem regen Theatertreiben in Rudolstadt, dem es mich hastig zudrängte, lebendigere Eindrücke. Trotzdem ich dort nun nicht selbst zu dirigiren hatte, da diese Funktion dem Dirigenten der fürstlichen Hofkapelle, welche zu unsren Leistungen hinzugezogen ward, übertragen sein musste, war meine Beschäftigung mit dem Einstudiren der vielen Opern und Singspiele, mit welchen das Vogelschiessfest-Publikum des Fürstenthums um diese Zeit traktirt werden musste, doch so stark, dass ich nie zu Ausflügen in die anmuthige Gegend dieses Ländchens gelangte. Auch fesselten mich, ausser diesen strengen und übel gelohnten Mühen, während der in Rudolstadt verbrachten sechs Wochen, zwei Leidenschaften, zu welchen einerseits die Lust an der Ausführung des Gedichtes des «*Liebesverbotes*», andrerseits meine Neigung zu *Minna* anschwollen. Zwar entwarf ich auch um diese Zeit eine musikalische Composition, nämlich einer Symphonie in *E dur*, deren erster Satz ($^3/_4$ Takt) als Composition auch vollendet wurde; für Styl und Anlage war diese Arbeit durch die siebente und achte Symphonie Beethovens veranlasst, und, soviel ich mich erinnere, glaube ich mich der Tüchtigkeit dieser Arbeit nicht geschämt haben zu dürfen. wenn ich sie vollendet, oder selbst nur das Fertige mir erhalten hätte. Schon um diese Zeit bildete sich aber bei mir die Ansicht von der Unmöglichkeit aus, auf dem Gebiete der Symphonie nach dem Vorgange Beethoven's noch Neues und Beachtenswerthes zu leisten; wogegen die Oper, für die ich mich tief innerlichst immer mehr ohne eigentliches Vorbild fühlte, mir in verschiedenartigster Gestalt als anreizende Kunstform sich zeigte. Unter mannichfacher leidenschaftlicher Erregung brachte ich in den wenigen mir übrig bleibenden Mussestunden den grössten Theil meines neuen Operngedichtes zu Stande, und verfuhr in Bezug auf Sprache und Vers bereits mit weit grösserer Sorgsamkeit, als bei der Anfertigung des Textes zu den «Feen», wie ich denn auch bei der Gestaltung und theilweisen Erfindung der Situationen mit unvergleichlich grösserem Bewusstsein verfuhr, als es bei jener früheren Arbeit der Fall gewesen war.

Anderseits erfuhr ich nun auch bereits die ersten Sorgen und Be-

kümmernisse der verliebten Eifersucht. In *Minna's* bisher so unbefangenem, wohlwollendem Benehmen gegen mich ging eine mir unerklärliche Veränderung vor; es schien, dass meine naïven Bewerbungen um ihre Gunst, mit denen es in keiner Weise auf ein Verhältniss abgesehen war, sondern in welchen der erfahrene Beobachter nur den Uebermuth des leicht befriedigten Jünglingsbehagens erkannt haben würde, der sehr beachteten Schauspielerin Bemerkungen und Beurtheilungen zugezogen hatten. Ich war erstaunt, aus ihrem Verhalten und endlich ihren Erklärungen entnehmen zu müssen, dass sie sich veranlasst fühlte, dem Ernste meiner Bewerbungen nachzufragen, so wie die Folgen derselben in Anschlag zu bringen. *Minna* stand, wie ich schon zuvor erfahren, in einem wirklich vertrauten Verhältnisse zu einem jungen Adeligen, den ich schon in Lauchstädt, wo er Minna besuchte, kennen gelernt, und an welchem ich eine unverhohlen aufrichtige, herzliche Neigung zu Minna wahrgenommen hatte. Im Kreise ihrer Freundinnen galt sie als mit Herrn von O. versprochen, wie wohl es allseitig bald klar sich herausstellen musste, dass an eine Verbindung der Beiden nicht zu denken war, da der Liebende gänzlich ohne Vermögen, dennoch von so bedeutender Familie war, dass er sowohl seiner gesellschaftlichen Stellung, wie seiner zu erwählenden Laufbahn, das Opfer einer Vernunftheirath zu bringen sich genöthigt sah. Hierüber schienen eben während dieser Rudolstädter Zeit bestimmte Erklärungen an Minna gelangt zu sein, welche sie ernst, ja traurig, und gegen meine ungestümen Annäherungsversuche zu kühler Zurückhaltung geneigt stimmten. Jedenfalls erkannte ich bei näherer Besinnung, dass *Jung-Europa*, *Ardinghello*, und *Liebesverbot* sich hier nicht spielen liessen; sondern dass zwischen *Fee Amorosa* in heitrer Theaterlaune, und *ehrlicher Bürger Kind*, welches ein anständiges Unterkommen sucht, ein sehr bestimmter Unterschied bestand: sehr verdriesslich und entmuthigt, verschärfte ich die ausgelassenen Situationen meines «*Liebesverbotes*», und schwärmte des Abends mit einigen flachen Genossen im Bratwurstduft der Rudolstädter Vogelwiese umher, wo mich der Aerger sogar wieder in einige Berührung mit dem Laster des Spieles setzte, welches diesmal allerdings nur in der sehr unschuldigen Gestalt der auf offenem Markt ausgestellten Würfel- und Roulette-Tische mich in flüchtige Fesseln schlug.

Die Zeit, wo es von Rudolstadt fort, endlich nach dem Hauptorte *Magdeburg*, zur Abhaltung der halbjährigen Wintersaison, gehen sollte, war mir sehr willkommen, vorzüglich weil ich dort auch wieder an die Spitze des Orchesters selbst treten konnte, und überhaupt ein würdigeres

Gedeihen meiner musikalischen Thätigkeit mir versprechen durfte. Vor meinem Einzug in Magdeburg hatte ich jedoch noch eine mühselige Zwischenzeit in *Bernburg* zu überstehen, für welches Direktor Bethmann, neben seinen übrigen Unternehmungen, ebenfalls Theatervorstellungen zugesagt hatte. Mit einem Bruchtheile der Gesellschaft musste ich dort im Vorbeigehen für das Herausbringen mehrerer Opern, welche wiederum der dortige fürstliche Kapellmeister dirigirte, sorgen, und dazu ein kümmerliches, schlecht versorgtes, ärgerlich komödiantisches Leben führen, was mir fast — wenn nicht für immer, doch für diesmal — das fatale Theatermusikdirektorenmetier gründlich verleidet hätte. Doch ging es vorüber, und *Magdeburg* sollte mich nun zur eigentlichen Glorie meines erwählten Berufs führen.

Es war nicht ohne Reiz für mich, an demselben Dirigentenpult, an welchem vor noch nicht langen Jahren Meister *Kühnlein* dem confusen jugendlichen Enthusiasten durch gewiegte Musikdirektoren-Weisheit imponirte, mich nun selbst bald als Meister zu fühlen: denn es glückte mir in der That sehr bald, mir eine vollkommene Sicherheit in der Orchesterdirektion anzueignen. Von den tüchtigen Musikern des Orchesters war ich in kurzem gern gesehen, und ihr gutes Zusammenspiel trug uns gemeinschaftlich bei feurigen Ouverturen, welche ich namentlich gegen das Ende gewöhnlich in unerhört schnellem Tempo spielen liess, oft den berauschenden Applaus des Publikums ein. Die Leistungen meines feurigen, oft übermüthigen Eifers wurden, wie sie mir auch die Zuneigung des Sängerpersonals gewannen, vom Publikum mit freudiger Anerkennung beachtet; da in Magdeburg, wenigstens zu jener Zeit, von dem Theaterrezensentenwesen noch wenig sich ausgebildet hatte, sprach sich diese allgemeine Zufriedenheit mit mir auf angenehm ermuthigende Weise aus, und am Ende des ersten Vierteljahres meiner Magdeburger Musikdirektion fühlte ich mich von dem schmeichelhaft behaglichen Bewusstsein, der eigentliche Matador der Oper zu sein, getragen. In der Voraussetzung eines besondern Erfolges unter solchen Umständen, verfasste der seitdem mir herzlich geneigt gewordene Regisseur *Schmale* ein Festspiel für den Neujahrstag, zu welchem ich die nöthige Musik anfertigen sollte. Dies geschah in grösster Geschwindigkeit; eine rauschende Ouverture, mehrere Melodramen und Chöre gelangen in grösster Eile ganz nach Wunsch, und trugen uns, was bei solchen Gelegenheitsstücken ohne eigentliche festliche Veranlassung ausser aller Gewohnheit war, so reichlichen Beifall ein, dass wir diesen Neujahrsgruss mit gutem Glück wiederholen durften.

Die Zeit dieses Jahreswechsels (1835) ward mir ausserdem zu einem entscheidenden Wendepunkte meiner Lebensbeziehungen. Seitdem wir in Rudolstadt unsren Umgang abgebrochen, und uns ziemlich aus den Augen verloren hatten, setzte sich, seit unsrem Wiedersehen in Magdeburg, das Verhältniss zwischen *Minna* und mir in kühler und absichtlich nachlässiger Weise fort. Ich erfuhr dass sie hier, wo sie bei ihrem Auftreten vor einem Jahre namentlich als schönes Mädchen grosse Aufmerksamkeit erregt hatte, von einigen jungen adeligen Herrn besonders gefeiert wurde, und gegen die Auszeichnung, von ihnen Besuche zu empfangen, sich nicht unempfindlich erwies. Blieb ihr Ruf, Dank ihrem stets schicklichen und ernsten Benehmen, wirklich unangetastet, so war doch meine Abneigung gegen Umgang dieser Art, vielleicht schon durch die Erinnerung an meine Leiden im *Pachta'*schen Hause in Prag, stark ausgebildet worden. Versicherte mir *Minna*, dass diese Herrn sich bei weitem bescheidener und decenter benähmen als Theaterliebhaber aus dem bürgerlichen Stande, und namentlich auch als gewisse junge Musikdirektoren, so gelang es ihr doch nie, meiner Bitterkeit und streitsüchtigen Laune, welche sich gegen diese ihre Neigung aussprach, Herrin zu werden. So verbrachten wir drei unerquickliche Monate in zunehmender Entfernung von einander, während ich mit halb verzweifelter Wahllosigkeit mir Gefallen an dem aller diffusesten Umgange vorlog, und nach jeder Seite hin mich so auffällig leichtfertig gehen liess, dass *Minna* wie sie mir später versicherte, dadurch zu ernstlicher, mitleidvoller Besorgniss um mich bewogen wurde. Da es auch nicht fehlte, dass von Seiten des weiblichen Personales der Oper dem jungen Musikdirektor nicht unbedenkliche Aufmerksamkeiten erwiesen wurden, und namentlich eine nicht im besten Ruf stehende junge Dame offenbar ihre Netze nach mir auswarf, schien diese Sorge Minna's zu einem entscheidenden Entschluss angeregt zu sein. Ich kam auf den Gedanken, am Sylvesterabend auf meinem Zimmer die wunderliche Elite unsres Opernpersonales mit Austern und Punsch zu traktiren. Die Männer waren mit ihren Frauen eingeladen, und nun handelte es sich darum, ob ich auch die unverheirathete *Fräulein Planer* dazu vermögen würde, an meinem Feste Theil zu nehmen: mit grosser Unbefangenheit nahm sie an, und erschien, wie immer, sauber und decent in meiner Junggesellenwirthschaft, in welcher es bald toll genug herging. Der Wirth war von mir zuvor von dem Sturm, der in seinem Hause sich erregen würde, benachrichtigt, und wegen des Ersatzes möglicher Schäden an seinem Mobiliar beruhigt worden. Was dem Champagner noch nicht gelungen war, glückte endlich dem Punsch: alle

Fesseln der dürftigen Convenienz, mit welcher meine Gesellschaft sich für gewöhnlich zu behelfen suchen musste, wurden gesprengt, und allgemeine Liebenswürdigkeit trat, von keiner Seite bestritten, ein. Hier entschied es sich denn nun, durch welch königlich ruhigen Anstand *Minna* sich vor all ihrer Genossenschaft auszeichnete. Nie verlor sie die würdigste Haltung; niemand wagte sich ihr zutraulich zu nähern; und desto bedeutender, ja endlich völlig ernüchternd, wirkte es dagegen auf Alle, als Minna ohne alle Scheu meine freundlichen und innigen Zärtlichkeiten erwiederte, wodurch es denn nun der ganzen Genossenschaft klar wurde, welch besondre, mit keinem andren Verhältniss zu vergleichende, Bewandniss es zwischen uns Beiden hatte. Wir hatten die sonderbare Genugthuung, die übel berufene junge Frau, welche es offenbar auf mich abgesehen hatte, über diese Entdeckung in Krämpfe gerathen zu sehen.

Von nun an blieb ich mit *Minna* fortgesetzt in innig befreundetem Verkehr. Ich glaube nicht, dass sie je eine irgend an Leidenschaftlichkeit gränzende Neigung, den eigentlichen Affekt der Liebe für mich empfand, oder überhaupt wohl zu empfinden fähig war, und kann dagegen ihre Gefühle für mich nur als die des herzlichsten Wohlwollens, des innigsten Wunsches für mein Gedeihen und Wohlergehen, der freundlichsten Theilnahme, und des gut gelaunten Gefallens an meinen sie oft mit Verwundrung erfüllenden Eigenschaften, welches alles ihr endlich zu einer steten und behaglichen Gewohnheit wurde, bezeichnen. Offenbar hatte sie eine sehr günstige Meinung von meinem Talente, und fühlte sie sich von meinen so schnellen Erfolgen auf fesselnde Weise überrascht; mein excentrisches Wesen, welches sie durch ihre launige Ruhe sehr angenehm zu temperiren wusste, reizte sie zur fortgesetzten Ausübung dieser ihrem Selbstgefühl schmeichelnden Macht, und ohne mir je irgend ein Verlangen, ein Sehnen, oder gar Gluth zu zeigen, setzte sie meinem Ungestüm doch durchaus keine Kälte entgegen. — Ich hatte beim Magdeburger Theater die wirklich interessante Bekanntschaft einer bereits nicht mehr ganz jugendlichen Schauspielerin, welche das sogenannte «Anstandsfach» spielte, gemacht: Mme *Haas* trat meiner Theilnahme sofort in besondrem Grade nahe, da sie sich mir als Jugendfreundin *Laube's*, an dessen Schicksal sie fortgesetzt einen innigen und bedeutenden Antheil nahm, zu erkennen gab. Sie war geistreich und sehr unglücklich, wozu namentlich ein, in ihren vorgerückteren Jahren immer unangenehmer sich ausprägendes, unvortheilhaftes Aeusseres mit beitrug. Mit einem Kinde lebte sie in spärlichen Verhältnissen, und schien sich besserer Zeiten mit bittrer Wehmuth zu erinnern. Ich fand mich, anfänglich namentlich

um von ihr Auskunft über *Laube's* Schicksal zu erhalten, häufig und endlich sogar gewohnheitsmässig bei ihr ein. Da sie mit *Minna* sich befreundete, brachten wir Drei oft trauliche Abende in gemeinsamem Verkehr zu; einigermassen getrübt wurde diese Traulichkeit jedoch, als sich bei der älteren Freundin einige Eifersucht auf die jüngere einzustellen schien, und namentlich verdross es mich, von jener das Talent und die geistige Begabung *Minna's* kritisirt zu sehen. Eines Abends hatte ich versprochen bei *Minna* in Gesellschaft der älteren Freundin den Thee zu nehmen. Unvorsichtiger Weise hatte ich mich zuvor bei einer Partie Whist engagirt, welche, trotzdem sie mich sehr langweilte, von mir dennoch in der Absicht verlängert wurde, erst spät *Minna* zu besuchen, um die mir unbequem gewordene Genossin bis dahin entfernt zu wissen. Dies gelang mir nur durch Hülfe geistiger Getränke, und so erlebte ich das Sonderbare, von einer nüchternen Whistpartie in vollkommen berauschtem Zustand aufzustehen, in welchen ich so ganz unmerklich gerathen war, dass ich durchaus nicht an ihn glauben wollte. Diese Ungläubigkeit verführte mich, meinen späten Theebesuch noch abzustatten: zu meinem ungeheuren Aerger traf ich die ältere Freundin noch an, was sofort meinen Rausch zum heftigsten Ausbruch brachte; denn als die Dame ihre Verwunderung über mein sonderbar heftiges und abstossendes Benehmen gegen sie in scherzhaft gemeinten Ausrüfen kund that, verspottete ich sie auf so grobe Weise, dass sie entrüstet sofort das Haus verliess. Ich behielt hierauf nur noch soviel Besinnung, das herzlich verwunderte Lachen *Minna's* über mein unerhörtes Benehmen wahr zu nehmen. In gut gelaunter Ruhe vermochte sie sich dann selbst schnell zu einem immerhin schwierigen Entschlusse zu fassen, da mein Zustand bald so bedenklich ward, dass, ohne grosses Aufsehen zu erregen, an mein Fortgehen oder nach Hausschaffen nicht zu denken war. Ihr Bedauern mit mir kam dazu; sie verschaffte mir die nöthigen Erleichterungen, und da ich bald in tiefen Schlaf versank, räumte sie mir ohne Zagen ihr Bett ein, wo ich denn dem wunderlichen Tagesgrauen entgegenschlief, welches, da ich erkannte, wo es mich weckte, mir ein an diesen Morgen sich knüpfendes langes, unendlich verhängnissvolles Lebensverhältniss mit unabweisbar wachsender Klarheit beleuchtete. — Die geahnte Sorge war in mein Leben getreten. — Ohne leichtfertigen Scherz, ohne Uebermuth und irgend welche lustige Laune zu zeigen, frühstückten wir ehrbar und sittsam miteinander, um zu der Zeit des Vormittags, wo dies unter so bedenklichen Umständen ohne Aufsehen möglich wurde, mit *Minna* einen langen Spaziergang vor die Thore der Stadt zu machen. Dann

trennten wir uns, um fortan als offenes Liebespaar frei und ohne Scheu unseren zärtlichen Interessen nachzugehen. —

Die sonderbare Richtung, in welche allmählich mein musikalisches Treiben gerathen war, erhielt neue Bekräftigung durch die Erfolge, wie durch die Misserfolge, welche um diese Zeit meinen Bestrebungen zu Theil wurden. In einem Conzert der Logengesellschaft führte ich in sehr empfehlender Weise die *Ouverture* zu meinen *«Feen»* auf, und erhielt dafür grossen Beifall: zu gleicher Zeit erhielt ich aber die Bestätigung des üblen Verfahrens der Leipziger Theaterdirektion in Betreff der versprochenen Aufführung dieser Oper selbst. Bereits setzte mich der Beginn der Composition des *Liebesverbotes* in eine Stimmung, in welcher ich bald alle Theilnahme für jene ältere Arbeit verlor, so dass ich mit stolzem Gleichmuth von jeder Bemühung, dieselbe in Leipzig noch zur Aufführung zu bringen, abstand, und mit dem so eben erhaltenen Erfolge der Ouverture allein mich genügend für meine erste Oper belohnt hielt. Dagegen fand ich bei aller Zerstreuung in der kurzen Zeit dieses ersten Magdeburger Theater-Halbjahres Zeit, um, neben andren Arbeiten, bereits vieles von der neuen Oper fertig zu machen. In einem Concert, welches wir im Theater gaben, brachte ich bereits zwei Duette daraus zur Aufführung, deren Ausfall mich genügend antrieb, mit bester Laune an meinem Werke fortzuarbeiten. — In der zweiten Hälfte der Saison besuchte mich auch Freund *Apel*, um im Glanze meiner neuen Musikdirektorenwonne sich zu sonnen. Er hatte ein Drama, *Columbus*, geschrieben, welches ich der Direktion zur Aufführung empfahl. Nichts war leichter als diese Gunst zu erreichen, da *Apel* sich erbot eine neue Decoration, die *Alhambra* vorstellend, auf seine Kosten malen zu lassen, und ausserdem dem in seinem Stück beschäftigten Personal, welches sämmtlich unter der andauernden Bevorzugung des Bassisten *Kneisel* seitens der Directrice in seinen Gagenbezügen empfindlich beeinträchtigt blieb, manche gelegentliche Erleichterung und Verannehmlichung seiner gedrückten Lage in Aussicht stellte. Das Stück selbst schien mir sehr viel Gutes zu enthalten; es stellte das Ringen und die Kämpfe des grossen Seefahrers, bis zu seiner Abfahrt auf seine erste Entdeckungsreise, dar. Mit dem verheissungsvollen, und, dem Erfolge nach, aller Welt bekannten, Auslaufen seiner Schiffe aus dem Hafen von Palos schloss das Drama, welches sich, selbst auch nach dem Urtheil meines Onkels *Adolph*, dem es *Apel* auf meinen Wunsch vorgelegt hatte, durch die lebhaften und charakteristischen Volksscenen besonders auszeichnete, während ein eingeschobener Liebesroman sich unbehülflich und matt ausnahm. Ausser

einem kleinen Chor der aus Granada verwiesenen Mauren auf ihrem Auszuge aus der gewohnten Heimath, und einem kurzen Orchesterstück am Schluss, componirte ich in übermüthigster Schnelligkeit auch eine *Ouverture* zu dem Stücke meines Freundes. Den vollständigen Entwurf dazu schrieb ich eines Abends bei *Minna* nieder, während ich *Apel* gestattete, mit meiner Geliebten nach Herzenslust sich laut zu unterhalten. Die Wirkung dieses leider ungemein flüchtig ausgeführten Tonstückes war auf einen einfachen, aber in seiner Wendung überraschenden Grundgedanken berechnet: das Orchester schilderte, in nicht gerade mühsam gewählten Figurationen, das Meer, und je nach Belieben auch das Schiff darauf: ein gewaltsames, sehnsüchtig verlangendes und strebendes Motiv war das einzige Erfassbare in dem Gewoge der Umgebung. Dieses Ensemble ward nun wiederholt und jäh abspringend durch ein fremdartiges, im grössten *pianissimo* unter dem dämmernden Schwirren der hohen Violinen, gleichsam als Fata Morgana sich darstellendes, Motiv unterbrochen. Ich hatte drei Paar Trompeten in verschiedenen Stimmungen dazu bestellt, dieses prächtig und verlockend dämmernde Motiv in zartester Färbung und in den verschiedenartigsten Modulationen vorzutragen: dies war das geahnte Land, nach welchem des Helden Blick ausspäht, das er wiederholt schon wirklich zu erkennen wähnt, das immer wieder im Ocean verschwindet, endlich aber, nach äusserster Anstrengung des Suchenden und Strebenden, in Wahrheit und dem Auge alles Seevolkes deutlich erkenntlich, als ungeheures Land der Zukunft am Morgenhimmel aufsteigt. Meine sechs Trompeten vereinigten sich jetzt in der Haupttonart, um das ihnen bestimmte Motiv nun in prachtvollstem Jubel ertönen zu lassen. Mit der Vorzüglichkeit der preussischen Regimentstrompeter vertraut, hatte ich sehr richtig auf einen hinreissenden Effekt, namentlich meines Schlusssatzes gerechnet: die Ouverture setzte Alles in Erstaunen, und trug stürmischen Beifall davon. Das Stück selbst wurde ohne Würde gespielt, und namentlich verdarb ein eitler Comödiant, *Ludwig Meyer*, welcher zugleich die Regie führte, und dadurch sich verhindert erklärte seine Rolle gehörig auswendig lernen zu können, auf *Apel*'s Kosten seine Garderobe jedoch durch eine Unzahl prachtvoller Costüme bereichert hatte, welche er als Columbus nach und nach sich überzog, die Hauptrolle gänzlich. Immerhin hatte *Apel* eine wirkliche Aufführung eines Stückes von sich erlebt, das zwar keine Wiederholung erfuhr, mir jedoch Gelegenheit verschaffte, durch die verlangte Wiederaufführung meiner Ouverture in Concerten meine Popularität beim Magdeburger Publikum zu vermehren.

Das Hauptereigniss dieser Theatersaison trug sich jedoch gegen deren Ende zu. Ich hatte Frau *Schröder Devrient*, welche sich in Leipzig aufhielt, vermocht zu einigen Gastrollen auch zu uns herüberzukommen. Ich selbst hatte nun die grosse Genugthuung, und genoss die begeisternde Erregung, zweimal die Opern, in welchen sie sang, zu dirigiren, und so mit ihr im unmittelbaren künstlerischen Zusammenwirken mich zu befinden. Sie trat als «Desdemona» und «Romeo» auf: namentlich im letztern exaltirte sie auch hier wiederum Alles, und erfüllte mich von Neuem mit Feuer und Gluth. Diesmal trat ich denn auch in näheren persönlichen Verkehr mit ihr, wobei sie sich so freundlich und theilnehmend für mich erwies, dass sie mir aus freien Stücken ihre Mitwirkung bei einem Concerte, welches ich zu meinem Vortheil zu geben beabsichtigte, und zu welchem sie eigens nach einer kurzen Verreisung wiederzukehren hatte, anbot. Der Ausfall dieses Concerts, von welchem ich mir unter solchen Umständen das Günstigste erwarten durfte, hatte für meine Verhältnisse eine ganz besonders wichtige Bedeutung angenommen. Die an und für sich geringe Gage, welche ich von der Magdeburger Direktion zu erhalten gehabt hätte, war dadurch, dass das, was ich von ihr erhielt, mir in höchst unregelmässigen kleinen Raten zukam, völlig illusorisch geworden, so dass ich meine Lebensbedürfnisse, und namentlich meine Ausgaben für häufiges Traktiren meiner wunderlichen Sänger- und Musiker-Clientele, nur auf eine Weise hatte betreiten können, die schliesslich sich mir als eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Schulden verdeutlichte. Zwar wusste ich nicht klar wie hoch sich diese beliefen, glaubte mir aber einen vortheilhaft unbestimmten Begriff von der Höhe meiner Concerteinnahme ebenfalls machen zu dürfen, wodurch beide Undeutlichkeiten sich aufheben sollten, und vertröstete daher meine sämmtlichen Gläubiger auf diese fabelhafte Einnahme, von welcher sie am Tage nach dem Concert bezahlt werden sollten, indem ich sie sämmtlich für den Morgen dieses glücklichen Tages in den Gasthof, welchen ich jetzt am Schluss der Saison bezogen hatte, bestellte. Gewiss lag nichts Unnatürliches darin, dass ich bei der Mitwirkung der so enthusiastisch gefeierten grossen Künstlerin, welche eigens zu diesem Zwecke nochmals nach Magdeburg zurückkehrte, auf die erdenklich höchste Einnahme rechnete, und desshalb in Bezug auf musikalischen Luxus, durch das Engagement eines vorzüglich grossen Orchesters und Bestellung zahlreicher Proben, mich rücksichtslos gegen die hierdurch verursachten Kosten benahm. Unglücklicherweise wollte aber Niemand daran glauben, dass die berühmte Frau, welche ihre Zeit als ein kostbares Capital ansehen

durfte, dem kleinen Magdeburger Musikdirektor zu lieb von weit her wirklich noch einmal zurückkehren würde. Fast allgemein hielt man daher die pomphafte Ankündigung ihrer Wiederkunft für ein betrügerisches Manœuvre, und war in dieser Annahme namentlich über die hohen Preise des Concertentrées entrüstet. Als Folge hiervon zeigte sich, dass der Saal nur dürftig besetzt war, was mir zunächst meiner freundlichen Gönnerin wegen, welche, wie ich nicht gezweifelt hatte, pünktlich zu meiner Unterstützung erschien, und die nun das ihr höchst Ungewohnte erleben sollte, vor einem sehr spärlichen Publikum zu erscheinen, grosse Pein verursachte. Glücklicherweise blieb sie wenigstens guter Laune, (was, wie ich später erfuhr, jedoch noch andre, mich durchaus nicht persönlich betreffende Gründe hatte), und sang unter andrem Beethovens *Adelaïde*, welche ich ihr zu meinem eignen Erstaunen auf dem Klavier begleitete, hinreissend schön. Ein andres unerwartetes Missgeschick traf mein Concert durch die Wahl der Orchesterstücke, welche in dem kleinen, übermässig resonnirenden Saal des Gasthofs *zur Stadt London*, von unerträglich lärmender Wirkung waren. Meine Columbus-Ouverture mit ihren sechs Trompeten hatte bereits alle Zuhörer mit Entsetzen erfüllt; nun kam aber zum Schlusse die *Schlacht bei Vittoria* von Beethoven, welche ich, in enthusiastischer Erwartung der reichlichen Entschädigung durch unerhörte Einnahmen, mit allem nur erdenklichen Orchesterluxus ausgestattet hatte. Geschütz- und Gewehrfeuer waren durch besonders construirte kostbare Maschinen, sowohl auf der französischen wie auf der englischen Seite, mit grösster Vollständigkeit organisirt, Trommeln und Signalhörner verdoppelt und verdreifacht; und nun begann eine Schlacht, wie sie grausamer wohl selten in einem Concert geschlagen wurde, da das Orchester mit so entschiedener Uebermacht auf das geringe Auditorium sich stürzte, dass dieses jeden Widerstand endlich vollständig aufgab und buchstäblich die Flucht ergriff. Frau Schröder-Devrient, welche freundlich verblieben war, um in einer der ersten Reihen der Aufführung vollends mit bei zu wohnen, vermochte, so viel sie auch schon Schrecken dieser Art ertragen haben mochte, selbst aus Freundschaft für mich nicht Widerstand zu halten; und als auch sie endlich, bei einem neuen verzweifelten Angriff der Engländer auf die französischen Positionen fast händeringend die Flucht ergriff, ward dies zum Zeichen eines wahrhaft panischen Schreckens. Alles stürzte davon, und die Feier des Sieges Wellington's ward schliesslich zu einem traulichen Erguss zwischen mir und dem Orchester allein. — So endete dieses denkwürdige Musikfest. Die *Schröder-Devrient* reiste alsbald weiter, und überliess

mich, den Misserfolg ihres guten Willens bedauernd, freundlich meinem Schicksal. Nachdem ich bei der bekümmerten Geliebten Trost gesucht, und für die Schlacht des folgenden Tages, die vermuthlich ohne Siegessymphonie enden sollte, mich zu rüsten versucht hatte, kehrte ich nun andern Morgens nach meinem Gasthofzimmer zurück, zu welchem ich jedoch nur durch eine lange Doppel-Reihe von Herren und Damen gelangen konnte, welche ihrer besondren Anliegen wegen zuvor für diese Morgenstunde dahin beschieden worden waren. Ich behielt mir das Recht vor, die einzelnen meiner Besucher mir auszuwählen, mit welchen ich der Reihe nach verkehren wollte; und so führte ich zunächst den zweiten Trompeter des Orchesters, welcher Kasse und Musik besorgt hatte, in mein Gemach. Aus seinen Berechnungen ging hervor, dass bei den hohen Honoraren, welche ich in grossmüthigem Enthusiasmus dem Orchester zugesichert hatte, noch einige Thaler und Silbergroschen aus meiner Tasche auf die Kosten bezahlt werden sollten. Diess ward abgemacht, und der Stand der Dinge war klar. Nun lud ich Mme *Gottschalk*, eine vertrauungsvolle Jüdin, vor allem ein, sich mit mir über die vorliegenden dringenden Angelegenheiten in's Vernehmen zu setzen. Sie sah ein, dass hier auf eine ausserordentliche Hülfe gerechnet werden müsste, an der es mir ja wohl bei meinen vermögenden Bekanntschaften in Leipzig nicht fehlen könnte, und übernahm es somit verständigerweise, den übrigen Gläubigern, gegen welche sie ihres unschicklichen Erscheinens wegen sich sehr aufgebracht zeigte, beruhigende Versicherungen zu machen, durch welche es, wenn auch nicht ohne bedauerliche Beschwerden, endlich gelang, den Corridor vor meinem Zimmer wieder praktikabel zu machen.

Die Theatersaison war zu Ende, die Gesellschaft ihrer Auflösung nahe, und ich meiner Anstellung ledig; der Theaterdirektor war vom chronischen zum akuten Bankrott übergegangen; er bezahlte mit Papiergeld, nämlich mit ganzen Bogen von Logenbilleten zu Vorstellungen, von denen er versicherte dass sie statt finden würden. *Minna*, die aus diesen sonderbaren Schatzscheinen durch grosse Klugheit noch einigen Vortheil zu ziehen wusste, immer sparsam und vorsorglich lebte, ausserdem, da nur die Oper vollständig aufgelöst war, während das Schauspiel vorläufig auf Rechnung der Mitglieder sich aktiv erhielt, dem Theater noch angehörig blieb, entliess mich bei meiner nöthigen Heimkehr nach *Leipzig* mit dem herzlichen Wunsche, uns bald wieder zu vereinigen, und versprach mir einen bald anzutretenden Urlaub zu einem Besuch ihrer Aeltern in Dresden zu benutzen, bei welcher Gelegenheit sie in Leipzig mich zu besuchen gedachte.

So flüchtete ich denn Anfangs Mai mich wieder in die Heimath zu den Meinigen, um nach diesem ersten Versuche zur Erlangung meiner bürgerlichen Selbstständigkeit zunächst mich mit dem Auftreiben des Geldes zu beschäftigen, welches ich für diesen Versuch in Magdeburg schuldig geblieben war. Ein sehr intelligenter brauner Pudel begleitete mich von Magdeburg aus getreulich, und ward meiner Familie als einziger erworbener Besitz zu Unterkunft und Pflege empfohlen. Immerhin schöpften die Mutter und Rosalie aus dem Umstande, dass ich doch jedenfalls die Musikdirektion zu führen im Stande sei, gute Hoffnung für meine zukünftige Laufbahn. Mir liess jedoch der Gedanke, wieder in mein früheres Familienverhältniss zurückzukehren, keine Ruhe; namentlich spornte mein Verhältniss zu *Minna* mich an, sobald wie möglich in meine unterbrochene Laufbahn wieder einzutreten. Am deutlichsten drängte sich mir die grosse Veränderung, welche in diesem Bezug mit mir vorgegangen, auf, als *Minna* auf ihrer Durchreise sich einige Tage mir zu Liebe in Leipzig aufhielt, und durch ihre trauliche, liebenswürdige Erscheinung mich daran gemahnte, dass die Zeiten der patriarchalischen Familienabhängigkeit für mich erloschen wären. Ich berieth mich mit ihr über mein Wiederengagement bei dem Magdeburger Theater, versprach ihr meinen baldigen Besuch in Dresden, und veranstaltete ihr Bekanntwerden mit meiner Mutter und Schwester durch die von Diesen erbetene Erlaubniss, sie eines Abends zum Thé in das Haus bitten zu dürfen. Bei dieser Gelegenheit ward es *Rosalie* ersichtlich, wie es mit mir stand; doch nahm sie davon keinen weiteren Anlass, als mich wegen meiner Verliebtheit zu necken. Die Sache schien somit nicht gefährlich; in mir sah es jedoch anders aus, da diese verliebte Neigung mit meinem Hang zur Unabhängigkeit, und mit meinem Wunsche, in der Kunstwelt mir eine Stellung zu machen, ganz von selbst zusammen fiel. —

Meine Abneigung gegen Leipzig selbst ward ausserdem durch die Wendung, welche in dem dortigen Musikwesen um diese Zeit eintrat, vermehrt. Während ich in Magdeburg mit leichtsinnigem Versinken in den frivolen Theatergeschmack meine Musikdirektorenlaufbahn begründete, hatte *Mendelssohn-Bartholdy* gleichzeitig durch sein persönliches Auftreten als Dirigent der Gewandthaus-Concerte eine für sich, und namentlich für den Leipziger Musikgeschmack, bedeutungsvolle Epoche eröffnet. Mit der Naivetät des Leipziger Publikums, mit welcher es bis dahin die Productionen seiner gemüthlichen Abonnement-Concerte beurtheilt hatte, war es nun zu Ende; und als ich in einem Benefiz-Conzert der beliebten jugendlichen Sängerin *Livia Gerhart*, durch meines damals

noch nicht gänzlich beseitigten guten alten *Pohlenz* Vermittlung, meine in Magdeburg so stark bejubelte Columbus-Ouverture zur Aufführung brachte, fand ich zu meinem Erstaunen, dass die Musikfreunde Leipzig's plötzlich eine Geschmacksrichtung gewonnen hatten, welcher ich selbst mit der so gewandten Combination meiner sechs Trompeten nicht beizukommen vermochte. Diese Erfahrung bestärkte mich in meinem Widerwillen gegen Alles was irgend wie klassischen Duft affektirte, und ich gerieth hierbei in eine wunderliche Uebereinstimmung mit dem braven *Pohlenz*, welcher in gutmüthigen Seufzern den Untergang der guten alten Zeit beklagte. — Die Abhaltung eines Musikfestes in *Dessau*, unter *Friedrich Schneider*'s Leitung, bot mir einen willkommenen Anlass mich von Leipzig zu entfernen. Zu dieser Reise, welche man zu Fuss in sieben Stunden zurücklegte, hatte ich mir einen auf acht Tage lautenden Pass zu verschaffen: dieses Aktenstück war berufen, lange Jahre in meinem Leben eine wichtige Rolle zu spielen; denn es war und blieb das einzige Document, welches später wiederholt, und in den verschiedensten Ländern Europa's mich in polizeilichem Sinne zu beschützen berufen war, da ich, wegen Umgehung meiner Militärpflichtigkeit in Sachsen, von da an bis zu meiner Anstellung als Dresdener Kapellmeister, nie wieder in den Besitz eines regelmässigen Passes gelangen konnte. Der Kunstgenuss, zu welchem er mir diesmal das Geleite gab, war von so wenig wohlthätiger Bedeutung, dass er mich im Gegentheil in meinem Klassizitätshass bestärkte. Von einem Manne, dessen Physionomie, ähnlich der eines besoffenen Satyr's, mich mit unüberwindlichem Abscheu erfüllte, hörte ich die Beethoven'sche C-moll-Symphonie, trotz einer unabsehbaren Reihe von Contrabässen, mit welchen gewöhnlich auf Musikfesten cokettirt wird, so ausdruckslos und nichtssagend aufführen, dass ich den wiederholt wahrgenommenen unbegreiflichen Abstand zwischen dem in mir lebenden Phantasiebild von diesen Werken, und der stets einzig nur von mir gehörten lebendigen Aufführung derselben, als ein beängstigendes und abschreckendes Problem empfand, von dessen Lösung ich mich verdrossen abwand. Diese gequälte Stimmung durch Anhörung des Oratoriums *Absalon* des «Altmeisters» *Schneider* in das Burleske gezogen zu sehen, erheiterte und beruhigte mich für jetzt.

In Dessau, wo *Minna* ihr erstes Debut beim Theater begangen hatte, hörte ich über diese von leichtfertigen jungen Menschen in dem Tone reden, in welchem gemeinhin junge schöne Schauspielerinnen in solchen Kreisen besprochen werden. An meinem Eifer, derartiges Geschwätz zu widerlegen und die Verleumder zu beschämen, ward ich der leidenschaft-

lichen Theilnahme, welche mich der Geliebten nachzog, immer mehr inne. Ich kehrte, ohne meinen Verwandten mich zu zeigen, nach Leipzig zurück, wo ich mir die Mittel zu einer sofortigen Reise nach Dresden zu verschaffen wusste. Auf der Hälfte des Weges dorthin, welchen man damals noch im Eilwagen zurücklegte, begegnete ich bereits *Minna*, in der Begleitung einer ihrer Schwestern soeben auf der Rückreise nach Magdeburg begriffen. Ich verschaffte mir alsbald eine Postcarte zur Rückfahrt nach Leipzig, und trat diese auch wirklich mit der Geliebten an; es gelang mir jedoch bis zur Ankunft auf der nächsten Station, *Minna* zur Umkehr nach Dresden zu bewegen, welche nun, da der Postwagen längst voraus war, mit Extrapost angetreten werden musste. Dieser grosse Train schien die beiden Mädchen, wie in Verwunderung, so in gute Laune zu versetzen. Offenbar hatte ich durch mein verschwenderisches Auftreten sie zur Erwartung erfreulicher Abenteuer hingerissen, für deren Erfüllung ich nun zu sorgen hatte. Ich verschaffte mir bei einem Dresdener Bekannten die nöthigen Gelder, um im grössten Zuge meine Freundinnen in die *sächsische Schweiz* zu geleiten, wo wir einige wirklich heitre, vom unschuldigsten jugendlichen Uebermuth erfüllte Tage verbrachten, welche nur einmal durch das Hervorbrechen einer eifersüchtigen Stimmung meinerseits getrübt wurden, zu der in diesen Tagen selbst durchaus keine Veranlassung gegeben war, welche aber in meinem tiefsten Innern durch Eindrücke der Vergangenheit, so wie durch eine bange Ahnung der Zukunft, an den Erfahrungen, die ich bisher bei meinen Bekanntschaften mit der Frauenwelt gemacht hatte, sich nährte. Dennoch blieb dieser Ausflug, und namentlich eine beim schönsten Sommerwetter fast gänzlich durchwachte anmuthige Nacht im Bad zu *Schandau*, die liebste, fast einzige Erinnerung an heiter beglücktes Dasein aus meinem ganzen Jugendleben. Mein ganzes späteres, so langes, von schmerzlichsten und bittersten Erfahrungen sorgenvoll durchwobenes Verhältniss zu *Minna*, ist mir oft als die beharrlich andauernde Sühne für den harmlosen kurzen Genuss dieser Tage erschienen.

Nachdem ich *Minna* bis Leipzig, von wo sie nach Magdeburg weiter reiste, begleitet hatte, meldete ich mich wieder bei meiner Familie, welcher ich den Dresdner Ausflug verschwieg und folgte von nun an, wie einer seltsamen, tiefen Schuld bewusst, dem Drange, meine Lage so zu gestalten, dass sie mich bald möglichst wieder in die Nähe der Geliebten brächte. Dazu musste ein neues Engagement mit dem Direktor *Bethmann* für das nächste Winterhalbjahr eingeleitet werden. Während der hierzu nöthigen Unterhandlungen litt es mich bereits nicht in Leipzig,

sondern ich benutzte *Laube*'s Anwesenheit im Bade *Kösen* bei *Naumburg* zu einem Besuche desselben. Kurz zuvor war *Laube* nämlich, nach beinahe einjähriger, höchst quälender Untersuchungshaft, aus der Berliner Stadtvoigtei entlassen worden; auf das Gelöbniss, bis zur Fällung des Urtheils sich nicht ausser Landes zu entfernen, war ihm der Besuch *Kösen*'s gestattet, von wo aus er heimlich uns für einen Abend in Leipzig besucht hatte. Der Eindruck, den sein leidendes Aussehen, seine zwar männlich gefasste, aber hoffnungslos resignirte Stimmung in Betreff aller früheren Erwartungen für das Gedeihen neuer, besserer Weltzustände, bei der besondren Erregung, in welcher mich meine eigne kritische Lage erhielt, auf mich machte, ist mir als einer der traurigsten und unglückweissagendsten in Erinnerung geblieben. In *Kösen* theilte ich ihm mehreres von den Versen meines «*Liebesverbotes*» mit, für welche er, trotz aller Kälte gegen meine Anmaassung, mir auch meine Operntexte selbst schreiben zu wollen, doch nicht ohne ermunternde Anerkennung blieb. Unruhig erwartete ich jedoch nur Briefe aus Magdeburg; nicht weil ich daran gezweifelt hätte, dass dieses Wiederengagement zu Stande käme, da ich im Gegentheil Grund hatte mich für eine gute Acquisition des Direktor's *Bethmann* anzusehen, sondern weil Alles, was mich wieder in die Nähe *Minna*'s bringen sollte, mir nicht schnell genug ging. Kaum waren die nöthigen Nachrichten eingetroffen, als ich schleunigst mich aufmachte, um an Ort und Stelle die zur Sicherung eines besonders glänzenden Zustandes der bevorstehenden Magdeburger Opernsaison erforderlichen Vorschläge zu machen. Dem stets bankrotten Theaterdirektor war um diese Zeit durch die unermüdete Gunst des Königs von Preussen eine neue letzte Hülfe zugeführt worden; einem aus angesehenen Magdeburger Bürgern bestelltem Comité hatte der König eine nicht unbedeutende Summe zur Verwendung für das Theater unter Bethmann's Leitung angewiesen. Was das hiess, und welches Ansehen dadurch plötzlich die Magdeburger Kunstverhältnisse für mich gewannen, ist zu begreifen, wenn man bedenkt, wie verlassen und kümmerlich derartige Theater in unsren Städten ihr verachtetes Leben hinschleppen. Ich erbot mich sofort eine grössere Reise zur Aufsuchung guter Opernsänger zu unternehmen; die Mittel hierzu wollte ich auf eigne Gefahr mir verschaffen, die Direktion sollte mir den möglichen Ersatz nur durch Zusicherung der Einnahme einer Benefiz-Vorstellung in Aussicht stellen. Diess wurde denn gern angenommen, und ich in hochtrabendem Tone mit den nöthigen Vollmachten des Direktors versehen, und ausserdem noch besonders von ihm gesegnet. Mit *Minna*, die jetzt ihre Mutter bei

sich hatte, lebte ich während dieses kurzen Aufenthaltes wiederum im traulichsten Verkehr, und nahm nun zur Ausführung meines kühnen Unternehmens von Neuem Abschied.

Schwierig war es zunächst, in *Leipzig* die in Magdeburg so liberal angekündigten Geldmittel zur Bestreitung meiner projektirten Engagementsreise zu verschaffen. Der Glanz der königlich preussischen Protektion unsrer Theater-Unternehmung, welchen ich meinem guten Schwager *Brockhaus* in den lebhaftesten Farben spielen liess, wollte diesen durchaus nicht verblenden, und es kostete grosse, demüthigende Bemühungen, mein Entdeckungsschiff zur Ausfahrt flott zu machen. — Natürlich trieb es mich zu allernächst in mein altes Wunderland *Böhmen*, wo ich *Prag* diesmal, ohne meine schönen Freundinnen anzutreffen, nur flüchtig berührte, um zunächst in *Karlsbad* das während der Badesaison dort vorräthige Opernpersonal zu beobachten. Ungemein begierig, so schnell wie möglich, so viel wie möglich Talente aufzufinden, um meine Reisemittel nicht erfolglos zu erschöpfen, wohnte ich mit dem herzlichen Wunsche Alles vortrefflich zu finden, einer Aufführung der «weissen Dame» bei. Von der üblen Beschaffenheit sämmtlicher Sänger vermochte ich mir erst dann einen vollen Begriff zu verschaffen, als ich den einzig von mir ausgewählten Bassisten, *Gräf*, welcher den «Gaveston» sang, späterhin in Magdeburg zum Debut gelangen liess, wobei er, und, wie ich nicht leugnen konnte, mit grossem Recht, so entschieden missfiel, dass ich dem Spott, den diese Acquisition mir zuzog, nichts ernstliches zu erwiedern vermochte. — War ich bisher nicht glücklich gewesen im Betreff des eigentlichen Zwecks meiner Reise, so regte mich diese selbst doch desto angenehmer an. Die Fahrt durch *Eger*, über das Fichtelgebirg, mit der Ankunft in das vom Abendsonnenschein lieblich beleuchtete *Bayreuth*, wirkte noch bis in späteste Zeiten angenehm auf meine Erinnerung.

Mein Ziel war für jetzt *Nürnberg*, wo meine Schwester *Clara* und ihr Mann noch beim Theater waren, und ich durch diese gute Auskunft über das von mir Gesuchte erwarten zu dürfen glaubte. Vor Allem war's mir lieb, im Hause meiner Verwandten gastlich aufgenommen zu werden, um zunächst für die Wiederauffrischung meiner sehr erschöpften Reisemittel sorgen zu können. Ich rechnete hierfür besonders auf den Ertrag des Verkaufs einer Tabaksdose, welche ich von einem Freunde zum Geschenk erhalten hatte, und von der ich aus geheimen Gründen fest annahm, sie sei aus Platina; hierzu kam ein goldener Siegelring, den mir Freund *Apel* für die Composition der Ouverture zu seinem Columbus

verehrt hatte. Der Versatz dieser einzig mir gehörenden Kleinodien, von denen leider der mir vorschwebende Werth der Tabatière sich als ein imaginärer herausstellte, musste die spärlichen Mittel zur Weiterreise bis *Frankfurt* beschaffen. Dorthin nämlich, und in die Nähe des Rheines, wiesen mich die mir ertheilten Auskünfte; denn nachdem es mir gelungen war, meinen Schwager und meine Schwester zu einem Engagement für Magdeburg zu bereden, fehlte es nun hauptsächlich noch an einem ersten Tenor und einer ersten Sängerin, welche bisher durchaus nicht aufzufinden waren.

Dieser gelegentliche Aufenthalt in *Nürenberg* verzögerte sich ausserdem noch auf angenehme Weise durch ein neues Zusammentreffen mit der *Schröder-Devrient*, welche dort zu einem kurzen Gastspiel grade um diese Zeit eintraf. Bei ihrem Wiedersehen ging mir der ganze Himmel auf, der sich seit unsrer Trennung in Betreff meines Kunsttreibens etwas getrübt hatte. Das Nürenberger Opernpersonal bot der Künstlerin keine grosse Auswahl der zu gebenden Vorstellungen; ausser *Fidelio* war nichts andres als die *Schweizerfamilie* heraus zu bringen, worüber die Künstlerin sich beklagte, da diess eine ihrer frühesten Jugendrollen sei, für welche sie sich kaum mehr eignete, und die sie auch zum Ueberdruss häufig gegeben habe. Auch ich sah der *Schweizerfamilie* mit Misbehagen, ja fast Bangigkeit entgegen, da ich nicht anders glaubte, als dass die matte Oper und die altmodisch sentimentale Rolle der «*Emmeline*» den bisher stets von den Leistungen der Künstlerin erhaltenen grossen Eindruck beim Publikum, wie bei mir selbst, schwächen würde. Wie gross war meine Ergriffenheit und wahrhaftes Erstaunen, als ich an diesem Abend die unbegreifliche Frau erst in ihrer wahrhaft hinreissenden Grösse kennen lernen sollte. Dass so etwas, wie die Darstellung dieses Schweizermädchens, nicht als Monument allen Zeiten erkenntlich festgehalten und überliefert werden kann, muss ich jetzt noch als eine der erhabensten Opferbedingungen erkennen, unter welchen die wunderbare dramatische Kunst einzig sich offenbart, wesshalb diese, sobald solche Phänomene sich kundgeben, gar nicht hoch und heilig genug gehalten werden kann.

Ausser diesem für mein ganzes Leben und meine Kunstentwickelung so tief bedeutungsvoll neuem Seelenerlebnisse, hat mein diesmaliger Nürenberger Aufenthalt nach einer andren Seite hin besondre Eindrücke auf mich hinterlassen, welche, so unscheinbar, ja trivial ihre Veranlassung war, doch mit so grosser Stärke in mir hafteten, dass sie späterhin, in eigenthümlich erneuter Gestalt, in mir wieder auflebten. Mein Schwager *Wolfram* war besonders auch als gemüthlich witziger Cumpan den Nürn-

berger Theaterfreunden zu grösster Beliebtheit nahe getreten: von dem Geiste der ausgelassenen Unterhaltung, zu der es an den Wirthshausabenden kam, an welchen auch ich theil nahm, erhielt ich bei dieser Gelegenheit eigenthümlich ergetzliche Belege. Ein Tischlermeister *Lauermann*, ein nicht mehr junger, kleiner und untersetzter Mann, von drolligem Aeussern und nur mit dem niedersten Volksdialekte vertraut, wurde mir in einem von unsren Bekannten besuchten Wirthshaus als einer der Sonderlinge bezeichnet, welche gegen ihren Willen am meisten zur Unterhaltung der Spassvögel beitrugen. *Lauermann* bildete sich nämlich ein, ein vortrefflicher Sänger zu sein, und hegte, von diesem Vorurtheil ausgehend, besondres Interesse wiederum nur für solche, an denen er seiner Meinung nach Gesangstalent wahrnahm. Trotzdem er nun fortgesetzt wegen dieser seltsamen Eigenheit zur beständigen Zielscheibe des Spottes und der verhöhnenden Scherze gemacht war, stellte er sich doch regelmässig alle Abende unter seinen lachlustigen Verfolgern ein; nur hielt es endlich äusserst schwer, den so häufig Ausgelachten und durch Verhöhnung Gekränkten dazu zu bringen, dass er seine Kunstfertigkeit zum Besten gäbe, was endlich nur durch künstlichst angelegte Fallen, die man seiner Eitelkeit stellte, gelang. Meine Ankunft, als eines Unbekannten, wurde zu einem solchen Spiel benutzt; und wie gering man von der Urtheilskraft des armen Meistersängers dachte, zeigte sich mir zu meinem Erstaunen dadurch, dass mein Schwager mich ihm als den grossen italienischen Sänger *Lablache* vorstellte. Zu seiner Ehre muss ich gestehen, dass *Lauermann* mich lange Zeit mit ungläubigem Misstrauen mass, sich über mein jugendliches Aussehn, noch mehr aber über den offenbaren Tenorklang meiner Stimme, mit vorsichtigem Bedenken äusserte. Allein dies Unglaubliche den armen Enthusiasten glauben zu machen, darin bestand eben die belustigende, lange Zeit in Anspruch nehmende, Kunst der Wirthshausgenossen. Mein Schwager wusste es dem Tischler glaublich zu machen, dass ich, der ich für meine Leistungen unerhört bezahlt würde, diese beim Besuchen öffentlicher Wirtschaften durch besondre Verstellung dem Publikum zu entziehen suchte; wenn es sich übrigens um eine Begegnung zwischen «*Lauermann*» und «*Lablache*» handle, könnte natürlich nur das Interesse in Rechnung kommen, Lauermann, nicht aber Lablache zu hören, da dieser von jenem, nicht aber umgekehrt jener von diesem zu lernen habe. Ein seltsamer Kampf von Ungläubigkeit und gestachelter Eitelkeit machte nun den armen Tischler für mich wirklich anziehend: ich begann die mir zugetheilte Rolle selbst mit möglichstem Geschick zu spielen, und nach Ver-

lauf zweier, durch die sonderbarsten Einfälle gewürzter Stunden, gelang es wirklich, den wunderlichen Menschen, der lange in grosser Aufregung seine blitzenden Augen auf mich gerichtet hatte, dazu zu bringen, dass er seine Muskeln in die eigenthümlich gespenstische Bewegung setzte, die wir an einem musicirenden Automaten wahr zu nehmen glauben, wenn das Räderwerk in ihm aufgezogen ist: die Lippen bebten, die Zähne knirschten, das Auge verdrehte sich convulsivisch, und endlich erscholl von heiserer, fetter Stimme ein ungemein trivialer Gassenhauer. Beim Vortrage desselben, den er mit einer stabilen Bewegung des ausgestreckten Daumens hinter die Ohren begleitete, und bei welchem sein dickes Gesicht zur glühendsten Röthe sich erhitzte, brach leider alsbald ein unmässiges Gelächter sämmtlicher Zuhörer aus, was den unglücklichen Meister sofort in die höchste Wuth brachte. Mit vollendeter Grausamkeit wurde dieser Wuth wiederum von denjenigen, welche ihm bis dahin auf das abgefeimteste geschmeichelt hatten, durch ausgelassenste Verhöhnung erwiedert, was den armen Menschen bis zu wahrhaftem Schäumen brachte. Als der Unglückliche, unter den furchtbarsten Verwünschungen der elenden Freunde, seinen Rückzug aus dem Wirthshaus anzutreten im Begriff war, trieb mich ein wahrhaftes Mitleiden an, ihm nachzugehen, ihn um Verzeihung zu bitten, und auf jede Weise ihn zu begütigen, was um so schwerer hielt, da er grade auf mich, als den neuesten seiner Feinde, der ihn noch dazu um die Wonne, *Lablache* kennen zu lernen, so empfindlich betrogen hatte, am bittersten aufgebracht war. Doch gelang es, ihn an der Schwelle festzuhalten; und nun verständigte sich die ausgelassene Gesellschaft stillschweigend sogar zu der unerhörten Verschwörung, am selben Abende Lauermann nochmals zum Singen zu bringen. Wie dies gelang, blieb mir um so schwerer in meiner Erinnerung festzuhalten, als namentlich auch die Wirkung der geistigen Getränke, welche schliesslich doch wohl auch über Lauermann nur diesen äussersten Erfolg zu erringen vermochte, meine eigne Wahrnehmung in Betreff der wunderbaren Vorgänge dieses unerhört langen Wirthshausabends in Verwirrung setzte. Nachdem Lauermann noch einmal dieselbe Verhöhnung erlebt, fühlte die ganze Gesellschaft die Verpflichtung den Unglücklichen nach Haus zu geleiten; es geschah dies in einem Schiebkarren, den wir vor dem Hause fanden, und in welchem wir ihn gleichsam im Triumph vor seiner Thür, in einem jener wunderbaren engen Gässchen der alten Stadt, vorfuhren. *Frau Lauermann*, welche aus dem Schlafe geweckt wurde um ihren Gatten in Empfang zu nehmen, liess uns durch die Ausbrüche ihrer Verwünschungen errathen, wie es mit diesem ehelichen und häuslichen

Verhältnisse stand. Die Verhöhnung des Gesangstalentes ihres Mannes war auch ihr geläufig; nur gesellten sich dazu die schrecklichsten Vorwürfe gegen die nichtswürdigen Buben, welche ihren armen Mann durch Unterhaltung seines Wahnes vom nützlichen Betrieb seines Gewerbes abhielten, und gar endlich zu solchen Auftritten, wie dem gegenwärtigen, Anlass gäben. Hier aber richtete sich wieder der Stolz des leidenden Meistersängers auf: denn seiner Frau, während sie ihn mühsam die Treppe hinaufgeleitete, sprach er jedes Recht über seine Gesangskunst zu urtheilen in den härtesten Ausdrücken ab, und verwies sie auf das Kräftigste zur Ruhe. — Nun war aber dies wunderliche Nachtabenteuer keineswegs zu Ende. Der ganze Schwarm bewegte sich noch einmal nach dem Wirthshaus zurück; vor diesem fanden wir aber bereits andre Gesellen, worunter Handwerksburschen, welchen bereits der eingetretenen Polizeistunde wegen die Thüre verschlossen war: den eigentlichen Stammgästen, welche sich unter uns befanden, und welche mit dem Wirth in alt befreundeten Beziehungen standen, dünkte es erlaubt und möglich, dennoch Einlass zu begehren. Der Wirth war in Pein, seinen Freunden, deren Stimme er erkannte, die Thüre verschlossen erhalten zu sollen; doch musste vermieden werden, dass die neu hinzugekommenen sich etwa nachdrängten. Aus dieser Situation entstand nun eine Verwirrung, welche durch Schreien und Toben, so wie durch unbegreifliches Anwachsen der Masse der Streitenden, bald einen wahrhaft dämonischen Charakter annahm. Mir schien es, als ob im nächsten Augenblick die ganze Stadt in Aufruhr losbrechen würde, und ich glaubte wirklich abermals zum Zeugen einer Revolution werden zu müssen, von der aber kein Mensch irgend einen wahrhaftigen Anlass zu begreifen im Stande war. Da plötzlich hörte ich einen Fall, und wie durch Zauber stob die ganze Masse nach allen Seiten auseinander. Einer der Stammgäste, mit einer alten Nürenberger Kampfart wohlvertraut, hatte nämlich, um der unabsehbaren Verwirrung ein Ende zu machen, und um sich den Heimweg zu öffnen, einen der heftigsten Schreier durch einen gewissen Stoss mit der Faust zwischen die Augen besinnungslos, wenn auch unschädlich verwundet, zu Boden gestreckt; und die Wirkung hiervon war es, welche so plötzlich Alles auseinander jagte. Kaum in einer Minute nach dem heftigsten Toben von mehreren hunderten von Menschen, konnte ich mit meinem Schwager Arm in Arm, ruhig scherzend und lachend, durch die monderleuchteten Strassen nach Hause wandern, und erfuhr von ihm unterwegs staunend zu meiner Beruhigung, dass er diess eigentlich an allen Abenden so gewohnt sei. —



Endlich war es Zeit, mich der Erreichung des Zweckes meiner Reise ernstlich wieder zuzuwenden. Nur im Durchzug berührte ich *Würzburg* auf einen Tag: von dem Wiedersehen meiner Verwandten und Bekannten ist mir nichts in Erinnerung geblieben, als jener bereits früher erwähnte wehmüthige Besuch bei *Friederike Galvani*. In *Frankfurt* angekommen, musste ich mich sogleich in den Schutz eines soliden Hôtels begeben, um daselbst den Erfolg meiner Bemühungen um Subsidien bei der Magdeburger Theater-Direktion abzuwarten. Meine Hoffnungen für den Gewinn der eigentlichen Matadoren unsrer Opernunternehmung waren auf *Wiesbaden* gerichtet, wo man mir eine gute, im Auseinandergehen begriffene Operngesellschaft nachwies. Es fiel mir äusserst schwer, die kleine Reise bis dorthin zu bewerkstelligen; doch gelang es mir daselbst einer Probe von «Robert der Teufel» beizuwohnen, in welcher der Tenorist *Freimüller* glänzte. Diesen, den ich sofort aufsuchte, fand ich auch geneigt auf meine Vorschläge für Magdeburg einzugehen; ich traf mit ihm die nöthigen Verabredungen, und reiste, nothgedrungen, auf das schleunigste in mein Asyl, den Gasthof zum «Weidenbusch» in Frankfurt zurück. Dort hatte ich noch eine peinliche Woche zu verleben, da ich vergeblich die aus Magdeburg requirirten ferneren Reisemittel erwartete. Um die Zeit zu tödten, griff ich unter andrem zu einer grossen rothen Brieftasche, welche ich in meinem Reisemantelsack mit mir herumführte, und schrieb darin, mit genauer Angabe der Daten, Notizen zu meiner dereinstigen Biographie auf, — dieselben, welche ich gegenwärtig vor mir habe, um meine Erinnerung anzufrischen, und welche ich seitdem in verschiedenen Lebensperioden mit ununterbrochener Folge fortsetzte. Meine, durch die Vernachlässigung der Magdeburger Direktion sich bedenklich gestaltende Lage gerieth endlich in die sonderbarste Verwirrung, als ich in Betreff einer in Frankfurt selbst gemachten Acquisition glücklicher war, als ich es zu ertragen vermochte. Ich hatte einer Aufführung der «Zauberflöte», unter des damals als «genialer Dirigent» wunderbar berühmten Kapellmeisters *Guhr* Leitung, beigewohnt, und war von dem wirklich vorzüglichen Opernpersonale sehr angenehm überrascht worden. Natürlich war nicht daran zu denken, eines der ersteren Mitglieder desselben in meine Netze zu verlocken; dagegen blickte ich scharf genug, in der jugendlichen Fräulein *Limbach*, welche den ersten «Knaben» sang, ein begehrenswerthes Talent zu erkennen. Meine Engagements-Anträge wurden von ihr angenommen, und zwar schien es ihr so sehr daran gelegen zu sein, von ihrem Frankfurter Engagement frei zu werden, dass sie beschloss durch heimliches Entweichen sich aus demselben zu ent-

fernen. Diess erklärte sie mir, und forderte mich zur Mithülfe bei diesem Vorhaben auf, welches keinen Aufschub leiden könnte, weil es sonst der Direktion bekannt werden würde. Die junge Dame vermuthete mich jedenfalls im Besitz reicher Creditive, mit denen das von mir ihr so sehr gerühmte Magdeburger Theatercomité mich für meine offizielle Geschäftsreise ausgestattet haben würde. Bereits hatte ich jedoch, um nur mein eigenes Fortkommen zu ermöglichen, zum Versatze meines dürftigen Reisegepäckes schreiten müssen: so weit hatte ich den Wirth gebracht; nun aber noch die Kosten der Entführung einer jungen Sängerin mir vorzuschiessen, fand ich ihn durchaus abgeneigt. Ich musste der jungen Dame, zur Bemäntelung des schlechten Benehmens meiner Direktion, irgend ein Missgeschick vorlügen, und die verwunderungsvoll Zürnende zurücklassen. Sehr beschämt über dieses Abenteuer, reiste ich durch Regen und Wetter über Leipzig, wo ich meinen braunen Pudel abholte, nach *Magdeburg* zurück, wo ich nun vom ersten September an wieder meine Musikdirektion antrat.

Der Ausfall meiner Geschäftsbesorgung machte mir keine grosse Freude; der Direktor wies mir zwar triumphirend nach, dass er fünf ganze Louis-d'or an meine Adresse nach Frankfurt schliesslich geschickt habe: meinem Tenor und meiner jugendlichen Sängerin hatte man jedoch wohlausgefertigte Contrakte, nicht aber die verlangten Reisegelder und Vorschüsse zugesendet. Alle blieben aus; nur der Bassist *Gräf* langte aus Karlsbad mit pedantischer Pünktlichkeit an, und erregte sogleich die lustigen Bemerkungen der Spottvögel des Theaters. Er sang auf einer Probe zur «Schweizerfamilie» so schulmeisterlich schnarrend, dass ich darüber wirklich in grosse Verlegenheit gerieth. Dass mein tüchtiger Schwager *Wolfram* mit meiner Schwester *Clara* ebenfalls anlangten, gereichte mehr dem Singspiel als der grossen Oper zum Vortheil, und bereitete mir ausserdem grosse und sorgenvolle Pein, da die braven, an solide Verhältnisse gewöhnten Leute, sehr bald das, trotz aller königlichen Protektion, missliche der Theaterverhältnisse unter einer so gewissenlosen Direktion, wie der Bethmann'schen, durchblickten, und dadurch sich in einer bedenklichen Verschlimmerung ihrer Familienlage zu befinden erkannten. Schon sank mir aller Muth, als der Zufall uns in einer jungen Frau, Mme *Pollert*, geb. *Zeibig*, welche mit ihrem Mann, einem Schauspieler, durch Magdeburg kam, eine mit schöner Stimme begabte und talentvolle Sängerin für das erste Fach vorläufig als Gast zuführte. Die Noth hatte endlich die Direktion zu den geeigneten Schritten getrieben, welche in letzter Stunde auch den Tenoristen *Freimüller* uns

zuführten; und besonders gross war meine freudige Genugthuung, als die Liebe, welche diesen schnell zu der jungen *Limbach* in Frankfurt ergriffen hatte, dem unternehmenden Tenor auch die Entführung dieser Sängerin, zu welcher ich mich so schmachvoll unfähig erwiesen, glücklich ermöglicht hatte. Beide kamen freudestrahlend an; zu ihnen ward M[me] *Pollert* welche sehr gefiel, trotz ihrer Prätensionen ebenfalls engagirt; ein gut geschulter, musikalisch gebildeter Barytonist, Herr *Krug*, später Chordirektor in Carlsruhe, hatte sich auch gefunden, und so stand ich plötzlich an der Spitze eines wirklich recht guten Opernpersonales, bei welchem nur der Bassist *Gräf* mühsam durch Vertuschung unterzubringen war. Uns glückte bald eine Reihe in ihrer Art nicht ganz gewöhnlicher Opernvorstellungen, wobei unser Repertoire sich geradenwegs über Alles erstreckte, was nur irgend in diesem Genre für das Theater geschrieben war: ganz vorzüglich erfreute ich mich aber der wirklich nicht weihelosen Aufführung der Spohr'schen «*Jessonda*», welche uns auch bei den gebildeteren Musikfreunden in grosse Achtung setzte. Ich war unermüdlich in Auffindung von Möglichkeiten, unsre Vorstellungen weit über das Niveau der, solchen dürftig organisirten Stadttheatern sonst möglichen, Leistungen zu erheben. Den Direktor Bethmann verfeindete ich mir unaufhörlich durch Verstärkung des Orchesters, welche er zu bezahlen hatte; dafür gewann ich wieder seine volle Zuneigung durch Verstärkungen des Chors und der Theatermusik, welche ihm nichts kosteten, unsren Vorstellungen aber einen solchen Glanz verliehen, dass das Abonnement und der sonstige Besuch des Theaters einen unerhörten Aufschwung nahmen. Ich hatte nämlich die Regimentsmusiker und die, in der preussischen Armee trefflich organisirten Militairsänger, zu ihrer Mitwirkung bei unsren Aufführungen gegen blosse Entschädigung durch freie Entree auf die Galerie für ihre Angehörigen vermocht. So erreichte ich es, dass wir in Bellini's *Norma* die nach der Partitur verlangte, besonders starke Musikbande auf dem Theater in grösster Vollständigkeit besetzen konnten, und für das mir damals sehr imponirende *Unisono* des Männerchors der Introduction eine selbst den grössten Bühnen fast unerschwingbare Anzahl von Männerstimmen zur Verfügung hatten. Ich konnte in späterer Zeit Herrn *Auber* im Tortoni'schen Caffee-Haus zu Paris, wo ich öfter mit ihm zum Genuss des Eises zusammentraf, versichern, dass ich das meuterische Militär, welches in seinem «*Lestocq*» zur Verschwörung sich hinreissen lässt, wirklich durch eine ganze vollzählige Compagnie zum Singen gebracht hätte; was er mir damals noch mit staunender Freude verdankte.

Unter solch' ermuthigenden Umständen schritt auch die Composition meines *Liebesverbotes* ihrer Vollendung schnell entgegen. Ich bestimmte die Aufführung dieses Werkes zu der für meine Auslagen mir versprochenen Benefizvorstellung, und arbeitete nun zu gleicher Zeit an der Gründung meines Ruhms und einer nicht minder lebhaft erwarteten günstigen Gestaltung meiner finanziellen Verhältnisse, als ich mit unerhörtem Eifer selbst die wenigen Stunden, die ich neben meinen Geschäften mir an *Minna*'s Seite gönnte, zur Ausarbeitung meiner Partitur verwendete. Dieser Fleiss rührte selbst die bedenklich auf unser Liebesverhältniss blickende Mutter Minna's, welche seit dem Sommer bei der Tochter zum Besuch verblieben war, und ihr die Wirthschaft führte; durch ihre Dazwischenkunft war in unser Verhältniss eine neue, auf ernstliche Lösung drängende Spannung getreten. Es war natürlich, dass die Frage, zu was dieses führen sollte, nun näher herantrat. Ich muss gestehen, dass der Gedanke an eine Heirath mich, zunächst wohl schon meiner grossen Jugend wegen, mit banger Beängstigung erfüllte; ohne irgend mich der Ueberlegung und vernünftigen Erwägung hinzugeben, hielt mich ein naïves. instinktmässiges Gefühl von der Erfassung der ernstlichen Möglichkeit eines für das ganze Leben so wichtigen Entschlusses zurück. Dazu waren unsre bürgerlichen Verhältnisse in so sehr beängstigender und unsichrer Schwebe, dass auch bei *Minna* eher wohl der Wunsch der Verbesserung dieser Lage, als des Abschlusses eines Ehebündnisses in derselben, zur Aeusserung kommen konnte. Hierauf zunächst ihrerseits zu denken, fühlte sie sich bald durch Verdriesslichkeiten veranlasst, in welche sie in Betreff ihrer Stellung am Magdeburger Theater gerieth. Sie hatte nämlich für ihr Fach im Schauspiel eine Nebenbuhlerin erhalten, welche ihr namentlich dadurch, dass ihr Mann als Oberregisseur zur höchsten Macht gelangte, sehr gefährlich wurde. Da *Minna* nun im Beginn des Winters von der Direktion des damals in *Berlin* sehr glänzende Geschäfte machenden *Königstädter* Theater's vortheilhafte Anträge erhielt, erfasste sie diese Veranlassung zur Herbeiführung eines völligen Bruches mit dem Magdeburger Theater, wodurch ich, auf den sie hierbei gar keine Rücksicht zu nehmen schien, in wahrhafte Beängstigung gerieth. Ich konnte nicht verhindern, dass *Minna* ihre Entfernung zum Antritt eines Gastspiels in *Berlin* in völlig contraktbrüchiger Weise durchsetzte. Sie reiste ab, und liess mich in grosser Pein und wahrhaftem Zweifel über ihr Benehmen zurück. In leidenschaftlicher Unruhe drang ich brieflich in sie, zurückzukehren, und trat, um sie zu bewegen, ihr Schicksal nicht von dem meinigen zu trennen, mit förmlichen, auf eine

bald zu ermöglichende Heirath abzielenden, Erklärungen hervor. Zu gleicher Zeit hatte sich mein Schwager *Wolfram*, der sich mit dem Direktor Bethmann überworfen und seinen mit diesem bestehenden Contrakt gelöst hatte, ebenfalls zu einem Gastspiel an das Königstädter Theater gewandt. Meine gute Schwester *Clara*, die in unerfreulichen Verhältnissen zunächst in Magdeburg zurückgeblieben war, gewahrte die peinlich sorgenvolle Stimmung, in welcher der sonst so heitre Bruder sich schnell abzehrte. Eines Tages hielt sie es an der Zeit, mir einen Brief ihres Mannes zu zeigen, in welchem dieser aus Berlin, und namentlich auch über *Minna* berichtete, indem er herzlich meine Leidenschaft für dieses Mädchen beklagte, die sich meiner unwürdig aufführe, und, wie er in dem Gasthofe, in welchem er mit ihr zugleich wohnte, Gelegenheit zu beobachten hatte, sich des ärgerlichsten Umganges und Benehmens schuldig mache. Der ausserordentliche Eindruck, den diese schreckliche Mittheilung auf mich machte, bestimmte mich, aus der bisher noch gegen meine Verwandten gezeigten Zurückhaltung in Betreff meines Liebesverhältnisses herauszutreten: ich schrieb meinem Schwager nach Berlin, wie es mit mir stünde, wie ernstlich ich an *Minna Planer* hinge, und von welcher entscheidenden Wichtigkeit es mir wäre, von ihm die untrüglichste Wahrheit über das Verhalten der von ihm so übel Bezüchtigten zu erfahren. Von meinem sonst so trockenen und leicht zum Spott geneigten Schwager erhielt ich nun eine Antwort, welche mein Herz mit grosser Wärme erfüllte. Er bekannte, *Minna* leichtsinnig angeklagt zu haben, bereute auf müssiges Geschwätz, welches sich nach genauester Erkundigung als völlig grundlos erwiesen, eine Verleumdung begründet zu haben, und erklärte nach näherer Bekanntschaft und Unterredung mit *Minna* sich von der Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit ihres Charakters auf das Befriedigendste überzeugt zu haben, so dass er zu meiner möglichen Vereinigung mit dem braven Mädchen mir aus ganzem Herzen Glück wünsche. Nun läutete es in mir Sturm. Ich beschwor *Minna* sofort zurückzukehren, und war erfreut, ihrerseits zu vernehmen, dass auch sie an eine fernere Anstellung bei dem Berliner Theater, seitdem sie gewisse frivole Tendenzen desselben genauer kennen gelernt habe, nicht mehr denke. Einzig blieb mir nun übrig, den Wiedereintritt in ihr Magdeburger Engagement zu ermöglichen. Ich trat zu diesem Zweck in einer Sitzung des Theatercomités dem Direktor und seinem von mir gehassten Oberregisseur mit solcher Energie entgegen, und vertheidigte *Minna* gegen das von Beiden ihr zugefügte Unrecht mit so leidenschaftlicher Wärme, dass die Beisitzenden, über das freimüthige

Bekenntniss meiner Neigung erstaunt, widerstandslos meinen Wünschen sich fügten. Nun reiste ich bei schrecklichem Winterwetter in tiefer Nacht mit Extrapost der wiederkehrenden Geliebten entgegen, um sie unter herzlichen Thränen freudig zu begrüssen, und im Triumphe in ihre behagliche, mir so lieb gewordene Magdeburger Wohnung zurück zu geleiten.

Während unser kurz unterbrochenes Zusammenleben nun sich immer enger schloss, vollendete ich gegen Neujahr 1836 die Partitur des *«Liebesverbotes»*. Auf den Erfolg dieser Arbeit gab ich bei der Gestaltung meiner Pläne für die Zukunft nicht wenig; auch Minna schien nicht ungeneigt, auf meine Hoffnung in diesem Bezug einzugehen. Wir hatten Grund, nicht unbesorgt darüber zu sein, wie sich mit dem Eintritt des Frühjahres, welcher solchen prekären Theaterunternehmungen stets verderblich ist, die Verhältnisse für uns gestalten sollten. Trotz der königlichen Unterstützung und der Einmischung des Theatercomités in die Verwaltung, blieb unser würdiger Direktor in perenirendem Bankrott begriffen, und an ein Fortbestehen seiner Theaterunternehmung, unter irgend welcher Form, war nicht zu denken. Somit sollte die Aufführung meiner Oper durch das mir zu Gebote stehende, recht gute Sängerpersonal zum Ausgangspunkte einer gründlichen Wendung meiner misslichen Lage werden. Ich hatte zur Entschädigung meiner Reisekosten vom vorigen Sommer her eine Benefizvorstellung zu meinen Gunsten zu fordern: natürlich bestimmte ich eine Aufführung meines Werks dazu, und bemühte mich hierbei, der Direktion diese mir zu erweisende Gunst so wenig wie möglich kostspielig zu machen. Da dem ungeachtet die Direktion einige Auslagen für die neue Oper zu machen hatte, verabredete ich, dass die Einnahme der ersten Aufführung ihr überlassen bleiben sollte, wogegen ich nur die der zweiten für mich in Anspruch nahm. Dass auch die Zeit des Einstudirens gänzlich an das Ende der Saison hinausgerückt wurde, schien mir nicht eigentlich ungünstig, da ich annehmen durfte, dass die letzten Vorstellungen des oft mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommenen Personals mit besondrer Theilnahme vom Publikum beachtet werden würden. Leider aber erreichten wir das gemeinte gute Ende dieser Saison, welches auf Ende April festgesetzt war, gar nicht, da schon im März, wegen Unpünktlichkeit der Gagenzahlung, die beliebtesten Opernmitglieder, welche sich anderswo besser versorgen konnten, der Direktion, welche in ihrer Zahlungsunfähigkeit hiergegen keine Mittel zur Verfügung hatte, ihren Abgang anzeigten. Nun ward mir allerdings bang: das Zustandekommen einer Aufführung meines *«Liebesverbotes»* schien mehr als fraglich. Der grossen Beliebtheit,

welche ich bei allen Opernmitgliedern genoss, verdankte ich es allein, dass sich die Sänger nicht nur zum Aushalten bis an das Ende des Monates März, sondern auch zur Uebernahme des für die kurze Zeit so sehr anstrengenden Einstudierens meiner Oper, bewegen liessen. Diese Zeit, sollten noch zwei Aufführungen zu Stande kommen, war so knapp zugemessen, dass wir zu allen Proben nur zehn Tage für uns hatten. Da es sich keineswegs um ein leichtes Singspiel, sondern, trotz des leichtfertigen Charakters der Musik, um eine grosse Oper mit zahlreichen und starken Ensemblesätzen handelte, war das Unternehmen wohl tollkühn zu nennen. Ich baute jedoch auf den Erfolg der besondren Anstrengung, welcher mir zu Liebe die Sänger, indem sie früh und Abends unausgesetzt studirten, sich gern unterzogen; und da trotzdem es rein unmöglich war, zu einiger bewusster Sicherheit, namentlich auch des Gedächtnisses, bei den Geplagten zu gelangen, so rechnete ich schliesslich auf ein Wunder, welches meiner bereits erlangten Geschicklichkeit im Dirigiren gelingen sollte. Welche eigenthümliche Fähigkeit ich besass, den Sängern zu helfen, und sie, trotz höchster Unsicherheit, in einem gewissen täuschenden Fluss zu erhalten, zeigte sich wirklich in den wenigen Orchesterproben, wo ich durch beständiges Souffliren, lautes Mitsingen und drastische Anrufe betreffs der nöthigen Aktion, das Ganze so im Geleis erhielt, dass man glauben konnte, es müsse sich ganz erträglich ausnehmen. Leider beachteten wir nicht, dass bei der Aufführung, in Anwesenheit des Publikums, all diese drastischen Mittel zur Bewegung der dramatisch musikalischen Maschinerie sich einzig auf die Zeichen meines Taktstockes und die Arbeit meines Mienenspiels beschränken mussten. Wirklich waren die Sänger, namentlich des männlichen Personals, so ausserordentlich unsicher, dass hiedurch eine vom Anfang bis zum Ende alle Wirksamkeit ihrer Rollen lähmende Befangenheit entstand. Der Tenorist *Freimüller*, mit dem schwächsten Gedächtniss begabt, suchte dem lebhaften und aufregenden Charakter seiner Rolle, des Wildfanges *Luzio*, durch seine in *Fra Diavolo* und *Zampa* erlangte Routine, namentlich aber auch durch einen unmässig dicken und flatternden bunten Federbusch, mit bestem Willen aufzuhelfen. Trotz dem war es dem Publikum nicht zu verdenken, dass es, namentlich da die Direktion den Druck von Textbüchern nicht zu Stande gebracht hatte, über die Vorgänge der nur gesungenen Handlung gänzlich im Unklaren blieb. Mit Ausnahme einiger Partien der Sängerinnen, welche auch beifällig aufgenommen wurden, blieb das Ganze, welches von mir auf kecke, energische Aktion und Sprache abgesehen war, ein musikalisches Schattenspiel auf der Scene, zu welchem

das Orchester mit oft übertriebenem Geräusch seine unerklärlichen Ergüsse zum Besten gab. Als charakteristisch für die Behandlung meiner Tonfarben erwähne ich, dass der Direktor eines preussischen Militär-Musikcorps, welchem übrigens die Sache sehr gefallen hatte, mir für zukünftige Arbeiten doch eine wohlgemeinte Anleitung zur Behandlung der türkischen Trommel zu geben für nöthig hielt. Ehe ich das weitere Schicksal dieser wunderlichen Jugendarbeit mittheile, verweile ich noch, um über den Charakter derselben, namentlich in Betreff der Dichtung, kurz zu berichten.

Das in seinem Grunde sehr ernst gehaltene Stück Shakespeares war in meinem Sujet zu folgender Fassung gelangt.

«Ein ungenannter König von Sizilien verlässt, wie ich vermuthe, zu einer Reise nach Neapel, sein Land, und übergiebt dem von ihm eingesetzten Statthalter, — um ihn als Deutschen zu charakterisiren, einfach «*Friedrich*» genannt, — die Vollmacht, alle Mittel der königlichen Gewalt zum Versuch einer gründlichen Reform des Sittenzustandes der Hauptstadt, an welchem der strenge Rath Aergerniss genommen, anzuwenden. Beim Beginn des Stückes sieht man die Diener der öffentlichen Gewalt in voller Arbeit, Volksbelustigungshäuser in einer Vorstadt Palermo's theils zu schliessen, theils ganz niederzureissen, und die Bevölkerung derselben, die Wirthe und Bedienung, gefangen fortzuführen. Das Volk thut diesem Beginnen Einhalt; grosse Schlägerei: der Chef der Sbirren, *Brighella* (Bassbuffo) im stärksten Gedränge, verliest, nach beruhigendem Tambourwirbel, die Verordnung des Statthalters, in Gemässheit welcher, zur Sicherung eines besseren Sittenzustandes, in geschehener Weise gehandelt worden sei. Allgemeine Verhöhnung und Spottchor fällt ein; *Luzio*, junger Edelmann und jovialer Wüstling (Tenor), scheint sich zum Volksführer aufwerfen zu wollen, und findet sofort Veranlassung, der Sache der Verfolgten sich eingehender anzunehmen, als er seinen Freund *Claudio* (ebenfalls Tenor), auf dem Weg nach dem Gefängniss dahergeführt sieht, und von diesem erfährt, dass er, einem von *Friedrich* hervorgesuchtem uraltem Gesetze gemäss, wegen eines Liebesvergehens mit dem Tod bestraft werden soll. Seine Geliebte, mit der eine Vereinigung bisher ihm durch die feindseligen Aeltern derselben verwehrt ist, ward von ihm Mutter; zu dem Hass der Verwandten gesellt sich *Friedrich's* puritanischer Eifer: er fürchtet das Schlimmste, und hofft einzig auf dem Weg der Gnade Rettung, sobald der Fürbitte seiner Schwester *Isabella* es gelingen dürfte, das Herz des Harten umzustimmen. *Luzio* gelobt dem Freunde, *Isabella* sofort im Kloster der «Elisabethinerinnen», in welchem sie vor Kurzem als Novize eingetreten, aufzusuchen. — Dort, in den stillen Mauern des Klosters, lernen wir nun diese Schwester im traulichen Gespräch mit ihrer Freundin, der ebenfalls als Novize eingetretenen *Marianne*, näher kennen. *Marianne* entdeckt der Freundin, von der sie längere Zeit getrennt war, das traurige Schicksal das sie hieher geführt habe. Sie ward von einem hoch stehendem Manne, unter der Versicherung ewiger Treue, zu geheimer Liebesverbindung vermocht; endlich aber fand sie sich, in höchster Noth, von ihm verlassen und sogar verfolgt, denn der Verräther erwies sich ihr zugleich als der mächtigste Mann im Staate, kein geringerer als der jetzige Statthalter des Königs selbst. *Isa-*

bella's Empörung macht sich in feuriger Weise Luft, und ihre Beruhigung folgt nur aus dem Entschluss, eine Welt zu verlassen, in welcher so ungeheure Frevel ungestraft verübt werden dürfen. — Als ihr nun *Luzio* die Kunde vom Schicksal ihres eigenen Bruders bringt, geht ihr Abscheu vor dem Fehltritt des Bruders sofort in helle Entrüstung über die Schändlichkeit des heuchlerischen Statthalters über, welcher den unendlich geringern Fehler des Bruders, den mindestens kein Verrath befleckte, so grausam zu bestrafen sich anmaasst. Ihre heftige Aufwallung zeigt sie unvorsichtiger Weise *Luzio* im verführerischsten Lichte; schnell von heftiger Liebe entzündet, dringt dieser in sie, für immer das Kloster zu verlassen, und seine Hand anzunehmen. Den Kecken weiss sie sogleich würdevoll in Schranken zu halten; beschliesst aber ohne Zögern, sein Geleit nach dem Gerichtshaus zum Statthalter anzunehmen. — Hier bereitet sich nun die Gerichtsscene vor, welche ich durch ein burleskes Verhör verschiedener Verbrecher gegen die Sittlichkeit durch den Sbirrenchef *Brighella* einleitete. Der Ernst der Situation wird dann desto auffälliger, als die finstre Gestalt *Friedrichs* durch das tobend eingebrochene Volk, Ruhe gebietend, eintritt, und das Verhör *Claudio*'s durch ihn selbst in strenger Form vorgenommen wird. Schon will der Unerbittliche das Urtheil aussprechen, als *Isabella* hinzukommt, und vor allem eine einsame Unterredung mit dem Statthalter verlangt. In dieser beherrscht sie sich, dem gefürchteten und von ihr dennoch verachteten Manne gegenüber, mit edler Mässigung, indem sie zunächst sich nur an seine Milde und Gnade wendet. Seine Einwürfe steigern ihren Affekt: sie stellt das Vergehen des Bruders in rührendem Lichte dar, und bittet um Verzeihung für den so menschlichen und keineswegs unverzeihlichen Fehltritt. Da sie den Eindruck ihrer warmen Schilderung gewahrt, fährt sie immer feuriger fort, sich an die eigenen Gefühle des jetzt so hart sich verschliessenden Herzens des Richters zu wenden, welches doch unmöglich nie den gleichen Empfindungen, welche den Bruder hinrissen, gänzlich verschlossen gewesen sein könnte, und dessen eigene Erfahrung sie jetzt zur Mithülfe für ihr angstvolles Gnadengesuch anrufe. Nun ist das Eis dieses Herzens gebrochen: *Friedrich*, von der Schönheit *Isabella*'s bis in das Tiefste erregt, fühlt sich seiner nicht mehr mächtig; er verspricht *Isabella*, was sie nur verlange, um den Preis ihrer eignen Liebe. Kaum ist sie dieser unerwarteten Wirkung inne geworden, als sie, in höchster Empörung über solche unbegreifliche Schändlichkeit, zu Thüre und Fenster hinaus das Volk herbeiruft, um vor aller Welt den Heuchler zu entlarven. Schon stürzt alles in Aufruhr in die Gerichtshalle herein, als es *Friedrichs* verzweifelter Energie gelingt, mit wenigen bedeutungsvollen Weisungen *Isabella* das unmögliche Gelingen ihres Vorhabens darzuthun: er würde kühn ihre Anschuldigung leugnen, seinen Antrag als Mittel der Versuchung angeben, und zweifellos Glauben finden, sobald es sich darum handle, den Vorwurf eines leichtfertigen Liebesantrages zurückzuweisen. *Isabella*, selbst beschämt und verwirrt, erkennt das Rasende ihres Beginnens, und überlässt sich dem Knirschen stummer Verzweiflung. Als nun *Friedrich* dem Volke von Neuem seine höchste Strenge, und dem Verklagten sein Urtheil angekündigt, geräth *Isabella*, durch die schmerzliche Erinnerung an *Marianne*'s Schicksal geleitet, blitzschnell auf den rettenden Ausweg, durch List zu erreichen, was durch offene Gewalt unmöglich erscheint. Hierüber geht ihre Stimmung aus der tiefsten Trauer mit jähem Sprung in ausgelassene Laune über; dem jammernden Bruder, dem bestürzten Freunde, dem rathlosen Volke, wendet sie sich mit der Verheissung des lustigsten Abenteuers zu, das sie allen bereiten werde, da selbst die Carneval's-Lust-

barkeiten, welche der Statthalter so eben streng verboten, diesmal mit besondrer Ausgelassenheit begangen werden sollten: denn jener gefürchtete Verbieter stelle sich nur zum Schein so grausam, um alle Welt durch seine lustige Theilnahme an Allem, was er verboten, desto angenehmer zu überraschen. Alles hält sie für wahnsinnig geworden, und namentlich *Friedrich* verweist ihr mit leidenschaftlicher Härte ihre unbegreifliche Thorheit: wenige Worte ihrerseits genügen jedoch, den Statthalter selbst zum Taumel dahin zu reissen; denn sie verspricht ihm, mit heimlich zutraulichem Flüstern, die Erfüllung aller seiner Wünsche, und die Zusendung einer Glück verheissenden Botschaft für die folgende Nacht. — So endet in höchster Aufregung der erste Akt. Welches der so schnell gefasste Plan der Heldin ist, erfahren wir im Beginn des zweiten, wo sie im Gefängnis des Bruders sich einstellt, um diesen zunächst noch zu prüfen, ob er der Rettung werth sei. Sie entdeckt ihm die schmachvollen Anträge *Friedrich's*, und frägt ihn, ob er um diesen Preis der Unehre seiner Schwester sein verwirktes Leben zu retten begehre? Der höchsten Entrüstung und Opferbereitwilligkeit *Claudio's* folgt, da er nun Abschied für dieses Leben von der Schwester nimmt, und er dieser die ergreifendsten Grüsse an die hinterlassene trauernde Geliebte aufträgt, endlich die weiche Stimmung, welche den Unglücklichen durch die Wehmuth bis zur Schwäche führt. *Isabella*, die ihm bereits seine Rettung ankündigen wollte, hält bestürzt inne, da sie den Bruder von der Höhe der edelsten Begeisterung bis zum leisen Bekenntniss der ungebrochenen Lebenslust, zur schüchternen Frage, ob der Preis seiner Rettung ihr unerschwinglich schiene, ankommen sieht. Entsetzt fährt sie auf, stösst den Unwürdigen von sich, und kündigt ihm an, dass er nun zu der Schmach seines Todes auch noch ihre volle Verachtung hinnehmen solle. Nachdem sie ihn dem Schliesser von neuem übergeben, zeigt sich ihre Haltung im schnellen Wechsel sofort wieder in heitrer übermüthiger Fassung: sie beschliesst zwar den Wankelmüthigen durch längere Ungewissheit, in welcher er über sein Schicksal bleiben soll, zu bestrafen, bleibt aber nichts desto weniger bei ihrem Vorsatz, die Welt von dem scheusslichsten Heuchler, der ihr je Gesetze vorschreiben wollte, zu befreien. Sie hat *Marianne* davon benachrichtigt, dass diese bei der, *Friedrich* für die Nacht zugesagten Zusammenkunft, die Stelle der treulos begehrten *Isabella* einnehmen solle, und sendet nun *Friedrich* die Einladung zu dieser Zusammenkunft zu, welche, um den Feind noch mehr in das Verderben zu verwickeln, in Maskenvermummung, und an einem der von ihm selbst untersagten Belustigungsorte, stattfinden soll. Dem Wildfang *Luzio*, welchen sie für den kecken Liebesantrag an die Novize ebenfalls zu strafen sich vorgenommen hat, theilt sie *Friedrich's* Begehren, und ihren vorgeblichen nothgedrungenen Entschluss, diesem Begehren zu willfahren, in so unbegreiflich leichtgefasster Weise mit, dass der sonst so Leichtfertige hierüber in das ernstlichste Erstaunen und verzweiflungsvolles Rasen geräth: er schwört, diese unerhörte Schmach, wenn die edle Jungfrau sie ertragen wolle, dennoch seinerseits mit aller Gewalt von ihr abzuwenden, und lieber ganz *Palermo* in Brand und Aufruhr zu bringen. — Wirklich veranstaltet er, dass Alles, was ihm bekannt und befreundet ist, am Abend, wie zur Eröffnung der verbotenen grossen Carnevals-Prozession, sich am Ausgang des Corso einfinden soll. Als es mit Einbruch der Nacht dort bereits wild und lustig hergeht, findet sich *Luzio* ein, um durch ein ausgelassenes Carnevalslied, mit dem Schlussrefrain: «wer sich nicht freut bei unsrer Lust, dem stosst das Messer in die Brust», bis zur offenen blutigen Empörung auf zu reizen. Da unter *Brighella's* Führung eine Bande von Sbirren sich nähert, um die bunte

Masse zu zerstreuen, soll das meuterische Vorhaben bereits zur Ausführung kommen; doch verlangt *Luzio* für jetzt noch nachzugeben und sich in der Nähe zu zerstreuen, da hier zuvor noch der eigentliche Anführer ihrer Unternehmung von ihm gewonnen werden solle: eben hier befindet sich nämlich der Ort, welchen *Isabella* in ihrem Uebermuth ihm als denjenigen ihrer vorgeblichen Zusammenkunft mit dem Statthalter verrathen hat. Diesem letzteren lauert nun *Luzio* auf: wirklich erkennt er ihn in einer sorgfältig vermummten Maske, hält ihn im Wege auf, und da jener gewaltsam sich loswindet, will er ihm mit lautem Ruf und gezogener Waffe nachfolgen, als er, auf der im Gebüsch versteckten *Isabella* Veranstaltung, selbst aufgehalten und irregeleitet wird. *Isabella* tritt hervor, freut sich des Gedankens, in diesem Augenblick der verrathenen *Marianna* den treulosen Gatten zurückgeführt zu wissen, und da sie soeben das versprochene Begnadigungspatent des Bruders in der Hand zu halten glaubt, ist sie im Begriff, gutmüthig jeder weiteren Rache zu entsagen, als sie, beim Schein einer Fackel die Schrift erbrechend, zu ihrem Entsetzen den verschärften Hinrichtungsbefehl erkennt, welchen der Zufall dadurch, dass sie die Kunde der Begnadigung ihrem Bruder vorenthalten wollte, durch Bestechung des Schliessers jetzt in ihre Hand geliefert hat. Nach harten Kämpfen gegen die ihn zerwühlende Leidenschaft der Liebe, hatte *Friedrich*, seine Ohnmacht gegen diesen Feind seiner Ruhe erkennend, beschlossen, wenn auch als Verbrecher, doch als Ehrenmann zu Grunde zu gehen. Eine Stunde an *Isabella*'s Busen, dann der eigne Tod — nach demselben Gesetz, dessen Strenge unwiderruflich *Claudio*'s Leben verfallen bleiben soll. *Isabella*, welche in dieser Handlung nur eine neue Häufung der Schändlichkeiten des Heuchlers erkennt, bricht noch einmal in das Rasen schmerzlichster Verzweiflung aus. Auf ihren Ruf zur sofortigen Empörung gegen den schändlichsten Tyrannen, strömt alles Volk in bunter leidenschaftlicher Verwirrung herbei: *Luzio*, welcher ebenfalls dazu kommt, räth jedoch mit heftiger Bitterkeit dem Volk ab, dem Wüthen des Weibes Gehör zu geben, das, wie ihn, gewiss auch sie Alle täusche; denn er ist im Wahne ihrer schmachvollsten Untreue. Neue Verwirrung, gesteigerte Verzweiflung *Isabella*'s: plötzlich vom Hintergrunde her burleske Hülferufe *Brighella*'s, welcher, selbst in eine Situation der Eifersucht verwickelt, den verlarvten Statthalter aus Missverständniss ergriffen hat, und so nun dessen Entdeckung veranlasst. *Friedrich* wird erkannt, die zitternd an seine Seite geschmiegte *Marianne* entlarvt; Staunen, Entrüstung, Jubel greift um sich; die nöthigen Erklärungen stellen sich rasch ein; *Friedrich* begehrt finster vor das Gericht des zurückerwarteten Königs zum Empfang des Todesurtheils gestellt zu werden. Der vom jauchzenden Volke aus dem Gefängniss befreite *Claudio* belehrt ihn, dass das Todesurtheil nicht jeder Zeit für Liebesvergehen bestimmt sei: neue Boten melden die unerwartete Ankunft des Königs im Hafen; man beschliesst in voller Maskenprozession dem geliebten Fürsten, welcher zu seiner Herzensfreude wohl einsehen werde, wie übel es mit dem finstren Puritanismus des Deutschen im heissen Sizilien ergehen müsse, freudig huldigend entgegen zu ziehen. Von ihm heisst es: «Ihn freuen bunte Feste mehr, als eure traurigen Gesetze». *Friedrich*, mit seiner neu ihm vermählten Gemahlin *Marianna*, muss nun den Zug eröffnen, die dem Kloster für immer verlorene Novize folgt mit *Luzio* als zweites Paar.» —

Diese lebhaften und in vieler Beziehung wohl kühn entworfen zu nennenden Scenen, hatte ich in einer angemessenen Sprache und sorg-

fältigen Versen, welche schon von Laube beachtet worden waren, ausgearbeitet. Die Polizei stiess sich zunächst an dem Titel des Werks, welcher, wenn ich ihn nicht geändert hätte, Schuld an dem gänzlichen Scheitern meiner Aufführungspläne gewesen wäre. Wir befanden uns in der Woche vor Ostern, und dem Theater waren Aufführungen lustiger oder gar frivoler Stücke in dieser Zeit untersagt. Glücklicher Weise hatte die betreffende Magistratsperson, mit welcher ich hierüber unterhandeln musste, mit dem Gedichte selbst sich nicht näher eingelassen, und da ich versicherte, dass es nach einem sehr ernsten Shakespear'schen Stücke gearbeitet sei, begnügte man sich mit der Abänderung des unter allen Umständen doch aufregenden Titels, wogegen die Benennung «*die Novize von Palermo*» nichts Bedenkliches zu haben schien, und im Betreff der Inkorrektheit desselben keine weitren Scrupel aufkamen. — Anders ging es mir kurz darauf in Leipzig, wo ich statt der geopferten «*Feen*» mein neues Werk zur Aufführung einzuschieben versuchte. Der Direktor *Ringelhardt*, den ich dadurch, dass ich seiner eignen, bei der Oper debütirenden, Tochter die Partie der «Marianne» zuweisen wollte, schmeichelnd für mein Unternehmen zu gewinnen hoffte, nahm aus der von ihm begriffenen Tendenz des Sujets den nicht übel klingenden Vorwand, meine Arbeit zurückzuweisen. Er behauptete, dass, wenn der Magistrat Leipzigs die Aufführung derselben gestatten würde, woran er aus Hochachtung vor dieser Behörde sehr zweifelte, er als gewissenhafter Vater seiner Tochter doch jedenfalls nicht erlauben würde darin aufzutreten. —

Von dieser bedenklichen Eigenschaft meines Operntextes hatte ich bei der Magdeburger Aufführung merkwürdiger Weise gar nicht zu leiden, da das Sujet, wie gesagt, der gänzlich unklaren Darstellung wegen, dem Publikum rein unbekannt blieb. Dieser Umstand, und dass somit gar keine Opposition gegen die *Tendenz* sich gezeigt hatte, ermöglichte daher auch eine zweite Aufführung, gegen welche von keiner Seite her Einspruch erhoben wurde, da sich kein Mensch darum bekümmerte. Wohl fühlend, dass meine Oper keinen Eindruck hervorgebracht, und das Publikum in eine gänzlich unentschiedene Stimmung darüber, was diess Alles eigentlich zu sagen gehabt, gelassen hatte, rechnete ich wegen des Umstandes, dass diess die letzte Vorstellung unsres Opernpersonals war, dennoch auf eine gute, ja grosse Einnahme, wesshalb ich mich denn auch nicht hindern liess, die sogenannten «vollen» Preise für den Eintritt zu verlangen. Ob bis zum Beginn der Ouverture sich einige Menschen im Saale eingefunden haben würden, kann ich nicht genau ermessen: ungefähr eine Viertelstunde vor dem beabsichtigten Beginn, sah' ich

nur *Frau Gottschalk* mit ihrem Gemahl, und sehr auffallender Weise einen polnischen Juden im vollen Costüm, in den Sperrsitzen des Parterre's. Dem ohngeachtet hoffte ich noch auf Zuwachs, als plötzlich die unerhörtesten Scenen hinter den Coulissen sich ereigneten. Dort stiess nämlich der Gemahl meiner ersten Sängerin (der Darstellerin der «Isabella»), Herr *Pollert*, auf den zweiten Tenoristen, *Schreiber*, einen sehr jungen hübschen Menschen, den Sänger meines «Claudio», gegen welchen der gekränkte Gatte seit längerer Zeit einen im verborgenen genährten eifersüchtigen Groll hegte. Es schien dass der Mann der Sängerin, der mit mir am Bühnenvorhange sich von der Beschaffenheit des Publikums überzeugt hatte, die längst ersehnte Stunde für gekommen hielt, wo er, ohne Schaden für die Theaterunternehmung herbei zu führen, an dem Liebhaber seiner Frau Rache zu üben habe. *Claudio* ward stark von ihm geschlagen und gestossen, so dass der Unglückliche mit blutendem Gesichte in die Garderobe entweichen musste. *Isabella* erhielt hiervon Kunde, stürzte verzweiflungsvoll ihrem tobenden Gemahl entgegen, und erhielt von diesem so starke Püffe, dass sie darüber in Krämpfe verfiel. Die Verwirrung im Personal kannte bald keine Grenze mehr: für und wider ward Partei genommen, und wenig fehlte, dass es zu einer allgemeinen Schlägerei gekommen wäre, da es schien, dass dieser unglückselige Abend Allen geeignet dünkte, schliesslich Abrechnung für vermeintliche gegenseitige Beleidigungen zu nehmen. Soviel stellte sich heraus, dass das unter dem Liebesverbot Herrn *Pollert*'s leidende Paar unfähig geworden war, heute aufzutreten. Der Regisseur ward vor den Bühnenvorhang gesandt, um der sonderbar gewählten kleinen Gesellschaft, welche sich im Theatersaale befand, anzukündigen, dass «eingetretener Hindernisse» wegen die Aufführung der Oper nicht statt finden könnte. —

Dies war das Ende meiner vielverheissenden, und mit verhältnissmässig grossen Opfern begonnenen Dirigenten- und Componisten-Laufbahn in *Magdeburg*. — Die «Heiterkeit der Kunst» wich von nun an gänzlich dem «Ernste des Lebens». Meine Lage war zu überdenken, und gewährte dabei keinen erfreulichen Anblick. Alle Hoffnungen, die ich, selbst gemeinschaftlich mit *Minna*, auf den Erfolg meines Werkes begründet hatte, waren spurlos vernichtet. Meine auf diese in Aussicht gestellte Einnahme verwiesenen Gläubiger verzweifelten an meinem Talente, und hielten sich dagegen lediglich an meine bürgerliche Person, welcher sie durch schleunig eingereichte gerichtliche Klagen beizukommen suchten. Meine kleine Wohnung auf dem «breiten Weg» war mir, da ich bei jeder Heimkehr an der Thüre eine gerichtliche Vorladung

angenagelt fand, höchst widerwärtig geworden; ich vermied sie von nun an gänzlich, namentlich auch da mein brauner Pudel, der mir dieses Asyl bisher noch erheitert hatte, spurlos verschwunden war, welches ich für ein böses Anzeichen des gänzlichen Verfalls meiner Lage betrachtete. Jetzt gewährte *Minna* mit wahrhaft tröstlicher Sicherheit und Standhaftigkeit in jeder Art des Verhaltens mir einen letzten, höchst wohlthuenden Anhalt. Umsichtig hatte sie zuvörderst für ihr eignes Fortkommen gesorgt, und stand im Begriff mit der Theaterdirektion von *Königsberg in Preussen* einen nicht ungünstigen Contrakt abzuschliessen. Nun galt es, für mich eben daselbst ein Unterkommen als Musikdirektor zu finden: ein solcher ward nicht gesucht; da der Königsberger Direktor aus unsrer Correspondenz wohl aber ersah, dass *Minna*'s Annahme des Engagements von der Möglichkeit auch meiner Anstellung an dem gleichen Theater abhinge, eröffnete er die nahe Aussicht der Erledigung des Postens, und seine Bereitwilligkeit, diesen mit mir zu besetzen. Darauf hin kamen wir überein, dass Minna nach Königsberg vorangehen, und mir den Weg zur Nachfolge bahnen sollte. Ehe diess zur Ausführung kam, verlebten wir noch eine bange, in meiner Erinnerung als höchst beängstigend aufbewahrte Zeit in Magdeburg's Mauern. Zwar machte ich noch einen Versuch, in Leipzig persönlich einiges für die Besserung meiner Lage zu erwirken, worunter auch die oben erwähnten Verhandlungen mit dem Theaterdirektor im Betreff meiner neuen Oper zu rechnen sind. Doch sah ich bald ein, dass meines Bleibens in meiner Vaterstadt und in der mich beängstigenden Nähe meiner Familie, von der es mich unruhig hinwegtrieb, nicht mehr war. Meine tief erregte, schwermüthig verschlossene Stimmung ward von den Meinigen erkannt: die Mutter beschwor mich, was ich auch erwählen möge, nur um des Himmels Willen mich nicht bei so grosser Jugend zu einer Heirath hinreissen zu lassen. Ich schwieg. Da ich schied, gab mir *Rosalie* das Geleit bis auf die Treppe; ich gab vor, nach Besorgung nöthiger Geschäfte in Bälde wieder zurückzukehren, und wollte leicht hin ihr nur ein flüchtiges Adieu sagen: sie ergriff mich bei der Hand, sah mir lange in die Augen, und sagte «*Gott weiss, wann ich dich wieder sehe!*» — Diess schnitt mir durch's Herz, schien jedoch nur mein böses Gewissen zu treffen: dass sie zugleich aber die Ahnung ihres frühen Todes aussprach, konnte mir erst aufgehen, als ich nach kaum zwei Jahren, ohne sie wiedergesehen zu haben, die Kunde von ihrem plötzlichen Ende erhielt. —

Jetzt verbrachte ich noch einige Wochen in grösster Zurückgezogenheit bei *Minna* in Magdeburg: sie selbst half, so gut sie konnte, gegen die

äussersten Bedrängnisse meiner Lage. In Erwartung der Trennung und ihrer ungewissen Dauer, verliess ich sie kaum mehr, und unsre einzige Erholung bestand in Spaziergängen nach der entlegeneren Umgebung der Stadt. Bange Anzeichen drückten die Stimmung: die warme Maiensonne, die uns, wie zur Verhöhnung der verlassenen Lage, die traurigen Strassen Magdeburg's beschien, verfinsterte sich eines Tages so vollständig, wie ich es seitdem nie wieder erlebt, und erfüllte mich mit wahrhaftem Grausen. Von einem Spaziergange zurückkehrend, nahten wir uns der Elbbrücke, und gewahrten einen Mann, der so eben von dort sich in das Wasser hinabstürzte: wir traten an das Ufer, riefen nach Hilfe, und vermochten den Müller einer der auf dem Flusse liegenden Wassermühlen, dem, von der Strömung in dieser Richtung geführten, mit dem Tode ringenden Unglücklichen, als er grade der Mühle sich näherte, einen Rechen entgegen zu halten, an welchem jener sich retten sollte. Mit unbeschreiblicher Angst sahen wir dem entscheidenden Augenblick entgegen, — gewahrten wie der Ertrinkende wirklich nach dem Rechen griff, ihn aber verfehlte, und in demselben Augenblick unter der Mühle verschwand, um nie wieder gesehen zu werden. — Am gleichen Morgen, an welchem ich *Minna* an den Postwagen brachte, um dort von ihr einen mich so sehr bekümmernden Abschied zu nehmen, strömte die ganze Bevölkerung der Stadt zu einem der Thore hinaus, um auf einem weitem Anger einer «durch das Rad von unten» zu vollziehenden Hinrichtung zuzusehen. Der Verbrecher war ein Soldat, der seine Braut aus Eifersucht vorsätzlich ermordet hatte. Als ich hierauf zu meinem letzten Mittagsmal im Gasthof mich niederliess, hörte ich von allen Seiten nichts als die scheusslichen Einzelnheiten der befolgten national-preussischen Hinrichtungsmethode berichten. Ein junger Assessor, grosser Musikfreund, erzählte seine Unterredung, mit dem von *Halle* her requirirten Scharfrichter, mit welchem er sich über die humanen Mittel zur Beschleunigung der Tödtung des Schlachtopfers zu berathen gehabt hatte, wobei er der eleganten Kleidung und Haltung des entsetzlichen Menschen mit Schaudern gedachte. — Diess waren die letzten Eindrücke, mit welchen ich von dem ersten Orte meiner künstlerischen Wirksamkeit und bürgerlichen Selbstständigkeits-Versuche schied. Sie sind mir seitdem oft mit seltsamer Bezüglichkeit wiedergekehrt, wenn ich mit dem Gefühle, es sei für immer, von denjenigen Städten mich wandte, an welchen ich, wo es auch war, Gedeihen für meine Kunst oder bürgerliche Wohlfahrt gesucht hatte. Nicht sehr unähnlich waren meine Empfindungen beim Verlassen jedes Ortes, wo ich in jener Absicht geweilt. —

So traf ich am 18. Mai dieses Jahres 1836 zum ersten Mal in *Berlin* ein, und lernte auch die eigenthümliche Physiognomie dieser anspruchsvollen Königsstadt kennen. In dem Gasthof zum «Kronprinzen» auf der Königsstrasse, in welchem einige Monate zuvor *Minna* sich aufgehalten hatte, suchte ich denn, mit den bescheidensten Ansprüchen, in sehr unsicherer Erwartung für meine Lage, ein dürftiges Unterkommen. Einen vertrauten Anhalt gewährte es mir, *Laube* in *Berlin* wieder zu finden, wo er, dem Entscheide des gerichtlichen Urtheils über ihn entgegensehend, privatisirend und mit litterarischen Arbeiten beschäftigt sich aufhielt. Für das Schicksal meines «Liebesverbotes» hatte er eine Schwäche, und ging mir mit gutem Rath für die Benützung der vorliegenden persönlichen Verhältnisse, zum Zweck der zu erlangenden Aufführung dieser Oper am «Königstädter» Theater, an die Hand. Dieses Theater stand unter der Direktion eines der originellsten Produkte des Berliner Bevölkerungswesens: er nannte sich *Cerf*, und war durch den König von Preussen ermächtigt, den Titel eines «Commissionsrathes» zu führen. Für seine grosse Begünstigung von Seiten des Hofes führte man allerhand, nicht besonders geschmackvolle, Gründe an; es war ihm vermöge derselben gelungen, die Privilegien des Vorstadttheaters ausserordentlich zu erweitern. Der Verfall der grossen Oper am königlichen Theater führte dem leichteren Genre, welches die königstädtsche Bühne mit Glück pflegte, die bevorzugende Gunst des Publikums zu. Durch solche Erfolge übermüthig, stimmte der Direktor dem Urtheil Derjenigen, welche die geschickte Führung eines Theaters nur von gemeinen und ungebildeten Menschen erwarten zu dürfen erklärten, mit dem unverholenem Selbstgefühl, der richtige Mann in diesem Sinne zu sein, bei, und bewahrte nach allen Seiten hin auf das Ergetzlichste seine glückliche Ignoranz. Ganz nur auf seinen natürlichen Blick sich verlassend, hatte er sich eine völlig diktatorische Stellung zu den künstlerischen Beamten seines Theaters beigelegt: er durfte ganz nach Gunst und Ungunst verfahren. Diese Eigenschaft schien mir zum Vortheil auszuschlagen: *Cerf* erklärte bei meinem ersten Besuche, dass ich ihm gefiele, wünschte mich aber lieber als «Tenorist» verwenden zu können; meinem Anliegen, das *Liebesverbot* aufzuführen, setzte er nicht das mindeste Bedenken entgegen, sondern versprach es sogleich. Namentlich aber wollte er mich als Musikdirektor anstellen. Er war im Begriff sein Opernpersonal zu erneuern, und setzte hierbei voraus, dass sein Kapellmeister *Gläser*, der Componist von «Adlershorst», durch seine Parteinahme für die ältern Sänger seinen Absichten hinderlich sein würde, wesshalb er *mich* seinem

Theater zugesellt wissen wollte, um jemanden zu haben, welcher «für die neuen Sänger eingenommen wäre». Diess alles machte sich so leicht, dass es mir wohl kaum zu verdenken war, wenn ich mich an einer besonders günstigen Wendung meines Schicksals angelangt glaubte, und mein schwermüthiges Herz durch günstige Hoffnung erleichtert fühlte. Kaum erlaubte ich mir, meine Lage einigermassen diesen freundlichen Erwartungen gemäss einzurichten, als mir auch klar werden sollte, wie sehr ich hierbei auf Sand gebaut hatte. Mit wahrhaftem Grauen erfüllten mich die schnell sich mehrenden Wahrnehmungen des fast boshaft aussehenden Betrugs, welchen *Cerf*, wie es schien, rein zu seinem Vergnügen, sich gegen mich erlaubt hatte. Nach Art der Potentaten hatte er seine Gnadenbezeugungen mir direkt und autokratisch erwiesen; die Rücknahme und Ungültigkeitserklärung seiner Versprechungen liess er jedoch durch seine Beamten und Sekretaire ausführen, indem er auch sein ausnahmsweises Verhalten zu mir plötzlich in das gewöhnliche Geleis der scheinbaren Abhängigkeit des Potentaten von seiner Bureaukratie hinübergleiten liess. Mit denselben Menschen, vor denen er mich zuvor gewarnt hatte, und gegen welche er mich sich verbündet wissen wollte, hatte ich mich endlich, als *Cerf* möglichst ohne jede Entschädigung mich los zu werden wünschte, über alles das, was zwischen uns bestimmt abgemacht war, gewissermaassen gesuchsweise zu verständigen. Kapellmeister, Regisseur, Sekretair und ähnliche Herren hatten mir zu beweisen, dass meine Wünsche nicht zu erfüllen seien, und dass der Direktor für meine, nutzlos in der Erwartung der Erfüllung der mir gemachten Zusagen hingebrachte Zeit, keinerlei Entschädigung schulde. Ich entsinne mich, dass der mühselig sich abwickelnde Prozess dieser Erfahrungen mich mit ahnungsvollem Weh für mein ganzes Leben erfüllte. —

Meine Lage ward ausser dem dadurch gegen zuvor noch bedeutend verschlimmert. Mit *Königsberg*, von wo aus jetzt *Minna* mir über meine auf dort gerichteten Hoffnungen Mittheilungen machte, erfuhr ich nichts ermuthigendes: der dortige Theaterdirektor schien zu seinem bisherigen Musikdirektor in einem unklaren Verhältniss zu stehen, über welches ich mich erst später genügend aufklären konnte, das für jetzt aber meine Aussichten auf die gewünschte Stelle in unverständlicher Weise in die Ferne stellte. Doch schien es gewiss, dass ich im Herbst die Königsberger Stelle würde antreten können: da ich in Berlin gänzlich ohne Anhalt umherschwankte, und an eine Rückkehr nach Leipzig um keinen Preis denken wollte, baute ich mir auf diesen schwachen Hoffnungen müh-

selig das Schiff, welches mich aus dem Berliner Sandmeer in den schützenden Hafen der Ostsee führen sollte.

Diess war mir jedoch erst möglich geworden, nachdem ich noch schwere und ernste Kämpfe, welche auf mein Verhältniss zu *Minna* sich bezogen, in meinem Innern durchgefochten hatte. Ein unbegreiflicher Zug dieses sonst so einfach scheinenden weiblichen Charakters, hatte mein junges Herz in grosse Beunruhigung gestürzt. Ein gutmüthiger vermögender Kaufmann jüdischer Abkunft, Namens *Schwabe*, welcher bis dahin in Magdeburg etablirt gewesen war, näherte sich mir theilnehmend in Berlin, und, wie ich bald erfuhr, galt diese Theilnahme hauptsächlich dem leidenschaftlichen Interesse, welches er für *Minna* gefasst hatte. Mir ist später klar geworden, dass zwischen diesem Mann und Minna ein Verhältniss bestanden hatte, welches an sich nicht wohl als eine Untreue gegen mich angesehen werden konnte, da es in seinem Verlaufe sich als eine bestimmte Zurückweisung der Werbung des Nebenbuhlers zu meinen Gunsten herausstellte: nur dass diess so geheim geschehen war, dass ich bis dahin gar keine Ahnung davon hatte, auch dass mir die Vermuthung blieb, *Minna*'s wohl bestellte Verhältnisse hätten sich zum Theil der Freundschaft dieses Menschen verdankt, erfüllte mich mit düstren Bedenken. Da ich jedoch, wie gesagt, keiner eigentlichen Untreue auf den Grund kommen konnte, empfand ich mehr nur eine störende und ängstigende Unruhe, die mich zu dem halb verzweiflungsvollen Willen drängte, durch vollkommene Versicherung der Geliebten mich nach dieser Seite hin in das Gleichgewicht zu bringen. Es schien mir, als ob sowohl meine bürgerliche Stetigkeit, als mein künstlerisches Gedeihen, durch eine rückhaltslose Verbindung mit *Minna* mir versichert werden würden. Bereits hatten die zwei Jahre, welche ich beim Theater verbrachte, mich in einer Zerstreuung erhalten, welche meinem innersten Bewusstsein sich fast qualvoll fühlbar machte: dunkel ahnte es mir, dass ich mich auf übel leitenden Irrwegen befand; ich sehnte mich nach Sammlung und Ruhe, und hoffte diese am entsprechendsten durch den Abschluss des Verhältnisses zu finden, welches selbst der Quell so ernstlicher Beunruhigungen für mich geworden war. *Laube* mochte wohl dem übel bestellten, leidenschaftlich und verzehrt aussehenden jungen Manne anmerken, dass es mit ihm eine besondre Bewandniss habe: in seinem Umgange, der für mich immer etwas Tröstliches hatte, gewann ich die einzigen, einigermaassen lohnenden Eindrücke von Berlin. Der wichtigste künstlerische Eindruck, den ich ausserdem dort erhielt, kam mir aus einer Aufführung des *«Ferdinand Cortez»* unter *Spontini*'s eigner Leitung:

der Geist derselben überraschte mich auf fast ungekannte Weise. Liess mich auch die eigentliche Darstellung, namentlich in Betreff der Hauptpersonen, die sämmtlich nicht mehr der Blüthe der Berliner Oper angehörten, kalt, und kam es auch nie zu einer Wirkung, die sich nur annähernd derjenigen, welche die Schröder-Devrient auf mich gemacht hatte, vergleichen konnte, so war mir doch das ausserordentlich präcise, feurige, und reich organisirte Ensemble des Ganzen durchaus neu. Ich gewann eine neue Ansicht von der eigenthümlichen Würde grosser theatralischer Vorstellungen, welche in allen ihren Theilen durch scharfe Rhythmik zu einem eigenthümlichen, unvergleichlichen Kunstgenre sich steigern konnten. Dieser sehr deutliche Eindruck lebte drastisch in mir fort, und hat mich bei der Conception meines «*Rienzi*» namentlich geleitet, so dass in künstlerischer Beziehung Berlin seine Spuren in meinen Entwicklungsgang eingrub.

Für jetzt galt es jedoch, meiner äusserst hülflos gewordenen Lage aufzuhelfen. Ich war dazu entschlossen, mich nach Königsberg zu wenden, und hatte meinen Entschluss, wie die darauf begründeten heilsamen Annahmen, *Laube* mitgetheilt. Dieser treffliche Freund erkannte es, ohne weiter darum angegangen zu werden, als seine Aufgabe, mir durch seine energische Vermittelung zur Befreiung aus meiner Berliner Verlassenheit und zur Erreichung meines nächsten Zieles zu verhelfen, was durch Vereinigung mehrerer, *Laube* befreundeter Personen gelang. Beim Abschied ermahnte mich der Freund, der mir theilnehmend in das Herz blickte, auch bei erwünschtem Gedeihen meiner Musikdirektoren-Laufbahn mich nicht in die Flachheit des Theater-Lebens verstricken zu lassen, und nach ermüdenden Proben, statt zum Liebchen zu gehen, lieber ein tüchtiges Buch zur Hand zu nehmen, damit auch meine grössern Anlagen der kräftigenden Pflege nicht entbehren möchten. Ich verschwieg ihm, dass ich im Sinne hatte, durch frühzeitigen vollständigen Abschluss nach dieser zerstreuenden Seite hin, mich gänzlich gegen das Aufreibende des Theaterliebschaftswesens schützen zu wollen. So trat ich am 7. Juli die damals äusserst beschwerliche und ermüdende Reise nach dem fernen *Königsberg* an.

Mir war es als ging es aus der Welt, als ich Tage lang durch die Wüsten der Marken dahin rollte. Traurig und demüthigend wirkte auf mich dann zunächst der äusserliche Eindruck von *Königsberg*, wo ich in einer dem Theater nahe gelegenen Vorstadt («Tragheim») vom ärmlichsten Anschein, in einer dorfähnlichen Gasse das schlechte Haus aufsuchte, in welchem *Minna* Unterkunft genommen hatte. Der ihr eigene freund-

liche und wohlwollende Gleichmuth wirkte aber bald heimisch wohlthätig auf mich. Sie gefiel am Theater sehr, war der Direktion und den Theaterfreunden werth; ihrem Bräutigam, für den ich nun offen galt, schien diess zu Gute kommen zu müssen. War auch noch keine deutliche Aussicht für meine Anstellung eröffnet, so kamen wir doch überein, dass ich zunächst einige Zeit aushalten möchte; die Sache werde sich wohl machen. Dieses war namentlich auch die Meinung eines vorzüglichen Königsberger Theaterfreundes, des wunderlichen *Abraham Möller*, welcher Minna, und endlich auch mir, eine grosse freundschaftliche Theilnahme widmete. Dieser bereits ältliche Mann gehörte der in Deutschland jetzt wohl gänzlich ausgestorbenen Gattung leidenschaftlicher Theaterliebhaber an, von denen in der Geschichte der Schauspieler aus früheren Zeiten so manches berichtet wird. Man konnte mit dem Manne, der sonst den verwegensten spekulativen Geschäften nachging, nicht eine Stunde zusammen sein, ohne von der Glorie der früheren Theaterzeiten in einem nicht entmuthigenden Sinne Mittheilungen anhören zu müssen. Er hatte sich, als früher vermögender Mann, den Umgang, selbst die Freundschaft fast aller grossen Schauspieler und Schauspielerinnen zu verschaffen gewusst. Durch allzu grosse Liberalität hatten sich leider seine Vermögensumstände sehr verschlechtert, und er war nun genöthigt durch allerhand sonderbare Geschäfte, bei welchen, ohne Einsatz, zu gewinnen war, die Mittel zu erschwingen, seiner Theaterlust und Liebe zur Protektion von Theaterangehörigen eine dürftige, dem heruntergekommenen Zustande des Theaters aber ganz richtig entsprechende Unterlage zu geben. Dieser wunderliche Mann, welchen der Theaterdirektor *Anton Hübsch* einigermaassen zu fürchten Grund hatte, übernahm es, meine Anstellung in Ordnung zu bringen. Was ihr entgegenstand war folgendes Verhältniss: der sehr tüchtige Musiker *Louis Schubert*, schon in frühester Zeit mir als erster Violincellist des Magdeburger Orchesters bekannt geworden, war von *Riga*, wo das Theater für einige Zeit sich aufgelöst, und wo er seine Frau zurückgelassen hatte, nach Königsberg gekommen, um dort so lang die Stelle des Musikdirektors einzunehmen, bis das neue Theater in Riga wieder eröffnet, und er dorthin zurückkehren würde. Diese Wiedereröffnung des Riga'schen Theaters, welche schon zu Ostern dieses Jahres hatte Statt finden sollen, verzögerte sich, und es lag ihm nun daran, Königsberg nicht zu verlassen; da er in seinem Fach sehr tüchtig war, entstand für den Theaterdirektor die Verlegenheit, sich für *Schubert*, dessen Bleiben oder Gehen ganz von auswärtigen Verhältnissen abhing, eines Nachfolgers zu versichern, welcher dann einzutreten bereit wäre, wenn

Schubert's Verhältnisse seinen Abgang herbeiführten. Somit konnte ein neuer junger Musikdirektor, welcher sich um jeden Preis nach Königsberg gezogen fühlte, als Reserve und schnell nöthig werdender Ersatz, nur sehr willkommen sein. Auch erklärte der Direktor sich bereit, mir bis zur Zeit meines definitiven Antritts einen Sustentations-Gehalt zu zahlen. Von *Schubert* dagegen ward meine Ankunft mit höchstem Grimm gesehen, die Nöthigung, bald nach Riga zurückzugehen, war für ihn entschwunden, da die Wiedereröffnung des dortigen Theaters auf unbestimmte Zeit verschoben war. Für das Verbleiben in Königsberg hatte er aber ausserdem ein besondres Interesse gewonnen, und zwar durch die in ihm rege gewordene besondre Theilnahme für die erste Sängerin der Königsberger Oper, welche ihn auch gegen den Wunsch der Rückkehr zu seiner Frau erkalten liess. So klammerte er sich endlich mit grosser Leidenschaftlichkeit an seine Königsberger Stellung an, erblickte in mir einen Todfeind, und wandte alle Mittel der Selbsterhaltung dazu an, mir das Verbleiben in Königsberg und das, an und für sich sehr peinliche Warten auf seinen Fortgang, zur Hölle zu machen. Während ich zuvor in Magdeburg mit Musikern und Sängern in dem freundschaftlichsten Verhältniss gestanden hatte, und vom Publikum äusserst wohlwollend beachtet worden war, hatte ich hier bald nach jeder Seite hin mich gegen die kränkendsten Anfeindungen zu wehren. Diese sich bald mir eröffnende, widerwärtige Lage trug nicht wenig dazu bei, mich in Königsberg wie in der Verbannung angekommen zu fühlen. Dass ich gerade unter solchen Verhältnissen die Verbindung mit *Minna* ertrotzen sollte, erschien selbst meiner Leidenschaftlichkeit als höchst bedenkliches Wagniss. — Anfangs August ging die Gesellschaft für einige Zeit zur Abhaltung einer Sommersaison nach *Memel:* ich folgte *Minna* in einigen Tagen nach. Die Reise geschah zum grössten Theil zu Schiff auf dem *kurischen Haff*, bei üblem Wetter und schlechtem Wind ohne Dampf: eine der melancholischsten Fahrten, die ich je erlebt. Auf dem dünnen Sandstreifen, welcher dieses Haff von der Ostsee trennt, wurde mir im Vorbeifahren das Schloss von *Runsitten* gezeigt, wohin *Hoffmann* eine seiner schauerigsten Erzählungen («das Majorat») verlegt hat. Dass ich gerade hier, in dieser öden, trübseligen Umgebung, seit lange zum ersten Male wieder mit meinen phantastischen Jugendeindrücken mich berühren sollte, wirkte seltsam und schauerig auf meine Stimmung. — Der traurige Aufenthalt in *Memel*, die trübselige Rolle welche ich dort spielte, alles wirkte zusammen, mich in *Minna*, um deren Willen ich wiederum doch nur in eine so beängstigende Lage mich begeben hatte, meinen einzigen tröstlichen Anhalt

suchen zu lassen. Freund *Abraham* kam uns aus Königsberg nach, und schien zu meinen Gunsten allerhand sonderbares Spiel in Bewegung zu setzen, offenbar um den Direktor mit dem Musikdirektor zu überwerfen. Wirklich meldete sich eines Tages *Schubert*, in Folge eines nächtlichen Wirthshaus-Disputes mit *Hübsch*, für eine von «Euryanthe» abzuhaltende Orchesterprobe krank, um hiedurch den Direktor zu veranlassen, mich schnell an das Direktionspult zu berufen, — wobei der Rival boshaft voraussetzte, dass ich, auf diese selten gegebene schwierige Oper gänzlich unvorbereitet, bei dieser Gelegenheit mir für seine feindlichen Absichten willkommene Blössen geben sollte. Obgleich ich wirklich die Partitur der «Euryanthe» noch nie vor mir gehabt hatte, ging jedoch sein Wunsch so wenig in Erfüllung, dass er vorzog für die Aufführung wieder gesund zu werden, um selbst zu dirigiren, was er nicht gethan haben würde, wenn die Oper meiner Unfähigkeit wegen nicht hätte gegeben werden können. In kümmerlicher Lage, gekränkt, und unter dem rauhen Klima, welches selbst an Sommerabenden schauerig frostig sich auf mich senkte, verlebte ich, nur in der Abwehr der peinlichsten Lebensmühen begriffen, eine für meine künstlerische Entwickelung gänzlich verlorne Zeit; bis endlich mit der Rückkehr nach Königsberg, namentlich unter Freund *Möller*'s Vormundschaft, die Frage, was daraus werden sollte, ernstlicher erwogen wurde. Von *Danzig* aus war mir und Minna zugleich ein nicht unvortheilhaftes Engagement angeboten, und zwar durch Vermittelung meines Schwagers und meiner Schwester *Wolfram*, welche sich dorthin gewandt hatten. Unser Theaterfreund benutzte diesen Fall, um den Direktor *Hübsch*, welchem namentlich an der Erhaltung *Minna*'s gelegen war, zum Abschluss eines ehrenvollen Contraktes für uns beide zu bewegen, wonach ich von Ostern nächsten Jahres an unter allen Umständen als wirklicher Musikdirektor seines Theaters einzutreten hatte, und uns beiden eine Hochzeits-Benefiz-Vorstellung zugesichert wurde, für welche wir die «Stumme von Portici», unter meiner Orchesterdirektion, wählten. Denn so fand nun namentlich *Möller:* wir müssten uns heiraten und Hochzeit machen; anders ging' es nun nicht mehr. *Minna* hatte nichts dagegen, und ich schien durch alle meine bisherigen Bestrebungen und Entschlüsse mir selbst bewiesen zu haben, dass ich nichts eifriger erstrebte, als in diesen Hafen der Ruhe einzulaufen. Dem ohngeachtet sah es in meinem tiefsten Innern um jene Zeit wunderlich genug aus.

Mit *Minna*'s Leben und Charakter war ich genügend bekannt geworden, um die bedeutenden Divergenzen unsrer verschiedenen Naturen

mir so klar, als es bei so einem wichtigen Schritte nöthig war, machen zu können, wenn ich zu solchem Urtheil die entsprechende Reife um jene Zeit bereits erlangt gehabt hätte. — Diejenige, die mir nun bald vermählt werden sollte, stammte von mühsam sich nährenden Aeltern aus *Oederan* im sächsischen Erzgebirge. Ihr Vater, ein sonderbarer Mann von grosser Lebenskraft, der im spätern Alter bedenkliche Spuren von Geistesverwirrung zeigte, war in jungen Jahren sächsischer Stabstrompeter gewesen, hatte als solcher einen Feldzug in Frankreich, sowie die Schlacht bei *Wagram* mitgemacht; dann war er zu mechanischen Arbeiten übergegangen, und verfertigte Wollkrempeln, mit denen er eine Zeit lang, da er eine besondre Verbesserung in der Herstellung derselben einführte, erträgliche Geschäfte gemacht haben soll. Ein reicher Fabrikant in *Chemnitz* hatte für das Ende eines Jahres grosse Bestellungen bei ihm gemacht: die Kinder, deren zarte Finger hierzu besonders gute Dienste leisteten, mussten Tag und Nacht angestrengt arbeiten, wofür ihnen der Vater eine besonders gute «Weihnacht» verhiess, da er einer reichen Einnahme entgegensah. Als die ersehnte Zeit herankam, traf ihn dagegen die Nachricht vom Bankrott des Bestellers: das schon Abgelieferte war verloren, das noch vorräthige Material ohne Aussicht auf Absatz. Von der Verwirrung, in welche diess Unglück die Familie setzte, konnte sie sich nie wieder erholen: sie wendete sich nach *Dresden*, wo der Vater als geschickter Mechaniker, namentlich bei dem Bau von Klavieren, zu denen er einzelne Bestandtheile lieferte, sich lohnende Arbeit zu finden versprach. Ausserdem führte er bedeutende Vorräthe des für die Krempeln bestimmten feinen Drahtes mit sich, der hier so vorteilhaft wie möglich zum Verkauf gebracht werden sollte. Die zehnjährige *Minna* ward beauftragt, Partien davon den Putzmacherinnen für das Verfertigen von Blumen zum Abkauf anzubieten: mit dem schweren Korbe voll Draht machte sie sich auf, und verstand es so angelegentlich zum Ankauf desselben zuzureden, dass sie bald den ganzen Vorrath glücklich und vortheilhaft untergebracht hatte. Von hier an entstand in ihr der Wunsch und die Sehnsucht, durch eigene Thätigkeit der immer mehr verarmenden Familie von Nutzen sein zu können, und sich selbst bald möglichst zu der Selbständigkeit zu verhelfen, welche die Aeltern der Sorge für sie entheben sollte. Da sie erwuchs, und ihr freundliches Aeussere sich bald zu auffallender Anmuth entwickelte, zog sie frühzeitig die Augen der Männerwelt auf sich. Ein Herr *von Einsiedel* verliebte sich sterblich in sie, und wusste seine Leidenschaft dem unerfahrenen jungen Mädchen in einer unbewachten Stunde verderblich zu machen. Der

höchste Schrecken kam in die Familie: nur die Mutter und eine ältere Schwester durften erfahren, in welch' schrecklicher Lage sich *Minna* befand; dem Vater, von dessen Zorn das Härteste zu fürchten war, blieb es stets verborgen, dass die kaum siebzehnjährige Tochter Mutter ward, und unter Umständen, die ihr Leben auf das äusserste bedrohten, ein Mädchen gebar. Von nun an fühlte sich *Minna*, welche in keiner Weise von dem Verführer Recht erlangen konnte, doppelt veranlasst, ihrer Selbständigkeit und dem Austritt aus dem älterlichen Hause nachzutrachten. Durch Bekannte war sie mit einem Gesellschaftstheater in Berührung getreten: sie erregte bei einer Vorstellung desselben die Aufmerksamkeit von Mitgliedern des königlichen Hoftheaters, und vor allem die des anwesenden Direktors des *Dessauer* Hoftheaters, welcher ihr sofort ein Engagement an seiner Bühne antrug. Mit Freuden ergriff sie diesen Ausweg aus ihrer drückenden Lage, da er ihr durch eine mögliche glänzende Laufbahn beim Theater zugleich die Mittel, für ihre Familie, vielleicht dereinst sogar reichlich, sorgen zu können, zeigte. Ohne jede Leidenschaft für das Theater, ohne Flattersinn und Neigung zur Gefallsucht, ersah sie in der theatralischen Laufbahn eben nur das Mittel zu einer schnellen, möglicher Weise sogar reichlichen Versorgung. Ohne irgend welche Bildung zur Kunstempfänglichkeit vorbereitet, erblickte sie im Theater genau nur die Schauspielergesellschaft. Gefallen und Nichtgefallen war ihr von Werth für die Behauptung einer guten bürgerlichen Selbständigkeit: alle Mittel, sich dieser auf dem vorliegenden Wege zu versichern, schienen ihr so zur Sache gehörig, wie dem Kaufmann es unerlässlich gilt, seine Waare am Schaufenster anziehend auszustellen. Den Direktor, den Regisseur, die beliebtesten Mitglieder sich zu Freunden zu machen, schien ihr nothwendigste Klugheit: diejenigen Theaterfreunde, welche durch ihr Urtheil oder ihren Geschmack auf das Publikum, und namentlich wieder auf die Direktion einwirkten, erkannte sie als Wesen, von denen die Erreichung ihrer innigsten Wünsche abhieng; sie nie sich zum Feind zu machen, schien ihr so natürlich nothwendig, dass der Erhaltung ihrer Gewogenheit keinerlei Rücksichten auf das persönliche Selbstgefühl entgegenzusetzen seien. Ihr Benehmen hatte sich hierbei eine besondre Klugheit angeeignet, die einerseits auf die Vermeidung des üblen Anscheins gerichtet war, andrerseits aber Entschuldigung selbst für das Auffällige fand, sobald sie sich im letzten Grunde der Vorgänge nichts übles bewusst war, woraus ein Gemisch von Widersprüchen entstand, deren bedenklichen Sinn zu fassen sie unfähig blieb. Ersichtlich war, dass ihr der eigentliche Zartsinn abging; sie zeigte dafür

nur Schicklichkeitsgefühl, mit welchem sie das sogenannte «Anständige» in das Auge fasste, ohne die Nichtigkeit desselben begreifen zu können, sobald der Zartsinn dabei verletzt wurde. Das Gefühl für Kunst, da es ihr somit an aller Idealität fehlte, ging ihr vollständig ab; Talent für das Theater besass sie ebenfalls nicht: ihr Gefallen rührte von ihrer lieblichen Erscheinung her; ob es mit der Zeit erlangter Routine gelungen sein würde, sie zu einer «guten» Schauspielerin zu machen, kann ich nicht beurtheilen. Die eigenthümliche Macht, welche sie über mich ausübte, rührte somit keineswegs von der ursprünglich mächtig auf mich wirkenden idealen Seite der Dinge her, sondern im vollen Gegentheile wirkte sie durch die Nüchternheit und Solidität des Wesens, welches bei meiner grossen Zerfahrenheit auf den Irrwegen nach einem idealen Ziele mir nöthigen Anhalt und Ergänzung bot. Sehr bald hatte ich mich daran gewöhnt, mein ideales Bedürfniss nie vor *Minna* in das Spiel zu bringen: in höchster Unklarheit hierüber bei mir selbst, ging ich gutmüthig lächelnd und scherzend über diesen Punkt hinweg, zeigte mich natürlich nun aber desto empfindlicher gegen die Beängstigungen, welche mir von derjenigen Seite des weiblichen Wesens entstanden, auf welcher ich *Minna* unwillkürlich von vorn herein eine mir wohlthätige Superiorität zuerkennen zu müssen glaubte. Ihre sonderbare Toleranz gegen gewisse Vertraulichkeiten und Zudringlichkeiten der von ihr dafür angesehenen Protektoren des Theaters selbst gegen ihre Person, verletzten mich im höchsten Grade; und zur Verzweiflung brachte es mich, gegen meine Vorwürfe hierüber sie die ernstliche Miene der Beleidigten annehmen zu sehen. Von jenem mir unbekannt gebliebenen Verhältnisse zu dem Kaufmann *Schwabe*, über welches ich in Berlin die erste Auskunft erhalten hatte, verschaffte der Zufall, durch Auffindung der Briefe dieses Mannes, mir eine höchst überraschende nähere Kenntniss. Alle in mir vorbereitete Eifersucht, aller tief innerliche Zweifel an *Minna*'s Charakter, machte sich in dem schnellen Entschlusse Luft, das Mädchen sofort zu verlassen. Es kam zu einem grenzenlos leidenschaftlichen Auftritt, in welchem sich der Typus aller späteren ähnlichen Auftritte mit grosser Prägnanz feststellte. Ich war in meinen Ausbrüchen offenbar zu weit gegangen, indem ich ein Weib, welches durch keine Art von leidenschaftlicher Liebe an mich gefesselt war, sondern welches mehr nur meinem Andrängen wohlwollend sich gefügt hatte, und welches im tiefsten Grunde mir eigentlich gar nicht angehörte, in einer Weise behandelte, als ob ich wirkliche Rechte auf sie besässe. Um mich in die vollste Verwirrung zu bringen, brauchte *Minna* mich nur darauf hinzuweisen, dass

sie im bürgerlichen Sinn wirklich vortheilhafte Bewerbungen zurückgewiesen hatte, während sie dem Ungestüm des jungen besitzlosen, übel versorgten Menschen, dessen Talent noch keine der Welt gültige Probe bestanden, mit freundlicher Theilnahme und Hingebung gewichen war. Hauptsächlich aber schadete mir die tobende Heftigkeit meiner Worte und Sprache, durch welche die Geschmähte sich so stark verletzt fühlte, dass ich beim Innewerden dieser Übertreibung stets nur auf die Begütigung der Gekränkten, durch Bekennen meines Unrechtes und die Bitte um Verzeihung, angewiesen blieb. Somit endigte dieser, wie später alle ähnlichen Auftritte, stets zum äusserlichen Vortheil der weiblichen Partei. Doch war der Friede für alle Zeit untergraben, und namentlich erlitt *Minna*'s Charakter bei häufiger Wiederholung ähnlicher Vorfälle eine bedenkliche Aenderung. Wie sie in späteren Zeiten namentlich durch meine ihr immer unbegreiflicher werdende Auffassung der Kunst und ihrer Verhältnisse in zunehmende Perplexität gerieth, welche ihr eine leidenschaftliche Unsicherheit in der Beurtheilung alles hierauf Bezüglichen eintrug, brachte sie von jetzt an mein, von dem ihrigen so sehr verschiedenes Gefühl über den Punkt des höheren Zartsinns im sittlichen Verhalten, in eine wachsende Verwirrung, welche, da sie im Uebrigen so manches Freie in meinen Ansichten nicht begreifen und gutheissen konnte, sie mit einer, ihrem gelassenen Wesen ursprünglich fremden, Leidenschaftlichkeit erfüllte. Dass wiederum diese Leidenschaftlichkeit mit den Jahren zunehmend sich in der Weise äusserte, wie es die Erziehung und der Ton in Familien der unteren bürgerlichen Schicht mit sich bringt, war nicht zu verwundern, weil statt eigentlicher Bildung die Arme nur die dürftige Tünche des bürgerlichen Anstands sich zugeeignet hatte. Dass mir unter den Aeusserungen dieser Heftigkeit aber der letzte Anhalt schwinden musste, welchen *Minna*'s eigenthümliche Natur bis dahin mir geboten, diess machte das wahrhaft Quälende unseres späteren Zusammenlebens aus. — Zu jener Zeit erfüllte mich erst nur eine unbestimmte Ahnung des Verhängnissvollen, welches der Schritt meiner Verheirathung mit Minna mit sich führte. Noch wirkten ihre behaglichen und beruhigenden Eigenschaften so vorherrschend wohlthätig auf mich, dass ich die innere Stimme, die mir dunkel Unheil weissagte, durch den grossen Leichtsinn, welcher mir zu eigen war, so wie durch den Eigensinn, welchen ich allen Abmahnungen entgegensetzte, zum Schweigen brachte.

Mit meiner Familie, d. h. mit der Mutter und Rosalie, hatte ich mich seit meiner Reise nach Königsberg ausser allem Verkehr gehalten; von meinem beschlossenen Schritte machte ich Niemandem nur die mindeste

Mittheilung. Unter meines alten Freundes *Möller* verwogener Anleitung beseitigte ich alle legalen Schwierigkeiten, welche der Vollziehung des Trauaktes entgegenstanden. Nach preussischem Gesetz bedarf der mündig gewordene Mann der Einwilligung der Aeltern zum Abschluss einer Ehe nicht: da ich nach demselben preussischen Gesetz aber noch nicht meine Volljährigkeit erreicht hatte, berief ich mich hierfür auf das sächsische Gesetz, welchem ich durch Geburt angehörte, und nach welchem ich bereits mit dem 21. Jahre meine Mündigkeit erreicht hatte. Unser öffentliches Aufgebot war nun an dem Orte nöthig, an welchem wir uns das letzte Jahr aufgehalten hatten; und in Magdeburg ging dieser kirchliche Akt ohne alle Einwendung ruhig vorüber. Da es auch an der Einwilligung der Aeltern Minna's nicht fehlte, blieb uns nur noch ein gemeinschaftlicher Besuch bei dem Pfarrer des *Tragheimer* Kirchspiels übrig, um alles in Ordnung gebracht zu haben. Bei diesem Besuch ging es noch wunderlich genug her. Es war am Vormittag des Abends unsrer Benefiz-Vorstellung, in welcher Minna die pantomimische Rolle der «Fenella» übernommen hatte; noch war ihr Costüm nicht in Ordnung; Bestellungen und Besorgungen blieben übrig; regnerisches kaltes Novemberwetter stimmte uns zum Unmuth, als wir im offenen Hausflur der Pfarrei ungebührlich lang auf Vorlassung warten mussten. Hierüber kam es zwischen uns Beiden zu einem Wortwechsel, der mit jäher Schnelligkeit bis zu den gehässigsten Aeusserungen führte, so dass wir eben daran waren, jedes zu verschiedenen Seiten davon zu laufen, als der Pfarrer die Thür öffnete und, betreten über den von ihm wahrgenommenen Zank, uns zum Eintritt aufforderte. So waren wir genöthigt wieder gute Miene anzunehmen; die sonderbare Situation kam uns erheiternd zum Bewusstsein; der Pfarrer ward beschwichtigt, und die Trauung auf den folgenden Tag um eilf Uhr bestellt.

Andre Verdriesslichkeiten, welche oft zum Ausbruch von heftigen Zänkereien führten, verursachte die häusliche Einrichtung, in deren möglichst gefälligem und behaglichem Charakter ich eine wesentliche Garantie des nun erwarteten ruhigen Glückes erblicken wollte. Gegen die besonnenen Vorstellungen meiner Braut gebärdete ich mich ungeduldig: der Anfang einer langen Reihe von Jahren wachsenden Gedeihens, welches ich vor mir sah, sollte durchaus mit entsprechender Symbolik häuslichen Comfort's eingeleitet werden. Möbel, Geräth, und alles Nöthige ward auf Credit gegen allmähliche Abzahlungs-Verpflichtung entnommen. Von Aussteuer, Ausstattung und allen solchen dem gemeinsten bürgerlichen Leben so geläufigen Annahmen, welche eine Heirath zum Aus-

gangspunkt eines sich begründenden Wohlstandes machen, war nicht im Entferntesten die Rede. Unsre Trauzeugen und Hochzeitgäste entnahmen wir dem zufällig am Königsberger Theater zusammengetroffenen Schauspielerpersonal: doch sorgte Freund *Möller* für eine silberne Zuckerdose, zu welcher ein andrer Theaterfreund, ein eigenthümlicher und meiner Erinnerung nicht uninteressant vorschwebender junger Mann, mit Namen *Ernst Castell*, ein silbernes Kuchenkörbchen fügte. Die am Vorabend stattfindende Benefiz-Vorstellung der «*Stummen von Portici*», welche ich mit allem Feuer dirigirte, ging gut von Statten, und lieferte die erwartete gute Einnahme. Nachdem wir den Polterabend, vom Theater heimkehrend, still und ermüdet verbracht, nahm ich zum ersten Mal Besitz von der neuen Wohnung, ohne mich jedoch in das zur Hochzeit aufgeputzte Brautbett zu legen, wogegen ich auf einem harten Kanapé, übel zugedeckt, weidlich dem Glücke des kommenden Tages entgegen fror. Nun setzte es mich des andren Morgens in angenehme Aufregung, als *Minna*'s Habseligkeiten in Koffern und Körben bei mir ankamen; auch hatte sich das regnerische Wetter vollständig verzogen, die Sonne strahlte hell am Himmel; nur in unsrem Gastzimmer wollte es nicht warm werden, und ich zog mir für lange Zeit die Vorwürfe Minna's wegen vermeintlich unterlassener Pflege der Heizung zu. Endlich kleidete ich mich in den neuen Anzug, für welchen ich einen dunkelblauen Frack mit goldenen Knöpfen gewählt hatte. Der Wagen fuhr vor und ich machte mich auf, um die Braut abzuholen. Der helle Himmel hatte uns alle freundlich gestimmt: in bester Laune traf ich *Minna* in ihrem prächtigen, von mir ausgewählten Anzuge; mit wirklicher Innigkeit und Freude im Auge begrüsste sie mich; das schöne Wetter für ein gutes Anzeichen erklärend, machten wir uns zu der plötzlich uns lustig dünkenden Trauung auf. Wir genossen die Genugthuung, die Kirche wie zu einer glänzenden Theater-Vorstellung überfüllt zu sehen; es kostete Mühe bis zum Altar vorzudringen, wo uns die nicht minder weihelose Versammlung unsrer Trauungszeugen im theatralischen Putze empfing. Es war nicht eine wahrhaft befreundete Seele unter allen Anwesenden, denn selbst unser sonderbarer alte Freund *Möller* fehlte, weil sich für ihn keine schickliche Paarung gefunden hatte. Das tief Ungemüthliche, erkältend Frivole der Umgebung, sowie des ganzen durch sie unwillkürlich beeinflussten Vorganges, blieb nicht einen Augenblick meiner Empfindung fremd. Der Traurede des Pfarrers, von dem man mir später berichtete, dass er bei der früheren *Muckerei*, die Königsberg so unsicher gemacht hatte, nicht ganz unbetheiligt gewesen, hörte ich wie im Traume zu. Mir wurde

nach einigen Tagen gemeldet, man trage sich in der Stadt mit dem Gerücht, dass ich den Pfarrer wegen in seiner Rede enthaltener gröblicher Beleidigungen verklagt hätte: ich begriff nicht was man meinte, und vermuthete dass ein Passus, welchen ich allerdings mit einiger Verwirrung vernommen hatte, zu jener Uebertreibung Veranlassung gab. Der Prediger nämlich verwies uns für die leidenvollen Zeiten, denen auch wir entgegen gehen würden, auf einen Freund, den wir beide nicht kennten; einigermaassen gespannt, hier etwa von einem heimlichen einflussreichen Protektor, der auf diese sonderbare Weise sich mir ankündigte, näheres zu erfahren, blickte ich neugierig auf den Pfarrer: mit besondrem Accent verkündigte dieser, wie strafend, dass dieser uns unbekannte Freund, — *Jesus* sei, — worin ich keineswegs, wie man in der Stadt vermeinte, eine Beleidigung, sondern nur eine Enttäuschung fand, während ich andrerseits annahm, dass derlei Ermahnungen dem Ritus bei Trauungsreden entsprächen. Doch war im Ganzen meine Zerstreutheit bei dem im tiefsten Grunde mir unbegreiflichen Akte so gross, dass, als der Pfarrer uns das geschlossene Gebetbuch hinhielt, um darauf unsre Trauringe zu sammeln, *Minna* mich ernstlich anstossen musste, um mich zur Nachfolge ihres sofort gegebenen Beispiels zu ermuntern. Mir wurde es in diesem Augenblicke wie durch eine Vision klar, dass sich mein ganzes Wesen wie in zwei über einander fliessenden Strömungen befand, welche in ganz verschiedener Richtung mich dahin zögen: die obere, der Sonne zugewendete, riss mich wie einen Träumenden fort, während die untere in tiefem unverständlichem Bangen meine Natur gefesselt hielt. Der unerhörte Leichtsinn, mit welchem ich die oft jäh sich aufdringenden Vorstellungen des Doppelfrevels, den ich beging, eben so schnell wieder zu verjagen wusste, fand einen freundlichen, für Alles entschuldigenden Anhalt an der wirklich herzlichen Wärme, mit welcher ich auf das, in ihrer Art, und namentlich in ihrer Umgebung, wahrhaft seltene und eigenthümliche Mädchen blickte, das sich so rückhaltslos mit dem im Leben so ohne allen Rückhalt dastehenden jungen Mann verband. Es war Mittag eilf Uhr am 24. November 1836: ich war 23 Jahre und sechs Monate alt. — Bei und nach der Heimkehr aus der Kirche gewann meine gute Laune die volle Oberhand über alle Bedenken. *Minna* trat sogleich in wirthschaftliche Sorge für den Empfang und die Bewirthung der Gäste ein, die Tafel war gedeckt, und ein reiches Gastmahl, an welchem auch der energische Stifter unsrer Ehe, *Abraham Möller*, trotz einiges Verdrusses über seine Ausschliessung beim kirchlichen Akte, Theil nahm, musste für die, zum grossen Leidwesen der jungen Haus.

frau vorgefundene, und lange unbezwinglich bleibende Kälte des Zimmers entschädigen.

Alles nahm seinen gemeinen, eindruckslos vorübergehenden Verlauf: doch blieb mir die gute frische Laune noch bis zum andren Vormittag zu eigen, wo ich meinen ersten Ausgang nach dem Stadtgericht zu nehmen hatte, um mich gegen Verklagungen zu stellen, welche aus Magdeburg von meinen dortigen Gläubigern nach Königsberg mir nachgesandt worden waren. Freund *Möller*, den ich zur Abwehr der mich bedrohenden Angriffe zur Hülfe gezogen, hatte mir den rabulistischen Rath gegeben, mich gegen alle Schuld-Verklagungen durch Beziehung auf meine nach preussischem Gesetz bestehende Unmündigkeit für's erste so lange zu schützen, bis wirkliche Hülfe zur Erledigung der Forderungen herbeigeschafft werden könnte. Der Gerichtsassessor, dem ich diesen mir angerathenen Ablehnungsgrund der Klagen eröffnete, war hierüber erstaunt, da er wohl von meiner am vorangehenden Tage stattgefundenen Vermählung vernommen hatte, welche wiederum nur durch Documentirung meiner Volljährigkeit zu Stande zu bringen gewesen war. Natürlich war auch hiermit nur eine kurze Frist gewonnen, und die Plage, die mir von dieser Seite her noch lange Zeit beschieden war, nahm vom ersten Tage meiner Ehe an ihren Beginn.

Die Zeit, in welcher ich ohne Function für das Theater blieb, trug mancherlei Kränkendes für mich mit sich; immerhin glaubte ich die Ruhe des erreichten Hafens für meine Kunst ausbeuten zu müssen: ich führte einige Arbeiten aus, worunter eine grosse Ouverture über das «*Rule Britannia*». — Noch während meines Berliner Aufenthaltes hatte ich die, bereits bei Gelegenheit des Polenfestes erwähnte, «*Polonia*» betitelte Ouverture geschrieben: «Rule Britannia» war ein weiterer Schritt in der Richtung dieses auf grosse Massenwirkung berechneten Genres; am Schluss derselben sollte zu dem an und für sich schon überreich besetzten Orchester noch eine starke Militärbande hinzutreten, und das Ganze hatte ich zur Aufführung bei dem im nächsten Sommer bevorstehenden Musikfest in Königsberg bestimmt. Zu diesen beiden Ouverturen trug ich mich mit einem dritten Seitenstück, einer Ouverture mit dem Titel «*Napoléon*»: namentlich die Wahl der Effektmittel hierzu beschäftigte mich im Voraus, und ich erwog in mir das ästhetische Dilemma, ob ich den vernichtenden Schicksalsschlag, welcher den französischen Kaiser in Russland traf, durch einen Tamtam-Schlag versinnlichen dürfte oder nicht. Ich glaube, es war besonders mein Skrupel über die Zulässigkeit dieses Schlages, der mich von der Ausführung

meines Planes für jetzt abhielt. — Dagegen veranlasste mich das Nachdenken über den Misserfolg der Aufführung meines «Liebesverbotes», eine theatralische Arbeit zu entwerfen, bei welcher die Ansprüche an das Sänger- und Chorpersonal in ein richtigeres Verhältniss zu dem von mir erkannten Bestand der Kräfte der mir einzig zugänglichen kleineren Stadttheater gesetzt sein sollten. Eine originelle Erzählung der «*Tausend und eine Nacht*» gab mir das Sujet zu einer solchen leichtern Arbeit an die Hand: sie ist dort, wenn ich nicht irre, «*Männerlist, grösser als Frauenlist*» betitelt. Aus Bagdad verlegte ich die Handlung in unsre Zeit und modernes Costüm. Ein junger Goldschmidt reizte die Empfindlichkeit einer jungen Frau durch die auf seinem Ladenschild angebrachte oben erwähnte Devise: tief verschleiert stellt sie sich in seinem Verkaufsladen ein, und frägt ihn, der in seinen Arbeiten so viel feinen Geschmack zeige, um sein Urtheil über ihre körperliche Beschaffenheit, beim Fusse, der Hand beginnend, und endlich, da sie bereits die hervorgebrachte Verwirrung gewahrt, durch Aufdeckung des Schleiers beim Gesicht endigend. Dem von ihrer Schönheit hingerissenen Juwelier klagt sie nun, dass ihr Vater, welcher sie sorgfältig verwahrt halte, jedem Bewerber seine Tochter als ein hässliches Ungeheuer schildere, wie sie vermuthe, lediglich um die Aussteuer zu ersparen; der junge Mann gelobt, sich durch diesen thörigen Einspruch des Vaters, wenn er ihn auch gegen seine Bewerbungen vorbringen wollte, nicht abschrecken zu lassen. Gesagt, gethan. Der vertrauungsvolle Juwelier wird der Tochter des sonderbaren alten Herrn zugesprochen, und als sie, nachdem seinerseits der Contrakt unterzeichnet, dem Bräutigam zugeführt wird, erkennt dieser allerdings die abschreckende Beschaffenheit der wirklichen Tochter des keineswegs als Lügner befundenen Vaters: zu dem verzweiflungsvollen Bräutigam tritt die schöne junge Frau wieder, um sich an seiner Pein zu weiden, und verspricht ihm von der entsetzlichen Heirath zu helfen, wenn er das Motto von seinem Schild entfernen wollte. Von hier an erfand ich nun folgende Wendung des ursprünglichen Motifs: schon ist der wüthende Juwelier im Begriff den unglücklichen Ladenschild herabzureissen, als er durch eine sonderbare Erscheinung von seinem Vorhaben abgehalten wird; auf der Strasse ist ein Bärenführer erschienen, welcher sein plumpes Thier tanzen lässt, und in welchem auf den ersten Blick der unglückliche Liebhaber seinen, durch wunderbare Schicksale von ihm getrennten, Vater erkennt. Er unterdrückt die Rührung dieses Wiedererkennens, da ihm wie im Blitz ein auf diese Entdeckung gegründeter Plan zu seiner Befreiung von dem verhassten Ehebündniss mit der Tochter des adel-

stolzen alten Herrn ankommt. Er bestellt den Bärenführer für diesen Abend in den Garten, wo die feierliche Verlobung vor eingeladenen Gästen begangen werden soll. Der jungen Feindin erklärt er aber, den Ladenschild vorläufig noch hängen lassen zu wollen, da er hoffe die Devise noch bewähren zu können. Nachdem nun vor feierlicher Versammlung einer Gesellschaft, die ich mir etwa aus der Elite der adelstolzesten französischen Emigrés zur Zeit der Revolution bestehend dachte, ein Ehecontrakt verlesen worden ist, in welchem der junge Mann sich allerhand ersonnene Adelstitel beilegt, wird plötzlich die Pfeife des Bärenführers gehört, welcher mit dem tanzenden Mutz den Garten betritt. Bereits unwillig über diese triviale Belustigung, geräth die Gesellschaft in staunende Entrüstung, als der Bräutigam nun seinem Herzen den Zügel schiessen lässt, und dem Bärenführer mit Freudethränen um den Hals stürzt, ihn laut als seinen wiedergefundenen Vater begrüssend. Das Entsetzen der Umgebung steigert sich aber noch, als der Bär selbst den vermeinten Mann von altem Adel umarmt; denn dieser ist sein leiblicher Bruder, welcher, nachdem der Capital-Bär gestorben war, im Felle des Verlorenen die Fortsetzung des einzig den Verarmten übrig bleibenden Gewerbes ermöglichte. Die offenkundige Entdeckung seiner niedrigen Herkunft löst sogleich die Heirath, und die sich durch Männerlist besiegt erklärende junge Frau entschädigt dafür den Befreiten mit ihrer Hand. — Diesem anspruchslosen Sujet gab ich den Titel «*die glückliche Bärenfamilie*», und stattete es mit einem Dialog aus, welcher später *Holtei*'s grossen Beifall fand: für jetzt war ich auch schon im Begriff, die Musik dazu im leichten neu französischen Style zu beginnen. Das Andrängen des immer peinlicher sich gestaltenden Ernstes meiner Lebenslage hielt mich jedoch von weiteren Fortschritten in meiner Arbeit ab.

In diesem Betreff blieb zunächst mein missliches Verhältniss zur Musikdirektion des Theaters ein Quell stets wiederkehrender Pein. Ohne alle Gelegenheit und Mittel, mich zu bewähren, musste ich von meinem das Feld behauptenden Gegner mich nach jeder Seite hin angeschwärzt und verdächtigt wissen, wobei die Absicht vorherrschte, den zu Ostern mir contraktlich zugesicherten vollständigen Antritt der Musikdirektorstelle mir zu verleiden. Verlor ich hierbei auch nicht mein Selbstvertrauen, so schmerzte mich doch das Beschämende und Niederdrückende dieser so lange anhaltenden Situation. Als endlich die Zeit erschien, in welcher, mit Anfang April, der bisherige Musikdirektor *Schubert* entlassen war, und ich vollständig an seine Stelle trat, hatte dieser ausserdem die

traurige Genugthuung, nicht nur den Bestand der Oper, namentlich durch den Abgang der ersten Sängerin, äusserst geschwächt, sondern auch den Fortgang der ganzen Theaterunternehmung in sehr begründeten Zweifel gezogen zu wissen. Der allen ähnlichen Theaterunternehmungen in Deutschland so verderbliche Lenz-Monat übte seinen entvölkernden Einfluss wiederum auch auf dieses Königsberger Theater aus. Der Direktor gab sich die erdenklichste Mühe, die Lücken des Opernpersonales durch Gäste und neue Acquisitionen auszufüllen, und hierbei war ich und meine grosse Thätigkeit ihm von wahrhaftem Nutzen; wie ich denn überhaupt meine grösste Energie bewies, durch rastlosen Rath und eifrige That das beschädigte Schiff des Theaters, dem ich jetzt erst nahe treten durfte, flott zu erhalten. Die roheste Behandlung von Seiten einer Studenten-Clique, unter welcher mein Amtsvorgänger mir rücksichtslos Feinde geworben hatte, musste ich längere Zeit kaltblütig zu ertragen suchen. Die anfängliche Widerspenstigkeit des gegen mich bearbeiteten Orchesters hatte ich durch unbeirrt sichere Führung desselben umzustimmen. Mit Mühe zu dieser Grundlage des persönlichen Ansehens gelangt, musste ich nun aber inne werden, dass die Geschäftsführung des Direktors *Hübsch* bisher schon zu grosse Opfer erheischt hatte, um der Ungunst der theaterfeindlichen Jahreszeit mit Erfolg widerstehen zu können. Er entdeckte mir im Mai, dass er auf den Punkt gelangt sei, das Theater schliessen zu müssen: mit Aufbietung aller Beredtsamkeit und durch Vorlegung von Plänen, welche seiner Unternehmung günstige Chancen herbeiführen sollten, gelang es mir ihn von Neuem zur Ausdauer zu bewegen; jedoch war ihm dies nur dadurch möglich, dass er die Mithülfe seiner Gesellschaft durch vorläufige Verzichtleistung auf einen Theil ihrer Gagen in Anspruch nahm. Diess rief allgemeine Erbitterung der Unverständigen hervor, und es stand mir eigenthümlich an, den durch jene Maassregel Betroffenen zu Gunsten des Direktors begütigende Vorstellungen zu machen, während ich und meine persönliche Lage dadurch selbst in einer Weise berührt wurden, dass mein eigenes Bestehen unter der Häufung der unerträglichsten, meiner Vergangenheit entstammten Schwierigkeiten, von Tag zu Tag immer unhaltbarer wurde. Verlor ich selbst dennoch nicht den Muth, so war es diesmal hingegen *Minna*, welche — als meine Frau — aller bisher in ähnlichen Lagen ihr zu Gut kommenden Mittel beraubt, sich einer unerträglichen Wendung ihres Schicksals ausgesetzt fühlte.

Die traurigsten Folgen eines unter so betrübenden Umständen längst keimenden Zerwürfnisses des jungen Ehepaares blieben nicht aus, und

diese Zerwürfnisse nahmen ihren Ausgang von demselben, mich so leidenschaftlich beängstigenden Punkte, welcher schon vor unsrer Heirath zu den heftigsten Auftritten zwischen uns geführt hatte. Je weniger es mir vergönnt war, im Verlaufe des Winters durch Thätigkeit und Geltendmachung meiner Fähigkeiten zur Aufrechthaltung des Wohlanstandes unsrer bürgerlichen Lage beizutragen, desto mehr glaubte, zu meiner unerträglichen Beschämung, *Minna* durch Geltendmachung ihrer persönlichen Beliebtheit diese nöthige Sorge übernehmen zu müssen: häufige Wahrnehmungen ähnlicher Condescedenzen, wie ich sie früher bezeichnete, und welche nur bei Minna's eigentümlicher Auffassung ihrer ganzen theatralischen Stellung und der damit zusammenhängenden Nöthigung eine unbedenkliche Deutung gewinnen konnten, hatten wiederholt die widerwärtigsten Auftritte herbei geführt. Die junge Frau zu meiner Auffassung hiervon zu bringen, meine Gefühle im Betreff jener verletzenden Begegnungen ihr mitzutheilen, blieb durchaus unmöglich; und was jede erdenkliche Verständigung ein für allemal vereitelte, war die Heftigkeit und verletzende Bitterkeit, mit welcher ich mich in Sprache und Benehmen gehen liess. Wiederholt führten solche Scenen zu Krämpfen meiner Frau, welche für mich einen so unerhört beängstigenden Charakter annahmen, dass, wie man sich leicht denken kann, die Befriedigung, sie endlich wieder versöhnt zu haben, der einzige Erfolg solcher Auftritte für mich blieb. Gewiss war es, dass unser beiderseitiges Benehmen uns selbst immer unbegreiflicher und unverständlicher ward. Dem Grade von Liebe, welchen Minna für mich zu empfinden im Stande war, mochten diese immer häufiger und ärgerlicher sich wiederholenden Zerwürfnisse bereits eine bedenkliche Minderung beigebracht haben; doch hatte ich keine Ahnung davon, dass es für Minna nur einer geeignet dünkenden Veranlassung bedürfte, um sie zu den verzweifeltsten Entschlüssen zu bestimmen.

Um den unsrer Oper fehlenden Tenor zu ersetzen, hatte ich den aus meinem ersten Magdeburger Jahre mir befreundeten, bereits näher erwähnten *Friedrich Schmitt* nach Königsberg berufen: er war mir mit herzlichem Ernst ergeben, und half mir so gut wie möglich zur Beseitigung der Schwierigkeiten, welche sich gegen das Gedeihen des Theaters, sowie meiner eigenen bürgerlichen Lage erhoben hatten. Die Nöthigung, uns im Publikum Freunde zu erwerben, machte mich, eben in seiner Begleitung, weniger zurückhaltend und wählsam in Betreff der Anknüpfung geselliger Beziehungen. Ein vermögender Kaufmann, Namens *Dietrich*, hatte sich in der letzten Zeit zum Protektor namentlich der dem

Theater angehörenden Damenwelt aufgeworfen: er lud die Crême derselben, mit schuldiger Beachtung der ihr zugehörigen Männerwelt, zu Diners bei sich ein, und benahm sich hierbei nach den Regeln eines affektirten englischen Comfort's, — das höchste Ideal für deutsche Kaufleute, namentlich der nordischen Handelsstädte. Bereits gegen die Annahme seiner hierzu auch an uns gerichteten Einladung hatte ich mich verdrossen gezeigt, — zunächst einfach aus dem Grunde, weil seine Physiognomie mir widerwärtig war; wogegen *Minna* fand, dass ich unrecht hätte. Gegen eine Ausdehnung des Umgangs mit diesem Manne blieb ich entschieden gestimmt; und obwohl Minna nicht auf der Annahme seiner Besuche angelegentlich bestand, ward doch auch mein Benehmen gegen diesen Eindringling Grund zu ärgerlichen Auftritten zwischen uns. Freund *Schmitt* hielt es nun eines Tages für seine Pflicht, mir Anzeige davon zu machen, dass dieser Herr *Dietrich* an öffentlicher Gasttafel sich in einer Weise über mich vernehmen liess, welche bei aller Welt eine bedenkliche Vertrautheit seinerseits mit meiner Frau voraussetzen liess. Ich selbst musste den Verdacht fassen, dass *Minna*, auf mir verborgen bleibendem Wege, an jenen Mann Mittheilungen über mein Benehmen gegen sie, wie über den Verfall unsrer Lage zukommen liess. Ich stellte, in *Schmitt*'s Begleitung, den gefährlichen Menschen in seiner Wohnung hierüber zur Rede, was seinerseits für das Erste zu den gewöhnlichen Ableugnungen, dann aber zu heimlichen Mittheilungen über diesen Vorgang an Minna führte, welche nun neuen Grund zu haben glaubte, sich über mein rücksichtsloses Benehmen gegen sie zu beklagen. Eine bedenkliche Verschlimmerung unsres Verhaltens trat nun ein: über gewisse Punkte ward geschwiegen. Zugleich — es war gegen Ende Mai 1837 — war die Geschäftsführung des Theaters in den oben von mir bezeichneten Wendepunkt angelangt: die Direktion musste sich an die aufopferungsvolle Mithülfe des Personales wenden, um das Bestehen der Theaterunternehmung zu sichern. Wie bereits ebenfalls erwähnt, war meine persönliche Lage, am Ausgange eines meinem bürgerlichen Fortkommen so höchst nachtheiligen Jahres, hierdurch am aller übelsten betroffen; doch schien mir nichts übrig zu bleiben, als geduldig diesen Schwierigkeiten entgegen zu gehen, und ich nahm es in meine Hand, für mich allein, ohne Einmischung *Minna*'s, namentlich aber auch mit des guten *Friedrich Schmitt*'s Hülfe, die nöthigen Arrangements zur Sicherung meiner Königsberger Stellung zu treffen. Dieses, so wie meine rastlose Betheiligung an den Theatergeschäften hielt mich so stark in Athem und häufig aus dem Hause,

dass ich dem schweigenden und zurückhaltenden Benehmen *Minna*'s in diesen Tagen keine besondere Beachtung zu schenken vermochte. Am Vormittag des 31. Mai hatte ich mich zu Theaterproben und Geschäften, welche mich vermuthlich bis in den späten Nachmittag aufhalten mussten, von *Minna* zu verabschieden. Diese hatte seit längerer Zeit ihre Tochter *Nathalie*, welche gegen Jedermann für ihre jüngste Schwester ausgegeben ward, mit meiner herzlichsten Uebereinstimmung zu sich berufen. Als ich jetzt mein ruhiges Adieu sagen wollte, stürzten mir die Frauen zur Thüre nach, umarmten mich dort leidenschaftlich, *Minna* wie ihre Tochter unter hervorbrechenden Thränen, so dass ich erschrocken nach dem Grunde dieser Aufregung frug, ohne Erklärung zu erhalten, mich aber abwenden musste, um über das sonderbare Benehmen nachzudenken, dessen Grund ich weit entfernt war auch nur mit der leisesten Ahnung zu berühren. Abgehetzt durch Anstrengung und Aerger, todmüde, bleich und hungernd kam ich zur späten Mittagstunde nach Haus, war betroffen den Tisch ungedeckt, und *Minna*, von der mir die Magd sagte, dass sie von einem Ausgang mit *Nathalie* noch nicht zurückgekommen sei, nicht im Haus anzutreffen. Ich geduldete mich, und liess mich erschöpft am Nähtische nieder, welchen ich in der Zerstreuung öffnete, und zu meinem Erstaunen geleert fand. Von einer fürchterlichen Ahnung getroffen, sprang ich auf, nach dem Kleiderschrank, und erkannte schnell dass *Minna* nicht mehr in diesem Hause wohnte. Selbst vor der Dienstmagd war der mit grosser List ausgeführte Fortgang meiner Frau verborgen geblieben. Den Tod im Herzen stürzte ich aus dem Hause, um Nachforschungen über *Minna*'s Verschwinden anzustellen; der alte *Möller*, *Dietrich*'s persönlicher Feind, brachte durch seinen geübten Scharfsinn alsbald heraus, dass dieser am Vormittage mit Extrapost, in der Richtung von Berlin, Königsberg verlassen hatte. Das Grauenhafte stand unleugbar vor mir. Es musste der Versuch gemacht werden die Flüchtigen einzuholen: mit Anwendung grosser Geldmittel schien dies möglich zu sein; diese fehlten, und mussten mühselig zum Teil erst verschafft werden. Auf *Möller*'s Rath steckte ich die silbernen Hochzeitsgeschenke für möglichen weiteren Bedarf zu mir, und machte mich mit dem alten bekümmerten Freunde gemeinsam, ebenfalls mit Extrapost, nach Verlauf einiger schrecklichen Stunden auf den Weg. Es musste uns gelingen, den kurze Zeit vorher abgegangenen Post-Eilwagen zu erreichen, weil voraus zu setzen war, dass *Minna* diesen ebenfalls, in gehöriger Entfernung von Königsberg, zur Weiterreise benutzen wollte. Diess blieb unmöglich: am andren Morgen bei Tagesgrauen in

Elbing angelangt, fanden wir unsre Geldmittel durch den leidenschaftlichen Gebrauch der Extrapost erschöpft, und sahen uns zur Umkehr genöthigt, welche, um sie selbst mit dem einfachen Postwagen zu bewerkstelligen, es uns unerlässlich machte, Zuckerdose und Kuchenkörbchen zu versetzen. Diese Rückfahrt nach Königsberg bleibt mit Recht eine der traurigsten Erinnerungen aus meinem jungen Leben. An mein Verbleiben an diesem Orte dachte ich natürlich keinen Augenblick, sondern blos daran, wie es mir möglich sein sollte fortzukommen. Zwischen den gerichtlichen Klagen meiner Magdeburger Gläubiger, und den neuen Gewaltmaassregeln Derjenigen, welche am Orte selbst für meine erst allmählich abzuzahlende häusliche Einrichtung Forderungen zu erheben hatten, eingeschlossen, konnte mein Fortgang mir nur durch Heimlichkeit ermöglicht werden: eben hierzu wiederum bedurfte es aber, namentlich auch in Anbetracht der weiten Reise von *Königsberg* nach *Dresden,* wohin es mich zur Aufsuchung meiner Frau trieb, der Erlangung von Geldmitteln, die mich noch für zwei schreckliche Tage zurückhielt. Keinerlei Nachricht kam von *Minna* an mich: nur durch *Möller* erfuhr ich, dass Minna, von *Dietrich* unter vorgeblich freundschaftlich geleisteter Hülfe nur eine Strecke weit geleitet, sich nach Dresden gewandt habe. Durch die Annahme, dass sie wirklich nur eben einer, sie mit Verzweiflung erfüllenden Lage sich habe entziehen wollen, hierzu die Hülfe eines durch ihre Lage gerührten Mannes angenommen habe, und nun bei ihren Aeltern zunächst Ruhe und Unterkommen suchte, — milderte sich meine anfängliche Entrüstung über den Vorgang in so bedeutendem Grade, dass ich zu Mitleiden für die Verzweifelte und zu Selbstvorwürfen gegen mich, sowohl meines Benehmens wegen, als weil ich sie in das Unglück gezogen hätte, immer geneigter wurde. Diese Ansicht nahm, während der nun endlich am 3. Juni angetretenen langwierigen Reise über *Berlin* nach *Dresden,* so entschieden alle meine Vorstellungen und Empfindungen ein, dass ich, *Minna* in der ärmlichen Wohnung ihrer Aeltern antreffend, wirklich nur Reue und schmerzliches Mitgefühl auszudrücken vermochte. — Es bestätigte sich, dass *Minna* sich als übel von mir behandelt ansah, und zu dem verzweifelten Schritt nur durch die Rücksicht auf unsre unhaltbare Lage, gegen welche sie mich blind und taub erkannt hätte, gedrängt worden zu sein erklärte. Den Aeltern war ich unwillkommen: der aufgeregte leidende Zustand der Tochter schien den Klagen derselben über mich genügende Rechtfertigung zu geben. Ob mein eigner leidender Zustand, meine schleunige Nachkunft, und alle herzlichen Bezeigungen meiner Trauer auf sie einen mir vortheilhaften Eindruck machten, kann

ich kaum genau ermessen, so undeutlich, und zum Theil unbegreiflich blieb mir ihre gemischte Haltung gegen mich. Doch machte es Eindruck auf sie, als ich ihr meldete, dass mir vortheilhafte Aussichten auf die Musikdirektorstelle bei dem, unter vorzüglichen Umständen neu zu eröffnenden Theater in *Riga* sich darböten. Ich glaubte zu weiteren Entschlüssen für die Ordnung unsrer zukünftigen Lebensverhältnisse jetzt nicht drängen zu dürfen, und desto ernstlicher für eine verbesserte Grundlage derselben zu allernächst sorgen zu müssen, zu welchem Zwecke ich, nach achttägigem bangen Zusammensein unter den peinlichsten Umständen, mich angelegentlichst nach *Berlin* aufmachte, um dort mit dem neu bestellten Direktor des Rigaischen Theaters mein Engagement zum Abschluss zu bringen. Diess gelang, und zwar unter nicht ungünstigen Bedingungen, welche mir die Möglichkeit zeigten, auf den Grund meiner Einnahmen den Hausstand in der Weise zu versorgen, dass *Minna* gänzlich vom Theater zurücktreten, und dadurch in den Stand gesetzt werden könnte, Beschämungen und Beängstigungen in Zukunft von mir fern zu halten. —

Nach *Dresden* zurückgekehrt, fand ich für die Eröffnung der mir dargebotenen Aussichten nicht unwilliges Gehör, und vermochte Minna die enge älterliche Wohnung für's erste zu verlassen, um nahe bei Dresden auf dem Lande, in *Blasewitz* die Zeit des Antrittes meiner Riga'schen Stelle abzuwarten. Wir nahmen bescheidnes Quartier in dem an der Elbe gelegenen Gasthof, dessen Wirtschaftsgarten in meiner frühsten Jugendzeit bereits häufig von mir besucht worden war. *Minna*'s Stimmung schien sich wirklich zu bessern; auf ihr Anliegen, sie mit nichts zu bedrängen, ging ich mit möglichster Schonung ein, und im Verlaufe einiger Wochen glaubte ich mich zu der Annahme berechtigt, dass die Zeit der Bangigkeit bald überstanden sein würde. Sehr befremdlich war es mir, dass diese Stimmung ohne mir erklärliche Ursache bald sich wieder trübte: *Minna* sprach mir von vortheilhaften Anträgen, die ihr von verschiedenen Theatern zugekommen seien, und überraschte mich eines Tages mit der Ankündigung einer kleinen Vergnügungsreise, welche sie mit der Familie einer Jugendbekannten auszuführen beabsichtige. Da ich mich gedrungen fühlte in nichts einen Zwang auf sie auszuüben, wendete ich gegen die Ausführung dieses Planes, welcher sie für acht Tage von mir entfernen sollte, nichts ein, begleitete sie selbst zu ihren Aeltern zurück, und versprach ihre Rückkunft ruhig in *Blasewitz* abzuwarten. Einige Tage darauf besuchte mich ihre älteste Schwester, und erbat sich von mir die nöthige schriftliche Erlaubniss zur Ausstellung

eines Passes für meine Frau. Hierüber erschrocken, frug ich bei meinen Schwiegerältern in Dresden nach, was ihre Tochter vorhabe: dort wurde ich zu meiner Ueberraschung besonders übel empfangen, und erhielt gröbliche Vorwürfe über mein Benehmen gegen Minna, welche ich ja nicht einmal zu ernähren im Stande sei; da ich hiergegen einzig nur Auskunft über den Aufenthalt und das Vorhaben meiner Frau verlangte, wurde ich mit unwahrscheinlichen Berichten abgewiesen. Von den bittersten Vorstellungen gepeinigt, nichts von allem Vorgegangenen begreifend, kehrte ich in mein Dorf zurück. Dort traf mich ein Brief aus Königsberg von *Möller*, welcher mir mein Elend klar machte: jener Herr *Dietrich* war nach Dresden gereist; das Hôtel, in welchem er abgestiegen, wurde mir genannt. Das furchtbare Licht, welches durch diese Mittheilung auf *Minna*'s Benehmen fiel, erleuchtete mich mit Blitzesschnelle: ich eilte in die Stadt, um in dem mir genannten Hôtel die nöthige Nachfrage zu halten; wirklich war der bezeichnete Mann dort abgestiegen, jedoch wieder verreist; ebenso wie er, war *Minna* verschollen. So wusste ich denn genug, um mein Schicksal zu fragen, warum mir in so grosser Jugend schon eine so furchtbare, wie es mich dünkte, das ganze Leben vergiftende, Erfahrung zu machen bestimmt war.

In meinem grenzenlosen Leiden wandte ich mich nun dem tröstlichen Umgange mit meiner Schwester *Ottilie* und deren vortrefflichem Manne, *Hermann Brockhaus*, zu, mit welchem diese seit einigen Jahren verheirathet war, und zu dieser Zeit in dem schönen «*Grossen Garten*» bei Dresden einen freundlichen Sommerpavillon bewohnte. Sogleich nach meiner ersten Ankunft in Dresden hatte ich beide aufgesucht; selbst noch in grosser Unklarheit über meine Lage, hatte ich ihnen keine Mittheilungen hierüber gemacht, und nur wenig mich bei ihnen gezeigt: jetzt war ich getrieben, meinen Trotz zu überwinden und ziemlich unverhüllt mein Unglück zu eröffnen. Der grosse Vorzug verwandtschaftlicher Beziehungen und der unvermittelten, unbedingten Vertraulichkeit zwischen Blutsverwandten trat hier zum ersten Mal meinem Gefühl höchst wohlthätig nahe. Hier war wenig zu erklären; Bruder und Schwester waren dieselben, die in frühester Kindheit in vollster Gemeinschaft gelebt hatten: Alles verstand sich ohne Erklärung; ich war unglücklich, sie glücklich: Trost und Hülfe erstanden ganz von selbst.

Diese war dieselbe Schwester, welcher ich einst unter Blitz und Donner «*Leubald und Adelaïde*» vorgelesen, welche an jenem Weihnachtsabend der verhängnissvollen Aufführung meiner ersten Ouverture voll Staunen und Mitleiden beigewohnt hatte, und welche ich nun an einen

der liebenswürdigsten Menschen, den jüngsten Bruder meines älteren Schwagers *Friedrich Brockhaus*, den orientalischen Sprachgelehrten und bald rühmlich bekannten *Hermann Brockhaus*, vermählt fand. Ihre Ehe war bereits mit zwei Kindern gesegnet; ein günstiger Vermögensstand erleichterte ein sorgenloses Leben, und wenn ich, wie es nun täglich geschah, meine Fusswanderung von *Blasewitz* nach dem berühmten «*Grossen Garten*» richtete, war es mir beim Eintritt in einen jener so gesuchten Pavillons, wo ich stets eine glückliche Familie freundlich zu meinem Empfange bereit wusste, als ob ich aus wüster Lebensöde in ein Paradies einträte. Durch den schwesterlichen Umgang ward nicht nur mein Gemüth auf das Wohlthuendste beruhigt, sondern durch den Verkehr mit dem geistvollen und gelehrten Schwager auch mein so lange schlummernder höherer Bildungstrieb von Neuem lebhaft angeregt. Während meine jugendliche Ehe als eine zwar verzeihliche, doch zu berichtigende Verirrung, in durchaus unverletzender Weise mir zum Bewusstsein gebracht wurde, gewann mein Geist auch wieder genügende Spannkraft zu künstlerischen Entwürfen, welche diesmal nicht auf leichtfertige Zweckmässigkeit für die mir bekannt gewordenen Theaterverhältnisse berechnet waren. Während der kümmerlichen Tage meines letzten Zusammenseins mit *Minna* in *Blasewitz* hatte ich den Bulwerschen Roman von *Cola Rienzi* gelesen; während ich nun, im tröstlichen Umgang mit meiner Familie, mich erholte, arbeitete ich den Plan zu einer grossen Oper aus, zu welchem mich jenes Sujet begeisternd angeregt hatte. War ich für das Erste auch genöthigt mich einem kleinern Theaterverhältnisse wieder zuzuwenden, so bestrebte ich mich doch, von jetzt an auf eine Erweiterung meines Wirkungskreises in der Zukunft hin zu arbeiten. Ich sandte meine Ouverture über «*Rule Britannia*» an die Philharmonische Gesellschaft nach London ein, und suchte mich mit *Scribe* in Paris wegen eines von mir entworfenen, einem Roman von *H. König* entnommenen Sujets, «*die hohe Braut*», in Verbindung zu setzen. So verbrachte ich, zu unvergesslich freundlicher Erinnerung, den Rest des Sommers dieses Jahres, um nun mit Ende August's meiner neuen Bestimmung gemäss die Reise nach *Riga* anzutreten. Trotzdem ich dort kürzlich auch meine Schwester *Rosalie*, ihrer Herzensneigung entsprechend, an den Professor *Oswald Marbach* verheirathet wusste, vermied ich, wohl um mir thöriger Weise eine Beschämung zu ersparen, Leipzig zu berühren, und traf in Berlin ein, wo ich einige nähere Instruktionen meines zukünftigen Direktors zu empfangen, auch einen Pass mir zu besorgen hatte. Dort begegnete ich einer jüngeren Schwester

Minna's, Amalie Planer, einer mit schöner Stimme begabten Sängerin, welche wir schon in Magdeburg für kurze Zeit zu unserer Oper gezogen hatten. Das äusserst gutmüthige Mädchen war sehr erschüttert durch meine Mittheilungen über *Minna*; in einer Aufführung des «Fidelio», welcher wir gemeinschaftlich beiwohnten, brach sie mit mir in Thränen und Schluchzen aus. Auch durch diesen tröstlichen Eindruck gestärkt, wendete ich mich nun über *Schwerin,* wo ich irrthümlich auf die Spuren *Minna's* zu treffen wähnte, nach *Lübeck,* um dort den Abgang eines nach *Riga* fahrenden Kaufmannschiffes abzuwarten. Bereits waren wir nach *Travemünde* ausgelaufen, als sich ein ungünstiger Wind einstellte, welcher die Abfahrt acht Tage lang unmöglich machte. In einer elenden Schiffskneipe musste ich diese widerwärtige Zeit zu überstehen suchen; ohne Mittel der Unterhaltung griff ich unter anderm zur Lecture des Volksbuches vom «*Till Eulenspiegel*», welches mich zuerst auf den Gedanken einer ächt deutschen komischen Oper brachte. Als ich dann um so vieles später endlich die Dichtung meines «*jungen Siegfried*» entwarf, entsinne ich mich, dass Erinnerungen aus diesem traurigen Aufenthalt in *Travemünde,* und an die Lecture des «*Eulenspiegel*» lebhaft hierbei wieder in mir wach wurden. Nach einer viertägigen Seefahrt langten wir endlich im Hafen von *Bolderaa* an, und ich empfand zunächst die eigenthümlichen Schauer des Verkehrs mit russischen Beamten, gegen welche ich seit meiner Jugendsympathie für die Polen mit instinktivem Entsetzen erfüllt war. Mir war es, als ob die Hafenwachen mir meine Schwärmerei für Polen ansehen und sofort mich nach Sibirien schicken würden: desto angenehmer überraschte mich endlich das durchaus zutrauliche deutsche Element, welches mich in *Riga,* namentlich bei Allem, was mit dem Theater in Verbindung stand, umfing.

Nach meinen schlimmen Erfahrungen im Betreff der Eigenschaften der kleineren deutschen Theater wirkte zunächst auf mich die Beschaffenheit der dort neu begründeten Theaterzustände angenehm beruhigend. Eine Anzahl vermögender Theaterfreunde und reicher Kaufleute hatte eine Gesellschaft gegründet, welche aus freien Stücken die nöthigen Geldmittel beschaffte um einer gewünschten guten Theaterdirektion eine solide Grundlage zu geben: die Direktion selbst hatte man einem Manne von gewissem theatralischem Ruf, dem nicht unbeliebten Theaterdichter *Karl von Holtei* übergeben. Dieser Mann, einer besondren, um jene Zeit bereits verschwindenden Tendenz des Theaterwesens angehörend, vereinigte mit ausserordentlichen geselligen Eigenschaften eine ungewöhnliche Bekanntheit mit allen dem Theater nahestehenden

Persönlichkeiten aus den vorangegangenen zwanzig Jahren. Er zählte sich zu dem Kreise der sogenannten «liebenswürdigen Libertins», welche sich gern auch für geistvoll angesehen sahen, und im Theater den von der Oeffentlichkeit willig geduldeten Tummelplatz für frivole Excentrizitäten erfassten, gegen welche das bürgerliche Leben sich ebenso abgeschlossen verhält, wie die höhere Intelligenz der Nation sich immer hoffnungsloser von ihrer frühern Theilnahme für das Theater überhaupt wieder zurückzog. Das *Königstädter* Theater in Berlin, an welchem *Holtei*'s erste Frau vor längerer Zeit bereits als liebenswürdige Schauspielerin geglänzt hatte, war in der Zeit seiner besondren Blüthe, zu welcher es namentlich durch den Besitz der berühmten *Henriette Sontag* gediehen war, die Schule des *Holtei*'schen Theater-Geschmackes gewesen. Dort hatte neben seinen Liederspielen, unter denen «*der alte Feldherr*» zu ziemlicher Beliebtheit gelangte, namentlich sein, nach der Bürgerschen Ballade bearbeitetes Melodram «*Lenore*» ihm eine weit reichende Beachtung als Theaterstückmacher gewonnen. Von der Begierde mit seiner ganzen Person sich in das Theater zu werfen ergriffen, war ihm die Einladung nach Riga besonders willkommen, weil er an dem entlegenen Orte ohne Scheu seiner Neigung sich hinzugeben hoffen durfte. Durch sein merkwürdig zutrauliches Benehmen, seine unerschöpflich amüsante Unterhaltung und ungemein leichte Art der Geschäftsbehandlung, wusste er die *Riga*'schen Kaufleute, welche nach eben nichts andrem als solcher Unterhaltung, wie er sie zu gewähren wusste, verlangten, ausserordentlich für sich einzunehmen. Sie statteten ihn mit allen erforderlichen Mitteln reichlich aus, und kamen ihm in jeder Hinsicht mit unbedingtem Vertrauen entgegen. Mein Engagement bei seiner Unternehmung war ausserordentlich leicht zu Stande gekommen: griesgrämige Pedanten wollte er sich vom Halse halten, und zog daher junge Leute schon ihrer Jugend wegen vor; in meinem Betreff hatte es ihm genügt, mich einer ihm bekannten und befreundeten Familie angehörend zu wissen, und da er ausserdem erfuhr, dass ich eifrig und feurig namentlich der modernen italienischen und französischen Oper mich zugewandt hatte, glaubte er in mir grade den rechten Mann gefunden zu haben. Von sämmtlichen Opern *Bellini*'s, *Donizetti*'s, *Adam*'s und *Auber*'s hatte er in Bausch und Bogen die Partituren verschrieben; die sollte ich nun alle fix und flott den guten Rigaern in grösster Schnelle zum Besten geben.

Bei meinem ersten Besuche in *Holtei*'s Wohnung traf ich als alten Bekannten von Leipzig her meinen ehemaligen Protektor *Heinrich Dorn* an, welcher in *Riga* eine feste Anstellung als städtischer Musikdirektor

an Kirche und Schule angenommen hatte. Dieser, der sich freute, den phantastischen Jüngling als praktischen Musikdirektor in selbständiger Stellung wiederzufinden, gewahrte mit Verwunderung die mit mir vorgegangene Veränderung, als er mich, den excentrischen *Beethovenianer*, so ganz in der Parteinahme für *Bellini* und *Adam* begriffen sah. Er führte mich nach seiner Sommerwohnung, welche nach Riga'schem Sprachgebrauch «*im Grünen*», das heisst buchstäblich: im Sand, sich befand. Während ich ihm von meinen Lebensschicksalen einiges berichten musste, befiel mich beim Gewahrwerden der seltsamen Oede, in welche ich gerathen war, zuerst ein banges Gefühl der Heimathlosigkeit, welches sich von anfänglichem Unbehagen allmählich zu leidenvoller Sehnsucht steigerte, mich aus diesem Theatergewirr, das mich in so unwirthliche Gegenden verlockt hatte, gänzlich zu befreien. Der Leichtsinn, mit welchem ich in *Magdeburg* mich gleichzeitig zum Verfall meines musikalischen Geschmacks, wie zum Behagen am nichtigsten Theaterumgang hatte hinreissen lassen, wich immer mehr dieser bang sehnsüchtigen Stimmung, woraus im Verlaufe meiner Riga'schen Wirksamkeit in mir eine Tendenz sich bildete, welche, wie sie dem Theater selbst mich immer mehr entfremdete, namentlich auch den Direktor *Holtei* mit dem Aerger der Enttäuschung über mich erfüllte.

Für den Anfang fiel es mir jedoch noch nicht schwer, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Wir mussten das Theater eröffnen, ehe noch das Opernpersonal sich vollzählig eingefunden hatte; dies wurde uns durch Vorführung einer kleinen komischen Oper von *C. Blum*, «*Marie, Max und Michel*», möglich. Hiezu komponirte ich als Einlage eine von *Holtei* gedichtete Arie für den tüchtigen Bassisten *Günther;* sie bestand aus einer sentimentalen Einleitung und einem heitren militärischen Rondo, und gefiel sehr. Später komponirte ich noch für den Bassisten *Scheibler* eine gebetartige Einlage zur «*Schweizer-Familie*», welche nicht nur dem Publikum, sondern auch mir selbst wirklich gefiel und bereits von der grossen Umwandlung Zeugniss ablegte, welche sich immer mehr in meiner musikalischen Entwicklung kundgab. Für den Namenstag des Kaisers *Nikolaus* ward mir die Composition einer von *Brakel* gedichteten «Nationalhymne» übertragen, welcher ich eine möglichst despotisch-patriarchalische Färbung zu geben suchte, und damit nicht weniger Ruhm einlegte, da sie alljährlich am gleichen Tage eine Zeit lang wiederholt aufgeführt wurde. — *Holtei* suchte mich zu bestimmen, für unser Personal, wie es nun grade vorhanden war, eine leichte, gefällige Oper, lieber noch «Singspiel», zu schreiben; ich sah mir den Text meiner «*lustigen*

Bärenfamilie» noch einmal an, fand, wie ich früher bereits erwähnte, auch *Holtei* sehr günstig für diese Arbeit gestimmt; da ich jedoch die wenige Musik, die ich bereits hierfür in Königsberg aufgeschrieben, wieder hervorsuchte, kam mir ein lebhafter Ekel vor dieser Schreibart an. Ich schenkte das Textbuch einem gutmüthigen, unbeholfenen Freunde, dem unter mir stehenden Musikdirektor *Löbmann*, und kümmerte mich in meinem Leben nie wieder darum. — Dagegen schritt ich zur Ausführung des in Blasewitz entworfenen Textes zu «*Rienzi*» und verfuhr in jeder Weise hierbei nach einem so ausschweifend grossen theatralischen Maasstabe, dass ich mit der Conception dieser Arbeit mir absichtlich jede Möglichkeit abschnitt, durch die Umstände mich verführen zu lassen, mein Werk anders als auf einer der grössten Bühnen Europa's aufzuführen.

Während sich hiermit immer mehr das Streben, aus den kleinen, entwürdigenden Theaterverhältnissen herauszugelangen, in mir ausbildete, traten neue Verwicklungen in mein Leben, welche mein Gemüth mit immer grösserm Ernst erfüllten und dem soeben angedeuteten Streben neue Erschwerungen zuführten. Die von *Holtei* erwartete *Primadonna* war ausgeblieben; wir befanden uns gänzlich ohne Sängerin für die *serieuse* Oper. Unter diesen Umständen ging *Holtei* sehr erfreut auf meinen Vorschlag ein, *Amalie*, die Schwester *Minna*'s, welche gern ein Engagement in meiner Nähe anzunehmen bereit war, sofort nach Riga zu berufen. Von Dresden aus, wo sie sich damals aufhielt, berichtete sie mir in ihrer Antwort zugleich die Wiederkehr *Minna*'s zu ihren Eltern, sowie den leidenden, traurigen Zustand, in welchem diese, von harter Krankheit erfasst, sich befände. Diese Nachricht traf mich in sehr natürlicher Kälte: was ich, seitdem sie mich zuletzt verlassen, über *Minna* erfahren, hatte mich nothwendig bestimmt, meinem alten Königsberger Freunde den Auftrag zu ertheilen, die legalen Schritte zur Scheidung unsrer Ehe einzuleiten. Es war gewiss, dass *Minna* mit jenem unglücklichen Herrn *Dietrich* sich längere Zeit in einem Hamburger Hôtel aufgehalten, und ihre Trennung von mir mit so gänzlicher Rücksichtslosigkeit kundgegeben hatte, dass namentlich die Theaterwelt in für mich wirklich ehrenrühriger Weise davon sich unterhielt. Ich theilte dies *Amalien* einfach mit, und bat sie, mich mit weitern Berichten über ihre Schwester zu verschonen.

Hierauf wandte sich nun *Minna* selbst an mich mit einem wahrhaft erschütternden Brief, in welchem sie mir offen ihre Untreue eingestand. Wie sie zu dieser durch Verzweiflung getrieben worden, sei sie jedoch

ebenfalls durch Verzweiflung über das Unglück, in welches sie sich gestürzt, von diesem Wege wieder abgekommen. Andeutungen liessen schliessen, dass sie über den Charakter ihres Verführers getäuscht worden, und durch Erkenntniss ihrer abscheulichen Lage in einen moralisch wie körperlich höchst leidenvollen Zustand verfallen war, aus welchem sie sich nun krank und elend zu mir zurückwandte, um, ihre Schuld bekennend, meine Verzeihung zu erbitten und unter allen Umständen mir zu versichern, dass sie erst jetzt zur wahren Erkenntniss ihrer Liebe zu mir gelangt sei. Nie hatte ich eine ähnliche Sprache von *Minna* vernommen, und nie sollte ich wieder eine gleiche von ihr vernehmen, ausser in einer ergreifenden Stunde weit späterer Zeit, in welcher der gleiche Ausdruck ebenso erschütternd und umstimmend auf mein Gemüth wirkte, als es dieses erste Mal nach Empfang des bezeichneten Briefes der Fall war. Ich schrieb ihr zurück, dass von dem Vorgefallnen, an dem ich mir die erste Schuld selbst beimesse, nie mit einem Wort zwischen uns mehr die Rede sein sollte; und ich darf mich rühmen, diesen Vorsatz buchstäblich durchgeführt zu haben.

Da auch das Engagement ihrer Schwester nach Wunsch zu Stande kam, lud ich *Minna* ein, mit dieser sofort zu mir nach *Riga* zu kommen. Gern folgten beide meiner Aufforderung, und trafen bei bereits rauher Jahreszeit am 19. Oktober aus Dresden in meiner neuen Heimath ein. Dass *Minna*'s Gesundheit wirklich gelitten, ward ich mit Bedauern inne, und suchte dafür nach Kräften durch Herstellung häuslicher Bequemlichkeit und Ruhe ihr wohlthätig zu werden, was seine Schwierigkeiten hatte, da mir nur meine bescheidenen Einnahmen als Musikdirektor zu Gebote standen, und wir beide fest dabei verharrten, *Minna* nicht wieder zum Theater gehen zu lassen. Die Durchführung dieses Entschlusses, wie sie für unser Auskommen uns Unbequemlichkeiten auferlegte, zog andrerseits mir sonderbare Verwicklungen zu, über deren Charakter ich erst späterhin in einer Weise aufgeklärt wurde, die mir zugleich die abschreckendsten Erfahrungen über die moralische Beschaffenheit des Direktors *Holtei* einbrachte. Für jetzt hatte ich es mir eben gefallen zu lassen, als eifersüchtig auf meine Frau angesehen zu werden; dass diess von dem Urtheil, ich möge dazu wohl Grund haben, begleitet war, liess ich mir ruhig gefallen, und erfreute mich dagegen der Wiederherstellung befriedigender ehelicher Verhältnisse, namentlich auch einer nach Möglichkeit behaglichen Führung unseres bescheidenen Hausstandes, für welche nun *Minna*'s Talent sich wohlthätig entwickelte. — Da unsre Ehe stets kinderlos blieb, und für gewöhnlich die Pflege eines Hundes

für die Belebung des häuslichen Heerdes herbeigezogen werden musste, verfielen wir diesmal sogar auf den excentrischen Gedanken, es einmal mit einem jungen Wolfe zu versuchen, welcher uns als Säugling in das Haus gebracht worden war. Da wir jedoch fanden, dass dieser Versuch die Gemüthlichkeit unsres häuslichen Lebens nicht vermehrte, gaben wir ihn nach einigen Wochen auf. — Besser glückte es mit der Schwester *Amalie*, welche durch ihre Gutmüthigkeit und anspruchslose Zutraulichkeit eine Zeit lang recht angenehm zur Herstellung des fehlenden Familienwesens mitwirkte. Die beiden Schwestern, von denen keine eine eigentliche Bildung genossen hatte, verfielen oft auf belustigende Weise in den Ton ihrer Kinderjahre; wenn sie zweistimmige Kinderlieder sangen, bei welchen *Minna*, ohne irgendwie musikalisch belehrt zu sein, doch immer recht geschickt zu secundiren wusste, und hierzu russischer Salat, gesalzener Düna-Lachs oder gar frischer Caviar zur Abendmahlzeit genossen wurde, fühlten wir drei gemeinschaftlich uns im fernen Norden behaglich und wohlgemuth.

Amalien's schöne Stimme und wirkliches Gesangstalent bereiteten ihr anfänglich auch eine sehr günstige Aufnahme beim Publikum, was uns dreien gemeinschaftlich recht wohl that. Von sehr kleiner Gestalt, und bei nicht weit reichendem Darstellungstalent, blieb jedoch ihr Wirkungskreis beschränkt, und während sie bald durch glücklichere Nebenbuhlerinnen empfindlich überholt wurde, durfte sie für ihr Lebensglück es als besonders günstig ansehn, dass ein äusserst rechtschaffener Offizier der russischen Armee, der damalige Rittmeister, jetzt General *Carl von Meck*, sich auf's herzlichste in das bescheidene Mädchen verliebte, und nach einem Jahr sie heirathete. Leider kam durch dieses Verhältniss, da es zunächst manche Schwierigkeiten bereitete, die erste Trübung unsres Zusammenlebens zum Vorschein. Die Schwestern überwarfen sich mit der Zeit gänzlich, und ich hatte die ärgerliche Verdriesslichkeit zu überstehen, endlich ein volles Jahr zwischen zwei Verwandten, welche sich nie mehr sprachen und sahen, in der gleichen Wohnung zu leben.

Den Winter, mit welchem wir in das Jahr 1838 traten, brachten wir noch in einer engen, unfreundlichen Wohnung in der alten Stadt zu; erst mit dem Frühjahr bezogen wir eine angenehmere Wohnung in der frei gelegenen Petersburger Vorstadt, in welcher sich, trotz des bezeichneten schwesterlichen Zerwürfnisses, ein ziemlich belebter geselliger Verkehr einfand, da wir oft Freunde und Bekannte gemüthlich zu bewirthen uns angelegen sein liessen. Ausser mit Mitgliedern des Theaters pflegte ich

abwechselnd auch einige städtische Bekanntschaften; wir empfingen und besuchten die Familie des Musikdirektors *Dorn*, mit welchem ich Brüderschaft schloss; am treuesten hielt jedoch der zweite Musikdirektor am Theater, der nicht sehr begabte, aber ehrenwerthe *Franz Löbmann*, zu mir. Dennoch pflegte ich den Verkehr in weitern Kreisen nur dürftig und, der von jetzt an immer mehr sich herausstellenden Haupttendenz meines Lebens gemäss, gar bald immer weniger, so dass, als ich nach einem nicht ganz zweijährigen Aufenthalt später Riga verliess, ich auch von diesem Orte nicht minder fremd und gleichgültig schied, wie früher von Magdeburg und Königsberg. Was diesen Fortgang mir aber besonders verbitterte, sollte aus einer Reihe von Erfahrungen bestehen, welche besonders widerwärtiger Art waren und mich mit dem Drange beseelten, für immer von der Berührung mit ähnlichen Elementen, wie ich sie in meinen bisherigen Versuchen, bei Theatern mir eine Stellung zu verschaffen, angetroffen hatte, auszuscheiden.

Doch nur allmählich trat diess alles in mein Bewusstsein, während ich anfänglich, im Geleite des Wiederauflebens meines so früh gestörten jungen ehelichen Glückes, eine Zeit lang auch in meiner künstlerischen Wirksamkeit mich gegen früher wesentlich gebessert fühlte. Unter der wohlthätigen Einwirkung des gesicherten materiellen Bestandes der Theaterunternehmung stellte sich auch manches Erfreuliche für die künstlerischen Leistungen derselben heraus. Das Theater selbst war in einem besonders kleinen Raum eingepfercht; auf der winzigen *Bühne* war ebensowenig an die Entwicklung von theatralischem Luxus, wie in dem höchst beschränkten Orchesterraume an Unterbringung reichlicher musikalischer Kräfte zu denken. Nach beiden Seiten hin waren somit die engsten Schranken gesetzt; dennoch verstand ich es, in einem Orchesterraume, welcher eigentlich nur für zwei erste und zwei zweite Violinen, zwei Bratschen und einen Contrabass zur Besetzung des Streichquartettes berechnet war, allmählich ansehnliche Verstärkungen einzuführen, durch welche an sich erfolgreiche Bemühungen ich zuerst den Grimm *Holtei*'s reizte. Für die Oper stellte sich bald ein gutes Ensemble heraus. Vorzüglich anregend ward für mich das glückliche Studium der Mehul'schen Oper «*Joseph in Aegypten*», deren edler und einfacher Styl, bei der rührenden und ergreifenden Wirkung der Musik, zu der günstigen Wendung meiner bis daher durch die Theaterpraxis auffallend verdorbenen Geschmacksrichtung nicht wenig beitrug. Sehr erfreulich war es mir, dass ich durch recht gute Aufführungen des recitirenden Schauspiels meine alte ernste Neigung wieder angeregt fühlen durfte. Mir

bleibt besonders eine Aufführung des «*König Lear*» unvergesslich, welcher ich nicht nur in den Aufführungen, sondern auch in den Proben mit höchstem Interesse beiwohnte. — Diese fördernden Eindrücke trugen dennoch nur dazu bei, mich im Befassen mit dem Theater allmählich immer unglücklicher zu fühlen, da einerseits die Persönlichkeiten der Theatergesellschaft mich immer mehr abstiessen, und andrerseits die Tendenz der Direktion mich mit wachsendem Unmuth erfüllte. Im Betreff des Theaterpersonals machte ich nun, da ich meine frühere, in Magdeburg so leichtfertig bewährte Neigung zu ungewähltem Umgange verloren hatte, bald die widerwärtigsten Erfahrungen von der Hohlheit, Eitelkeit und der frechsten Selbstsucht dieser ungebildeten, gänzlich zuchtlosen Menschenklasse. Bald gab es nur wenige Mitglieder unsrer Oper, mit denen ich mich nicht im Kampfe gegen eine der genannten Eigenschaften überworfen hätte. Am traurigsten war es aber zu gewahren, dass ich in solchen Kämpfen, zu denen mich in Wahrheit nur mein Eifer für das Gelingen der künstlerischen Gesammtleistung hinreissen liess, von dem Direktor *Holtei* nicht nur ohne Unterstützung blieb, sondern sogar ihn selbst mir dadurch verfeindete. Dieser fand sich nämlich bald zu der offenen Erklärung veranlasst, dass unser Theater einen für seinen Geschmack viel zu soliden Charakter angenommen habe, und suchte mich darüber zu belehren, dass gute theatralische Leistungen eigentlich eine lüderliche Bande voraussetzten. Wie er den Begriff der Würde der theatralischen Kunst geradeswegs für einen pedantischen Unsinn erklärte, erkannte er für den Genre ihrer Leistungen eigentlich nur das halb rührend, halb frivol anregende *Vaudeville* als beachtungswerth an. Die ernste grosse Oper, besonders das reiche musikalische Ensemble, war ihm entschieden verhasst, und meine Anforderungen hierfür reizten ihn zu wirklichem Hohn und hämischer Zurückweisung. Den eigenthümlichen Zusammenhang dieser seiner künstlerischen Tendenz mit seinen anderweitigen, das Gebiet der Moralität berührenden Neigungen, sollte mir zu meinem Schrecken allmählich auch klar werden. Für das Erste fühlte ich mich durch die Aeusserungen seiner künstlerischen Antipathien genügend von ihm abgestossen, um meiner wachsenden Abneigung gegen das Befassen mit dem Theater mich immer mehr nachhängen zu lassen. Wohl erfreute ich mich noch einiger guten Aufführungen, welche ich unter günstigen Umständen auf dem grössern Theater zu *Mitau*, wohin die Gesellschaft sich im Anfang des Sommers auf einige Zeit begab, zu Stande brachte. Dennoch fasste ich grade bei diesem Aufenthalte, während weclhes ich mich meist mit der Lecture *Bulwer*'scher Romane befasste,

den heimlichen Entschluss, ernstlich nach Befreiung aus dem Verkehr mit dem Theater, wie er mir bis jetzt einzig möglich geworden war, zu trachten.

Die Composition meines bereits im Anfang des Rigaer Aufenthaltes beendigten Textes der Oper «*Rienzi*» sollte mir die Brücke zu der von mir ersehnten grossartigern Welt bauen. Hatte ich die Ausführung der «*lustigen Bärenfamilie*» schon mit aus dem Grunde, weil der leichtere Charakter derselben mich wieder zum Befassen mit den von mir verachteten Theaterverhältnissen verführt haben würde, verworfen, so gab es mir nun eine erhebende Beruhigung, den «*Rienzi*» auch in Betreff der angewandten Kunstmittel so rücksichtslos reich zu entwerfen, dass schon das Verlangen nach seiner dereinstigen Aufführung mich zum Verlassen der bisher gewohnten kleinern Theaterverhältnisse, und zum Aufsuchen neuer Beziehungen zu einem grossen Theater nöthigen musste. Nach unsrer Rückkehr aus *Mitau*, im Hochsommer 1838, begann ich nun diese Composition, und nährte dadurch in mir eine enthusiastische Stimmung, welche meiner thatsächlichen Lebenslage gegenüber den Charakter einer verzweifelten Aufgelegtheit annahm. Jedem, dem ich mein Vorhaben mittheilte, leuchtete es schon aus dem blossen Bekanntwerden mit meinem Sujet ein, dass ich auf einen Bruch mit meiner bisherigen Stellung, in welcher an die Aufführung meines Werkes gar nicht zu denken war, ausging, wodurch ich in den Augen meiner Bekannten als hoffärtig und leichtsinnig zugleich erschien.

Für unpraktisch und excentrisch galt ich auch jetzt, wo ich von meinem letzten leichtfertigen Behagen am trivialen Operngeschmack mich lebhaft wieder abgewandt hatte, namentlich auch dem ehemaligen Protektor meiner merkwürdigen Leipziger Ouverture. Er sprach diess mit grösster Unbefangenheit in einem Bericht über ein zuvor, am Schlusse des Winters von mir gegebenes Concert in der neuen Zeitschrift für Musik aus, wo er sich über zwei meiner Compositionen, jene Magdeburger *Columbus-Ouverture* und die bereits erwähnte Ouverture über «*Rule Britannia*», diesmal ohne Scheu lustig machte. Ich selbst hatte an der Aufführung dieser beiden Ouverturen keine Freude erlebt, und namentlich meine in diesen Compositionen noch stark bekundete Vorliebe namentlich für Trompeten spielte mir bereits diesmal unangenehme Streiche, da ich unsern Riga'schen Musikern hierbei offenbar zu viel zugemuthet hatte, und mannichfaltiges Unglück bei der Execution ertragen musste. Im vollen Gegensatz zu meiner ausschweifenden Anlage des «*Rienzi*» hatte dagegen derselbe *H. Dorn* zur Anfertigung einer Oper sich angelassen, für

welche er recht praktisch eben nur den Bestand unsres Riga'schen Theaters im Auge behalten hatte. *«Der Schöffe von Paris»*, historisch-komische Oper aus der Zeit der Belagerung von Paris unter Jeanne d'Arc, wurde zur Zufriedenheit des Componisten von uns einstudirt und aufgeführt. Ich erhielt keinen Grund, durch den Erfolg dieses Werkes mich von meinem Vorhaben im Betreff der Ausführung meines *«Rienzi»* abbringen zu lassen, und freute mich innerlich der Neidlosigkeit, mit welcher ich auf diesen Erfolg blickte. Gänzlich unangeregt zur Nebenbuhlerschaft, zog ich mich immer mehr aus dem Verkehr mit der Riga'schen Künstlerschaft zurück, beschränkte mich lediglich auf die Ausführung meiner kontraktlichen Funktionen, und arbeitete die zwei ersten Akte meiner grossen Oper aus, ohne im mindesten mich darum zu bekümmern, ob ich je zu einer Aufführung des Werkes selbst gelangen würde.

Hatten mich zu der Umkehr meiner innern Neigungen nach der, in frühester Jugend mir eignen inbrünstig ernsten Seite meines Wesens hin, gewiss auch die so früh von mir gemachten bitter-ernsten Lebenserfahrungen bestimmt, so waren diese neuerdings durch besonders wehmüthige Eindrücke noch gefärbt worden. Nicht lange nach meiner Wiedervereinigung mit *Minna* kam mir aus der Heimath die Nachricht vom Tod meiner Schwester *Rosalie* zu. Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich den Eindruck vom Dahinscheiden eines innig nahe stehenden Wesens zu erfahren gehabt. Gerade der Tod dieser Schwester erschütterte mich wie ein tief bedeutungsvoller Schicksalsschlag; sie war es gewesen, um deren Liebe und Achtung willen ich einst mich so energisch von meinen jugendlichen Ausschweifungen abgewandt hatte, um deren Theilnahme zu verdienen ich meinen ersten grössern Arbeiten einen besondren, sinnigen Fleiss zugewandt hatte. Als mich die leidenschaftliche Sorge des Lebens erfasste und aus dem älterlichen Haus ohne Aufenthalt forttrieb, war sie es, welche in meinem dunkel befangenen Herzen gelesen, und bei jenem letzten Abschied in Leipzig das ahnungsvolle Lebewohl mir zugerufen hatte. In der Zeit meines Verschollenseins, als die Nachricht von meiner eigenwilligen Heirath und dem damit verbundenen Missrathen meiner Lebenslage in die Familie gelangte, war sie es, welche, wie meine Mutter mir später mittheilte, nie den Glauben an mich aufgegeben hatte, sondern stets die Hoffnung nährte, ich würde noch zur reinen Entfaltung meiner Natur gelangen und es zu etwas Tüchtigem bringen. Nun, bei der Nachricht von ihrem Tode, stand mit der Erinnerung an unsren bedeutungsvollen Abschied, wie vom Blitz erleuchtet, der ganze Umfang des edlen Werthes meiner Beziehungen zu dieser

Schwester vor mir, und welchen Einfluss dieses auf mich hatte, ward mir später deutlich bewusst, als nach meinen ersten auffallenden Erfolgen meine Mutter unter Thränen beklagte, dass *Rosalie* sie nicht hatte miterleben können. Nun war es mir denn auch wohlthätig überhaupt, mit meiner Familie wieder in Verkehr zu treten. Mutter und Schwestern hatten in ihrer Weise von meinen Schicksalen vernommen; es rührte mich tief in den Briefen, die mir von ihnen nun wieder zukamen, nichts von Vorwürfen über mein eigenwilliges und anscheinend liebloses Benehmen, sondern nur Mitgefühl und herzliche Sorge ausgedrückt zu sehen. Auch über die guten Eigenschaften meiner Frau waren meiner Familie empfehlende Berichte zugekommen, was mir besonders wohlthätig war, da mir so die Vertheidigung ihres bedenklichen Benehmens gegen mich, welche mich sehr beschwert haben würde, im versöhnlichen Sinne erspart wurde. Somit trat eine wohlthätige moralische Ruhe in mein kurz zuvor so stark aufgeregtes Innere. Was mich mit solcher Leidenschaftlichkeit zu der unvorsichtigen, allzu jugendlichen Ehe getrieben, was in Folge hiervon mich so aufreibend bedrängt hatte, schien nun wie beschwichtigt und in Frieden beigelegt; und verblieben mir auch die gemeinen Lebenssorgen oft in widerwärtigster und bekümmerndster Gestalt lange Jahre hindurch, so waren doch die Beunruhigungen des sehnsüchtigen Jünglingsbedürfnisses in einer Weise gedämpft und beschwichtigt, dass ich fortan, bis zur Erreichung meiner künstlerischen Selbständigkeit, das Streben meiner Natur lediglich eben auf diesen idealeren Zweck richten konnte, welcher jetzt, von der Conception des «*Rienzi*» ab, für alle meine Lebensentschlüsse mich einzig leitete.

Mir ist später durch das mir berichtete Wort eines *Rigaer*'s, welcher erstaunt war, von den Erfolgen eines Menschen zu hören, von dessen Bedeutung man während eines zweijährigen Aufenthalts in der doch nicht sonderlich grossen lievischen Hauptstadt nicht das mindeste wahrgenommen hatte, der Charakter meines Lebens in *Riga* selbst erst bemerklich geworden. Von nirgends her trat mir eine auch nur im Mindesten anregende Persönlichkeit entgegen. Gänzlich auf mich allein angewiesen, blieb ich Allen fremd. Wie schon erwähnt, zog ich mich auch mit immer zunehmendem Widerwillen von dem Personal des Theaters zurück, und so fand es sich denn, dass am Ende eines zweiten dort verbrachten Winters, als mir Ende März 1839 von Seiten der Direktion meine Entlassung angezeigt wurde, so sehr aus andern Gründen mich dieses Vorgehen überraschte, ich mich doch in voller Uebereinstimmung mit dieser Nöthigung, meinen Lebensplan zu verändern, fühlte. Die charakte-

ristischen Umstände dieser Entlassung waren nun allerdings aber der Art, dass ich sie wohl als eine der widerwärtigsten Erfahrungen meines Lebens anzusehen hatte. Bei Gelegenheit einer lebensgefährlichen Erkrankung hatte ich bereits auf die Gesinnung *Holtei's* gegen mich zu schliessen sehr betrübende Veranlassung erhalten. Mitten im stärksten Winter hatte ich in einer Theaterprobe mir eine heftige Erkältung zugezogen, welche bei meinem durch beständigen Aerger und nagenden Gram über die Nichtswürdigkeit der mich erdrückenden Theaterwirthschaft sehr krankhaft aufgeregten Nervensystem, sofort einen sehr bedenklichen Charakter annahm. Nun sollte grade in diesen Tagen aber eine Gastvorstellung der Oper «*Norma*» von unsrer Gesellschaft in *Mitau* gegeben werden. *Holtei* verstand es, mich zu nöthigen, vom Krankenbette mich zu der winterlichen Reise aufzumachen, und in dem eiskalten Mitauer Theater mich der gefährlichsten Vermehrung meiner Krankheit auszusetzen. Die Folge hiervon war ein typhöses Fieber, welches mich so schnell abzehrte, dass *Holtei,* der meinen Zustand kennen lernte, im Theater sich davon unterhielt, dass ich nun wohl auch nie mehr dirigiren würde und vermuthlich zur «*Abfahrt bestimmt sei*». Einem trefflichen homöopathischen Arzte, Dr. *Prutzer,* verdankte ich meine Rettung und Wiedergenesung. Nicht lange hierauf verliess *Holtei* für immer unser Theater und Riga; ihm war das Befassen mit den dortigen, wie er sich ausdrückte, «*viel zu soliden Umständen*» unerträglich geworden; ausserdem aber schienen in seinem Privatleben, welches zuletzt noch durch den Tod seiner Frau hart betroffen worden war, Umstände eingetreten zu sein, welche ihn einen gänzlichen Abbruch seines Aufenthaltes in *Riga* räthlich dünken liessen. Dass auch ich unter den ihm entstandenen Verlegenheiten bisher unbewusst zu leiden gehabt hatte, sollte mir zu meinem Erstaunen jetzt bekannt werden. Als mir der Nachfolger *Holtei's* in der Direktion — der Sänger *Joseph Hofmann* — anzeigte, dass ihm von seinem Vorgänger ein mit dem Musikdirektor *Dorn* abgeschlossenes Engagement für die von mir bisher innegehabte Stelle am Theater als Verpflichtung übertragen worden, und meine Wiederanstellung somit unmöglich gemacht sei, begegnete meinem Erstaunen hierüber meine Frau mit der Erklärung der ihr bereits länger wohlbekannten Gründe der besondern Abneigung *Holtei's* gegen uns beide. Mit dem Bekanntwerden der Vorgänge, welche *Minna* aus Schonung, und um mir kein böses Blut gegen meinen Direktor zu machen, bisher angelegentlichst verschwiegen hatte, ging mir nun ein erschreckendes Licht auf. Wohl entsann ich mich, dass bald nach der Ankunft *Minna's* in *Riga* ich von *Holtei* dringlich angegangen worden

war, das Engagement meiner Frau am Theater nicht hindern zu wollen; ich bat ihn, sich ungestört mit dieser selbst zu vernehmen, um auf diesem Wege sich die Ueberzeugung zu verschaffen, dass die Fernhaltung *Minna*'s vom Theater auf einer gemeinschaftlichen Uebereinkunft, nicht aber etwa auf *einseitiger* Eifersucht *meinerseits* beruhte. Ich hatte ausdrücklich die Zeit, wo ich mit Proben im Theater beschäftigt war, zu den hiefür nöthigen Conferenzen des Direktors mit meiner Frau angezeigt; am Schlusse solcher Zusammenkünfte traf ich bei meiner Heimkehr mehreremals *Minna* in sehr aufgeregtem Zustande, und erhielt endlich von ihr die feste Erklärung, unter keinen Umständen in das von *Holtei* vorgeschlagene Engagement zu willigen. Ausserdem bemerkte ich an dem Benehmen *Minna*'s gegen mich ein mir unerklärliches scheues Forschen nach den Gründen meiner Bereitwilligkeit, mit welcher ich *Holtei* erlaubt hatte, meine Frau zu überreden zu suchen. Wie ich nun nach dem Eintritt der Katastrophe erfuhr, hatte *Holtei* diese Zusammenkünfte allerdings zu unverhohlenen Liebesbewerbungen benutzt, deren Charakter und Tendenz mir nach weiterm Bekanntwerden mit den besondern Eigenheiten dieses Mannes schwierig erklärbar wurde, bis aus dem Bekanntwerden andrer Prozeduren dieser Art es sich herausstellte, dass *Holtei* es für vortheilhaft halten musste, sich mit hübschen Frauen in das Gerede bringen zu lassen, um hierdurch die Aufmerksamkeit des Publikums von ungleich befleckenderen Verirrungen abzulenken. Zunächst aber war *Minna* auf das Aeusserste bereits dadurch empört worden, dass *Holtei*, nachdem er mit seinen eignen Liebesbewerbungen abgewiesen war, nun als Werber für einen Andern hervortrat, in dessen Betreff er sich dahin äusserte, dass er der jungen Frau allerdings nicht verdenken wolle, wenn sie ihn, den bereits ergrauten und vermögenslosen Mann, abweise, wogegen er ihr nun einen hübschen, jungen und zugleich sehr reichen Mann, den Kaufmann *Brandenburg*, zuweise. Sein grimmiger Aerger über die doppelte Abweisung, die Demüthigung, sich gänzlich erfolglos so sehr blossgestellt zu haben, scheint nach den Wahrnehmungen *Minna*'s hiervon gross gewesen zu sein. Ich begriff nun, dass seine oft gehörten Ausbrüche einer leidenschaftlichen Verachtung gegen «*solide Verhältnisse beim Theater*» nicht geniale Uebertreibungen waren, sondern dass er oft schon Grund erhalten haben mochte, über die ärgerlichsten Beschämungen von dieser Seite her sich zu beklagen. Dass aber frevelhafte Versuche zu einem Spiel, wie er es mit meiner Frau vorhatte, dennoch nicht im Stande waren, die immer weiter greifende Aufmerksamkeit der Beobachter seines eigentlichen lasterhaften Treibens zu täuschen, scheint

ihm endlich nicht entgangen zu sein, und unverhohlen gestanden eingeweihte Näherstehende, welche hierüber sich mir mittheilten, ein, dass die Furcht vor sehr üblen Enthüllungen ihn so schnell bewogen habe, seine Stellung in Riga gänzlich zu verlassen. — Noch in den spätesten Jahren hörte ich von *Holtei*'s leidenschaftlicher Ungeneigtheit gegen mich, mit welcher er unter andrem gegen «*Zukunftsmusik*» und ihre, die Einfachheit der reinen Empfindung bedrohende Tendenz, eiferte. Wie erwähnt, hatte er auch so viel menschliche Leidenschaft bewiesen, bereits in der letzteren Zeit unseres Rigaer Zusammenseins mir seine Feindseligkeit zu bezeigen, welche ich bis dahin geneigt war, wirklich nur seiner von der meinen abweichenden Kunsttendenz zuzuschreiben.

Wurde ich nun auch zu meinem Schrecken darüber belehrt, welche durchaus nur persönlichen Veranlassungen hierbei zu Grunde lagen, und hatte ich eine gewisse Beschämung darüber zu empfinden, durch mein früheres rückhaltsloses Vertrauen gegen einen mich ganz unvergleichlich bieder dünkenden Charakter meine Menschenkenntniss noch auf sehr schwachen Füssen stehend erkennen zu müssen, so setzte mich dagegen die Offenbarung des Charakters meines Freundes *H. Dorn* in fast noch grössere Verwirrung. Dieser war während unsres fortgesetzten Umganges in *Riga* aus dem Benehmen eines wohlwollenden ältern Bruders in ein offenbar vertrautes Freundesverhältniss zu mir übergegangen; wir sahen und besuchten uns fast täglich, sehr häufig im Familienkreise; ich hatte kein Geheimniss vor ihm, und die Aufführung seines «*Schöffen von Paris*» ging unter meiner Leitung so gut wie unter seiner eignen von statten. Als ich nun hörte, dass meine Stelle an ihn vergeben sei, glaubte ich ihn nur darüber befragen zu müssen, um zu erfahren, dass seinerseits ein Irrthum über meine Absicht im Betreff meiner bisherigen Stellung am Theater obwalte. Aus einer brieflichen Antwort ersah ich jedoch, dass *Dorn* sich wirklich die feindselige Stimmung *Holtei*'s gegen mich zu Nutze gemacht hatte, um von diesem gerade bei dessen Abgange eine den Nachfolger bindende Abmachung zu seinen Gunsten zu erwirken. Dass er als mein Freund die Vortheile dieser Abmachung nur für den Fall ausbeuten zu dürfen geglaubt hätte, dass ich wirklich meine *Riga*'sche Anstellung aufzugeben gesonnen sei, war ihm so wenig eingefallen, dass er in unsrem bisher fortgesetzten vertrauten Umgange sogar sorgfältig vermied, die Möglichkeit meines Fortgehens oder Verbleibens zu berühren. Er führte dagegen an, *Holtei* habe ihm eröffnet, er werde mich keinesfalls von Neuem engagiren, da ich mit dem Sängerpersonale mich nicht zu vertragen wisse; ihm, welchen der Erfolg seines «*Schöffen von Paris*» mit

neuer Lust für das Theater belebt hatte, sei demnach nicht zu verdenken gewesen, dass er die ihm sich bietende Vacanz zu seinem Vortheil ergriffen habe. Aus meinen vertrauten Mittheilungen habe er ausserdem entnommen, dass ich in bedrängter Lage sei, und bei meinem geringen, durch *Holtei* von vorn herein verkürzten Gehalte, gegen die Zumuthungen meiner Königsberger und Magdeburger Gläubiger, welche einen *Dorn* nahe befreundeten Advokaten gegen mich gewonnen hatten, einen sorgenvollen Stand hätte, was ihn denn zu der Annahme gebracht habe, ich würde mich doch in *Riga* nicht halten können. Somit habe er auch als Freund bei dem Erfassen der *Holtei*'schen Proposition sein Gewissen unbelästigt gefühlt. Um ihm diese Selbstbelügung nicht ungestört zu belassen, führte ich ihm zu Gewissen, dass ihm nicht unbekannt sei, wie mir für mein drittes Contraktjahr, wenn ich es angetreten hätte, ein erhöhter Gehalt zugesichert war, ausserdem durch Gründung von Orchesterconcerten, welche bereits einen günstigen Anfang genommen hatten, mir nun, nach Ueberstehung der schwierigen Zeiten der Uebersiedelung und Niederlassung, eben gerade die Möglichkeit entstünde, meiner aus der Vergangenheit herrührenden Schulden mich zu entledigen, und frug ihn somit, wie er sich zu verhalten gedenke, wenn ich erkläre, meinen Vortheil in der Beibehaltung meiner bisherigen Stellung zu ersehen, und ihn somit ersuchen würde, von seiner Abmachung mit *Holtei*, der ausserdem ja nach seinem Fortgange von *Riga* den vorgeschützten Grund zu meiner Entlassung fahren gelassen habe, abzustehen. Hierauf erhielt ich von *Dorn* bis auf den heutigen Tag keine Antwort, hatte dagegen im Sommer 1865 die Ueberraschung, *Dorn* in Person unangemeldet in meiner Münchener Wohnung eintreten, und, nachdem ich ihn zu seiner Freude wieder erkannt, mit einer Bewegung mir entgegen treten zu sehen, welche deutlich die Absicht einer Umarmung zeigte; während ich dieser auszuweichen verstand, erkannte ich doch schnell die Schwierigkeit, sein brüderliches «Du» von mir abzuhalten, da die Bemühungen hiergegen möglicher Weise Erörterungen nöthig gemacht hätten, welche eine unnütze Vermehrung meiner damaligen Aufregungen (es war in der Zeit der Aufführung meines *Tristan*) veranlasst haben würden. Diess war *Heinrich Dorn*, den, obwohl er sich zu jener Zeit nach dem Missglücken dreier Opern missmuthig vom Theater ab der rein bürgerlichen Handhabung der Musik bereits zugewandt hatte, der Riga'sche Lokalerfolg seiner historisch-komischen Oper *«der Schöffe von Paris»* über die Brücke eines Freundschafts-Verrathes, und an der Hand der Tugend in der Person des Direktors *Holtei*, der Pflege der dramatischen Musik in Deutschland,

wohin er aus seiner Vergessenheit durch ein grossmüthiges Versehen *Franz Liszt*'s zurückgebracht wurde, zu andauernder Erhaltung zuführte. Zum Gewinn seiner bedeutenden schliesslichen Stellung an dem grössten lyrischen Theater Deutschland's, der königlichen Oper in *Berlin*, verhalf ihm die Neigung des Königs *Friedrich Wilhelm* IV. für kirchliche Vorgänge; denn zunächst weniger dem Rufe der dramatischen Muse, als dem Wunsche, in einer grössern deutschen Stadt überhaupt nur eine gute Anstellung zu finden, folgend, war er, wie angedeutet, durch *Liszt*'s Empfehlung als Musikdirektor am Dom nach *Köln* berufen worden. Bei Gelegenheit einer Dombaufestlichkeit hatte er als Musiker auf das religiöse Gemüth des preussischen Monarchen in der Art zu wirken gewusst, dass dieser ihn mit der Würde seines Hoftheaterkapellmeisters belehnte, als welcher er nun lange Zeit berufen blieb, mit *Wilhelm Taubert* gemeinschaftlich, die Ehre der deutschen dramatischen Musik zu pflegen.

J. Hoffmann, dem nunmehrigen Direktor des *Riga*'schen Theaters, muss ich es nachrühmen, dass ihm der an mir verübte Verrath zu Herzen ging; er erklärte mir zu der Anstellung *Dorn*'s nur für ein Jahr verpflichtet zu sein, und sofort für das übernächste Jahr von Neuem einen Contrakt mit mir abschliessen zu wollen. Hierzu kamen Anerbietungen *Riga*'scher Kunstfreunde, durch Nachweisung von Musikunterricht, Einrichtung von Concerten u. s. w., für das ausfallende Jahr meines Musikdirektor-Gehaltes mich zu entschädigen. So lieb mir diese Zeugnisse der Anerkennung für mich waren, so hatte doch, wie ich bereits anführte, die Sehnsucht, von dem bisher von mir gekannten Theaterwesen mich gänzlich zu entfernen, mich so stark eingenommen, dass ich diese unfreiwillige Veranlassung, schon jetzt meine bisherige Laufbahn zu verlassen und in eine vollständig neue mich zu werfen, mit Entschiedenheit ergriff. Nicht ohne Geschick benutzte ich die Erregung auch ihres über den an mir begangenen Verrath erbitterten Gemüthes, um meine Frau mit dem von mir gefassten excentrischen Vorhaben, nach Paris zu gehen, zu befreunden. Hatte ich schon mit der Conception des «*Rienzi*» nur noch die grossartigsten Theaterverhältnisse in das Auge gefasst, so wollte ich nun, mit Uebergehung aller Zwischenstationen, sofort dem Brennpunkte des europäischen grossen Opernwesens unmittelbar mich zuwenden. Bereits in Magdeburg hatte ich dem Roman «*die hohe Braut*» von H. *König* das Sujet zu einer grossen fünfaktigen Oper nach reichlichstem französischem Zuschnitt entnommen. Den vollständig ausgearbeiteten scenischen Entwurf liess ich mir in das Französische übersetzen, und schickte ihn von Königsberg aus an *Scribe* nach Paris. Diese Zusendung begleitete ich

mit einem Brief an den berühmten Operntextdichter, in welchem ich ihm die Aneignung meines Entwurfes, unter der Bedingung mir den Auftrag zur Composition der Oper für Paris zu erwirken, antrug. Um sich von meiner Befähigung, eine Pariser Opernmusik zu schreiben, überzeugen zu können, übersandte ich ihm zugleich die Partitur meines «*Liebesverbotes*». Ausserdem schrieb ich aber auch an *Meyerbeer*, um ihn von meinem Vorhaben in Kenntniss zu setzen, und um seine Unterstützung dafür anzugehen. Es beunruhigte mich nicht, hierauf keinerlei Antwort zu erhalten; wogegen es mir genügte, mir sagen zu können, dass ich bereits «mit *Paris* in Verbindung stehe». Wirklich hatte ich, als ich nun von *Riga* aus mein kühnes Unternehmen in Angriff nahm, einen gewissermassen soliden Anknüpfungspunkt, und schwebte im Betreff meiner Pariser Pläne nicht so eigentlich ganz und gar mehr in der Luft. Nun kam aber hinzu, dass meine jüngste Schwester *Cäcilie* Braut eines zum Brockhaus'schen Geschäft gehörigen Buchhändlers, *Eduard Avenarius*, geworden war, und dieser in Paris die Führung des dort etablirten Zweiges der deutschen Firma übernommen hatte. An ihn wandte ich mich jetzt, um von *Scribe* Auskunft und Antwort auf mein bereits einige Jahre altes Anerbieten zu erhalten. *Avenarius* suchte *Scribe* auf, und erhielt von diesem die Bestätigung des Empfanges meiner frühern Zusendung. Auch bezeugte ihm *Scribe* Erinnerung an das ihm mitgetheilte Sujet, in welchem, so viel er sich entsinne, eine «*joueuse de harpe*» vorkäme, welche von ihrem Bruder maltraitirt wurde: dass ihm gerade nur dieser mehr episodische Zug im Gedächtniss geblieben war, liess mich zwar annehmen, dass *Scribe* über die Kenntnissnahme des ersten Aktes, in welchen dieses Ereigniss fiel, nicht hinausgelangt sei; auch dass er in Betreff meiner Partitur nichts andres mitzutheilen hatte, als dass er sich von einem Schüler des Conservatoire's etwas daraus habe vorspielen lassen, konnte mich nicht zu der schmeichelhaften Annahme bewegen, dass er in einen deutlichen und bewussten Rapport mit mir getreten sei. Dennoch lag, als ich den einen von *Scribe* an *Avenarius* in meiner Angelegenheit gerichteten Brief von diesem als Einschluss in meine Hände gelangt sah, ein greifbares Zeugniss vor mir, dass *Scribe* sich mit mir beschäftigt habe, und ich mit ihm in Verbindung stehe. Selbst auf die keineswegs sanguinische Vorstellungsart meiner Frau wirkte dieser Scribe'sche Brief so bedeutend, dass sie den Schrecken, mit mir sich zu dem Pariser Abenteuer aufmachen zu sollen, immer mehr zu überwinden vermochte. Wir setzten endlich kurz und gut fest, dass wir nach Ablauf meines zweiten *Riga*'schen Contraktjahres, also im bevorstehenden Sommer (1839), direkt von *Riga*

nach *Paris* reisen würden, um dort einzig mein Glück als Operncomponist zu versuchen.

Nun erhielt die Ausführung meines «*Rienzi*» immer grössere Bedeutung; noch vor der Abreise war auch die Composition des 2. Aktes beendigt, und diesem ein heroisches Ballet von ausschweifendster Dimension eingeflochten. Da fand sich denn nun, dass ich schnell auch französisch zu lernen hätte, welches ich während meiner klassischen Gymnasialstudien mit höchster Verachtung bei Seite liegen gelassen hatte. Als mir zum Nachholen des Versäumten für jetzt nur noch vier Wochen übrig blieben, nahm ich einen tüchtigen französischen Sprachlehrer an; da ich jedoch bald einsah, dass ich es zu keinem besondern Erfolg in dieser kurzen Zeit bringen würde, benutzte ich die Unterrichtsstunden nur dazu, unter dem Vorwand der Uebung meinem Lehrer eine Pura-Uebersetzung des Textes zum «*Rienzi*» abzugewinnen; diese schrieb ich mit rother Tinte sofort in die Partitur der fertigen Theile meiner Musik ein, um auf diese Weise sogleich nach meiner Ankunft in Paris meine halbvollendete Oper französischen Kunstrichtern vorlegen zu können.

Somit schien mir alles recht verständig für meine Unternehmung geordnet, und es blieb nur übrig, mir die Geldmittel zur Ausführung derselben zu verschaffen. Hiermit stand es nun übel: der Verkauf unserer bescheidenen häuslichen Einrichtung, der Ertrag eines Benefiz-Concertes, und einige sonstige kleine Ersparnisse reichten gerade eben nur aus, die von Magdeburg und Königsberg gegen mich in Riga klaghaft gewordenen Gläubiger zu befriedigen. War ich genöthigt, hierfür mein Geld zu verwenden, so verblieb mir nicht ein Heller. Hier musste nun Rath geschafft werden, und unser alter Königsberger Freund, *Abraham Möller*, fand sich ein, um in der ihm geläufigen, nicht allseitig leicht zu beurtheilenden Weise, diesen Rath zu schaffen. In dieser kritischen Zeit stattete er uns einen zweiten Besuch in *Riga* ab; ich klagte ihm meine schwierige Lage und die Hindernisse, welche der Ausführung meines Entschlusses, nach Paris zu gehen, entgegenstünden. Er rieth mir nun kurz und bündig, alle meine Ersparnisse für unsre Reise zu verwenden, und mit meinen Gläubigern erst dann mich abzufinden, wenn meine Pariser Erfolge mir dazu die Mittel an die Hand gegeben haben würden. Um diess zu ermöglichen, bot er uns an, in seinem Reisewagen mit Extrapost uns über die russische Gränze bis in einen ostpreussischen Hafen zu bringen; die Ueberschreitung dieser Grenze musste von unsrer Seite ohne Pässe bewerkstelligt werden, da auf diese von Seiten der

auswärtigen Gläubiger Beschlag gelegt war. Er schilderte uns die Ausführung dieses höchst bedenklichen Vorhabens als sehr leicht, da er auf einem der Grenze benachbarten preussischen Gute einen Freund habe, der ihm hierzu die erfolgreichste Hülfe leisten werde. Die Begierde, um jeden Preis meiner bisherigen Lage mich zu entziehen und schnell möglichst auf das grosse Feld zu gelangen, auf welchem ich mir rasche Befriedigung meiner ehrgeizigen Wünsche erwartete, verblendete mich gegen alle Widerwärtigkeiten, welche die Ausführung des nun beschlossenen Vorhabens begleiten mussten. Direktor *Hoffmann*, der sich mir nach Kräften verpflichtet hielt, erleichterte meinen Fortgang dadurch, dass er mir ihn um einige Monate vor meiner contraktlich ablaufenden Dienstzeit ermöglichte. Nachdem ich noch im Juni die Opernaufführungen der Mitauer Theatersaison dirigirt hatte, traten wir, eben von Mitau aus, unter *Möller*'s Schutze und in dessen Wagen, mit Extrapost heimlich die Reise an, deren Ziel Paris sein und unter den unerhörtesten Drangsalen von uns erreicht werden sollte. —

Das Wohlgefühl, welches mir die Fahrt durch das fruchtbare Curland im üppigen Sommermonat Juli, namentlich durch die Vorstellung, dass ich nun mit einer ganzen mir verhassten Lebensrichtung gebrochen und dafür einem unermesslich neuen Schicksalspfade nachging, unwillkürlich erweckte, ward schon im Beginn der Reise durch die quälende Belästigung getrübt, welche mir durch die Begleitung eines grossen Neufundländer Hundes, mit Namen *Robber*, veranlasst wurde. Dieser wunderschöne Hund, ursprünglich einem Riga'schen Kaufmann gehörig, hatte sich, gegen die Natur dieser besondern Raçe, mit einer vorzüglichen Zuneigung an meine Person geheftet. Nachdem ich *Riga* verlassen, hatte während meines längern Aufenthaltes in *Mitau* Robber fortgesetzt meine leer gewordene Wohnung belagert, und durch seine auffallende Anhänglichkeit den Hauswirth und die Nachbarn so sehr gerührt, dass sie den Hund durch den Postconducteur mir nach *Mitau* nachschickten, wo ich ihn mit wahrhafter Ergriffenheit empfing, und mir gelobte, trotz aller Beschwerden den Hund fortan nicht mehr von mir zu weisen. Wie mir es auch ergehen möchte, der riesige Hund musste mit nach Paris; allein schon nur auf dem Wagen ihn unterzubringen schien rein unmöglich: alle Vorrichtungen, welche ich unterwegs traf, um ihm im oder am Wagen einen Platz zu verschaffen, erwiesen sich als nichtig, und zu meiner wachsenden Pein musste ich das so stark bepelzte nordische Thier in glühendster Sonnenhitze tagelang neben dem Wagen herlaufen sehen, bis ich, durch das Mitgefühl für seine Erschöpfung auf das Aeusserste

gebracht, endlich auf die ingeniösesten Einfälle gerieth, im vollbesetzten Wagen den grossen Hund doch noch so unterzubringen, dass er darin aushielt. Am Abend des zweiten Tages gelangten wir so an die russisch-preussische Grenze; die Besorgniss *Möller's* wegen Ausführung unsrer heimlichen Ueberschreitung derselben liess auch uns inne werden, dass es sich hiebei eigentlich um ein gefährliches Wagniss handelte; der vertraute Freund von jenseits begegnete uns, der Abmachung gemäss, mit einem kleinen Wagen, in welchem er *Minna*, mich und Robber, von der Hauptstrasse ab, auf Umwegen nach einem Punkt brachte, von dem aus er uns zu Fuss in ein Haus von höchst verdächtigem Aussehen geleitete, um uns dort, nachdem er uns einem Führer übergeben, wieder zu verlassen. Dort hatten wir bis nach Sonnenuntergang zu warten und gewannen Musse, inne zu werden, dass wir uns in einer Pascherkneipe befanden, welche sich allmählich mit polnischen Juden vom allerschmutzigsten Aussehen bis zum Uebermaass anfüllte. Endlich wurden wir aufgefordert, unsrem Führer zu folgen. Einige hundert Schritte weit zog sich am Abhange eines Hügels der Graben hin, welcher längs der ganzen russischen Grenze gezogen ist und beständig durch Wachtposten von Kosaken, in sehr kleinen Zwischenräumen vertheilt, bewacht wird. Es galt, die wenigen Minuten zu benutzen, welche nach der Ablösung der Wachen die Wächter anderweitig beschäftigten. Sehr eilig hatten wir daher den Hügel hinabzulaufen, durch den Graben zu klettern und dann von Neuem eilig uns weiter zu wenden, bis wir aus der Schusslinie gelangt waren; denn die Kosaken, sobald sie uns gewahrten, waren gebunden, uns selbst über den Graben hinweg die Kugeln nachzusenden. Ich hatte, trotz der leidenschaftlichen Sorge für *Minna*, dennoch zu meiner seltsamen Freude das intelligente Verhalten *Robber's* beobachtet, welcher, als ob er die Gefahr gewahrte, sich lautlos an uns geschmiegt hielt und meine Sorge, er werde uns bei dem gefahrvollen Uebergange Noth machen, gänzlich zerstreute. Endlich begegnete uns der vertraute Gehülfe wieder; er war so ergriffen, dass er uns heftig in seine Arme schloss, und nun von Neuem mit seinem Fuhrwerk uns in den Gasthof des preussischen Grenzortes geleitete, wo Freund *Möller*, vor Angst erkrankt, uns schluchzend und jubelnd aus dem Bett entgegensprang. Nun war es denn auch für mich Zeit, mich zu besinnen, in welche Gefahr ich nicht nur mich, sondern die arme *Minna* an meiner Seite gebracht hatte, und zu welchem Frevel ich durch die Unkunde, in welcher *Möller* mich so leichtsinniger Weise über die ungeheuerlichen Umstände des von ihm angerathenen heimlichen Grenzüberganges gelassen, verleitet worden war. Ich fand keinen



Ausdruck, um meine Reue hierüber meiner zum Tod erschöpften Frau zu erkennen zu geben.

Und doch war, was wir soeben überstanden, nur das Vorspiel zu den neuen Widerwärtigkeiten, welche diese für mein Leben so entscheidungsvolle abenteuerliche Reise begleiteten. Während wir des andern Tages durch die reiche Tilsiter Niederung mit bereits wieder gehobenem Muthe auf *Arnau* bei Königsberg zufuhren, wurde der fernere Reiseplan dahin festgesetzt, dass wir von dem preussischen Hafen *Pillau* aus auf einem Segelschiffe zunächst nach *London* weitergehen sollten. Der Grund hiervon war hauptsächlich die Rücksicht auf die Begleitung unsres Hundes, welcher so am leichtesten mitzuführen war; während an seine Unterbringung bei einer Reise im Postwagen von Königsberg bis Paris, da man von Eisenbahnen damals noch nichts wusste, natürlich nicht zu denken war. Ausserdem aber bestimmte uns auch die Rücksicht auf unsre Kasse; aller Gewinn saurer Mühen bestand für mich in nicht ganz 100 Ducaten, welche nicht nur zur Reise, sondern auch für den *Pariser* Aufenthalt bis dahin, wo ich dort etwas verdient haben würde, zu berechnen waren. So fuhren wir denn, nach einigen Tagen der Erholung in dem Arnauer Gasthofe, abermals von *Möller* geleitet, auf einem dort landesüblichen Fuhrwerke, welches einem Leiterwagen nicht sehr unähnlich war, über kleinere Orte und auf schlechten Strassen, um Königsberg nicht zu berühren, nach dem Hafenstädtchen *Pillau*. Auch diese kürzere Reise sollte nicht ohne Unglücksfall von Statten gehen. Der ungeschickte Wagen fiel in einem Bauernhofe um, und *Minna* ward bei dem Falle durch eine innere Erschütterung so stark beschädigt, dass wir in einem Bauernhaus, wohin ich die gänzlich Gelähmte mit grösster Mühe zu schleppen hatte, bei mürrischen und schmutzigen Leuten eine für die Verletzte höchst schmerzliche Nacht zu verbringen hatten. Die um mehrere Tage sich verspätende Abfahrt des *Pillauer* Schiffes musste uns unter diesen Umständen, wegen der hierdurch gewährten Frist für *Minna*'s Erholung, sehr willkommen sein. Da der Capitän uns ohne Pass aufzunehmen hatte, war endlich auch die Besteigung seines Schiffes für uns wiederum von besondrer Schwierigkeit. Wir mussten noch vor dem Tagesgrauen uns auf einem Boote heimlich durch die Hafenwache an Bord unsres Schiffes zu schleichen suchen; dort angelangt und nachdem wir Robber ebenfalls mit grosser Mühe, ohne Aufsehen zu erregen, die steile Schiffswand hinaufgezogen hatten, mussten wir uns sofort in einem unteren Raum verbergen, um von den vor der Abfahrt das Schiff noch besuchenden Visitatoren nicht bemerkt zu werden. Endlich war der

Anker gelichtet, und während wir allmählich das Land aus dem Auge verloren, glaubten wir nun aufathmen und uns beruhigt fühlen zu dürfen.

Wir waren am Bord eines Kaufmannschiffes von kleinster Gattung; es hiess *Thetis*, hatte das Brustbild der Nymphe an der Puppe aufgesteckt, und war, den Kapitän eingerechnet, von sieben Männern bedient. Man war der Meinung, bei gutem Wetter, wie es im Sommer zu erwarten stand, die Fahrt nach London in acht Tagen zu bestehen. Schon auf der Ostsee waren wir durch anhaltende Windstille jedoch lange zurückgehalten; ich benutzte die Musse, um meine Kenntniss des Französischen durch das Studium eines Romans von *G. Sand*, *«la dernière Aldini»*, näher zu begründen. Ausserdem gewährte uns der Umgang mit den Schiffsleuten manche Unterhaltung. Ein sonderlich schweigsamer älterer Matrose, mit Namen *Koske*, ward von uns viel beobachtet, namentlich der unversöhnlichen Abneigung wegen, welche der sonst so gutmüthige *Robber* gegen ihn gefasst hatte, und welche uns in der Stunde der Gefahr noch eine lächerliche Noth machen sollte. — Nach siebentägiger Fahrt gelangten wir erst vor *Kopenhagen* an, wo wir, ohne das Schiff zu verlassen, die Gelegenheit wahrnahmen, unsre sehr spärliche Schiffskost durch Einnahme verschiedener Nahrungsmittel und Getränke erträglicher zu machen. Guten Muthes fuhren wir so an dem schönen Schlosse von *Helsingör* vorbei, dessen Anblick mich in unmittelbare Berührung mit meinen Jugendeindrücken von *Hamlet* setzte, und segelten nun hoffnungsvoll durch das *Kattegat* dem *Skagerrack* zu, als der anfänglich nur ungünstige Wind, welcher uns zu mühseligem Laviren genöthigt hatte, am zweiten Tag dieser neuen Fahrt in einen heftigen Sturm umschlug. Volle 24 Stunden hatten wir unter für uns ganz neuen Leiden gegen ihn zu kämpfen. In die jämmerlich enge Kajüte des Kapitäns eingepfercht, ohne eigentliches Lager für eines von uns Beiden, waren wir der Seekrankheit und allen Aengsten preisgegeben. Zum Unglück war das Branntweinfass, aus welchem die Mannschaft sich während der harten Arbeit zu stärken hatte, in einer Vertiefung unter der Bank, auf welche ich mich ausgestreckt hielt, angebracht; hier war es nun *Koske*, welcher sich am häufigsten zu der mich so belästigenden Stärkung einfand, trotzdem er jedesmal einen Kampf auf Leben und Tod mit *Robber* zu bestehen hatte, welcher ihn einzig mit stets erneueter Wuth anfiel, sobald er die enge Treppe herabgeklettert kam, was mir, dem von der Seekrankheit gänzlich Erschöpften, jedesmal eine mein Uebelbefinden zu den bedenklichsten Katastrophen steigernde Anstrengung abnöthigte. Endlich, am 27. Juli, sah der Kapitän bei heftig stürmendem Westwind sich ge-

zwungen, einen Hafen der norwegischen Küste aufzusuchen. Mit tröstlichem Gefühle gewahrte ich das weithin sich dehnende felsige Ufer, dem wir mit grosser Schnelligkeit zugetrieben wurden, und nachdem nun ein norwegischer Lootse, der auf einem kleinen Boot uns entgegengekommen war, mit kundiger Hand das Steuer der *Thetis* übernommen hatte, erlebte ich bald einen der wunderbarsten und schönsten Eindrücke meines Lebens. Was ich für eine zusammenhängende Uferfelsenkette gehalten hatte, zeigte sich bei unsrer Annäherung zunächst als eine Reihe einzelner, aus der See hervorragender Felsenkegel; an ihnen vorbeigesegelt, erkannten wir, dass wir nicht nur vor uns, wie zur Seite, sondern auch im Rücken von diesen Riffen umgeben waren, welche sich hinter uns wieder so dicht zusammendrängten, dass sie eine einzige Felsenkette zu bilden schienen. Zugleich brach an diesen rückwärts gelegenen Felsen der Sturmwind sich der Art, dass, je weiter wir mit der Fahrt durch dieses stets wechselnde Labyrinth von Felsenkegeln vordrangen, die See immer ruhiger und endlich, bei der Einfahrt in einer jener langen Wasserstrassen durch ein riesiges Felsthal, als welches sich ein norwegisches *Fiord* mir darstellte, völlig glatt und ruhig das Schiff dahinfuhr.

Ein unsägliches Wohlgefühl erfasste mich, als das Echo der ungeheuren Granitwände den Schiffsruf der Mannschaft zurückgab, unter welchem diese den Anker warf und die Segel aufhisste. Der kurze Rythmus dieses Rufes haftete in mir wie eine kräftig tröstende Vorbedeutung, und gestaltete sich bald zu dem Thema des Matrosen-Liedes in meinem *«fliegenden Holländer»*, dessen Idee ich damals schon mit mir herumtrug und nun unter den soeben gewonnenen Eindrücken eine bestimmte poetisch-musikalische Farbe gewann. Hier gingen wir denn auch an's Land. Ich erfuhr, dass der kleine Fischerort, der uns aufnahm, *Sandwike* hiess und einige Meilen von dem grösseren Orte *Arendal* abgelegen sei. Das Haus eines verreisten Schiffskapitäns nahm uns zu unsrer Erholung auf, und der in offener See fortwährende stürmische Wind hielt uns hier zwei Tage lang zurück, deren wir zu unsrer Erholung sehr wohl bedurften. Am 31. Juli bestand der Kapitän, trotzdem der Lootse davon abrieth, auf der Wiederausfahrt. Wiederum am Bord der *Thetis*, verzehrten wir soeben zum ersten Mal in unsrem Leben einen Hummer, als sich wenige Stunden nach der Abfahrt ein heftiges Fluchen des Kapitäns und der Mannschaft gegen den Lootsen erhob, welchen ich mit starrer Angst am Steuer sich bemühen sah, einem nur schwach aus der See hervorstehenden Felsenriff auszuweichen, auf das das Schiff zutrieb. Unser Schreck war gross, als wir den leidenschaftlichen Tumult gewahrten und nicht anders

glauben konnten, als dass wir in äusserster Gefahr seien. Wahrlich erhielt das Schiff einen starken Stoss, welcher in meiner Einbildung blitzesschnell als ein gänzliches Bersten des Schiffes erschien; glücklicherweise fand sich aber, dass unser Schiff das Riff nur von der Seite gestreift hatte, und eine augenblickliche Gefahr keineswegs vorhanden war. Dennoch sah sich der Kapitän veranlasst, nach einem Hafen zurückzusteuern, um das Schiff der nöthigen Untersuchung zu unterwerfen. An einem andern Küstenpunkte zurückgekehrt, ward abermals Anker geworfen und der Kapitän lud uns ein, in einem kleinen Boot mit ihm und zwei Matrosen nach dem einige Stunden entfernten grösseren Ort *Tromsond* zu fahren, wo er die Hafenbehörden zur Untersuchung seines Schiffes zu requiriren hatte. Diese Spazierfahrt war wiederum im höchsten Grad anziehend und eindrucksvoll; namentlich der Einblick in einen weit in das Land sich hineinziehenden *Fiord* erfüllte meine Phantasie mit dem Eindruck einer noch ungekannten, grauenvoll erhabenen Oede. Ein grösserer Spaziergang von *Tromsond* auf die Hochebne vervollständigte diesen Eindruck, durch die furchtbare Melancholie dieser schwarzen Moorhaiden, welche ohne Baum, ja ohne Strauch, höchstens von dürftigem Moos bedeckt, sich am Horizont in dem düstren Himmel mit ununterscheidbarer Färbung verloren. Von diesem Ausflug, zur grössten Beängstigung meiner Frau, in später Nacht auf dem kleinen Boote zurückgekehrt, konnten wir endlich, am andern Morgen über die Ungefährlichkeit der Beschädigung des Schiffes beruhigt, am 1. August bei gutem Winde unbehindert von Neuem in See gehen.

Nach vier Tagen ruhiger Fahrt stellte sich ein stürmischer Nordwind ein, welcher uns in günstiger Richtung mit ungemeiner Schnelle vorwärts trieb. Schon glaubten wir die Reise bald überstanden zu haben, als am 6. August Abends die günstige Wind-Richtung umschlug, und zugleich der Sturm mit unerhörter Heftigkeit zunahm. Es war eines Mittwochs am 7., Mittags halb 3 Uhr, wo wir jeden Augenblick unsren Tod voraussehen zu müssen glaubten. Nicht die furchtbare Gewalt, mit welcher das Schiff auf und ab geschleudert wurde, und gänzlich richtungslos dem bald als tiefsten Abgrund, bald als steile Berghöhe sich darstellenden Meerungethüm preisgegeben war, erweckte in mir das Todesgrauen, sondern was mich mit dem Gefühl der verhängnissvollen Entscheidung erfüllte, war die Muthlosigkeit der Mannschaft, unter welcher ich verzweiflungsvoll boshafte Blicke wahrnahm, mit denen wir von ihnen abergläubischer Weise als die Ursache des drohenden Seeunglücks bezeichnet zu werden schienen. Nicht unterrichtet von der so gering-

fügigen Veranlassung zur Verheimlichung unsrer Reise, mochte den Leuten der Gedanke beikommen, dass es mit unsrer Nöthigung zur Flucht eine bedenkliche, gar wohl verbrecherische Bewandtniss haben möge. Selbst der Kapitän schien es in der äussersten Drangsal bereuen zu wollen, uns an Bord genommen zu haben, da wir ihm, der so oft diese Fahrt — namentlich im Sommer — in kurzer Zeit und ohne alle Beschwerde zurückgelegt hatte, für diesmal offenbar Unglück gebracht hätten. Da auch eben um die genannte Tageszeit zugleich mit dem Sturm ein heftiges Gewitter am Himmel tobte, sprach *Minna* den eifrigen Wunsch aus, lieber vom Blitz zerschmettert mit mir umzukommen, als in die fürchterliche Wasserfluth lebend zu versinken. Auch bat sie mich, sie mit einigen Tüchern an mich anzubinden, damit wir beim Versinken nicht getrennt werden möchten. Noch eine ganze Nacht verbrachten wir unter diesen andauernden, nur durch die schrecklichste Ermüdung sich abschwächenden Aengsten. Andern Tages hatte sich nun der Sturm gelegt, der Wind blieb ungünstig, war aber schwach; der Kapitän bemühte sich, mit seinen astronomischen Instrumenten sich darüber genau zu orientiren, wo wir uns befänden; er klagte über den nun bereits so viele Tage stets getrübten Himmel, betheuerte, um einen einzigen Sonnen- oder Sternenblick viel geben zu mögen, und verbarg seine Unruhe nicht, die er darüber empfand, dass er die Meeresstelle, wo wir uns befanden, nicht mit Sicherheit angeben könne. Doch folgte er zu seinem Troste einem in der Entfernung einiger Seemeilen in der gleichen Richtung vor uns segelnden Schiff, dessen Bewegungen er anhaltend mit grosser Aufmerksamkeit durch das Fernrohr beobachtete. Plötzlich sprang er im heftigen Schrecken auf, und commandirte mit leidenschaftlichem Eifer eine Veränderung der Schiffsrichtung. Er hatte wahrgenommen, dass das vor uns segelnde Schiff auf eine Sandbank getrieben war, von welcher, wie er behauptete, es nicht wieder loszukommen vermögen würde, da er nun genau inne geworden, dass wir uns in der Nähe des gefahrvollsten Theiles der die holländische Küste weithin einfassenden Sandbänke befanden. Mit geschicktester Benutzung der Segel gelang es nun andauernd die entgegengesetzte Richtung auf die englische Küste einzuhalten, welche wir wirklich am 9. August Abends in der Nähe von *Southwould* zu Gesicht bekamen. Als wir von dort her schon in weiter Ferne die Jagd der Lootsen auf unser Schiff bemerkten, welche an der englischen Küste freie Concurrenz unter sich halten und desshalb selbst unter den grössten Wagnissen so weit wie möglich den nahenden Schiffen entgegensegeln, erfüllte sich mein Blut mit angenehmer neuer Lebenswärme. Es gelang

einem grauköpfigen kräftigen Manne, jedoch erst nach wiederholten vergeblichen Anstrengungen gegen die tobenden Wellen, welche sein leichtes Boot immer wieder von unsrem Schiffe zurückwarfen, endlich mit bluttriefenden Händen, wie sie ihm das herabgeworfene Tau, welches wiederholt seiner Faust entglitt, zerfetzt hatte, an Bord der «*Thetis*» zu gelangen. So hiess nämlich immer noch unser armseliges, vielgeprüftes Schiff, trotzdem bereits der erste Sturm im *Kattegat* das tröstliche Holz-Brustbild der schützenden Nymphe in die Wellen geschleudert hatte, was damals bereits von der Mannschaft als ein übles Vorzeichen gedeutet worden war. Das Steuerruder jetzt in der sichern Hand des ruhigen, durch seine ganze Persönlichkeit höchst wohlthätig auf uns wirkenden englischen Seemannes zu wissen, und in ihm die unfehlbare Bürgschaft baldiger Erlösung aus den schrecklichen Drangsalen zu erkennen, erfüllte uns mit religiösem Wohlgefühl. Noch waren wir aber keineswegs so weit; denn nun begann erst die von zahllosen Gefahren begleitete Fahrt durch die Sandbänke der englischen Küste entlang, auf welchen jährlich, wie man mir versicherte, durchschnittlich gegen 400 Schiffe zu Grunde gehen. Wir hatten volle 24 Stunden, vom Abend des 10. bis zum Abend des 11. August, innerhalb dieser Sandbänke einen heftigen Weststurm zu bestehen, welcher uns so sehr am Vorwärtskommen hinderte, dass wir erst in der Nacht zum 12. August in die Mündung der Themse einliefen. Bis dahin hatten die unzähligen verschiedenartigen Warnungszeichen, meistens aus kleinen hellroth gefärbten und mit fast ununterbrochen, des Nebels wegen, läutenden Glocken versehenen Wachtschiffen bestehend, namentlich auf die geängstete Einbildungskraft meiner Frau so aufregend gewirkt, dass sie bei Tag und Nacht, nach ihnen ausspähend und die Mannschaft darauf hindeutend, nicht ein Auge schloss, während auf mich im Gegentheil diese Zeichen der rettenden menschlichen Nähe so beruhigend wirkten, dass ich, trotz der lebhaften Vorwürfe *Minna*'s hierüber, mich einem langen erquickenden Schlafe hingab. Als wir nun, an der Themse-Mündung geankert, ruhig den Anbruch des Tages erwarteten, gab ich, während *Minna* mit der ganzen ermüdeten Mannschaft zugleich im tiefen Schlafe sich ausruhte, mich einem übermüthigen Behagen hin, besorgte meine Kleidung, versah mich mit frischer Wäsche, und rasirte mich auf offenem Deck am Schiffsmast, mit wachsender Spannung der zunehmenden Regsamkeit auf der berühmten Flussstrasse zusehend. Die Sehnsucht nach völliger Erlösung aus dem so widerwärtig gewordenen Schiffsgefängnisse veranlasste uns, nachdem die Fahrt stromaufwärts langsam wieder be-

gonnen, von einem vorbeifahrenden Dampfschiff bei *Gravesend*, zur Beschleunigung der Ankunft in *London*, uns aufnehmen zu lassen. Die Annäherung an *London* auf dem immer dichter mit Schiffen aller Art bedeckten Strome, durch die von Häusern und Strassen, den berühmten *Docks* und andren maritimen Construktionen immer reicher besetzten Ufer, brachte uns in zunehmendes Erstaunen, und als wir endlich an der Londoner Brücke, mitten in dem unabsehbar angehäuften Leben dieses unvergleichlichen Weltplatzes angekommen, hier nach mehr als dreiwöchentlicher schrecklicher Seefahrt zum ersten Mal wieder den Fuss auf das feste Land setzten, erfasste uns, wie an und für sich der an die schwankende Schiffsbewegung gewöhnte Schritt uns wie im Taumel dahinführte, in dem unerhörten Tumult der lärmendsten Umgebung ein freudig behaglicher Schwindel, von dem namentlich auch Robber ergriffen schien, welcher wie besessen an den Strassenecken dahinsprang und uns jeden Augenblick verloren zu gehen schien. Doch retteten wir uns alle drei in einen Fiacre, welcher uns der Weisung unsres Kapitäns gemäss für's erste nach einer Schiffskneipe in der Nähe des Towers, die «*Horseshoe-Tavern*», geleitete, von wo aus wir nun den Plan zur Ueberwältigung des Ungeheuers von Stadt zu überlegen hatten.

Die Umgebung, in welche wir hier geriethen, war der Art, dass wir schleunigste Entfernung beschlossen. Von einem kleinen buckeligen Hamburger Juden, welcher sich wohlwollend unsrer annahm, erhielten wir den Nachweis eines besseren Unterkommens im *Westend*. Die eine volle Stunde dauernde Fahrt dahin ist mir sehr anregend in der Erinnerung geblieben; sie ward in einem der damals noch gebräuchlichen, nur für zwei sich gegenüber sitzende Personen berechneten, winzig schmalen *Cabs*, in welchem wir den grossen Hund querüber durch die Wagenfenster legen mussten, zurückgelegt. Was wir von diesem wunderlichen Versteck aus in dieser Stunde zu beobachten hatten, ging über alle unsre bisherigen Vorstellungen von der Lebendigkeit und Ungeheuerlichkeit einer grossen Stadt. In sehr belebter Laune kamen wir vor dem uns bezeichneten *boarding-house* in *old Comptonstreet* an. Hatte ich als zwölfjähriger Knabe es im Englischen in kurzer Zeit bis zu einer, mir so dünkenden, Uebersetzung eines Monolog's aus Shakespeares «Romeo und Julie» gebracht, so wollte die Erinnerung an diese Studie jetzt mir durchaus nichts helfen, als ich darauf bedacht war, mit der Wirthin des Hauses, welches sich «*Kingsarms*» nannte, zu verständigen. Doch glaubte die Dame, als Wittwe eines Schiffskapitäns, es auf französisch mit mir zu etwas bringen zu können, durch welche Versuche sie mich in Nachdenken

darüber versetzte, welches von uns Beiden nichts von dieser Sprache wüsste. Das aufregendste Ereigniss trat jedoch sogleich ein, als wir bemerkten, dass *Robber* uns gar nicht in das Haus gefolgt, sondern sofort bei der Thür entwichen war. Die Sorge und Klage um den trefflichen Hund, den wir nun mit so grosser Mühe bis hieher mitgeschleppt hatten, um sofort ihn uns verloren gehen zu sehen, nahmen uns die zwei ersten Stunden des gastlichen Unterkommens in einem wirklich feststehenden Hause ganz ausschliesslich ein, bis wir, stets am Fenster spähend, zu unsrer ausgelassenen Freude Robber plötzlich um die Ecke einer Seitenstrasse unbefangen auf unser Haus zukommen sahen. Wir erfuhren später, dass unser Hund sich bis nach der *Oxford-Street* auf Neuigkeiten herumgetrieben hatte, und es blieb mir seine unbegreifliche Rückkehr nach dem Hause, welches er zuvor noch nie mit uns betreten hatte, als ein kräftiges Zeugniss für die erstaunliche Sicherheit des thierischen Instinktes in der Erinnerung. — Nun hatten wir erst Zeit, uns dem Innewerden der grossen Belästigung hinzugeben, welche uns die Nachwirkungen der Seefahrt bereiteten. Dass uns der feste Boden fortgesetzt schwankte, und wir bei jedem Schritt in die lächerlichste Verlegenheit, umzustürzen, geriethen, erschien uns fast ergötzlich; als aber das ungeheure zweischläfrige englische Bett, da wir uns zur schwer erkauften Ruhe darin niederliessen, unaufhörlich auf und nieder getragen wurde, und sobald wir nur das Auge zum Schlafe schlossen, in eine schreckliche Tiefe hinab versank, so dass wir jedesmal Hilfe rufend daraus emporschnellten, wurde es endlich doch unerträglich, denn uns dünkte, dass die entsetzliche Seefahrt nun unser ganzes Leben lang fortdauern würde. Zu diesen Leiden kam das quälendste Uebelbefinden, welches uns die, nach der gräulichen Schiffskost von uns nun begierig aufgesuchte, piquante Nahrung zuzog.

Sehr geschwächt von allen diesen Nöthen, vergassen wir dennoch über die Hauptnoth, nämlich, was wir denn eigentlich für theures Geld uns zu erwarten hätten, nachzusinnen, sondern ganz erfüllt von den Wundern der Weltstadt machten wir uns folgenden Tages, als ob wir eben nur auf einer Vergnügungsreise wären, sofort auf eine mannigfaltige Entdeckungsreise in einem Fiacre, nach Anleitung eines auf der Karte von London von mir verzeichneten Planes, auf. Das Staunen und die Freude über alles Wahrgenommene machte uns alles Ueberstandene gänzlich vergessen. Den für unsere Kasse so schädlichen achttägigen Aufenthalt in London rechtfertigte ich einerseits aus der Nöthigung zur Erholung für *Minna*, andrerseits aus der von mir wahrzunehmenden Veranlassung

zur Anknüpfung künstlerischer Beziehungen. Meine bereits in Königsberg componirte Ouverture «*Rule Britannia*» hatte ich schon während meines letzten Dresdener Aufenthaltes an *Sir John Smart*, Vorsteher der dortigen philharmonischen Gesellschaft, nach London geschickt; allerdings hatte mir dieser auf meine Sendung nie geantwortet; für desto gebotener hielt ich es nun, ihn dafür zur Rede zu setzen. Während ich mir überlegte, durch welche Verwendung meiner Sprachkenntnisse ich mich mit ihm zu verständigen haben würde, verbrachte ich einige Tage mit Erkundigungen nach seiner Wohnung, deren schliesslicher Erfolg die Erfahrung war, dass *Smart* gar nicht in London sei. Nun bildete ich mir wiederum einige Tage über ein, es wäre gut, wenn ich *Bulwer* aufsuchte, um mit ihm mich über die musikalische Ausführung seines von mir dramatisirten Romanes «*Rienzi*» zu verständigen. Da ich seiner Zeit auf dem Continent erfahren hatte, dass *Bulwer* Parlaments-Mitglied sei, erkundigte ich mich nach ihm unmittelbar im Parlamentshause. Hier verhalf mir meine gänzliche Unkenntniss der englischen Sprache zu einer unerwartet rücksichtsvollen Aufnahme. Da in dem ungeheuren Gebäude keiner der zunächst von mir angetroffenen niederen Beamten verstand, was ich wollte und suchte, ward ich von diesen in aufsteigender Leiter zu immer höheren Würdenträgern gewiesen. Einem vornehm aussehenden Herrn, der so eben aus einem grossen Saale heraustrat, ward ich, während *Minna* immer zu meiner Seite war und nur Robber in «*Kingsarms*» zurückgeblieben, wie es schien, als völlig unverständlicher Mensch vorgestellt. Auf französisch freundlich von ihm befragt, was ich wünschte, schien meine Erkundigung nach dem berühmten *Bulwer* keinen ungünstigen Eindruck zu machen. Es musste mir zwar gemeldet werden, dass der Gesuchte nicht in London sei; da ich aber weiter frug, ob es nicht möglich sei, dass ich einer Parlamentssitzung beiwohnen könne, bedeutete mir der Herr, dass in dem höchst beschränkten, in Folge des kürzlichen Brandes der alten Parlamentshäuser provisorisch zu den Sitzungen verwendeten Lokale, nur wenigen Begünstigten gegen Eintrittskarten der Besuch gestattet sei; auf mein besonders zutrauliches Andringen entschloss sich jedoch mein Gönner, den ich, da wir uns vor dem Oberhause befanden, wohl nicht mit Unrecht für einen Lord in eigner Person zu halten hatte, in Kürze uns eine Thür zu öffnen, und uns so unmittelbar in den engen reservirten Zuhörerraum des Sitzungssaals der Peers von England einzuführen. Diess war mir denn über alle Maassen interessant. Ich hörte und sah den damaligen Premier, Lord *Melbourne*, *Brougham* (welcher mir eine ausserordentlich bewegliche Rolle zu spielen

schien und, wie es mich dünkte, Melbourne mehrere Male einhalf); ausserdem den Herzog von *Wellington*, welcher mit seinem grauen Castor-Hute auf dem Kopfe, die beiden Hände in den Hosentaschen, namentlich durch das Schütteln seines Leibes bei gewissen stärkern Accenten seiner ganz conversationell klingenden Rede, auf mich einen, alle übertriebene Ehrfurcht zerstreuenden, behaglichen Eindruck machte. Ausserdem interessirte mich Lord *Lindhurst*, der spezielle Antagonist Brougham's, zu welchem, während er sprach, mehrere Male dieser sein Gegner, zu meinem höchsten Erstaunen, ganz gemüthlich sich an die Seite setzte, um auch ihm, wie es mir schien, einzuhelfen. Es handelte sich, wie ich späterhin aus der Zeitung ersah, um Massregeln gegen die Portugiesische Regierung zur kräftigen Durchführung der Bill gegen Sklavenhandel. Der *Bischof von London*, den ich hierbei auch zu hören Gelegenheit hatte, war unter den Herren der Einzige, welcher durch Ton und Haltung auf mich einen ungemüthlichen Eindruck machte, woran vielleicht mein Vorurtheil gegen den geistlichen Stand überhaupt schuld war.

Nach diesem glücklichen Abenteuer schien mir London für diesmal erschöpft zu sein, denn obgleich ich keiner Sitzung des Unterhauses beiwohnen konnte, führte mich doch mein unermüdlich freundlicher Gönner, auf welchen ich wiederum beim Hinausgehen zufällig stiess, noch in das Sitzungslokal der Gemeinen, erklärte mir dort alles Nöthige, liess mich auch den Wollsack des Sprechers, sowie die unter dem davorstehenden Tisch verborgene Keule dieses Würdenträgers in Augenschein nehmen, und belehrte mich über verschiedenes so genau, dass ich jetzt alles Wissenswerthe der Hauptstadt des brittischen Reiches vollkommen innezuhaben glaubte. An das Aufsuchen der italienischen Oper dachte ich nicht im mindesten, vielleicht schon weil ich mir die verderblichsten Vorstellungen über die enormen Eintrittspreise daselbst machen zu müssen glaubte. Nachdem wir im übrigen noch fleissig die Hauptstrassen der Stadt, oft bis zur grössten Ermüdung, durchwandert, auch den gespensterartigen Eindruck eines Londoner Sonntags mit völligem Grausen in uns aufgenommen, und schliesslich mit dem Capitain der «Thetis» zum ersten Mal in unsrem Leben eine Dampfwagenfahrt, und zwar nach dem Park von *Gravesend*, ausgeführt hatten, reisten wir nun am 20. August mit dem Dampfschiff nach Frankreich ab, wo wir des Abends in *Boulogne sur mer*, mit brünstigen Wünschen, es nie wieder befahren zu müssen, vom Meere Abschied nahmen. — —

Eine gewisse Bangigkeit vor der mit unsrer Einkehr in Paris ahnungsvoll vorausgefühlten Enttäuschung, die wir uns jedoch gegenseitig ver-

bargen, wirkte nebst andren Gründen mit dazu, dass wir zuförderst uns einige Wochen in oder bei Boulogne zu verweilen bestimmten. Jedenfalls befanden wir uns noch in zu früher Jahreszeit, um die verschiedenen wichtigen Personen, die ich für mein Vorhaben in Paris aufzusuchen hatte, jetzt schon dort anzutreffen; dagegen es mir überaus glücklich erschien, von *Meyerbeer's* Aufenthalt eben in Boulogne selbst zu erfahren. Ausserdem hatte ich noch einen Theil des 2. Aktes des «*Rienzi*» zu instrumentiren; es lag mir daran, bei meinem Eintritt in dem kostspieligen Paris sofort wenigstens die vollendete Hälfte meines Werkes vorlegen zu können, und in der Nähe von Boulogne schien uns für diese Zeit ein wohlfeilerer Aufenthalt aufzufinden zu sein. Einen solchen aufzusuchen, durchstreiften wir zu allernächst die Umgegend, und fanden auf der grossen Strasse nach Paris, in halbstündiger Entfernung von Boulogne, im frei gelegenen Haus eines ländlichen *Marchand de vin,* zwei fast unmeublirte Kammern, die wir auf kurze Zeit miethеten und zu unsrem Zweck mit vieler Erfindung, worin namentlich *Minna* sich auszeichnete, dürftig, aber genügend einrichteten. Ausser einem Bett und zwei Stühlen ward ein Tisch aufgetrieben, auf welchem wir, sobald ich meine Arbeit am «*Rienzi*» hinweggeräumt hatte, unsre in einem Kamine selbst zubereiteten Mahlzeiten zu uns nahmen.

Von hier aus machte ich mich denn zu einem ersten Besuch bei *Meyerbeer* auf. In Journalen hatte ich öfter von dessen sprichwörtlich gewordener Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit gelesen; dass er mir auf meinen früheren Brief nicht geantwortet, verzieh ich ihm gerne, und fand mich in meiner besten Meinung nun wirklich auch nicht enttäuscht, als ich bald von ihm vorgelassen und freundlich empfangen wurde. Er machte in jeder Hinsicht auf mich einen vortheilhaften Eindruck, wozu sein damals vom Alter noch nicht in der bedenklichen Weise, wie es bei jüdischen Physiognomien gewöhnlich eintritt, erschlaffter, namentlich durch eine schön geformte Umgebung der Augen sehr hoffnungsweckender, Gesichtsausdruck entscheidend beitrug. Mein Vorhaben, in Paris als dramatischer Componist mein Aufkommen zu suchen, wollte er nicht für verzweiflungsvoll ansehen. Er gestattete mir, ihm den Text meines «*Rienzi*» vorzulesen, und hörte auch wirklich bis zum Schluss des dritten Aktes zu, nahm die fertigen zwei Akte der Composition zur Durchsicht an, und bezeugte mir bei einem späteren Besuche seine rückhaltslose Theilnahme für meine Arbeit, wobei es mich jedoch einigermassen störte, dass er wiederholt auf das bewundernde Lob meiner zierlichen Handschrift zurückkam, an welcher er den «Sachsen» vortheilhaft wieder-

zuerkennen glaubte. Er versprach mir empfehlende Briefe an den Direktor der grossen Oper, *Duponchel*, und an den *chef d'orchestre* derselben, *Habeneck*. Ich glaubte somit vollen Grund zu haben, mein Geschick zu preisen, welches mich durch die abenteuerlichsten Drangsale gerade an diese Stelle Frankreichs hingetrieben hatte. Welcher glücklichere Erfolg wäre in so kurzer Zeit zu gewinnen gewesen, als er mir jetzt durch die schnell erworbene Theilnahme des berühmtesten Componisten der französischen Oper geworden war? *Meyerbeer* führte mich auch bei dem zum Besuch gleichfalls in Boulogne weilenden *Moscheles*, auch bei *Frl. Blahedka*, der mir schon früh als Berühmtheit bekannten Virtuosin, ein. Bei beiden wohnte ich vertraulichen musikalischen Soiréen bei, und fand mich somit zum ersten Mal in einem Elemente des Umgangs mit musikalischen Berühmtheiten, welches mir bisher noch gänzlich fremd geblieben war.

Nachdem ich meinem zukünftigen Schwager *Avenarius* um Besorgung eines geeigneten Unterkommens für uns nach *Paris* geschrieben hatte, machten wir uns nun am 16. September in der Diligence zur Reise dahin auf, wobei Robber, welchen ich auf der hohen Impériale unterzubringen hatte, mir wiederum die altgewohnte Noth bereitete. — Mit der höchsten Spannung meiner Ankunft in dem ersehnten *Paris* zugewandt, bedauerte ich zunächst von dieser Stadt nicht den grossartigen Eindruck wieder zu gewinnen, den mir zuvor London verschafft hatte. Alles schien mir enger, eingedrückter, und namentlich von den berühmten *Boulevards* hatte ich mir colossalere Vorstellungen gemacht. Unerhört war mein Aerger, in einer grässlich engen Gasse, der *rue de la Jussienne*, von unsrer riesigen Diligence herab zum ersten Mal den Pariser Boden betreten zu müssen. Auch die *rue Richelieu*, in welcher ich die Buchhandlung meines Schwagers aufzusuchen hatte, imponirte mir, im Vergleich zu den Strassen des Londoner *Westends*, gar nicht. Als ich nun von hier aus, zum Einzug in die für mich gemiethete *Chambre garnie*, in eine der engen Seitengassen, welche die *rue St. Honoré* mit dem *marché des Innocents* verbindet, der *rue de la Tonnellerie*, gewiesen wurde, kam ich mir wirklich wie degradirt vor. Es bedurfte der tröstlichen Inschrift des Hauses meines *hôtel garni's*, welche unter einer Büste *Molière's* die Worte enthielt: *maison où naquit Molière*, um mich durch gute Vorbedeutung für die empfangenen geringen Eindrücke einigermassen zu trösten. Klein, aber freundlich und wohlanständig ausgestattet, empfing uns das um billigen Preis für uns bereit gehaltene Zimmer des vierten Stockes, aus dessen Fenstern wir bald mit wachsender Bangigkeit auf das ungeheure Marktgewühle in den

Strassen herabblickten, von dem ich nicht zu begreifen vermochte, was ich in seiner Nähe zu suchen haben könnte.

Avenarius, welcher bald nach Leipzig zu verreisen hatte, um dort seine Braut, meine jüngste Schwester *Cäcilie*, zu heirathen und nach Paris zu führen, wies mir die einzige ihm zugängliche *musikalische* Bekanntschaft mit einem, an der *Bibliothèque royale* für die Abtheilung der Musik angestellten Deutschen, *E. G. Anders*, zu. Dieser suchte uns bald in Molière's Geburtshaus auf, und in ihm lernte ich schnell einen jener seltenen Menschen kennen, dessen Andenken, so wenig er mir auch nützen konnte, zu ergreifender Erinnerung in meinem Leben geborgen blieb. Er war unverheirathet, stand in den fünfziger Jahren, und vertraute mir bald, dass er üble Erfahrungen hinter sich habe, welche ihn aus früheren günstigen Lebensverhältnissen zu der traurigen Nöthigung gebracht hätten, gänzlich hülflos in Paris ein Unterkommen zu suchen, wozu ihm, was er früher nur aus Liebhaberei betrieben, seine ungemeinen bibliographischen Kenntnisse, namentlich im musikalischen Fach, verhelfen mussten. Seinen wirklichen Namen nannte er mir nie; diesen, wie seine Schicksale, wollte er mir nach seinem Tode erst zur Eröffnung bereit halten; für jetzt enthüllte er mir nicht mehr, als dass er eben «anders» hiess, aus adliger Familie, früher am Rhein angesessen gewesen sei, durch schwärzesten Verrath an seiner Leichtgläubigkeit und Gutmüthigkeit Alles verloren, und nur seine sehr ansehnliche Büchersammlung gerettet habe, von deren bedeutendem Umfange ich mich allerdings in seiner bescheidenen Wohnung, wo sie alle Wände füllte, überzeugen konnte. Auch hier in Paris, wo er, wie es scheint, mit einer bedeutenden Empfehlung ankam, glaubte er sich bald über grausame Feinde beklagen zu müssen; denn noch habe er es seit langer Anstellung in der Bibliothek, trotz seiner grossen Kenntnisse, nicht über den niedrigsten Posten eines sogenannten *Employé* bringen können, wogegen er erleben müsse, dass wirkliche Ignoranten in die ihm verhiessenen höheren Stellen emporrückten. Später erfuhr ich wohl, dass hieran die grosse Unbehülflichkeit und Weichlichkeit des durch seine früheren Verhältnisse verwöhnten Mannes die wahre Schuld trugen, da er energische Thätigkeit zu entwickeln nicht mehr im Stand war. So führte er mit dem kläglichen Gehalte von 1500 Franken ein mühseliges, stets von Schwierigkeiten bedrohtes Leben. Einsam alternd und, wie er nicht anders vermeinte, seinem Hinsterben in einem Spital entgegensehend, schien ihm unsre Bekanntschaft, die wir zwar selbst im höchsten Grade bedürftig, doch aber mit so wagendem Muthe hoffnungsvoll in die Zukunft blickten, von neu belebendem Ein-

drucke zu sein. Meine Lebendigkeit und unerschütterliche Energie erfüllten ihn mit Hoffnung auf meine Erfolge, an deren Förderung er von nun an einen ungemein innigen und hingebenden Antheil nahm. Als Mitarbeiter an der von *Moritz Schlesinger* herausgegebenen «*Gazette musicale*», hatte er doch nie auch nur den mindesten Einfluss sich zu verschaffen gewusst, da ihm jede publicistische Gewandtheit abging und er von der Redaktion dieses Blattes fast nur zur Anfertigung bibliographischer Notizen verwendet wurde. Mit ihm, dem gänzlich Unbehülflichen und Weltunkundigen, hatte ich, sonderbarer Weise, den Plan zur Eroberung des aus allen erdenklichen Nichtswürdigkeiten combinirten musikalischen Terrains von Paris zu berathen, wobei es eigentlich immer nur darauf hinaus kam, sich gegenseitig für die Hoffnung zu erhitzen, dass irgend ein unvorhergesehener Glücksfall mir förderlich sein sollte.

Zur Mithülfe an diesen Berathungen zog er seinen Freund und Hausgenossen, den Philologen *Lehrs*, herbei, und verschaffte mir dadurch eine Bekanntschaft, welche bald zu einem der schönsten Freundschaftsverhältnisse meines Lebens führte. *Lehrs*, der jüngere Bruder eines namhaften Gelehrten in Königsberg, war vor einigen Jahren von dort her nach Paris gekommen, um zu versuchen, sich durch philologische Arbeiten daselbst eine unabhängige Stellung zu gewinnen, welche er, selbst wenn unter schwierigen Umständen, einer Anstellung als Lehrer, wie sie deren einzig in Deutschland Gelehrten zum Unterkommen dienen, vorzog. Sehr bald hatte er Beschäftigung bei dem Buchhändler *Didot* als Mitarbeiter an einer grossen Ausgabe der griechischen Classiker erhalten, wobei der Verleger, welcher die bedürftige Lage des jungen Gelehrten sich zum Nutzen machte, mehr für das Gelingen seiner Unternehmung, als das Gedeihen des armen Mitarbeiters besorgt war. So hatte *Lehrs* stets mit grosser Noth zu kämpfen, behielt dabei aber immer eine würdige Laune, und bewährte sich in jeder Hinsicht als ein seltenes Beispiel von Uneigennützigkeit und Aufopferung für Andre. Gänzlich ohne Kenntniss der Musik, auch ohne eigentliches Interesse dafür, sah er zunächst in mir nur den rathbedürftigen Menschen, bald auch den Leidensgenossen im Pariser Elend. Wir wurden bald so vertraut, dass ich ihn fast alle Abende regelmässig mit *Anders* bei mir eintreten sah. Für diesen war die Begleitung des Freundes schon desshalb von grossem Werthe, weil er, etwas unsicher auf den Füssen, stets mit einem Stock und einem Parapluie zugleich bewaffnet, namentlich bei den Ueberschreitungen belebter Strassen, des Abends sehr ängstlich war. Auch schickte er

Lehrs gern zuerst über meine Schwelle, um *Robber* von sich abzuwenden, vor welchem er eine so auffällige Furcht bezeigte, dass das sonst so gutmüthige Thier hierdurch wirklich zum Argwohn gegen *Anders* gereizt wurde, und gegen ihn bald eine ähnliche aggressive Abneigung fasste, als wie am Bord der *Thetis* gegen den Matrosen *Koske*. Beide lebten in einem *hôtel garni* der *rue de Seine*, und klagten viel über ihre Wirthin, welche ihre Einkünfte dermassen in Beschlag nahm, dass sie völlig unter ihrer Vormundschaft standen. Um sich von ihr zu emancipiren, ging Anders bereits seit Jahren damit um, von ihr fortzuziehen, ohne je das Vorhaben ausführen zu können. Bald bestand im Betreff unsrer gegenwärtigen Lage nicht das mindeste Geheimniss mehr zwischen uns, so dass wir mit den Freunden gemeinschaftlich eine, wenn auch aus einander liegende, doch aber durch gleiche Leiden innig verschmolzene Wirtschaft führten.

Für's erste bildeten nun den Gegenstand unsrer Besprechungen die verschiedenen Wege, welche ich zur Erreichung meines Zieles, mich in Paris bekannt zu machen, einschlagen sollte. Das Eintreffen der versprochenen Empfehlungsbriefe *Meyerbeer's* belebte zunächst unsre Hoffnungen. Der Direktor der Oper, Herr *Duponchel*, empfing mich wirklich in seinem Bureau; er las den Brief *Meyerbeer's* durch ein Glas, welches er sich in das rechte Auge klemmte, und verrieth bei dieser Lectüre nicht die mindeste Ergriffenheit. Jedenfalls hatte er dergleichen Empfehlungs-Schreiben *Meyerbeer's* schon sehr häufig erbrochen. Nachdem er mich verabschiedet, erfuhr ich nie wieder das Mindeste von ihm. Der alte Orchesterchef *Habeneck* nahm mich dagegen mit einiger, nicht nur scheinbaren, Theilnahme auf, und erklärte auf meinen Wunsch sich bereit, bei vorkommender Muse in einer der Uebungsproben des Orchesters der Conservatoire-Concerte etwas von mir durchspielen zu lassen. Leider hatte ich von selbstständigen Instrumentalcompositionen nichts mir geeignet Dünkendes vorräthig, als meine sonderbare Ouvertüre zu «Columbus», welche ich, da sie dereinst unter der Mithülfe der tapferen preussischen Militairtrompeter im Magdeburger Theater mir so grossen Applaus eingebracht hatte, immer noch für das bewährteste, meiner Feder entflossene Effektstück hielt. Ich übergab die Partitur und Orchesterstimmen davon *Habeneck*, und hatte somit unsrem abendlichen Comité eine erste in Gang gebrachte Unternehmung zu berichten. — Von Versuchen, meine mit *Scribe* angeknüpften Beziehungen jetzt persönlich aufzunehmen, ward ich durch die Vorstellungen der Freunde abgehalten, da sie mir aus der Kenntniss der Dinge leicht nachweisen konnten, dass an ein ernstliches Befassen dieses so ausserordentlich beschäftigten

Auteurs mit einem gänzlich namenlosen jungen Musiker gar nicht zu denken sei. Dagegen brachte mich *Anders* mit einem Herrn *Dumersan*, mit dem er freundschaftlich bekannt war, zusammen. Dieser bereits stark ergraute Herr war Verfasser einiger 100 Pièцen für die kleinen Vaudeville-Theater, und hätte sehr gerne vor seinem Ende noch erlebt, eines seiner Stücke auf einem grösseren lyrischen Theater gespielt zu sehen. Gänzlich ohne Autoren-Eitelkeit, wäre ihm auch die Uebertragung des Arrangements einer bereits fertigen Oper für französische Verse ganz recht gewesen; ihm ward von uns somit die Bearbeitung meines «Liebesverbotes» für ein damals bestehendes drittes lyrisches Theater, welches sich das *Théatre de la Renaissance* nannte und in der seit ihrem Brande neu hergerichteten *Salle Ventadour* spielte, vorgeschlagen. Drei Nummern dieser Oper, welche ich für eine verhoffte Audition bestimmte, führte er auf Grund einer wörtlichen Uebersetzung sofort in artigen französischen Versen aus. Ausserdem aber lud er mich ein, zu einem Vaudeville, welches in der Carnevals-Zeit im Theater der *Variétés* gegeben werden sollte, und «*la Descente de la Courtille*» betitelt war, einen Chor zu schreiben. — Diess war eine zweite Aussicht. Die Freunde riethen aber, vor allen Dingen einige kleinere Gesangscompositionen zu schreiben, welche ich beliebten Sängern zum Vortrag in den häufigen Concerten anbieten könnte. *Lehrs* und *Anders* schafften Texte herbei; Anders brachte von einem befreundeten jungen Poeten ein sehr unschuldiges «*Dors mon enfant*», das Erste, was ich in französischer Sprache componirte; es gerieth so gut, dass, als ich spät Abends es mehrmals leise mir auf dem Klavier probirte, meine Frau aus dem Bett mir zurief, das wäre ja ganz himmlisch zum Einschlafen. Ausserdem componirte ich «*l'Attente*» aus *Hugo*'s «*Orientales*», und eine Romanze von *Ronsard*: «*Mignonne*». Diese kleinen Arbeiten, deren ich mich nicht zu schämen habe, veröffentlichte ich später als musikalische Beilage zu der damals von *Lewald* herausgegebenen «Europa», wo sie in dem Jahrgange von 1841 erschienen. — Nun verfiel ich aber noch auf den Gedanken, für *Lablache* eine von ihm als «Orovist» in *Bellini*'s «Norma» einzulegende grosse Bass-Arie mit Chor schreiben zu wollen; *Lehrs* musste einen italienischen politischen Flüchtling auftreiben, um von ihm den Text zu einer solchen Arie zu erlangen; diess geschah, und ich führte eine effektvolle Composition im Style *Bellini*'s aus, die sich noch unter meinen Manuscripten befindet, und mit welcher ich mich damals unmittelbar zu *Lablache* verfügte, um sie ihm anzubieten. Der freundliche Mohr, welcher mich in des berühmten Sängers Vorzimmer empfing, wollte mich durchaus sofort

unangemeldet zu seinem Herrn einlassen; da ich das Vorkommen bei einem solchen Herrn für sehr schwierig gehalten, hatte ich mich auf das Abweisen gefasst gemacht, und mein Anliegen schriftlich in einem Briefe niedergelegt, wodurch ich mich besser verständigt zu haben glaubte, als es durch mündlichen Vortrag mir möglich gewesen sein würde. Die Zutraulichkeit des schwarzen Dieners setzte mich somit in Verlegenheit; ich drang ihm meine Partitur und den Brief auf, um sie seinem Herrn zu übergeben, achtete nicht seiner mit freundlichem Erstaunen wiederholten Aufforderung, doch nur selbst einzutreten und mit seinem Herrn mich zu unterhalten, und verliess eilig das Haus, um in einigen Tagen mir Antwort zu holen. Als ich wiederkehrte, empfing mich *Lablache* höchst freundlich, versicherte mich, die Arie sei sehr gut gemacht, nur sei es ganz unmöglich, sie in der bereits so häufig gegebenen *Bellini*'schen Oper nachträglich noch einzulegen. Dieser Rückfall auf das *Bellini*'sche Operngebiet, den ich mir durch die Anfertigung dieser Arie zu Schulden kommen liess, war somit ohne Nutzen geblieben, und die Unfruchtbarkeit eines meiner Versuche war demnach schnell entschieden. Ich sah ein, dass ich persönlicher Empfehlungen bei den Sängern und Sängerinnen bedürfen würde, wenn ich meine andren Compositionen zum Vortrag gebracht zu sehen wünschte.

Höchst willkommen war mir daher die endliche Ankunft *Meyerbeer*'s selbst in Paris. Der geringe Erfolg seiner Empfehlungsbriefe, von dem ich ihm berichtete, überraschte ihn so wenig, dass er es im Gegentheil für gut hielt, mich nun darauf aufmerksam zu machen, dass in Paris alles sehr schwierig sei, und ich am Besten thäte, zunächst mich nach bescheidener Lohnarbeit umzusehen. Er führte mich in diesem Sinne bei seinem Verleger *Maurice Schlesinger* ein, überliess mich dem Schicksale dieser monströsen Bekanntschaft, und reiste nach Deutschland ab. — Da für's erste *Schlesinger* nicht wusste, was er mit mir anfangen sollte, und die in seinem Bureau unter seinem Protektorat von mir gemachten Bekanntschaften, worunter die des Violinspielers *Panofka*, auch zu nichts führten, kehrte ich zu meinem häuslichen Berathungs-Conseil zurück, der mir doch schon einiges an die Hand gegeben hatte, wie neuerdings eine Uebersetzung der «beiden Grenadiere» von *Heine* durch einen Pariser Professor, welche ich für eine Bariton-Stimme zu meiner Zufriedenheit alsbald componirte. — Auf *Anders*' Vorschlag suchte ich nun Sänger und Sängerinnen für meine neuen angefertigten Compositionen aufzufinden. Mme *Pauline Viardot*, an die ich mich in erster Linie wandte, ging meine Stücke sehr freundlich mit mir durch, verweigerte mir auch nicht das

Zugeständniss ihres Gefallens daran, versicherte mich jedoch, keine Veranlassung zu ihrem Vortrag zu ersehen. Aehnlich ging es mir mit einer Mme *Widmann,* welche mein «*Dors mon enfant*» mit schöner Alt-Stimme gefühlvoll mir vorsang, dennoch aber nicht wusste, was sie weiter damit thun sollte. Ein Herr *Dupont,* dritter Tenor der grossen Oper, versuchte meine Composition des *Ronsard*'schen Gedichtes, erklärte aber, dass die Sprache, in welcher es verfasst sei, vom jetzigen Pariser Publikum nicht goutirt werden könnte. Herr *Géraldy,* ein sehr beliebter Concertsänger und Gesanglehrer, welcher mir verschiedene Besuche bei sich gestattete, erklärte die «deux grénadiers», welche ich ihm anbot, aus dem Grunde für unmöglich, weil die *Marseillaise,* an welche ich die Begleitung des Schlusses anklingen liess, gegenwärtig in Paris nur in Begleitung von Kanonen- und Gewehrfeuer auf den Strassen gehört zu werden pflegte.

Einzig führte *Habeneck* sein Versprechen aus, meine Columbus-Ouverture bei Gelegenheit einer Probe vom Orchester mir und *Anders* vorzuspielen, was ich, da es dabei keineswegs selbst nur auf den Versuch der Zulassung dieser Composition bei einem der berühmten *Conservatoire-Concerte* abgesehen war, wirklich als eine aufmunternde Artigkeit des alten Herrn anzusehen hatte, welche für jetzt allerdings jede weitere günstige Folge für mich ausschloss, da ich selbst wohl auch inne ward, dass meine ungemein flüchtige Jugendarbeit dem Orchester nur eine confuse Meinung über mich hatte beibringen können. — Doch gewann ich bei diesen Proben unerwartet einen so bedeutenden Eindruck, dass ich ihm eine wichtige Entscheidung für eine jetzt neu sich begründende Wendung meiner künstlerischen Entwickelung beimessen muss. Diess geschah durch meine Anhörung der 9. *Symphonie Beethoven*'s, welche ich nun von diesem berühmten Orchester mit dem Erfolge eines beispiellos andauernden Studiums in so vollendeter und ergreifender Weise vorgetragen hörte, dass, wie mit einem Schlage, das in meiner Jugendschwärmerei von mir geahnte Bild von diesem wunderbaren Werke, nachdem es mir durch die Hinrichtung desselben durch das Leipziger Orchester unter des biedren *Polenz*' Leitung gänzlich verwischt worden war, nun sonnenhell, wie mit den Händen greifbar, vor mir stand. Wie ich früher nichts als mystische Constellationen und klanglose Zaubergestalten vor mir gesehen hatte, strömte jetzt, wie aus zahllosen Quellen, der Strom einer nie versiegenden, das Herz mit namenloser Gewalt dahinreissenden Melodie entgegen.

Die ganze Periode der Verwilderung meines Geschmackes, welche,

genau genommen, mit dem Irrewerden an dem Ausdrucke der *Beethoven*'schen Compositionen aus dessen letzter Zeit begonnen, und durch meinen verflachenden Verkehr mit dem schrecklichen Theater sich so bedenklich gesteigert hatte, versank jetzt vor mir wie in einem tiefen Abgrund der Scham und Reue.

War diese innere Wendung in den letzten Jahren, namentlich auch durch die Wirkung leidenvoller Lebenserfahrungen auf mich, wohl sehr günstig vorbereitet, so gewann doch nun, durch den unsäglichen Eindruck der 9. Symphonie in einer Ausführung, von welcher in jeder Hinsicht ich zuvor gar keine Ahnung hatte, der neu gewonnene alte Geist erst wirkliche Lebenskraft, und ich vergleiche daher diesen für mich so wichtigen Vorgang mit dem ähnlichen, entscheidenden Eindrucke, welchen ich als 16 jähriger Jüngling vom Fidelio der *Schröder-Devrient* gewann.

Die nächste Folge hiervon war meine innige Sehnsucht, gerade jetzt, wo das Elend meiner Lage in Paris mir immer klarer bewusst wurde, und ich tief innerlich an jedem Erfolg auf dem betretenen Wege verzweifelte, etwas zu schaffen, was mir ebenso innerlich Genugthuung geben sollte. So entwarf ich eine *Ouverture zu Faust*, welche dem ersten Plane nach nur den ersten Satz einer ganzen Faust-Symphonie bilden sollte, da ich für den zweiten Satz bereits die Ausführung des «Gretchens» ebenfalls im Kopfe trug. Es ist diess dieselbe Composition, welche ich, nachdem ich sie bereits ausser Acht verloren, in Folge sinniger Andeutungen und Wünsche *Liszt*'s fünfzehn Jahre später in einigen Theilen umarbeitete, und welche jetzt unter dem Titel *«eine Faust-Ouverture»* von mir wiederholt öffentlich aufgeführt und auch sonst weiter beachtet worden ist. Damals hegte ich den Ehrgeiz, eine so beschaffene Composition von dem Orchester des Conservatoires für eines seiner Concerte angenommen zu sehen, erfuhr jedoch, dass man dort der Meinung war, mir bereits genug Aufmerksamkeit erwiesen zu haben, und für einige Zeit mich los zu sein wünschte.

Gänzlich ohne allen Erfolg, wandte ich mich begreiflich an *Meyerbeer* um nochmalige Empfehlungen, namentlich an Sänger, deren ich bedurfte. Sehr überrascht war ich, als in Folge hiervon *Meyerbeer* mich aus Berlin an einen wunderlichen Mann, Herrn *Gouin*, einen Postbeamten und seinen Generalagenten in Paris, mit der Bedeutung empfahl, dass dieser alle näheren Instruktionen von ihm habe, um meinen Wünschen nach Möglichkeit nachzukommen. Vor Allem liess mich *Meyerbeer* auf diese Weise an Herrn *Anténor Joly*, Direktor des bereits genannten

14*

lyrischen Theaters *de la Renaissance*, weisen. Herr *Gouin* vermittelte bei diesem die fast mit bedenklicher Leichtigkeit mir gemachte Zusage, eine Oper, mein «*Liebesverbot*», welches eben nur noch zu übersetzen war, aufzuführen. Es handelte sich nur darum, dass ich dem Comité des Theaters einige Nummern meiner Composition in einer *Audition* zur Prüfung vorführen könnte. Da ich mir die eignen Sänger des Theaters zum Einüben der drei von *Dumersan* bereits übersetzten Stücke erbat, ward ich allerdings mit dem Bedauern, dass diese Sänger gegenwärtig sämmtlich zu stark beschäftigt seien, abgewiesen. Allein hiergegen wusste *Gouin* wieder Rath: vermöge seiner vom «Meister» erhaltenen Generalvollmacht warb dieser mehrere, *Meyerbeer* besonders verpflichtete Sänger für meinen Zweck; Mme *Dorus-Gras*, eine wirkliche Prima-Donna der grossen Oper, Mme *Widmann* und Herr *Dupont*, beide Letztere mir bereits durch meine vergeblichen Bemühungen für meine kleineren Compositionen bekannt, mussten ihre Zusage geben, zu der beabsichtigten Audition mir behülflich zu sein.

So weit hatte ich es nach einem halben Jahre, gegen Ostern 1840, gebracht, und auf die Grundlage der durch die *Gouin*'schen Abmachungen gewonnenen, mich höchst solid dünkenden Hoffnungen hin, veränderte ich nun, namentlich auch durch *Lehr's* waghalsige Anempfehlungen bestimmt, meinen bis jetzt befolgten Pariser Lebenszug, indem ich mich entschloss, aus dem obscuren Quartier der *Innocents* mich nach dem der Künstlerwelt näher liegenden Theile von Paris überzusiedeln. Was diess heissen wollte, und unter welchen Umständen dieses kühne Vorhaben ausgeführt wurde, wird erhellen, wenn ich jetzt näher bezeichne, unter welchen Umständen wir bis dahin durch unsre Pariser Lage uns geschleppt hatten.

Trotzdem wir sogleich nach unsrer Ankunft in Paris uns auf das wohlfeilste eingerichtet hatten, z. B. unser Dîner bei einem kleinen Restaurant zu einem Franken eingenommen, war es doch unmöglich gewesen, zu verhüten, dass der Rest unsrer Ducaten bald gänzlich aufging. Freund *Möller* hatte uns bedeutet, sobald wir in Noth kämen, uns an ihn zu wenden, da er den Ertrag des ersten ihm vorkommenden guten Geschäftes für uns zurücklegen würde. Es ging nicht anders, als dass ich mich schon jetzt an ihn wendete; einstweilen versetzten wir, was wir irgend an werthvollen Kleinigkeiten besassen. Da ich Scheu trug, mich nach einem Leihhause zu erkundigen, suchte ich im Dictionnaire nach der französischen Bezeichnung einer solchen Anstalt, um diese dann auf einem der Strassenschilder gelegentlich aufzusuchen:

in meinem kleinen Handdictionnaire war für die gesuchte Anstalt kein andres Wort als «*Lombard*» verzeichnet; auf dem Plan von Paris fand sich in einer unentwirrbaren Gegend eine kleine Gasse mit dem Namen «*rue des Lombards*» genannt. Dort irrte ich nun auf Abenteuer lange umher, ohne irgend eine mir günstige Auskunft erhalten zu können. Dagegen hatte mich an transparenten Laternen häufig die Aufschrift «*Mont de piété*» neugierig nach der Bedeutung hievon gemacht, und ich ward, als ich mein häusliches Rathscollegium darum befragte, was dieser «Berg der Frömmigkeit» zu bedeuten habe, zu meiner freudigen Ueberraschung darüber belehrt, dass ich eben dort mein Heil zu suchen habe. Nun wanderte zunächst, was wir von Silberzeug besassen, namentlich unsre Hochzeitsgeschenke, zum Commissaire des *Mont de Piété*. Dann folgten die kleinen Schmucksachen meiner Frau, Reste ihrer ehemaligen Theatergarderobe, worunter ein schöner mit Silber gestickter blauer Schlepprock, welcher einst der Herzogin von Dessau gehört hatte. Freund *Möller* liess immer noch nichts von sich hören; es galt Tag um Tag zu fristen, um die ersehnte Sendung aus Königsberg erwarten zu können, und so mussten eines Tages selbst unsre beiden Trauringe auf den *Mont de Piété* wandern. Als immer keine Hilfe kam, erfuhr ich, dass ich an den Versatzscheinen selbst noch letzte Hilfsquellen besass, indem diese zugleich mit dem Besitz des verpfändeten Gegenstandes zu verkaufen waren. Auch hierzu musste endlich gegriffen werden, und namentlich der Dessauer Schlepprock ging bei dieser Gelegenheit gänzlich verloren. — *Möller* liess in der Tat nie wieder etwas von sich hören. Als er später mich als Dresdner Kapellmeister wieder besuchte, gestand er, nach unsrer Trennung auf das bitterste durch den Bericht demüthigender und geringschätziger Aeusserungen, welche wir über ihn gemacht haben sollten, sich von uns gekränkt gefühlt zu haben, wesshalb er geglaubt habe, seine freundschaftlichen Beziehungen zu uns fahren lassen zu müssen. Wir waren uns untrüglich bewusst, hierdurch gänzlich verleumdet und somit einer sicher verhofften Hilfe in der Noth beraubt worden zu sein.

In der Zeit der hieraus eintretenden Noth betraf uns ein Ereigniss, welches wir als ein Unglück weissagendes Anzeichen empfanden: wir verloren unseren mit so unsäglicher Mühe nach Paris mitgeführten schönen Hund, der, da er jedenfalls ein werthvoller Gegenstand war und überall, wo er sich zeigte, Aufsehen erregte, aller Wahrscheinlichkeit nach absichtlich uns entlockt worden ist. Auch in dem so übermässigen Strassengedränge von Paris hatte er seine schon in London

bewährte Sicherheit, sich überall zurecht zu finden, auf das Glänzendste bewährt. Schon in den ersten Tagen war er heimlich in den Garten des *Palais royal*, wo er viele Hundegesellschaft zu treffen wusste, und ausserdem die *Gamins* durch sein Apportieren aus dem Wasser des dortigen Bassins unterhielt, spaziert und ruhig wieder zurückgekommen. Am Quai des *Pont-neuf* bat er uns gewöhnlich um die Erlaubniss, sich baden zu dürfen, und zog dort bald eine so stark anwachsende Versammlung von Zuschauern herbei, welche sich an seinem Untertauchen und Hervorholen von allerhand dort versenkten Kleidungsstücken und Geräthschaften mit lautem Jubel ergötzte, dass die Polizei uns ersuchte, dieser Veranlassung zur Emeute ein Ende zu machen. Als ich ihn eines Morgens wie gewöhnlich zu einer kurzen Erholung auf die Strasse entliess, kehrte er nun nicht wieder zurück, und trotz der sinnreichsten Einfälle, auf die ich gerieth, um wieder in seinen Besitz zu kommen, blieb er spurlos verschwunden. Dieser Verlust erschien manchem der um uns Besorgten als ein Glück, da man sich billiger Weise darüber verwundern zu müssen glaubte, dass wir, ohne alle Subsistenzmittel, ausser uns auch noch einen so übermässig grossen Hund zu ernähren übernommen hätten.

Um jene Zeit, es war diess etwa im zweiten Monate unsres Pariser Aufenthaltes, vereinigte sich nämlich meine aus Leipzig ankommende Schwester *Luise* mit ihrem bereits seit länger hier sie erwartenden Manne, *Friedrich Brockhaus*. Sie beabsichtigten, eine gemeinschaftliche Vergnügungsreise nach Italien anzutreten, und *Luise* benützte den Pariser Aufenthalt zu verschiedenen reichen Einkäufen. Es dünkte mich natürlich, dass sie sich für die Folgen unsrer so sinnlos erscheinenden Uebersiedelung nach Paris in keiner Weise mitleidend oder verantwortlich fühlen konnten, und, ohne uns den falschen Anschein einer angenehmen Lage zu geben, zog ich aus meinen verwandtschaftlichen Beziehungen dennoch auch nicht den geringsten Vortheil. *Minna* war sogar so gutmüthig, meiner Schwester bei ihren luxuriösen Einkäufen behilflich zu sein, während wir einzig besorgt waren, den wohlhabenden Verwandten den Argwohn zu benehmen, dass wir etwa ihre Theilnahme zu erwecken gesonnen seien.

Dagegen führte mir meine Schwester eine wunderliche Bekanntschaft zu, welche bald zu grosser Theilnahme an allem, was mich betraf, sich bestimmen sollte. Es war diess der junge Maler *Ernst Kietz* aus Dresden, ein ungemein treuherziger, gutmüthiger Naturmensch, dessen leichtes Talent für Portraitiren in einer ihm eignen bunten Kreidemanier in seiner Heimath den blutjungen Menschen so beliebt gemacht hatte,

dass er durch seine gewinnreichen Erfolge sich hatte bestimmen lassen, zur höheren Ausbildung seiner Anlagen sich nach Paris zu wenden, wo er nun seit ziemlich einem Jahre sich aufhielt und im Atelier *Delaroche's* seine Studien machte. Dass er bei seinem seltsam, fast kindisch zerfahrenen Wesen, beim Mangel aller ernsteren Bildung, und bei der ungemeinen Schwäche seines Charakters hiermit den Weg gewählt hatte, auf welchem er, trotz seines wahrhaften Talentes, bald rettungslos seicht verfallen musste, diess sollte ich zu meinem Bedauern, in Folge meiner anhaltenden freundschaftlichen Beziehungen zu ihm, leider immer mehr inne werden. Für jetzt war mir, und namentlich auch meiner armen, oft sehr vereinsamten Frau, der kindlich zutrauliche Mensch sehr angenehm, und seine grosse Gutmüthigkeit und herzliche Hingebung machten seine Freundschaft in Zeiten der äussersten Noth mir sogar zu einem Quell der Hilfe. Er wurde nun dem abendlichen Familienkreis eingereiht, so sonderbar er auch in jeder Hinsicht im Umgange mit dem alten ängstlichen *Anders* und dem ernst gediegenen *Lehrs* sich ausnahm. Seine ungemeine Gemüthlichkeit und seine oft höchst komischen Einfälle machten ihn uns bald unentbehrlich; namentlich ergötzte uns häufig der zuverlässige Eifer, in welchem er sich, ohne in die mindeste Verlegenheit zu gerathen, auf französische Unterhaltung einliess, trotzdem er es später selbst nach einem zwanzigjährigen Aufenthalt noch nicht dazu brachte, nur zweier auf einander folgender Worte sich richtig zu bedienen. Seine Studien bei *Delaroche* gingen auf die Aneignung der Oelfarbe aus; offenbar zeigte er auch hierzu vieles Talent, dennoch war diess die Klippe, an welcher er scheiterte. Es fand sich nämlich, dass das Umsetzen der Farben auf der Palette, und besonders das Auswaschen der Pinsel, seine Zeit so vollständig in Beschlag nahmen, dass er sehr selten zum eigentlichen Malen kam. Da es nun im tiefen Winter stets so früh Nacht wurde, und er, wenn er mit Palette und Pinsel in Ordnung war, nun nichts mehr sehen konnte, so gelang es ihm, nach meiner Erfahrung, nie, auch nur ein einziges Portrait zu vollenden. Fremde, welchen er empfohlen war und deren Portrait ihm bestellt wurde, mussten stets Paris verlassen, ehe er nur zur Hälfte fertig geworden war; endlich hatte er sich sogar über das ganz besondere Unglück zu beklagen, dass seine Kunden ihm unter dem Portraitiren wegstürben. Nur sein Hauswirth, dem er stets die Miethe schuldig blieb, wusste es so anzufangen, dass *Kietz* das Portrait gerade dieses schrecklichen Menschen fertig machte; so viel ich weiss, ist diess das einzige von *Kietz* vollendete Portrait. Dagegen glückten ihm kleine Croquis, wie er sie

uns des Abends, angeregt durch Gegenstände unsrer Unterhaltung, sofort zum Besten gab, durch naive Einfälle und leichte Ausführung. Schon in diesem ersten Winter entwarf er auch ein fleissig ausgeführtes Bleistiftportrait von mir, welches er, nachdem er mich noch besser hatte kennen lernen, nach zwei Jahren von Neuem überarbeitete, und in der Fassung beendete, wie es noch jetzt aufbewahrt wird. Es freute ihn, mich in der Stimmung aufzufassen, in welcher er mich beim abendlichen Gespräch, bei behaglicher Belebung meiner Lebensgeister, beobachtet hatte. In der That verging kein Abend, ohne dass die, durch die trostlosen Bemühungen und Erfahrungen des Tages oft verzweiflungsvoll niedergedrückte Stimmung bei mir endlich sich doch bis zum Eintritt der vollen, mir eignen Heiterkeit aufklärte; und den gemüthlichen *Kietz* reizte es, gerade aus jener kummervollen Periode mich der Welt in der Haltung eines seiner Erfolge vollständig sichren, lächelnd über das Leben hinwegsehenden Menschen darzustellen.

Noch vor Ende des Jahres 1839 war auch meine jüngste Schwester *Cäcilie* als Gattin des *Eduard Avenarius* in Paris angekommen. Die Befangenheit, mit uns in leicht errathlicher bedürfnissvoller Lage hier in Paris, wohin keinerlei solide Aussicht uns geführt hatte, zusammen zu treffen, war uns bei der jungen Frau, welche selbst ihrem Mann in keineswegs bedeutende Verhältnisse gefolgt war, wohl erklärlich. Wir zogen daher vor, statt unsere Verwandten häufig aufzusuchen, lieber abzuwarten, bis sie uns aufsuchen würden, worüber genügende Zeit verstrich.

Sehr erwärmend regte uns dagegen ein längeres Wiedersehen *Heinrich Laube*'s an, welcher im Anfang des neuen Jahres 1840 mit seiner Frau, geb. *Iduna Budäus*, der jungen Wittwe eines vermögenden Leipziger Arztes, die er seit unsrer letzten Trennung in Berlin unter besonderen Umständen geheirathet hatte, zu seinem Vergnügen auf einige Monate in Paris verweilte. Schon während seiner früher erwähnten langen Untersuchungshaft hatte die junge Frau, von seinem Schicksale gerührt, ohne ihm zuvor durch nähere Bekanntschaft vertraut worden zu sein, grosse Theilnahme und Fürsorge gezeigt. Als ich damals Berlin verliess, erschien auch bald *Laube*'s Verurtheilung, welche unerwartet mild auf ein Jahr städtisches Gefängniss lautete. Es wurde ihm gestattet, nach seiner Wahl seine Strafzeit im Stadtgefängnisse von *Muskau* in Schlesien zu verbüssen, wo er den Vortheil der Nähe des ihm befreundeten Fürsten *Pückler* genoss, mit welchem er, unter besonderer Begünstigung der dem Fürsten untergebenen Gefängnissdirektion, in tröstlichen Verkehr und selbst persönlichen Umgang treten konnte. Seine Freundin hatte sich

entschlossen, gerade zur Zeit des Antritts seiner Gefängnissstrafe sich ihm zu vermählen, um ihm in Muskau liebevoll behilflich zur Seite sein zu können. War es für mich nun schon an und für sich erfreulich, den älteren Freund in jetzt so vortheilhaft gestalteter Lage wiederzusehen, so empfand ich dagegen auch die wohlthätige Befriedigung, von ihm die früher gewohnte Theilnahme unverändert mir zugewandt zu sehen. Wir waren häufig zusammen; auch unsre Frauen befreundeten sich, und *Laube* war der erste, welcher meinen tollkühnen Pariser Zug mit gewogenem Humor aufzufassen verstand. — Bei ihm lernte ich auch *Heinrich Heine* kennen, und beide unterhielten sich oft in gutmüthigen Scherzen, die mich selbst gern zum Lachen brachten, über meine wunderliche Lage. Es war *Laube* unmöglich, mir über mein Vorhaben, es in Paris zu etwas bringen zu wollen, in ernst bedenklicher Weise Vorstellungen zu machen, da er sah, dass ich selbst mit einer Laune, die wiederum ihn hinriss, meine auf so nichtige Hoffnungen begründete Lage behandelte. Dagegen war er darauf bedacht, wie er, ohne Einspruch gegen die Wahl meines Lebensweges zu erheben, mir helfen könne, und wünschte desshalb von mir nur einen irgendwie plausiblen Plan für meine nächsten Unternehmungen dargelegt zu bekommen, um darauf hin in der Heimath, wohin er bald zurückkehrte, mir Unterstützung erwirken zu können. Nun fand es sich denn, dass um diese Zeit ich in ein so hoffnungsvolles Einvernehmen mit der Direktion des Theaters *de la Renaissance* trat; hiermit schien ein Boden gewonnen zu sein, und ich glaubte erklären zu dürfen, dass, wenn mir die Deckung meiner Bedürfnisse für ein halbes Jahr versichert würde, ich in dieser Zeit es zu etwas bringen müsste. *Laube* versprach hierfür zu sorgen, und hielt Wort. Er bestimmte in Leipzig einen seiner vermögenden Freunde und, in Folge dieses Beispiels, auch den vermögenden Theil meiner Familie, mir für ein halbes Jahr eine, durch *Avenarius* in monatlichen Raten mir auszuzahlende, Sustentation zu erwirken.

Dem zu Folge bestimmten wir uns, wie erwähnt, das *hôtel garni* zu verlassen und eine selbständige Wohnung in der *rue du Helder* zu beziehen. Meine Frau, deren vorsichtiges und solides Wesen durch die Nöthigung zur Theilnahme an meiner sorglosen Behandlung der bürgerlichen Lebensfragen bereits in Schwanken und Unsicherheit gebracht worden war, liess sich hierbei namentlich durch die Annahme bestimmen, dass sie es verstehen werde, einen eigenen Haushalt weniger kostspielig einzurichten, als das hôtel garni- und Restaurant-Leben für uns war. Der Erfolg erwies diese Annahme auch als sehr richtig; das Bedenkliche

lag nur darin, dass diese eigne Haushaltung eben ohne jeden Besitz erst zu gründen war, somit alles, was eine häusliche Wirthschaft ermöglicht, ohne Mittel dazu, erst angeschafft werden musste. Hierfür wusste nun eben *Lehrs*, welcher bereits genügend in den eigenthümlichen Zug der Pariser Lebensverhältnisse eingeweiht war, Rath. Nach seiner Auffassung war mein ganzes bis hierher gediehenes Pariser Unternehmen nur durch einen meinem Wagniss entsprechenden Erfolg zu rechtfertigen; da ich ausserdem gar keine Mittel besass, mich in Paris geduldig längere Jahre über der Erwartung hinzugeben, so musste ich auf eine ausserordentliche Begünstigung der Umstände rechnen, oder sofort gänzlich abstehen. Der erwartete Erfolg musste im Laufe eines Jahres eintreten oder ich war unter allen Umständen gescheitert; so hiess es denn wagen, da ich nun einmal «Wagner» hiesse, und er nicht geneigt sei in Betreff meiner, diesen Namen von «Fuhrwerk» abzuleiten. Meine für 1200 Fr. gemiethete Wohnung hatte ich erst in vierteljährlichen Raten zu bezahlen; für das Ameublement und die Ausstattung der Wohnung wies er mir durch Vermittelung der Wirthin seines Hôtels einen «Menuisier» zu, welcher mir alles Nöthige gegen spätere bequem dünkende Abzahlungen lieferte. *Lehrs* blieb dabei: wenn ich nicht auch nach Aussen hin Selbstvertrauen zeigte, würde ich in Paris zu nichts kommen. Meine Audition stand bevor; das Theater *de la Renaissance* war mir gewiss; *Dumersan* begehrte eifrig mein «Liebesverbot» vollends ganz in französische Verse zu bringen. So ward es denn gewagt. Am 15. April zogen wir, zur Verwunderung des Concierge des Hauses der *rue du Helder*, mit ausserordentlich wenigem Gepäck, in die ziemlich behagliche neue Wohnung ein. —

Mit dem ersten Besuche, den ich in dieser, auf kühne Hoffnungen hin bezogenen Wohnung erhielt, meldete mir *Anders*, dass das Theater *de la Renaissance* so eben seinen Bankerott erklärt habe und geschlossen sei. — Diese Kunde, die mich wie ein Donnerschlag traf, schien mehr als ein gewöhnlicher Unglücksfall mir sagen zu wollen: sie enthüllte mir mit Blitzesschnelle zugleich auch die ganze Nichtigkeit der mir eröffneten Aussichten. Meine Freunde sprachen sich offen dahin aus, dass *Meyerbeer* von den Verhältnissen des Theaters, an welches er mich, von der grossen Oper ab, gewiesen, vermuthlich sehr genau unterrichtet gewesen sei. Den hieran sich knüpfenden Betrachtungen hing ich noch nicht weiter nach, da ich genügenden Grund zur Bitterkeit empfand, wenn ich mir überlegte, was ich nun mit meiner hübsch eingerichteten Wohnung anfangen wollte.

Da meine Sänger bereits die zur Audition bestimmten Stücke des «Liebesverbots» genügend eingeübt hatten, wollte ich hieraus wenigstens den Vortheil ziehen, sie einigen einflussreichen Personen zu Gehör zu bringen. Da es sich eben nur um die Anwohnung dieser kleinen Audition, keineswegs aber um daran sich knüpfende Consequenzen handelte, verweigerte mir Herr *Edouard Monnaie*, welcher nach *Duponchel*'s Abgang zum provisorischen Direktor der grossen Oper ernannt war, meiner Einladung Folge zu geben um so weniger, als die vortragenden Sänger dem ihm untergebenen Institut angehörten. Ausserdem machte ich mich nun aber auf, *Scribe* zu besuchen und ihn ebenfalls zu meiner Audition einzuladen; mit freundlichster Bereitwilligkeit sagte er zu. Vor den beiden genannten Herren liess ich eines Tages im Gesang-Foyer der grossen Oper meine drei Stücke, welche ich selbst am Klavier accompagnirte, vortragen; sie fanden die Musik «*charmant*». *Scribe* erklärte seine Bereitwilligkeit, sofort einen Text für mich zu arrangiren, sobald die Administration der Oper mir die Composition desselben auftragen würde, wogegen Herr *Monnaie* nichts einzuwenden hatte, als dass ein solcher Auftrag sobald nicht möglich sein würde. Dass es sich hier nur um freundliche Phrasen handelte, entging mir nicht, und ich fand es überhaupt, namentlich von *Scribe*, recht artig, dass er eben nur gekommen war, und mich einer freundlichen Phrase werth gehalten hatte. —

Im Innersten fühlte ich mich wahrhaft nur dadurch beschämt, dass ich mit dem leichtsinnigen Jugendwerke, welchem ich die drei vorgeführten Stücke entnahm, mich ernstlich noch einmal befasst hatte, was natürlich nur in der Meinung geschah, ich würde durch Aneignung des leichtfertigen Geschmacks am schnellsten es in Paris zu etwas bringen. Die Abwendung von dieser Geschmacksrichtung, wie sie längst in mir vorbereitet war, fiel für mich daher mit dem Aufgeben aller Hoffnungen auf Paris zusammen. Dass meine Lage sich so gefügt hatte, dass ich diese bedeutende innere Wendung gegen Niemand, namentlich gegen meine arme Frau, nicht aussprechen durfte, versetzte mich in einen schwermüthigen Zustand. Fuhr ich aber fort, noch gute Miene zum bösen Spiel zu machen, so dachte ich innerlich doch bereits in keiner Weise mehr an die Möglichkeit eines Erfolges in Paris. Einem unabsehbaren Elend entgegensehend, empfand ich ein wahrhaftes Grauen vor der lachenden Gestalt, welche nun in der üppigen Maisonne Paris vor unsren Augen annahm. Die ungünstige Zeit für jeder Art Kunstunternehmungen war somit an sich für Paris eingetreten; von jeder Thüre, an welche ich mit verstellter Hoffnung klopfte, wurde ich mit dem

schrecklich monotonen «*Monsieur est à la campagne*», abgewiesen. Auf weiten Spaziergängen, auf welchen wir uns so grenzenlos fremd unter dem bunten Menschengewimmel fühlten, phantasirte ich meiner armen Frau oft von den südamerikanischen Freistaaten vor, in welchen man von all diesem unheimlichen Spuck gänzlich entfernt wäre, von Oper und Musik nichts mehr wisse, und sich durch tüchtige Arbeit leicht eine vernünftige Existenz gründen könnte. *Minna*, die nicht verstand, was das sagen sollte, verwies ich auf eine kürzlich von mir gelesene Erzählung von *Zschokke: die Gründung von Maryland*, in welcher das Gefühl des Aufathmens gequälter und verfolgter europäischer Einwandrer in sehr verführerischer Weise mir mitgetheilt worden war. Praktischer gesinnt, verwies sie auf die Nöthigung, uns das Aushalten in Paris zu ermöglichen, wesshalb sie auf Ersparnisse aller Art bedacht war. — Ich dagegen entwarf den Plan zum Gedicht meines «*fliegenden Holländer*», bei welchem ich die Möglichkeit eines Auftretens in Paris immer noch im Auge behielt. Ich fasste den Stoff nämlich für einen einzigen Akt zusammen, wozu mich zunächst der Gegenstand selbst bestimmte, da ich auf diese Weise ihn, ohne alles jetzt mich anwidernde Opernbeiwerk, auf den einfachen dramatischen Vorgang zwischen den Hauptpersonen zusammengedrängt geben konnte. Nach der praktischen Seite hin glaubte ich aber annehmen zu dürfen, dass ich für eine einaktige Oper, wie man sie als sogenanntes *Lever de rideau* vor einem Ballet in der grossen Oper häufig gab, am ehesten Aussicht zur Annahme meiner projektirten Arbeit hätte. Hierüber schrieb ich *Meyerbeer* nach Berlin, und bat um seine Verwendung. Ausserdem nahm ich jetzt die Composition des «*Rienzi*» wieder auf, an welchem ich nun ununterbrochen bis zur Vollendung weiter arbeitete.

Unterdess trübte sich unsere Lage immer mehr; die durch *Laube* erwirkten Subsidien war ich genöthigt bald vorschussweise aufzuzehren, wodurch ich mich der Theilnahme meines Schwagers *Avenarius*, der unsre Pariser Niederlassung immer unbegreiflicher fand, stets mehr entfremdete. — Eines Morgens, als wir in grosser Sorge die Möglichkeit der Erschwingung des ersten Miethzins-Termines berathen hatten, meldete sich ein Facteur der Messagerien mit einem aus London mir zugeschickten Pakete; ich hielt es für eine Sendung des Himmels, und erbrach das Siegel, während nun ein Buch zur Einzeichnung der Empfangsbescheinigung mir vorgeschoben wurde, in welchem ich zugleich ersah, dass ich sieben Franken für das Porto zu bezahlen hätte. Zu meinem Schreck erkannte ich ausserdem in dem Paket die Partitur

meiner Ouverture «*Rule Britannia*», welche von der philharmonischen Gesellschaft in London mir zurückgesandt wurde. Wüthend erklärte ich dem Ueberbringer, dass ich das Paket nicht annähme, wogegen er auf das Lebhafteste remonstrirte, da ich es jetzt bereits eröffnet hatte. Nichts half ihm: ich hatte keine sieben Franken; ich erklärte, er habe mir zu spät die Berechnung des Porto's mitgetheilt, und zwang ihn so, das einzige Exemplar meiner Ouverture der Compagnie der Herren *Laffitte* und *Gaillard* als Eigenthum, über welches sie nach Gutdünken verfügen könnten, zurückzustellen. Was aus diesem Manuscript geworden, interessirte mich nie zu erfahren. —

Gegen solche Calamität wusste nun *Kietz* plötzlich guten Rath zu schaffen. Von einem alten Fräulein *Leplay*, einer sehr reichen und wunderlich geizigen alten Jungfer in Leipzig, hatte er den Auftrag erhalten, in Paris ein billiges Absteigequartier für sich und *Kietz*'ens eigene Stiefmutter, in deren Gesellchaft sie zu reisen gedachte, zu besorgen. Da unsre, wenn auch nicht grosse, dennoch über unsren Nothbedarf geräumige Wohnung uns bereits schnell zur peinlichsten Last geworden war, standen wir keinen Augenblick an, sofort den besseren Theil derselben für die Dauer ihres Pariser Aufenthaltes, welcher gegen zwei Monate währte, ihr zu vermiethen. Ausserdem besorgte meine Frau den Gästen, ganz wie in einem *hôtel garni*, das Frühstück, wobei sie sich freute, die wenigen Sous, welche hierbei herauskamen, als ihr Verdienst anzusehen. So lästig uns das wunderliche Original von alter Jungferschaft fiel, half doch das mit ihr eingegangene Geschäft einigermassen die schwere Zeit zu überstehen, und ich vermochte es, trotz der häuslichen Unruhe, ungestört an meinem «Rienzi» fortzuarbeiten. — Schwieriger wurde diess, als wir nach dem Abzug des Fräuleins *Leplay* ein Zimmer unsrer Wohnung von Neuen an einen deutschen Geschäftsreisenden vermietheten, welcher in seinen Mussestunden eifrig Flöte blies. Dieser nannte sich *Brix*, war ein bescheidener, gutartiger Mensch, welcher uns durch einen seither neu gewonnenen Freund, den Maler *Pecht*, zugewiesen worden war. *Pecht* war mir durch *Kietz* bekannt geworden, welcher mit diesem gemeinschaftlich in *Delaroche*'s Atelier studirte. Er war der volle Gegensatz von *Kietz;* mit offenbar geringerem Talente begabt, erfasste er dagegen seine Aufgabe, unter schwierigen Umständen in möglichst kurzer Zeit die Oelmalerei zu erlernen, mit einem ungewöhnlichen Fleiss und Ernste; dazu war er gebildet, sowie weiterer Ausbildung mit Eifer zugänglich, und erwies sich überhaupt rechtschaffen, streng und zuverlässig. Wenn auch nicht in dem Grade

von Vertraulichkeit unsrem Verkehre eingeweiht, wie die drei älteren Freunde, gehörte er doch von nun an zu diesen wenigen, welche im Trübsal fortgesetzt treu zu uns hielten, und fast regelmässig des Abends bei uns sich einfanden.

Von *Laube*'s fortgesetzter Freundessorge für mich erhielt ich eines Tages einen überraschend neuen Beweis. Der Intendant eines Grafen *Kuscelew* fand sich bei mir ein, und eröffnete mir nach einigen Erkundigungen über meine Situation, von welcher der Graf durch *Laube* in Karlsbad unterrichtet worden war, kurz und bündig, dass sein Patron mir nützlich zu sein und mich desshalb kennen zu lernen wünsche. Dieser beabsichtigte nämlich, in Paris das Personal einer kleinen komischen Oper zu engagiren, welches ihm auf eines seiner Güter nach Russland folgen sollte; für diese suche er einen Musikdirektor, welcher gewandt genug sei, ihm bereits bei der Aufbringung der Truppe in Paris behülflich zu werden. So liess ich mich denn willig in das Hôtel des Grafen selbst bescheiden, fand da einen geschmeidig zutraulich sich gebärdenden, bereits etwas ältlichen Herrn, welcher gutmüthig von mir sich meine kleinen französischen Gesangscompositionen vortragen liess. Mit einem Blick hatte jedenfalls der menschenkundige Herr gewahrt, dass ich nicht sein Mann sei, und liess sich, unter allerhand freundlichen Bezeugungen, in weitere Verhandlungen über die mir mitgeteilte Opernunternehmung nicht erst weiter ein. Dagegen übersandte er mir noch am selbigen Tage mit einigen freundlichen Zeilen 10 Napoleonsd'or, von denen ich nicht wusste, was damit bezahlt sein sollte. Ich schrieb ihm daher, bat mir nähere Angabe dessen, was er von mir wünsche, und ersuchte ihn um die Bestellung einer Composition, da ich annähme, er habe mir das Honorar dafür im Voraus bezahlt. Da ich keine Antwort erhielt, suchte ich mehrmals, aber vergebens, bei ihm wieder vorzukommen. Auf andrem Wege erfuhr ich später, dass Graf *Kuscelew* nur den Genre der Oper *Adams*' anerkenne, und in Betreff des zu engagirenden Opernpersonales seinen Neigungen gemäss es ausserdem mehr auf einen kleinen Sérail, als auf ein Kunstinstitut abgesehen hatte. — —

Mit dem Musikhändler *Schlesinger* hatte ich es bisher zu nichts bringen können. Es war mir unmöglich, ihn zur Herausgabe meiner kleinen französischen Gesangscompositionen zu bewegen. Um auf diesem Wege aber doch auch etwas für mein Bekanntwerden zu thun, entschloss ich mich, auf meine Kosten die «deux grénadiers» bei ihm stechen zu lassen. *Kietz* musste ein grossartiges Titelblatt dazu auf Stein zeichnen. Schliesslich berechnete mir *Schlesinger* fünfzig Franken

für die Kosten. Das Schicksal dieser Publikation ist immerhin merkwürdig: das Werk trug *Schlesinger's* Verlags-Firma, und der Ertrag des Verkaufes sollte, da alle Kosten mir zur Last fielen, natürlicher Weise zu meinem Vortheil berechnet werden. Dass gar kein Exemplar davon abgesetzt wurde, musste ich den späteren Versicherungen des Verlegers glauben. Nachdem ich später in Dresden durch meinen «Rienzi» schnell einen Namen gewonnen, fand der Mainzer Musikhändler *Schott*, dessen Verlag fast ausschliesslich aus französischer übersetzter Waare bestand, es gerathen, diese «deux grénadiers» für Deutschland abzudrucken. Unter den Text der französischen Uebersetzung liess er den deutschen Originaltext von *Heine* setzen, welcher jedoch, da das französische Gedicht eine sehr freie Bearbeitung, namentlich auch im Versmass gänzlich verschieden vom Original war, in so grotesker Weise zu meiner Composition passte, dass ich über die mir angethane Schmach empört, gegen die *Schott'sche* Publikation, als einen ohne mein Wissen angefertigten Nachdruck, zu protestiren mich genöthigt hielt. Hiergegen drohte *Schott* mir mit einem Injurienprozess, weil seine Ausgabe nach der bestehenden Uebereinkunft nicht ein *Nach*druck, sondern ein *Ab*druck sei, was mich, um von weiteren Verdriesslichkeiten verschont zu bleiben, zu einer auf die von mir ungekannte Unterscheidung sich beziehende Ehrenerklärung zu geben bewog. Als ich nun im Jahre 1848 in Paris beim Nachfolger *Schlesinger's*, Herrn *Brandus*, mich nach dem Schicksale meines Werkchens, von dem ich erfuhr, dass man eine neue Ausgabe gemacht hatte, erkundigte, wollte man von irgend einem Rechte meinerseits nicht das Mindeste wissen. Da ich keine Lust hatte, für mein Geld mir ein Exemplar zu kaufen, habe ich mich daher bis auf den heutigen Tag ohne Besitz meines Eigenthums behelfen müssen. In welchem Maasstabe sich später ähnliche gewinnreiche Beziehungen zu der Herausgabe meiner Werke steigerten, wird sich in der Folge zeigen.

Für jetzt handelte es sich darum, *Schlesinger* für die berechneten fünfzig Franken zu entschädigen; er schlug mir dazu Arbeiten für die von ihm herausgegebene «*Gazette musicale*» vor; da ich in keiner Weise der französischen Sprache für schriftstellerische Arbeiten mächtig genug war, mussten meine Artikel übersetzt und die Hälfte des Honorars für den Uebersetzer bezahlt werden. Immerhin tröstete er mich, dass ich für den Druckbogen gelieferter Arbeit doch noch sechzig Franken bekommen würde; was ein solcher Druckbogen hiess, sollte ich bald erfahren, als ich um meiner Bezahlung willen bei dem hierzu stets höchst verdrossenen Verleger mich zu melden hatte, dieser ein widerwärtiges

eisernes Instrument, auf welchem die Zeilen der Spalten mit Zahlen abgemessen waren, an den zu taxirenden Artikel anlegte, und nach sorgfältiger Abrechnung des Raumes für Titel und Unterschrift die Addition der Zeilen ausführte, wobei es sich herausstellte, dass, was ich für einen Bogen gehalten hatte, eigentlich nur ein halber Bogen war. — Genug, ich begann nun für das wunderliche *Schlesinger*'sche Blatt Artikel zu schreiben. Der erste war ein grösserer Aufsatz: *de la musique allemande*, in welchem ich mich über den innigen und ernsten Charakter des deutschen Musiktreibens mit damals mir nöthiger schwärmerischer Uebertreibung ausliess, so dass schon Freund *Anders* bemerkte, es wäre schön, wenn es in Deutschland wirklich so wäre. Ich genoss die für mich überraschende Genugthuung, diesen Artikel in der Folge in einer Mailändischen Musikzeitung italienisch reproducirt zu sehen, wobei es mir Lächeln erweckte, aus einem, gegenwärtig wohl nicht mehr möglichen, Versehen als: «*dottissimo musico tedescho*» angeführt zu werden. Schon jetzt schien mein Aufsatz nicht ungünstig bemerkt worden zu sein; *Schlesinger* ersuchte mich, über die Bearbeitung des Pergolesischen *Stabat mater* von dem russischen General *Lwoff* einen — jedenfalls empfehlenden — Artikel zu liefern, was ich mit zweckdienlicher Breite zu ermöglichen suchte. Aus eigenem Antrieb schrieb ich den bereits gemüthlicher gehaltenen Aufsatz: «*Du métier du Virtuose et de l'indépendance du Compositeur*».

Unterdessen überraschte mich mitten im Sommer eine Ankunft *Meyerbeer*'s, welcher sich auf 14 Tage in Paris einfand. Er bezeigte sich sehr theilnehmend und verbindlich. Da ich ihm meine Idee, eine einaktige Eröffnungsoper für das Ballet zu schreiben, und meine Bitte, hierzu mit dem neuesten Direktor der grossen Oper, Herrn *Léon Pillet*, mich bekannt zu machen, mittheilte, trug er endlich auch kein Bedenken, diesen Herrn mit mir zu besuchen und mich ihm zu empfehlen. Leider hatte ich die unangenehme Ueberraschung, bei den ernstlichen Berathungen der beiden Herren darüber, was mit mir anzufangen sei, *Meyerbeer* auf den Vorschlag gerathen zu sehen, ich möchte mich doch entschliessen, mit einem andern Componisten zusammen einen Akt zu einem Ballet zu componiren. Hiervon wollte ich natürlich nichts wissen, und übergab dagegen Herrn *Pillet* den sehr kurz gefassten Entwurf des Sujets des «*fliegenden Holländer*'s». — So weit war es wieder gediehen, als *Meyerbeer*, diesmal für lange Zeit, wieder Paris verliess.

Während ich längere Zeit von Herrn *Pillet* gar nichts erfahren konnte, arbeitete ich nun fleissig an der Composition des «Rienzi» weiter; musste

mich aber, zu meinem nagenden Kummer, oft darin unterbrechen, um Arbeiten für *Schlesinger*, welche mir das Leben zu fristen helfen sollten, zu fördern. Da bei meiner Mitarbeiterschaft an der «Gazette musicale» so gar wenig herauskam, trug mir *Schlesinger* eines Tages die Verfertigung einer Methode für *Cornet à pistons* auf. Meinem Staunen darüber, wie ich diess beginnen sollte, entgegnete er mit der Zusendung von fünf, bereits erschienenen, verschiedenen Schulen für das Cornet à pistons, welches damals das beliebteste Privatinstrument der jüngeren männlichen Bevölkerung von Paris war. Aus diesen fünf Methoden sollte ich sehr einfach eine sechste neue combiniren, da es *Schlesinger* eben nur darauf ankam, eine solche in seinem Verlag zu haben. Wirklich begann ich mir ganz ernstlich den Kopf darüber zu zerbrechen, wie ich diess anfangen sollte, als *Schlesinger* mich von dieser Zumuthung wieder befreite, da ihm so eben eine bereits fertige Methode eingesandt worden sei. Dagegen sollte ich nun nicht weniger wie vierzehn «*Suiten*» für Cornet à pistons schreiben; hierunter wurden Auszüge von Opermelodien für dieses Instrument verstanden, und um für diese Arbeit mich mit Stoff zu versehen, schickte mir *Schlesinger* nicht mehr wie 60 vollständige Opernklavierauszüge in's Haus. Diese durchsuchte ich nun nach geeigneten Melodien für meine Suiten, merkte in jedem Bande die aufgefundenen Stellen mit Papierstreifen an, und führte mit den 60 Klavierauszügen ein sonderbar construirtes Bauwerk um meinen Arbeitstisch auf, um von meinem Sitze aus nach möglichster Varietät den melodischen Stoff zur Hand zu haben. Zu meiner grossen Befriedigung, jedoch zur Bestürzung meiner armen Frau, eröffnete mir mitten in dieser Arbeit *Schlesinger*, dass Herr *Schiltz*, der Haupt-Cornetbläser von Paris, welchem er meine Etuden vor dem Stiche zur Durchsicht mittheilen musste, erklärt habe, ich verstünde ja gar nichts von dem Instrumente, und hätte gemeiniglich zu hohe Tonarten gewählt, welche die Pariser nicht herausbringen würden. Das bereits von mir Gearbeitete wurde unter diesen Umständen, da *Schiltz* zur Verbesserung sich bereit erklärte, allerdings gegen Abzug der Hälfte des Honorars, welche an diesen bezahlt werden musste, beibehalten; des weiteren aber wurde ich von dieser Bestellung befreit, und die 60 Klavierauszüge wanderten wieder in das merkwürdige Magazin der *rue Richelieu* zurück.

So stand es denn um meine Einkünfte wiederum schlecht genug; die Noth im Hause wuchs, während ich allerdings wieder Freiheit hatte, um die letzte Hand an «*Rienzi*» zu legen. Am 19. November vollendete ich endlich diese umfangreichste aller Opern gänzlich. Ich hatte mich

bereits dafür entschieden, dieses Werk dem Dresdner Hoftheater zur ersten Aufführung anzubieten, um im glücklichen Fall hierdurch mir wieder die Brücke nach Deutschland zu bauen. Für *Dresden* hatte ich mich bestimmt, weil ich dort in *Tichatscheck* den besten Tenoristen für die Hauptrolle anzutreffen wusste; dazu rechnete ich auf meine Bekanntschaft mit der von früher her mir freundlich gesinnten *Schröder-Devrient*, welche sich, aus Rücksichten für meine Familie, schon seiner Zeit für die Empfehlung meiner «Feen» am Dresdner Hoftheater, wenn auch vergeblich, bemüht hatte; ausserdem kannte ich in dem Theatersekretär, Hofrath *Winkler* (genannt *Theodor Hell*), einen alten Freund meiner Familie, auch der Kapellmeister *Reissiger* war mir, bei Gelegenheit jenes Jugendausfluges mit *Apel* nach Böhmen, durch einen in Dresden lustig verlebten Abend bekannt geworden. An all diese Genannten setzte ich nun beziehungsvolle, beredtsame Briefe auf, fügte ein offizielles Schreiben an den Intendanten, Herrn von *Lüttichau*, ja sogar ein formelles Bittgesuch an den König von Sachsen bei, und machte nun alles zur Versendung fertig.

Zuvor hatte ich nicht versäumt, die genaue Angabe der Tempi meiner Oper mit Hilfe des Metronomen anzugeben; da ich kein solches Instrument besass, hatte ich mir dieses ausleihen müssen, und machte mich nun eines Morgens auf, um den Metronomen, unter meinem dünnen Mäntelchen verborgen, dem Eigenthümer zurück zu stellen. — Der Tag, an welchem diess geschah, war einer der merkwürdigsten meines Lebens, weil an ihm sich das ganze Missgeschick meiner damaligen Lage in wirklich grauenvoller Weise zusammendrängte. Ausserdem dass ich von Tag zu Tag nicht wusste, woher die wenigen Franken zu nehmen seien, um von *Minna* unsre dürftige Wirthschaft bestreiten zu lassen, waren nun einige Wechsel fällig geworden, welche ich nach Pariser Gewohnheit für die Einrichtung meiner Wohnung seiner Zeit ausgestellt hatte. Irgend eine Rettung erwartend, musste ich zunächst versuchen, die Inhaber der Wechselbillets zur Gestundung zu überreden; da solche Wechsel als Commerce-Papiere durch vielerlei Hände gehen, hatte ich in den verschiedensten Quartiers die Betreffenden aufzusuchen; an dem genannten Tage galt es, einen Käsehändler in einem fünften Stock der *Cité* zu beschwichtigen. Zugleich hatte ich vor, den Bruder meiner beiden Schwäger *Brockhaus*, *Heinrich*, welcher um diese Zeit nach Paris gekommen war, um seine Hilfe anzugehen; bei *Schlesinger* wollte ich mir so viel Geld verschaffen, um meine heute abzusendende Partitur auf der Messagerie frankiren zu können. Während ich nun

zu gleicher Zeit auch den ausgeliehenen Metronomen fortzutragen hatte, verliess ich nach bangem Abschied am frühen Morgen *Minna*, welche aus Erfahrung wusste, dass sie, wenn ich, um Geld aufzutreiben, ausging, mich vor spätem Abend nicht wiederzusehen bekäme. Die Strassen bedeckte ein dicker Nebel, und als ich zum Hause heraustrat, war der erste Gegenstand, den ich erkannte, mein vor einem Jahre mir entführter Hund *Robber*. Ich glaubte zuerst ein Gespenst zu sehen, rief ihn aber hastig mit schriller Stimme an; das Thier erkannte mich augenscheinlich, und kam ziemlich nahe an mich heran; da ich aber hastig mit ausgestrecktem Arm auf ihn zuschritt, schien bei dem ebenfalls überraschten Thiere sofort die Furcht vor einer Züchtigung, wie ich sie ihm in der letzten Zeit unseres Zusammenlebens thörichter Weise einige Male zugefügt hatte, jede andere Erinnerung zu bemeistern; er wich scheu von mir zurück, und da ich ihm hastig nachlief, jagte er immer eiliger vor mir davon. Dass er mich erkannt, ward mir immer deutlicher, als ich ihn an den Strassenecken sich ängstlich nach mir umwenden sah, und, da er mich wie einen Rasenden ihm nachjagend bemerkte, er von Neuem zu verstärkter Flucht sich anliess. So verfolgte ich ihn durch ein im dicken Nebel kaum erkennbares Strassengewirr, bis ich schweisstriefend und athemlos, mit meinem Metronomen belastet, ihn bei der Kirche St. Roch endlich auf Nimmerwiedersehen aus den Augen verlor. — Eine Zeit lang stand ich wie erstarrt da, und stierte in den Nebel hinein. Ich frug mich, was diese gespenstische Wiedererscheinung des Gefährten meiner Reise-Abenteuer an diesem schrecklichen Tage zu bedeuten habe. Dass er mit der Scheue eines wilden Thieres vor seinem alten Herrn davonfloh, dünkte mich, wie es mein Herz mit einer seltsamen Bitterkeit erfüllte, als ein grauenvolles Anzeigen. Tief erschüttert machte ich, mit wankenden Knien, mich zu meinen traurigen Geschäften weiter auf. — *Heinrich Brockhaus*, nachdem er mir versichert hatte, dass er mir unmöglich helfen könnte, verliess ich mit Beschämung und unter der Bemühung, ihm das Schmerzliche dieser Beschämung zu verbergen. Meine übrigen Verrichtungen fielen hoffnungslos so aus, dass ich, nachdem ich schliesslich in *Schlesinger*'s Bureau stundenlang das absichtlich verzögerte fadeste Geschwätz der Besucher meines Brodherrn hatte ertragen müssen, ohne die mindeste Hilfe bei eingebrochener Nacht mich wieder unter den Fenstern meines Hauses zeigte, an welchen ich *Minna*, mit hochgestiegener Beklemmung nach mir ausspähend, gewahrte. Sie hatte unterdessen, mein Missgeschick ahnend, unsren Miethgenossen und Kostgänger, den

um seiner Gutmüthigkeit willen mühsam, doch geduldig ertragenen Flötenbläser *Brix*, in guter Manier um einen kleinen Vorschuss angegangen, und konnte mir wenigstens eine stärkende Mahlzeit bieten. Weitere Hilfe sollte von nun an für einige Zeit, wenn auch unter schweren Opfern für mich, aus dem Erfolg einer *Donizetti'*schen Oper erwachsen.

Ein höchst schwächliches Werk des italienischen Maëstro, «*La Favorite*», welches aber von dem bereits tief gesunkenen Pariser Publikum, zweier Cabaletten wegen, mit grossem Beifall aufgenommen worden, hatte *Schlesinger*, welcher an den letzten *Halévy'*schen Opern sehr zu Schaden gekommen war, angekauft, und, meine ihm bekannte hilflose Lage benutzend, stürmte er eines Morgens mit groteskem Freudestrahlen in meine Wohnung, verlangte Feder und Papier, um eine Berechnung der enormen Einnahmen, welche er mir zuzuwenden sich entschlossen habe, mir vor die Augen zu stellen. Er schrieb nieder: «*La Favorite*, vollständiger Klavierauszug, Klavierauszug ohne Worte zu zwei Händen, dito zu 4 Händen, vollständiges Arrangement für Quatuor, ebenso für zwei Violinen, dito für Cornet à pistons. Für diese Arbeiten 1100 Franken. Sofort Vorschuss von 500 Franken.» Mit einem Blick übersah ich, welches Elend ich mit dieser Bestellung übernahm, schwankte jedoch keinen Augenblick, sie anzunehmen. — Als ich die 500 Franken in harten Fünffrankenthalern nach Haus gebracht und zu unsrem Ergötzen auf den Tisch gehäuft hatte, besuchte uns zufällig meine Schwester *Cäcilie Avenarius*. Der Anblick unsres Reichthums wirkte ermuthigend auf ihre bisherige Bangigkeit in Betreff ihres Umgangs mit uns; von hieran sahen wir uns öfter, und wurden häufig von ihnen des Sonntags zum Dîner eingeladen. — Mir war jedoch um keine Art Zerstreuung mehr zu thun; die Erschütterungen der letzten Vergangenheit hatten so ernst auf mich gewirkt, dass ich jetzt, wie zur Busse all' meiner je begangenen Sünden, mir die Pönitenz einer athemlosen Hingebung an die so demüthigende und doch einzig hülfreiche Arbeit bestimmte. Wir beschränkten uns zur Ersparniss an Heizung auf unser Schlafzimmer, welches wir zum Salon, Speise- und Arbeitszimmer zugleich machten; mit zwei Schritten war ich aus dem Bett am Arbeitstisch, von welchem ich den Stuhl nur zum Speisetisch herumdrehete, und nur vollständig von ihm aufstand, um mich spät wieder zu Bett zu begeben. Regelmässig jeden vierten Tag gönnte ich mir einen kleinen Ausgang zur Erholung. Da diese Kasteiung ziemlich den ganzen Winter andauerte, legte ich hiermit den Grund zu den mein übriges Leben hindurch mehr oder minder stets mich belästigenden Unterleibsleiden.

Mein Erwerb vermehrte sich durch die äusserst zeitraubende und peinliche Correktur der Partitur der *Donizetti*'schen Oper, für welche ich von *Schlesinger*, da er zu dieser Arbeit niemand anders hatte, 300 Franken erpresste. Dabei musste ich noch Zeit finden, die Orchesterstimmen meiner «Faustouverture», von der ich immer noch hoffte, sie im Conservatoire aufgeführt zu hören, selbst auszuschreiben; und um einigermassen mich gegen den Eindruck der schändlichen musikalischen Arbeit aufrecht zu erhalten, schrieb ich zunächst eine kleine Novelle: «*Eine Pilgerfahrt zu Beethoven*», welche unter dem Titel «*une visite à Beethoven*» in der «Gazette musicale» erschien. — Unverhohlen gestand mir *Schlesinger*, dass diese Novelle Aufsehen erregt und ungewöhnlichen Beifall gefunden habe, wie sie in Wahrheit ganz oder bruchstückweise auch in vielen Unterhaltungsblättern reproducirt worden war. Er forderte mich auf, mit ähnlichem fortzufahren. Mit einer Fortsetzung der Novelle unter dem Titel: «*Das Ende eines Musikers in Paris*», französisch: «*Un musicien étranger à Paris*», nahm ich Rache für alle mir widerfahrene Schmach. Sie gefiel *Schlesinger* bei weitem weniger, trug mir aber namentlich von seinem armen Commis rührende Beifallsbezeugungen, und von *H. Heine* den Lobspruch: «so etwas hätte *Hoffmann* nicht schreiben können», ein. Selbst *Berlioz* rührte sich, und gedachte in einem seiner Feuilletons des *Journal des Débats* mit Anerkennung meiner Novelle. Ein weiterer musik-ästhetischer Aufsatz: «*über die Ouverture*» wendete mir seine, jedoch nur im Gespräch mitgetheilte, Sympathie namentlich dafür zu, dass ich, mein Prinzip für diese Gattung von Composition damit erhellend, *Gluck*'s Ouverture zur «Iphigenie in Aulis» als Muster hinstellte.

Diese Annäherung ermuthigte mich zu dem Versuch, mich mit *Berlioz* enger zu befreunden. Wohl war ich ihm bereits seit länger in dem *Schlesinger*'schen Geschäftsbureau, wo ich ihn seitdem auch öfters antraf, vorgestellt. Ein Exemplar meiner «*deux grénadiers*» hatte ich ihm überbracht, konnte von ihm darüber jedoch nichts andres herausbringen, als dass er nur ein wenig Guitarre spiele, und es sich nicht auf dem Klavier vorspielen könne. Dagegen hatten seine grossen Instrumentalcompositionen, welche ich schon im vorangehenden Winter verschiedentlich unter seiner Leitung gehört, einen ungemein anregenden Eindruck auf mich hinterlassen. In jenem Winter (1839—1840) führte er in drei verschiedenen Aufführungen, von denen ich einer beiwohnen konnte, zum ersten Male seine «Romeo und Julie»-Symphonie auf. Diess war mir allerdings eine neue Welt, in welcher ich mich, ganz den emp-

fangenen Eindrücken gemäss, mit voller Unbefangenheit zurecht zu finden suchte. Zunächst hatte die Gewalt der nie zuvor von mir geahnten Virtuosität des Orchester-Vortrages auf mich geradezu betäubend gewirkt. Die phantastische Kühnheit und scharfe Präcision, mit welcher hier die gewagtesten Combinationen, wie mit den Händen greifbar, auf mich eindrangen, trieben mein eignes musikalisch-poetisches Empfinden mit schonungslosem Ungestüm scheu in mein Inneres zurück. Ich war ganz nur Ohr für Dinge, von denen ich bisher gar keinen Begriff hatte, und welche ich mir zu erklären suchen musste. In «*Romeo und Julie*» hatte ich allerdings häufig und andauernd Leeren und Nichtigkeiten empfunden, was mich um so mehr peinigte, als ich andrerseits von den mannichfaltigen hinreissenden Momenten in diesem, durch seine Ausdehnung und Zusammenstellung in Wahrheit dennoch verunglückten Kunstwerke, mich bis zur Vernichtung jeder Möglichkeit eines Widerspruchs überwältigt fand. Dieser neuen Symphonie liess *Berlioz* im gleichen Winter noch Wiederaufführungen seiner «Sinfonie fantastique» und seines «Harald» folgen. Hatte ich in der «Sinfonie fantastique» namentlich den eingewobenen musikalischen Genre-Bildern, der «Harald»-Symphonie jedoch fast gänzlich in jeder Hinsicht mit staunender Ergriffenheit folgen können, so hatte die neueste Arbeit des wundersamen Meisters, seine «Trauersymphonie für die Opfer der Julirevolution», welche er im vergangenen Sommer 1840 zur Feier der Beisetzung der Juligefallenen unter der Säule des Bastilleplatzes, für eine ungeheure, auf das geistvollste von ihm combinirte Militärmusik aufführte, mich vollends mit der Grösse und Energie dieser in seiner Art einzigen und ganz unvergleichlichen Künstlernatur bekannt gemacht, ohne dass ich jedoch eine seltsame, tiefe und ernstliche Beklommenheit dem Totaleindruck dieser Erscheinung gegenüber hätte überwinden können. Es blieb mir eine Scheu wie vor etwas Fremdem, mit welchem ich nie vollständig vertraut werden würde, zurück, und diese Scheu nahm den Charakter eines bedenkenvollen Nachsinnens darüber an, dass ich von einem grösseren *Berlioz*'schen Werke mich ebenso hingerissen, als zu Zeiten auch unleugbar abgestossen, mitunter geradewegs gelangweilt fühlte. Das Problem, welches mich Jahre lang *Berlioz* gegenüber in peinlicher Spannung erhielt, gelang mir erst in viel späterer Zeit mir klar zum Bewusstsein zu bringen und zu lösen.

Gewiss war es, dass ich um jene Zeit mich schülerhaft klein neben *Berlioz* empfand; und so versetzte es mich denn in wahrhafte Verlegenheit, als *Schlesinger* jetzt den Erfolg meiner Novelle in einem mir gün-

stigen Sinne auszubeuten beschloss, und mich aufforderte, in einem grossen, von der Redaktion der «Gazette musicale» zu gebenden Concerte, etwas für Orchester von mir aufführen zu lassen. Ich begriff nämlich, dass keine meiner vorräthigen Compositionen, weder nach der einen, noch der andren Seite hin, hier vortheilhaft, für mich am Platze sein würde. Meiner neuen «Faust-Ouverture» traute ich noch nicht, namentlich ihres zartausgehenden Schlusses wegen, der, wie mich dünkte, nur vor einem mir bereits befreundeten Publikum im Sinne des äusseren Erfolges Beachtung finden konnte. Da mir ausserdem bedeutet wurde, dass nur ein Orchester zweiten Ranges — das damalige *Valentino*'sche des Casino der rue St. Honoré — und ausserdem nur eine Probe mir zu Gebote stünden, glaubte ich nur die Wahl zu ersehen, entweder ganz abzustehen, oder es noch einmal mit meiner flüchtigen Jugendarbeit, jener Magdeburger «Columbus-Ouverture», zu versuchen. Ich entschloss mich zu der letzteren. — Als ich mir die Orchesterstimmen dieser Ouverture von *Habeneck*, der sie noch im Archiv des Conservatoires verwahrte, zurückholte, warnte mich dieser trocken, aber wohlmeinend, vor der Gefahr, mit dieser Composition vor das Pariser Publikum zu treten, da sie, wie er sich ausdrückte, zu «*vague*» sei. — Eine grosse Schwierigkeit war in Betreff der Besetzung meiner sechs Trompeten zu überwinden, da dieses Instrument, welches den Deutschen so virtuosenhaft geläufig ist, in den Pariser Orchestern nur selten gut besetzt werden kann. Der Correktor meiner Suiten für Cornet à pistons, Herr *Schiltz*, schlug sich gutmüthig in das Mittel; ich musste die Anzahl der Trompeten auf vier reduziren, von denen er mir jedoch versicherte, dass er für die gute Execution sogar nur von zwei derselben stehen könnte. In der Probe machte mir denn auch diese Hauptresource meines Effektes sehr entmuthigend zu schaffen; nicht *einmal* wurden die zarten hohen Stellen ohne Umschlagen des Tones geblasen. Ausserdem, da ich nicht selbst dirigiren durfte, hatte ich mit einem chef d'orchestre zu thun, welchem ich es ansah, dass er mit inniger Ueberzeugung mein Werk für einen Unsinn hielt, — eine Ansicht, die mir vom ganzen Orchester getheilt zu werden schien. *Berlioz*, welcher bei dieser Probe zugegen war, verhielt sich durchaus schweigsam; er ermuthigte nicht, widerrieth mir aber auch nicht, sondern bestätigte nur mit seufzendem Lächeln, dass es in Paris gar eine schwere Sache sei. Am Abend der Aufführung (4. Februar 1841)) schien das Publikum, zum grössten Theil aus Abonnenten der «Gazette musicale», somit, aus Kennern meiner Novelle bestehend, nicht ungünstig für mich gestimmt zu sein. Man versicherte mir auch,

dass meine Ouverture, selbst wenn sie alle Welt gelangweilt hätte, dennoch gewiss applaudirt worden wäre, wenn nicht die unglücklichen Trompeter durch regelmässiges Umschlagen des Tones auf der effektvollen zarten Note das Publikum, welches in Paris gemeiniglich nur dem virtuosen Theile der Leistung, z. B. dem Glücken gewisser gefährlicher Töne, mit Aufmerksamkeit folgt, zu nur mühsam unterdrücktem Unwillen gereizt hätten. Ich verbarg mir nicht, dass ich durchgefallen sei, dass nach dieser Calamität Paris für mich nicht mehr existire, und ich für jetzt nichts weiter zu thun habe, als in mein miserables Schlafzimmer mich von Neuem zum Arrangement *Donizetti'*scher Opern einzuschliessen.

Meine arbeitsvolle Weltentsagung war so gross, dass ich, wie ein Büsser, mir nicht mehr den Bart schor und ihn, zum Kummer meiner Frau, für das erste und einzige Mal in meinem Leben lang wachsen liess. Während ich alles geduldig ertrug, brachte mich nur ein Klavierspieler, welcher unmittelbar neben meinem Zimmer wohnte, und fast den ganzen Tag *Liszt*'s Fantasie über «*Lucia di Lammermoor*» übte, zur wahren Verzweiflung. Um ihm auf meine Weise einen Begriff von den Qualen zu geben, die ich litt, räumte ich eines Tages mein furchtbar verstimmtes Piano aus dem Salon in das Schlafzimmer, stellte es unmittelbar an die nachbarliche Wand, forderte *Brix* auf, seine Piccolo-Flöte herbei zu holen, und mir auf derselben die Ouverture zur «*Favorite*», welche ich soeben für Klavier und Violine (oder Flöte) arrangirt hatte, zu begleiten. Die Wirkung hiervon scheint meinen Nachbar, einen jüngeren Klavierlehrer, wahrhaft erschreckt zu haben; mir sagte die Concierge andren Tages, dass er so eben in eine andre Wohnung ziehe, — was mich wiederum einigermassen beschämte. — Dieselbe Frau unsres Concierge war zu uns in ein diskret beziehungsvolles Verhältniss getreten; wir hatten sie anfangs für die unerlässlichsten häuslichen Verrichtungen, namentlich in der Küche, für das Reinigen der Kleider und des Schuhwerkes in beiläufigen Dienst genommen; endlich belästigte uns auch der geringe Lohn, den wir ihr hierfür zahlten, und *Minna* musste die Demüthigung über sich nehmen, sie von ihren Hülfsleistungen zu entlassen, um fortan selbst die niedrigsten häuslichen Geschäfte, ohne jede Beihülfe, für sich zu übernehmen. Da wir unsrem Untermiether hiervon nichts zu wissen thun wollten, sah sich meine Frau, welche nicht nur selbst kochte, sondern auch das Geschirr aufwusch, sogar genöthigt, die Stiefel unsres Gastes zu putzen. Hauptsächlich aber war uns nur die Beschämung, die wir vor unsrem Concierge empfanden, schwierig zu ertragen; doch hatten wir hierin Unrecht:

diese Leute bezeigten uns mit gesteigerter Höflichkeit ihre Achtung, wogegen allerdings auch einige Vertraulichkeit mit unterfloss. So unterhielt mich der Mann öfter über Politik; als um jene Zeit die Quadruple-Alliance gegen Frankreich sich aufthat, und unter dem zeitweiligen Ministerium *Thiers* die Situation für sehr gespannt galt, beruhigte mich eines Tages mein Concierge mit den Worten: «*Monsieur, il y a quatre hommes en Europe qui s'appellent: le roi Louis Philippe, l'empereur d'Autriche, l'empereur de Russie, le roi de Prusse; eh bien, ces quatre sont des c . . . . .; et nous n'aurons pas la guerre*».

Des Abends blieb ich gewöhnlich nicht ohne Unterhaltung; nur mussten meine wenigen treuen Freunde sich daran gewöhnen, mit mir über die bis in die Nacht vor mir liegende Notenschreiberei hin sich zu vernehmen. Als der Sylvesterabend des Jahres 1840 eingebrochen war, ward ich in wahrhaft ergreifender Weise durch ein Rendez-vous, welches sie unter sich verabredet hatten, überrascht. *Lehrs* klingelte und kam mit einer grossen Kalbskeule an; *Kietz* mit Rum, Zucker und Citrone; *Pecht* mit einer Gans; *Anders* aber mit zwei Flaschen Champagner, dem Vorrath entnommen, welchen er dereinst von einem Instrumentenmacher für einen empfehlenden Artikel seiner Klaviere zum Geschenk erhalten hatte, und der nur für feierliche Gelegenheiten von ihm verwahrt wurde. Jetzt warf ich denn die schmähliche «*Favorite*» bei Seite, und stürzte mich mit wahrhafter Begeisterung in das zu feiernde Freundschaftsfest. Alle mussten für die Zubereitung desselben helfen, — zunächst den Salon zu heizen, der Frau in der Küche beizustehen, und etwa Fehlendes vom Epicier zu holen. Das Souper verwandelte sich zum dithyrambischen Gelage; als nach dem Champagner noch der Punsch zu wirken begann, hielt ich eine emphatische Rede, die, weil sie die Freunde in unaufhörlichem Lachen unterhielt, nicht enden wollte und mich so hinriss, dass ich, der ich im gesteigerten Pathos mich bereits auf einen Stuhl gestellt hatte, endlich selbst den Tisch bestieg, und von da herab das Evangelium der unsinnigsten Lehren der Weltverachtung, mit Anpreisung der südamerikanischen Freistaaten, meinen entzückten Zuhörern verkündete, welche endlich in lachendes Schluchzen sich verloren, und schliesslich von uns sämmtlich beherbergt werden mussten, da ihr Nachhausegehen unmöglich geworden war. — Der Neujahrstag 1841 traf mich wieder in voller Bussübung bei meiner «*Favorite*». Eines zweiten, wenn auch ungleich feierlicheren Festabends entsinne ich mich, durch den Besuch des berühmten Violinvirtuosen *Vieuxtemps*, zufällig eines Jugendbekannten *Kietz*'s,

veranlasst. Ich hatte die Freude, den damals in Paris sehr gefeierten jungen Künstler mit seiner Geige mich und meine Freunde einen ganzen Abend durch sein schönes Spiel unterhalten zu sehen, was meinem Salon ein ungewohnt bedeutsames Ansehen verlieh; für seine Freundlichkeit belohnte ihn *Kietz*, indem er ihn von meiner Wohnung bis in sein, in der gleichen Strasse gelegenes Hôtel, auf seinen Schultern reitend davon trug.

Ein harter Schlag traf mich im Beginn dieses Jahres in Folge einer, aus Unkenntniss der Pariser Regeln begangenen Versäumniss. Es war natürlich, dass wir nur den schicklichen Termin abgewartet hatten, um unsre Wohnung zu kündigen. Ich verfügte mich desshalb selbst in die Wohnung der Hauseigenthümerin, einer jungen, sehr reichen Wittwe, einem ihrer Hôtels im «*Marais*». Die Dame empfing mich verlegen, sagte mir, sie würde mit ihrem Intendanten über meine Kündigung sprechen und wies mich an diesen. Schriftlich ward mir angezeigt, dass meine Kündigung nur annehmbar gewesen sein würde, wenn sie bis Abend zuvor erfolgt wäre, und in Folge dieser Versäumniss ich mich genöthigt sehen würde, laut unsren contraktlichen Stipulationen, die Miethe der Wohnung auch für ein zweites Jahr zu entrichten. Im höchsten Schrecken machte ich mich zu dem Intendanten meiner Hauseigenthümerin selbst auf; hier ward ich nur mühsam vorgelassen, traf einen, wie es schien, durch schreckliche Krankheiten gelähmten, regungslos ausgestreckten älteren Herrn, und erhielt von ihm, nachdem ich unverhohlen meine ganze Lage auseinandergesetzt und ihn auf das herzlichste um Verwendung für die Entbindung von meinem Contrakt angegangen hatte, keine andre Antwort, als dass es meine Schuld sei und nicht die seinige, dass ich einen Tag zu spät gekündigt habe, und ich dagegen sehen möchte, wie ich in Zukunft meine Miethe auftriebe. — Mein Concierge, dem ich sehr erschüttert Bericht von diesem Auftritte gab, sagte mir beschwichtigend in Betreff des Intendanten: «J'aurais pu vous dire cela, car voyez, monsieur, cet homme ne vaut pas l'eau qu'il boit».

Dieses gänzlich unvorausgesehene Missgeschick zerstörte alle Aussicht, die wir auf die Erlösung aus unsrer unhaltbaren Lage zu gewinnen uns bemüht hatten. Eine Zeitlang tröstete uns die Hoffnung, einen neuen Miether zu finden. Sie erfüllte sich nicht; wir sahen mit Ostern das neue Miethjahr eintreten, ohne Rath zu finden. Endlich empfahl uns der Concierge eine fremde Familie, welche gesonnen sei, die ganze Wohnung mit Meubeln auf einige Monate uns abzumiethen. Mit Freuden

griffen wir zu diesem Mittel, um uns auf diesem Wege wenigstens die Erschwingung der nächsten Miethtermine zu versichern, und hofften, wären wir nur einmal aus dieser Unglückswohnung fort, so würde sich auch der Weg zur gänzlichen Entledigung von derselben finden. So machten wir uns auf, in der Umgebung von Paris eine möglichst wohlfeile Sommerwohnung für uns aufzusuchen. Wir waren hierfür nach *Meudon* gewiesen, und entschieden uns dort für ein Logis in der Avenue, welche Meudon mit dem nahe gelegenen *Bellevue* verbindet. Rue du Helder wurde dem Concierge, welchen ich für Alles bevollmächtigte, zur Aftermiethung übergeben, und wir richteten uns nun, so gut es gehen wollte, in unsrem zeitweiligen Asyle ein, in welchem wir für das Nächste auch unsren alten Untermiether, den gutmüthigen Flötenbläser *Brix*, mitaufnehmen mussten, weil der Arme selbst in eine kritische Periode getreten war, und beim Ausbleiben seiner Geldmittel in grösste Verlegenheit gerathen sein würde, wenn er gerade jetzt von der Theilnahme an unsrem Hausstand ausgeschlossen worden wäre. Am 29. April fand sonach diese nothdürftige Uebersiedelung statt, welche in Wahrheit nur eine Flucht aus dem Unmöglichen in das Unbegreifliche war; denn wovon wir diesen Sommer leben sollten, davon hatten wir keine Ahnung, da *Schlesinger* versiegt war, und nach keiner Seite irgend ein neuer Quell sich eröffnete.

Mir schien nichts als journalistische Arbeit übrig zu bleiben, die, so wenig gewinnreich sie war, mir doch einzig zugleich einigen Erfolg verschafft hatte. Für die «Gazette musicale» hatte ich noch im vergangenen Winter einen grösseren Aufsatz über *Weber*'s «*Freischütz*» geliefert, welcher auf die damals bevorstehende Aufführung desselben in der grossen Oper, mit der Zuthat der *Berlioz*'schen Recitative, vorbereiten sollte. Es scheint, dass ich mit diesem Aufsatze zunächst *Berlioz*' Abneigung mir zuzog. Ich hatte nicht umhin gekonnt, auf das so Missliche des Vorhabens aufmerksam zu machen, gerade dieses, der Form nach auf dem älteren Singspiel begründete Werk, durch Zuthaten, welche seine ursprünglichen Dimensionen gänzlich entstellen müssten, dem luxuriösen Repertoir jenes Theaters einzureihen. Entsprach auch der Erfolg vollständig meiner Voraussicht, so waren die bei dieser Unternehmung Betheiligten mir desshalb nicht minder übel gesinnt. Eine fast schmeichelhafte Genugthuung erhielt ich aber dadurch, dass mein Artikel die Beachtung der berühmten *G. Sand* auf sich gezogen hatte. Eine sagenhafte Erzählung aus dem französischen Provinzial-Leben leitete sie mit dem Versuch ein, gewisse Zweifel über die Fähigkeit

der Franzosen, das sagenhafte, mystische Volkselement, welches ich dem «*Freischütz*» vorzüglich vindicirte, in seiner Eigenthümlichkeit zu erfassen, abzuwehren; wobei sie eben auf meinen Aufsatz Bezug nahm. — Eine neue Veranlassung zu journalistischer Thätigkeit erwuchs mir aus meinen Bemühungen für die Annahme des «*Rienzi*» in Dresden. Der dortige Theatersecretär, der bereits genannte *Winkler*, berichtete mir eingehend über den Stand dieser Angelegenheit; in seiner Eigenschaft als Herausgeber der damals bereits sehr gesunkenen «Abendzeitung» ergriff er aber auch die Gelegenheit, in mir einen Gratis-Correspondenten für sein Blatt zu bekommen, indem er mich zu häufigen Mittheilungen für dasselbe aufforderte; wollte ich nun von ihm etwas über die Annahme meiner Oper erfahren, so musste ich ihn durch Einsendung einer Correspondenz dazu willig zu machen suchen. Da sich diese hoftheatralische Negociation in eine ungemessene Länge zog, entstanden bei dieser Gelegenheit zahlreiche Correspondenzen von mir aus Paris, wobei ich in eine wunderliche Verlegenheit gerieth, da ich seit länger mich auf mein Schlafzimmer zurückgezogen hatte, und gänzlich ohne Wahrnehmung von Paris blieb.

Mit dieser Entfernung von allem Pariser künstlerischem wie socialem Scheinwesen hatte es eine ernstere Bewandniss. Theils meine nothvollen Erlebnisse, theils aber auch der in meinem ganzen Bildungsgange innerlichst vorbereitete Ekel vor demjenigen künstlerischen und geselligen Treiben, welches früher mir so überwältigend anziehend vorgekommen war, hatten mich mit wahrhaft erschreckender Schnelligkeit von jeder Berührung mit ihm zurückgetrieben. Noch die Aufführung der «Hugenotten», welche ich hier zum ersten Male erlebte, hatte mich zwar sehr geblendet; das schöne Orchester, die ausserordentlich sorgsame und wirkungsreiche Scenirung gaben mir einen überraschenden Vorgeschmack der bedeutenden Möglichkeiten, zu denen so sicher ausgebildete Kunstmittel verwendet werden könnten. Sonderbarer Weise zog es mich aber nicht an, öfteren Wiederholungen solcher Aufführungen beizuwohnen; in der Manier der Sänger fand ich bald die Carricatur heraus, und vermochte es, meine Freunde durch Nachahmung der neuesten Pariser Gesangsmoden und ihrer geschmacklosen Uebertreibungen in ergötzlicher Weise zu unterhalten. Dass auch die Componisten selbst, welche mit der Ausbeutung dieser Modelächerlichkeiten sich wiederum ihren Erfolg sicherten, endlich meiner spottenden Kritik verfallen mussten, war nicht zu verhindern. Dass endlich ein so seichtes, an sich wirklich sogar unfranzösisches Machwerk, wie die *Donizetti*'sche

«Favorite», dieses sonst so stolze Theater längere Zeit vollständig in Beschlag nahm, erschöpfte in mir die letzte Geduld, mit welcher ich mir noch Achtung vor den Leistungen dieses «ersten lyrischen Theaters der Welt» zu erhalten bemüht gewesen war. Ich glaube, während der ganzen Zeit meines Pariser Aufenthalts nicht über vier Mal in der grossen Oper gewesen zu sein. Die «Opéra Comique» hatte mich sofort, sowohl der eigenthümlichen Kälte der dort herrschenden Darstellungsweise, als der so grossen Verschlechterung der in ihr gepflegten Musik wegen, zurückgestossen. Dieselbe Kälte trieb mich von den Leistungen der Sänger der italienischen Oper zurück. Die meist sehr berühmten Namen dieser Künstler, welche seit langen Jahren beständig gewisse vier Opern sangen, konnten mich für den wahrgenommenen Mangel jeder selbst gemeinen theatralischen Wärme, welche ich doch so ungemein bei den Leistungen der *Schröder-Devrient* genossen hatte, nicht entschädigen. Ich sah wohl ein, dass hier eben Alles im Verfall begriffen sei, empfand zugleich aber weder Hoffnung noch Verlangen, das Verfallende neu belebt wieder erstehen zu sehen. — Mehr gefielen mir die kleineren Theater, welche mir das französische Talent in seinem rechten Lichte zeigten; nur war ich durch mein eignes Streben zu sehr auf das Aufsuchen von Anknüpfungspunkten für meine innere Theilnahme angewiesen, als dass ich zu der blossen müssigen Beobachtung mir gänzlich unsympathischer Vorzüge befähigt gewesen wäre. Ausserdem waren, vom Beginn an, meine Sorgen und Nöthen so überwältigend, und das Bewusstsein von der Fruchtlosigkeit meiner Pariser Unternehmung wurde in mir so deutlich, dass ich bald sogar jede Aufforderung, diess oder jenes mir anzusehen, mit Unwillen oder Gleichgiltigkeit von mir wies. Mehrere Mal schickte ich Billets zum «Theatre français» für die Aufführungen der *Rachel*, zum grossen Leidwesen *Minna*'s, zurück, und sah überhaupt dieses berühmte Theater nur später einmal im geschäftlichen Interesse meines correspondenzbedürftigen Dresdener Protektors.

Um diesem die Spalten seiner «Abendzeitung» zu füllen, verfuhr ich in wahrhaft unverschämter Weise, indem ich, was mir *Anders* und *Lehrs*, welche selbst nie etwas erlebten, des Abends theils aus Zeitungen, theils aus Table-d'hôte-Gesprächen erzählten, in der Weise zusammenstellte und durch die, in neuer Zeit durch die *Heine*'sche Manier im Journalstyl herrschend gewordene Mode piquant herzurichten suchte, so dass ich wirklich nicht anders glaubte, als mein guter Hofrath *Winkler* würde eines Tages hinter das Geheimniss meiner Pariser Weltkenntniss

gerathen müssen. — Auch einen grösseren Aufsatz über die stattgehabte Aufführung des «Freischütz», welche ihn als Vormund der *Weber*'schen Kinder insbesondere interessirte, hatte ich ihm freiwillig für sein verfallenes, von niemand mehr gelesenes Blatt geliefert. Da er mir versicherte, er werde nicht eher ruhen, als bis er mir die bestimmtesten Versicherungen für die Annahme des «Rienzi» verschafft habe, sandte ich ihm, im überschwänglichen Dank, auch noch das deutsche Original meiner *Beethoven*-Novelle zu. Der Jahrgang 1841 dieser bei *Arnold* in Dresden erschienenen, jetzt gänzlich untergegangenen Zeitschrift enthält den einzigen Abdruck dieser Manuscripte.

Ein weiteres Feld einer vorübergehenden litterarischen Thätigkeit betrat ich, durch die Aufforderung *Lewald*'s, des Herausgebers der belletristischen Monatsschrift «*Europa*», veranlasst. Dieser war der Erste, der überhaupt meinen Namen gelegentlich dem Publikum genannt hatte; da seiner eleganten, und eine Zeit lang ziemlich verbreiteten Zeitschrift, wie ich damals schon bemerkt hatte, auch musikalische Beilagen gegeben wurden, hatte ich bereits von Königsberg ihm zwei Compositionen, um sie auf diesem Wege zu veröffentlichen, zugesandt. Diese waren ein von mir in Musik gesetztes melancholisches Gedicht von *Scheuerlin:* «der Knabe und der Tannenbaum» (eine Arbeit, die ich noch jetzt gern mein nenne) und mein famoses Carnevals-Lied aus dem «Liebesverbot». Als ich jetzt auf den Gedanken kam, in gleicher Weise meine kleinen französischen Gesangscompositionen vor das Publikum zu bringen, und *Lewald* desshalb das: «Dors mon enfant», die *Hugo*'sche «Attente» und «Mignonne» von *Ronsard* übersandte, gewährte er mir, mit der Aufnahme derselben, nicht nur ein kleines Honorar — das erste, das ich für eine Composition von mir erhielt, sondern er forderte mich auch auf, ihm in grösseren, möglichst unterhaltenden Aufsätzen meine Eindrücke von Paris mitzutheilen. So schrieb ich für sein Blatt «Pariser Amusements» und «Pariser Fatalitäten», in welchen beiden Aufsätzen ich, mit Benutzung der *Heine*'schen Manier, unter allerhand Wendungen meine Enttäuschungen über Paris, meine Verachtung vor seinem Treiben, in launige Darstellung brachte. Zu dem zweiten Aufsatze benutzte ich ausserdem die Schicksale eines gewissen *Hermann Pfau*, eines sonderbaren Taugenichtses, der mir aus meiner schlimmsten Leipziger Jugendzeit, genauer als wünschenswerth, bekannt geworden war, und sich nun seit dem Beginn des vergangenen Winters längere Zeit als Vagabund in Paris herumtrieb, wobei ich mich seines schrecklich verwahrlosten Zustandes wiederholt auf Kosten der Erträge meiner

Favoriten-Arbeiten zu erbarmen hatte. Es war daher eine Art von ökonomischer Gerechtigkeit, die ich übte, als ich seine Pariser Abenteuer zu einer Darstellung für das *Lewald*'sche Blatt benutzte, und auf diese Art mir einige Franken zurückgewann.

Eine andre Wendung nahm dagegen die litterarische Thätigkeit, zu welcher ich durch meine Verhandlungen mit dem Direktor der grossen Oper, *Léon Pillet*, veranlasst wurde. Nach langer Bemühung hatte ich endlich erfahren, dass dieser an meinem Entwurfe zum «fliegenden Holländer» Gefallen gefunden habe; er eröffnete mir diess zugleich mit dem Antrage, ihm diesen Entwurf abzutreten, da er genöthigt sei, verschiedenen Componisten, in Folge bestehender Verpflichtungen, dergleichen Sujets für kleinere Opern zuzuweisen. Nun suchte ich mündlich und brieflich *Pillet* zu überzeugen, dass er die Ausführung und Composition mit Aussicht auf Erfolg doch einzig nur von mir zu erwarten habe, da ich ja hier erst auf meinem wahren Felde sei, auf welches ich ihn durch Mittheilung eines dichterischen Entwurfes, der ihm gefallen habe, erst nur geleitet hätte. Hier halfen nun aber keine Gründe; der Direktor sah sich genöthigt, mit grösster Aufrichtigkeit mir zu erklären, welche Bewandniss es mit den Aussichten habe, welche durch *Meyerbeer*'s Empfehlung an ihn ich mir eröffnet zu haben glaubte; an einen Auftrag der Composition, selbst einer kleinen Oper, sei unter keinen Umständen vor *sieben Jahren* zu denken, da bis dahin die bereits eingegangenen Verpflichtungen der Direktion reichten; ich möchte daher vernünftig sein, gegen eine billige Entschädigung meinen Entwurf an einen von ihm zu wählenden «Auteur» abtreten, und, wollte ich durchaus schon bald mein Glück als Componist bei der grossen Oper versuchen, so rieth er mir, den Balletmeister zu sprechen, um mich mit diesem über ein etwa einzulegendes *Pas* zu verständigen. Da ich diess letztere mit unverhohlenem Ekel zurückwies, überliess er mich geduldig meinem Trotze, bis ich, nach unendlich langen vergeblichen Bemühungen, den zugleich als Redakteur der «Gazette musicale» mir befreundet gewordenen Commissär der k. Theater, *Edouard Monnaye*, um seine Vermittlung anging. Dieser, der meinen Entwurf bei dieser Gelegenheit kennen lernte, versicherte mir unverhohlen, dass er nicht begriffe, wie *Pillet* daran Gefallen habe finden können; da er nun aber einmal — wie er vermuthe — zu seinem grossen Schaden, dafür eingenommen sei, so rieth er mir, doch ja nur jeden Vortheil, den man mir für die Abtretung meines Entwurfes bieten würde, eiligst anzunehmen, weil ihm bekannt geworden sei, dass derselbe bereits Herrn *Paul Faucher*,

einem Schwager *Victor Hugo*'s, zur Ausführung als «Libretto» übergeben worden sei, und dieser ausserdem behaupte, der Entwurf enthalte für ihn gar nichts neues, da das Sujet des *Vaisseau fantôme* ja auch in Frankreich bekannt sei. Nun merkte ich, woran ich war, erklärte meine Bereitwilligkeit, dem Wunsche des Herrn *Pillet* zu willfahren, und wohnte einer Conferenz mit Herrn *Faucher* bei, in welcher unter besondrer Verwendung des Herrn *Pillet* mein Entwurf auf 500 Franken geschätzt wurde, welche als Vorschuss auf die *droits d'auteur* des zukünftigen Dichters von der Theaterkasse mir ausgezahlt wurden.

Nun erhielt mein Sommer-Asyl in der *Avenue de Meudon* einen bestimmten physiognomischen Ausdruck; mit diesen 500 Franken musste dort der «*fliegende Holländer*» sofort von mir in Dichtung und Musik für Deutschland ausgeführt werden, während ich das «*Vaisseau fantôme*» seinem französischen Schicksale überliess.

Mit dem Abschlusse meines Geschäftes hatte ich zugleich meiner bis dahin immer hülfloser bedrängten Lage etwas aufgeholfen. Die Monate Mai und Juni hatten wir unter beständig sich steigernden Nöthen zugebracht. Die schöne Jahreszeit, die erheiternde Landluft, das Gefühl der Befreiung von der schmachvollen musikalischen Lohnarbeit, unter welcher ich den Winter zugebracht, hatten zunächst zwar hoffnungsvoll anregend auf mich gewirkt, und die kleine Kunstnovelle: «*ein glücklicher Abend*», welche in französischer Uebersetzung in der «Gazette musicale» erschien, mir eingegeben. Bald aber stellten sich die Folgen dieser Entblössung von allen Hülfsmitteln in wahrhaft muthraubender Härte bei uns ein. Mit eigenthümlicher Bitterkeit wurde diese von uns empfunden, als, durch unsre Uebersiedelung angeregt, meine Schwester *Cäcilie* ihren Mann zur Nachfolge dahin vermocht, und dicht neben uns eine Sommerwohnung bezogen hatte. Wenn auch nicht in glänzenden, so doch in sicheren Verhältnissen, wohnten diese Verwandten nachbarlich uns zur Seite, gingen von Haus zu Haus täglich mit uns um, ohne dass wir es für gut hielten, sie je mit unsren grenzenlosen Verlegenheiten bekannt zu machen. Diese steigerten sich eines Tages in allerbitterster Weise. Da wir gänzlich ohne Geld waren, machte ich mich mit Tagesanbruch zu Fuss — denn ein Platz auf der Eisenbahn war nicht zu bezahlen — nach Paris auf, um dort den ganzen Tag über, von Strasse zu Strasse mich schleppend, der Möglichkeit, fünf Franken aufzutreiben, nachzujagen, bis ich am späten Nachmittage, ohne auch nur den mindesten Erfolg erzielt zu haben, wiederum auf die qualvolle Fussreisse nach Meudon zurück mich zu begeben genöthigt war. Als

ich *Minna*, welche mir entgegenkam, dieses schlimme Resultat eröffnete, meldete sie mir zu ihrer Verzweiflung, dass auch noch der vorher erwähnte *Hermann Pfau* im jammervollsten Zustand, um nur einen Imbiss zu gewinnen, sich zu uns geflüchtet hätte; sie habe ihm bereits das letzte am Morgen vom Bäcker uns gelieferte Brod überlassen müssen. Immer blieb uns nun noch die Hoffnung, dass mein Untermiether *Brix*, welcher durch sonderbare Schicksale jetzt zu unsrem Unglücksgenossen geworden, von seinem gleichfalls am Morgen unternommenen Streifzug nach Paris mit jedenfalls einigem Erfolg doch zurückkehren müsste. Endlich kam auch dieser schweisstriefend und erschöpft zurück, von dem Bedürfnisse einer Mahlzeit getrieben, welche er sich in der Stadt nicht hatte verschaffen können, da er nicht einen der von ihm aufgesuchten Bekannten angetroffen hatte; flehentlich bat er um ein Stück Brod. Die so gesteigerte Situation begeisterte endlich meine Frau; sie hielt sich berufen, wenigstens gegen den Hunger der Männer rettend anzukämpfen. Zum ersten Mal auf französischem Boden ward der Bäcker, der Fleischer und Weinhändler unter plausiblen Vorwänden ohne sofortige bare Bezahlung für das Nöthige in Beschlag genommen, und *Minna*'s Auge strahlte, als sie nach einer Stunde ein von ihr zubereitetes treffliches Mahl uns vorsetzen konnte, bei dem wir zufällig von der Familie *Avenarius* angetroffen wurden, welche ersichtlich sich beruhigt fühlte, uns in so wohl versorgter Lage zu finden.

Dieser äussersten Bedrängniss machte nun, mit Anfang Juli, für einige Zeit der Verkauf meines «fliegenden Holländers», somit mein letzter Verzicht auf Pariser Erfolge, ein Ende. — So lange die 500 Franken reichten, war mir Luft zur Ausführung meines Werkes gegönnt. Die erste Ausgabe davon war für die Miethe eines Piano's, da ich ein solches seit längeren Monaten gänzlich entbehrt hatte. Es sollte dazu dienen, in mir zunächst nun wieder den Glauben zu beleben, dass ich noch Musiker sei, nachdem ich seit dem Herbst des vergangenen Jahrs nur als Journalist und Opernarrangeur meinen Geist geübt hatte. Das Gedicht des «fliegenden Holländers», welches ich noch in den zuletzt überstandenen Nöthen schnell ausgeführt hatte, erregte namentlich *Lehrs'* grosse Theilnahme; er erklärte geradesweges, ich würde nie etwas besseres machen, der «fliegende Holländer» würde mein «Don Juan» werden. Nun galt es, Musik zu finden. Als ich am Ausgange des verlebten Winters noch hoffte, dieses Sujet für die französische Oper bearbeiten zu dürfen, hatte ich bereits einige lyrische Bestandtheile desselben poetisch und musikalisch ausgeführt, sie von *Emile Deschamps* übersetzen lassen,

und zu einer verhofften Audition bestimmt, bis zu welcher es jedoch nie kam. Diess war: die Ballade der *Senta*, das Lied der norwegischen Matrosen, und der Spuk-Gesang der Mannschaft des «fliegenden Holländers». Seitdem war ich so gewaltsam der Musik entfremdet worden, dass ich nun, als das Klavier in meiner Sommerwohnung ankam, einen Tag lang mich gar nicht es zu berühren getraute. Ich hatte wirklich die Furcht, dahinter kommen zu müssen, dass mir nichts mehr einfallen könnte, — als mir plötzlich war, ich hätte noch das Lied des Steuermanns im ersten Akte vergessen aufzuzeichnen, obwohl ich mich wiederum nicht entsann, es bereits entworfen zu haben, da ich soeben ja auch erst die Verse davon gemacht hatte. Diess gelang nun und gefiel mir. Aehnlich erging es mit dem «Spinnerlied»; und da ich denn nun diese beiden Stücke aufgeschrieben hatte, und mir bei genauer Ueberlegung sagen musste, dass sie mir wirklich soeben erst eingefallen wären, ward ich über diese Entdeckung ganz unsinnig vor Freude. — In sieben Wochen ward die ganze Musik des *«fliegenden Holländers»* bis auf die Instrumentation ausgeführt.

Da lebte denn Alles auf; meine übermüthig gute Laune setzte Alles in Erstaunen, und namentlich meine Verwandten *Avenarius* hielten sich nun für überzeugt, dass es mir wirklich sehr gut gehen müsse, da mit mir ein so heitrer Umgang zu pflegen wäre. Ich machte meine weiten Spaziergänge in den Wald von *Meudon*, wo ich mich sogar dazu verstand, oft *Minna* Pilze suchen zu helfen, was für sie leider den Hauptreiz unserer Waldeinsamkeit bildete, und unsren Hauswirth, wenn er uns mit der Beute heimkehren sah, mit Entsetzen erfüllte, weil er behauptete, wir würden uns durch den Genuss der Pilze vergiften. Mein Schicksal, welches mich fast immer in das Abenteuerliche führte, hatte mich auch hier das wunderlichste Original auffinden lassen, was jedenfalls nicht nur in der Umgegend von Meudon, sondern auch von Paris anzutreffen war. Diess war Herr *Jadin*, zwar so alt, dass er sich noch die Marquise von *Pompadour* in *Versailles* erinnern wollte gesehen zu haben, dabei aber von der unglaublichsten Rüstigkeit. Er selbst schien es darauf abzusehen, die Welt in Bezug auf sein wirkliches Alter in einer steten Aufregung zu halten; wie er sich Alles selbst verfertigte, hatte er sich auch eine grosse Anzahl von Perrücken hergerichtet, welche sich in den verschiedensten Nuancen, vom jugendlichen Blond bis auf das würdigste Weiss erstreckten, dazwischen grau, angenehm melirt, und diese trug er abwechselnd nach Laune. Da er Alles trieb, war ich erfreut, ihn besonders auf Malerei versessen zu finden. Dass er alle

Wände seiner Zimmer mit den kindischsten Carricaturen aus der Thierwelt behängt, ja selbst, dass er nach aussen seine Stores auf das Lächerlichste mit Gemälden versehen hatte, störte mich nicht im Mindesten, da ich im Gegentheil hierdurch in der Annahme bestärkt wurde, dass er keine Musik triebe; bis ich zu meinem Schreck dahinter kam, dass wunderbar verstimmte Harfenklänge, welche aus einer unerklärlichen Region zu mir drangen, aus seiner Souterrain-Wohnung herkamen, wo er zwei Harfen-Klaviere seiner Erfindung stehen hatte, welche zu spielen, wie er mir sagte, er leider lange vernachlässigt habe, wogegen er nun fleissig sich wieder darauf einüben wolle, um mir Freude zu machen. Es gelang mir jedoch, ihn davon abzubringen, als ich ihn versicherte, der Arzt habe mir die Harfe als nervenschädlich verboten. — Als eine Erscheinung, wie aus der *Hoffmann*'schen Mährchenwelt, ist er mir, wie ich ihn zum letzten Mal sah, in Erinnerung geblieben. Als wir im Spätherbst wieder nach Paris zogen, bat er uns, auf unsrem Gepäckwagen ein kolossal ungeheures Ofenrohr mitzunehmen, welches er bald bei uns abholen würde. An einem sehr kalten Tage erschien nun wirklich *Jadin* in unsrer neuen Pariser Wohnung, und zwar in einem höchst frivolen, eigenhändig verfertigten Costüme, bestehend aus ganz dünnen hellgelben Beinkleidern, aus einem sehr kurzen hellgrünen Frack mit ausserordentlich langen Schössen, mit heraushängendem Spitzenjabot und Manchetten, hellblonder Perrücke, und einem so kleinen Hut, dass er ihm beständig vom Kopfe fiel; dazu eine Unmasse unächter Bijouterie, und diess Alles in der unverhohlenen Annahme, dass er sich in dem eleganten Paris nicht so einfach, wie auf der *Campagne* behelfen könne. So erbat er sich das Ofenrohr; wir frugen ihn, wo er die Leute habe, es ihm zu tragen; lächelnd äusserte er sein Erstaunen über unsre Unbehülflichkeit, fasste das kolossale Ofenrohr unter dem Arm, und verweigerte durchaus unsre Hülfe anzunehmen, als wir ihm beistehen wollten, es durch die Treppe hinunterzubringen, welches Manöver eine volle halbe Stunde lang seine trotzige Geschicklichkeit in Anspruch nahm; das ganze Haus lief darüber zusammen; er liess sich jedoch nicht irre machen, brachte sein Rohr richtig zur Hausthür hinaus, und schwebte mit elegantem Gang das Trottoir entlang, bis er uns auf immer entschwand.

Ich kann aus der kurzen und doch so inhaltsvollen Periode, in welcher ich nun, ganz in meinem Innersten mir angehörend, der Tröstung reinen künstlerischen Schaffens mich hingab, nichts andres berichten, als dass ich, ihrem Ende mich nähernd, so weit gediehen war, der vorausgesehenen

ungleich längeren Periode der Störung und der Noth jetzt mit heitrer Fassung entgegen zu sehen. Diese trat denn auch mit grosser Genauigkeit ein; denn gerade nur bis zum Schluss der letzten Scene gelaugte ich, als meine 500 Franken zu Ende gingen; nicht mehr aber reichten sie auch zur Sicherung der nöthigen Ruhe für die Composition der Ouverture aus; diese musste ich bis zum Eintritt einer neuen günstigen Wendung meiner Lage verschieben, und für jetzt, unter Zeit und Ruhe raubenden Bemühungen aller Art, von Neuem zum Kampf um das nackte Dasein mich aufmachen. — Der Concierge der *rue du Helder* meldete sich bei uns mit der Nachricht, dass die heimliche Familie, welche bisher unsre Wohnung uns abgemiethet hatte, wieder ausgezogen sei, und dass wir jetzt wieder für den Miethzins aufzukommen hätten. Ich musste nun erklären, in keinem Falle mich um die Wohnung mehr bekümmern zu wollen, und dagegen es dem Hausbesitzer überlassen, durch den Verkauf unseres zurückgebliebenen Mobiliars sich zu entschädigen. Dies wurde denn unter den empfindlichsten Verlusten aller Art vermittelt, und das Mobiliar, für welches ich noch den grössten Theil der Bezahlung schuldete, ward für die Miethe einer von uns nicht mehr benutzten Wohnung dahingegeben.

Unter den unsäglichsten Entbehrungen suchte ich es immer noch möglich zu machen, so viel freie Zeit zu behalten, dass ich die Instrumentation meiner Composition des *Holländers* ausarbeiten könnte. Die rauhe Herbstwitterung trat ausnahmsweise frühzeitig ein, aus allen Sommerwohnungen zog man nach Paris zurück, so auch die Familie *Avenarius*. Nur wir konnten nicht daran denken, weil wir die Mittel zu dieser Uebersiedelung nicht aufzutreiben vermochten. Ich gab dem hierüber betroffenen Herrn *Jadin* vor, mit meiner Arbeit gedrängt zu sein, und jede Unterbrechung, selbst trotz der empfindlichen Kälte der leicht gebauten Wohnung, vermeiden zu müssen. So wartete ich auf Erlösung durch einen früheren Bekannten in Königsberg, *Ernst Castel*, einen jungen vermögenden Kaufmann, welcher uns vor kurzem in Meudon aufgesucht, nach Paris zu einem schwelgerischen Gastmahl entführt, und uns versprochen hatte, uns baldigst durch einen, wie wir wussten, ihm leicht fallenden Vorschuss aus unsrer üblen Lage zu befreien. Um in unsrer ungemüthlichen Verlassenheit uns zerstreuende Gesellschaft zu leisten, kam eines Tags *Kietz*, mit seiner grossen Zeichnenmappe und einem Bettkopfkissen unter dem Arm, zu uns heraus; er wollte an einer mich und meine Pariser Leiden darstellenden grossen Carrikatur zu unsrer Belustigung arbeiten, und für die Erholung davon

sollte das Kopfkissen auf unsrem harten Canapé, auf welchem er keine Erhöhung für den Kopf bemerkt hatte, ausreichen. Da er wusste, dass uns die Beschaffung von Feuerungsmaterial schwierig war, brachte er einige Flaschen Rum mit, um für die kalten Abende uns durch Punsch einzuheizen; ich las ihm und meiner Frau bei solchen Gelegenheiten *Hoffmann*'sche Geschichten vor. Endlich traf die Nachricht aus Königsberg ein, welche mich darüber belehrte, dass der junge Wüstling sein Versprechen nicht im Ernst gemeint hatte. Nun starrten wir gänzlich hülflos in den kalten Nebel des herannahenden Winters hinein. Da aber erklärte *Kietz*, jetzt sei es seine Sache, Hülfe zu schaffen; er packte seine Mappe ein, steckte das Kopfkissen dazu unter den Arm, und zog so nach Paris ab, um andern Tags mit 200 Francs zurückzukehren, welche er sich in aufopfernder Weise zu verschaffen gewusst hatte. Sogleich machten wir uns auf, um in Paris uns eine kleine Wohnung zu miethen, welche wir in der Nähe unsrer Freunde, in einem Hintergebäude des Hauses Nr. 14 der *rue Jacob* fanden. Später erfuhr ich, dass kurze Zeit nach uns *Proudhon* dieselbe Wohnung inne gehabt habe.

So gelangten wir am 30. Oktober wieder in die Stadt zurück. Unsre sehr kleine und kalte Wohnung, welche besonders der letzten Eigenschaft wegen unsrer Gesundheit leider nachtheilig wurde, richteten wir mit dem Wenigen, was wir aus unsrem Schiffbruch der *rue du Helder* gerettet, nothdürftig ein, um hier den Erfolg meiner Bemühungen für die Annahme und Aufführung meiner Arbeiten in Deutschland abzuwarten. Zunächst galt es, um jeden Preis mir auf die kurze Zeit, welche ich auf die Ouverture des *fliegenden Holländers* zu verwenden hatte, Ruhe zu verschaffen; ich erklärte *Kietz*, dass er bis zur Vollendung dieses Tonstücks und der Absendung der fertigen Partitur der Oper das nöthige Geld für meinen Haushalt herbeischaffen müsste. Mit Hülfe eines peinlichen Onkels, welcher ebenfalls als Maler seit lange in Paris ansässig war, gelang es ihm, mir 10 und 5 Frankenweise die nöthigen Subsidien zuzustellen. Ich zeigte um diese Zeit häufig mit heitrem Stolze meine Stiefel, welche endlich buchstäblich nur noch eine Scheinbekleidung für meine Füsse abgaben, da die Sohlen zuletzt vollständig verschwanden.

So lange ich noch mit dem «Holländer» beschäftigt war und *Kietz* für mich sorgte, hatte das nichts zu sagen, denn ich ging einfach nicht aus; mit der Absendung meiner vollendeten Partitur an die Berliner Hoftheater-Intendanz, Anfangs Dezember, war nun aber die Bitterkeit der Lage nicht länger zu versüssen; ich musste mich selbst aufmachen,

um Hülfe herbeizuschaffen. Was diess in Paris hiess, lernte ich um eben diese Zeit an dem jammervollen Schicksal des vortrefflichen *Lehrs* kennen. Von einer ähnlichen Noth, wie ich sie vor einem Jahr um dieselbe Zeit zu überstehen hatte, gedrängt, war er im verflossenen Sommer an einem glühend heissen Tage gezwungen gewesen, die verschiedensten Quartiers der Stadt athemlos zu durchlaufen, um für die auf ihn lautenden verfallenen Wechsel Gestundung zu erhalten. Ein verzweifelter kalter Trunk, mit dem er sich während der Qual zu erfrischen suchte, nahm ihm sofort die Sprache, und er verfiel von diesem Tage an einer Heiserkeit, welche die wohl in ihm verborgenen Keime der Schwindsucht mit erschreckender Schnelle durch Entwickelung der unheilbaren Krankheit förderte. Seit Monaten in zunehmender Schwäche begriffen, erfüllte er uns endlich mit der düstersten Sorge; nur er glaubte, der vermeintliche Katarrh würde endlich schon weichen, wenn er nur gerade jetzt sein Zimmer besser heizen könnte. Eines Tages suchte ich ihn in seiner Wohnung auf, fand ihn in sich zusammen gesunken in der eiskalten Stube vor seinem Arbeitstisch, und er beklagte sich, dass ihm die Arbeit für *Didot* so schwer fiele, was ihm um so peinlicher sei, da er von diesem der erhaltenen Vorschüsse wegen gedrängt werde. Er sagte, wenn er nicht die Annehmlichkeit hätte, in so traurigen Stunden an dem Gedanken sich zu erfreuen, dass ich doch wenigstens meinen «Holländer» fertig bekommen hätte, und somit für den kleinen Freundeskreis doch eine Hoffnung auf Gelingen sich eröffne, so würde ihm das Elend wohl schwer zu ertragen sein. In meinem grossen Leid beschwor ich ihn, sich doch wenigstens unsres Kaminfeuers mit zu bedienen, und bei mir zu arbeiten; er lächelte nur über meine Verwegenheit, noch auf Hülfe für Andre bedacht zu sein, und diess noch dazu in einem Zimmer, wo ich mit meiner Frau kaum den nöthigen Platz fand. Nun kam er aber eines Abends zu uns, und theilte sprachlos mir einen Brief des damaligen Cultus-Ministers *Villemain* an ihn mit, worin dieser in den wärmsten Ausdrücken sein grosses Bedauern bezeugte, soeben vernommen zu haben, dass ein so ausgezeichneter Gelehrter, dessen geistvolle und umfassende Mitarbeit an der *Didot*'schen Herausgabe der griechischen Klassiker ihn jedenfalls zum Theilhaber an einem der Nation zum Ruhm gereichenden Werke mache, bei stark angegriffener Gesundheit in bedrängter Lage sich befinde. Leider gestattete die Höhe der zu Unterstützungen für gelehrte Zwecke ihm zugewiesenen Fonds in diesem Augenblicke nur, ihm die Summe von 500 Franks anzubieten, welche er mit der Bitte, sie als Anerkennung seiner Verdienste

seitens der französischen Regierung nicht verschmähen zu wollen, diesem Schreiben beifüge, indem er sich jedenfalls vorbehalte, auf eine gründlichere Besserung seiner Lage ernstlichen Bedacht zu nehmen. — Diess kam uns Allen, wie es uns des armen *Lehrs* willen mit dankbarster Rührung erfüllte, ausserdem wie ein bestaunenswerthes Wunder vor; hatten wir auch anzunehmen, dass Herr *Villemain* durch *Didot*, welchen sein schlechtes Gewissen wegen der schmählichen Ausbeutung unsres Freundes zugleich mit der Rücksicht, auf diese Weise selbst einer Hülfsleistung für *Lehrs* entbunden zu werden, angetrieben hatte, hierzu veranlasst worden war, so mussten wir doch, aus bisher uns bekannt gewordenen Analogien, die sich durch meine späteren Erfahrungen vollkommen bestätigten, uns die Ansicht bilden, dass solche liebenswürdig bezeugte und prompt wirkende Theilnahme eines Ministers in deutschen Landen undenklich sei. *Lehrs* konnte sich wieder einheizen und arbeiten, leider aber uns über den Verfall seiner Gesundheit nicht beruhigen. Als wir im folgenden Frühjahr von Paris schieden, machte namentlich die Gewissheit, den treuen Freund nicht wiederzusehen, unsren Abschied sehr schmerzlich.

In eigner grosser Noth, hatte ich den Aerger, wiederum stark Gratis-Correspondenzen für die «Abendzeitung» schreiben zu müssen, da mein Gönner, Hofrath *Winkler*, mir immer noch keine vollständig genügende Auskunft über das Schicksal meines «*Rienzi*» in Dresden geben zu können glaubte. Unter solchen Umständen musste ich es für ein Glück halten, dass endlich wieder eine *Halévy*'sche Oper Glück machte. *Schlesinger* stellte sich freudestrahlend über den Erfolg der «*Reine der Chypre*» ein, und verhiess mir das Paradies für die Anfertigung des Klavierauszuges und verschiedener Arrangements des neu aufgegangenen Operngestirns. Da sass ich wieder, und büsste die Schuld, meinen «fliegenden Holländer» komponirt zu haben, durch Einrichtung der *Halévy*'schen Oper ab. Doch kam mir diese Arbeit nun leichter an. Ausser dass ich bereits berechtigte Hoffnung auf gänzliche Erlösung aus meiner Pariser Verbannung fassen durfte, und somit diesen letzten Kampf mit der Noth als einen entscheidenden ansehen zu dürfen glaubte, war denn doch auch das Befassen mit einer *Halévy*'schen Partitur eine unvergleichlich interessantere Lohnarbeit, als die schmachvolle Bemühung um die *Donizetti*'sche «Favorite». Nach langer Zeit besuchte ich, um diese «*Reine de Chypre*» zu hören, auch einmal wieder das Theater der grossen Oper; hatte ich auch bereits vieles zu belächeln und entging mir die grosse Schwäche des ganzen Genre's, und namentlich seiner oft sehr karrikirten Vortragsweise nicht mehr,

so freute ich mich doch aufrichtig, *Halévy,* den ich von seiner «Jüdin» her sehr lieb gewonnen, und von dessen kräftigem Talent ich eine sehr günstige Meinung mir gebildet hatte, diessmal nach seiner bessern Seite hin wiedererkennen zu dürfen. Von *Schlesinger* dazu aufgefordert, liess ich mich auch gern in einem breiteren Artikel für sein Blatt über die neueste Arbeit *Halévy*'s aus. Ich gab hierin besonders meinem Wunsche Nachdruck, dass die französische Schule ihre durch das Studium der Deutschen gewonnenen Vorzüge nicht wieder dem Rückfall in die seichte italienische Manier hingeben möchte. Bei dieser Gelegenheit unterstand ich mich, eben um die französische Schule zu ermuthigen, auf die eigenthümliche Bedeutung *Auber*'s und namentlich seiner «*Stummen von Portici*» hinzuweisen, um dagegen auf die überladene Melodie *Rossini*'s, welche einem Solfeggio oft nicht unähnlich sähe, aufmerksam zu machen. Bei der Durchlesung der Correktur meines Aufsatzes gewahrte ich, dass dieser Passus über *Rossini* ausgelassen war; Herr *Eduard Monnaye* bekannte mir, dass er in der Eigenschaft als Redakteur einer musikalischen Zeitung zu dieser Unterdrückung sich genöthigt gesehen habe, da er finden müsse, dass, wenn ich irgend einen Zweifel an *Rossini* auszudrücken hätte, ich diess nach Belieben in jeder Art von Journal veröffentlichen könnte, nur nicht in einem dem Interesse der Musik gegewidmeten, weil man dort einfach so etwas nicht sagen könnte, ohne absurd zu erscheinen. Dass ich *Auber*'s mit Auszeichnung gedacht, war ihm zwar auch ärgerlich, doch liess er es stehen. Ich hatte mir hieraus manches zu entnehmen, was mich für alle Zeiten über den Verfall der Opernmusik, und hiermit in Verbindung im Allgemeinen über den Verfall des Kunstgeschmackes bei den heutigen Franzosen orientirte. — Ueber dieselbe Oper schrieb ich auch einen grösseren Artikel für meinen kostbaren Freund *Winkler* in Dresden, welcher immer nicht mit der definitiven Annahme meines «*Rienzi*» herausrücken wollte. Hierbei machte ich mich namentlich über ein dem Kapellmeister *Lachner* begegnetes Unglück lustig. Der damalige Münchner Theaterintendant, *Küstner*, hatte nämlich für seinen Freund, um es denn doch einmal mit ihm zu etwas Rechtem zu bringen, bei *St. Georges* in Paris einen Operntext bestellt, somit das höchste Glück, welches einem deutschen Komponisten zu träumen war, in väterlicher Sorge seinem Schützlinge zugewandt. Nun fand es sich, als die von *Halévy* komponirte «*Reine de Chypre*» erschien, dass diese dasselbe Sujet, wie das bereits von *Lachner* nun ebenfalls komponirte, vermeintliche Originalwerk enthielt. Dass es sich hierbei etwa nur um einen wirklich guten Operntext gehandelt hätte,

fiel nicht in's Gewicht, sondern der Werth des Kaufes bestand darin, dass es eine nur von der *Lachner*'schen Musik allein verklärte Dichtung sein sollte. Nun fand sich denn gar aber auch, dass *St. Georges* das nach München gesandte Buch allerdings einigermassen abgeändert hatte, jedoch nur dadurch, dass mehrere interessante Züge darin ausgelassen blieben. Die Wuth des Münchener Intendanten hierüber war gross; wogegen *St. Georges* darüber erstaunt war, dass Jener sich hatte einbilden können, er würde für den erbärmlichen Preis, um welchen die deutsche Bestellung bei ihm gemacht worden war, einen einzig nur für das deutsche Theater bestimmten Text liefern. Da ich nun bereits auch über dieses französische Operntextwesen zu meiner besondren Ansicht gelangt war, und mich schon damals nichts in der Welt vermocht haben würde, das allereffektvollste Stück von *Scribe* oder *St. Georges* in Musik zu setzen, so ergötzte mich dieser Vorfall ganz besonders, und in bester Laune liess ich mich für die Leser der «Abendzeitung», zu denen hoffentlich mein späterer «Freund» *Lachner* nicht gehörte, darüber aus.

Nebenbei führte mich die Beschäftigung mit seiner Oper nun auch näher mit *Halévy* selbst zusammen, und verschaffte mir mit dem eigenthümlich gutartigen, leider zu früh erschlafften, wirklich anspruchslosen Manne manche erheiternde Unterhaltung. *Schlesinger* war nämlich über dessen gränzenlose Trägheit ausser sich. *Halévy*, der meinen Klavierauszug durchgesehen, beabsichtigte mehrere Veränderungen zum Zweck der Erleichterung; er kam aber damit nicht vorwärts; *Schlesinger* konnte der Correkturbogen nicht wieder habhaft werden, fand sich in der Herausgabe gehemmt, und fürchtete, die Oper möchte ihren Erfolg wieder verlieren, noch ehe sie zur Versendung fertig sei. So drang er denn in mich, *Halévy* am frühesten Morgen bereits in seiner Wohnung festzuhalten, und ihn so zu nöthigen, die Aenderungen gemeinschaftlich mit mir vorzunehmen. Das erste Mal kam ich des Vormittags um 10 Uhr bei *Halévy* an, traf diesen eben dem Bett entstiegen, und wurde von ihm bedeutet, dass er nun doch erst frühstücken müsse. Seiner Einladung folgend, setzte ich mich mit ihm zu einem ziemlich üppigen Déjeuner nieder; meine Unterhaltung schien ihn anzusprechen; Freunde kamen hinzu, endlich auch *Schlesinger*, welcher in Wuth ausbrach, jenen nicht mit den ihm so nöthig dünkenden Correkturen beschäftigt zu sehen, was *Halévy* keineswegs aus der Fassung brachte. In gutmüthigster Laune beklagte er einzig, einmal wieder einen Erfolg gehabt zu haben, wogegen er sich nie grösserer Ruhe erfreut hätte, als wenn, wie zuletzt fast ohne Unterbrechung, seine Opern durchgefallen wären, worauf er jedesmal des

andren Tages dann nicht mehr das Mindeste damit zu thun gehabt hätte. Auch schien er nicht zu begreifen, warum gerade diese *Reine de Chypre* gefallen habe; er meinte, diesen Erfolg habe *Schlesinger* arrangirt, um ihn quälen zu können. Als *Halévy* mit mir einiges deutsch sprach, verwunderte sich einer der anwesenden Besucher hierüber, worauf *Schlesinger* erklärte: die Juden könnten alle deutsch sprechen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch *Schlesinger* befragt, ob er Jude sei, worauf dieser erklärte, er sei es gewesen, wäre aber Christ geworden um seiner Frau willen. Mich setzte diese unbefangene Unterhaltung über einen Punkt, welchem wir in ähnlichen Fällen unter Deutschen, als für den Betreffenden beleidigend, ängstlich auswichen, in ein angenehmes Erstaunen. Da es bei alledem aber nicht zur Beschäftigung mit den Correkturen kam, so verpflichtete mich nun *Schlesinger*, unausgesetzt *Halévy* so lange auf dem Nacken zu bleiben, bis wir damit zu Ende seien. Das Geheimniss von *Halévy*'s Gleichmuth gegen seine Erfolge wurde mir im Verlauf unserer ferneren Unterhaltung offenbar, als ich erfuhr, dass er im Begriff stehe, eine reiche Heirath zu machen. War ich zuerst geneigt, hierin nur das schmähliche Bekenntniss zu ersehen, dass bloss der Eifer, sich Vermögen zu machen, in der Jugend Talente, wie das seinige, kräftig anzufeuern vermöchte, und schien mir hierin eine Erklärung dessen zu liegen, dass so häufig nur einmal ein wirklich über das Unbedeutende sich erhebendes Kunstwerk von ihnen hervorgebracht wird, so lag ausserdem in *Halévy*'s Behandlung der Sache einerseits ein eigenthümliches Gemisch von Bescheidenheit in Betreff seiner Leistungen, indem er annahm, er sei einmal Keiner von den Grossen, als andrerseits auch ein Ausdruck des Unglaubens an die Aechtheit desjenigen, was bei andauerndem Ehrgeiz von glücklicheren Autoren um jene Zeit für das französische Theater geschaffen wurde. In ihm traf ich somit zum ersten Mal das naiv ausgesprochene Bekenntniss des Unglaubens an den wahren Werth aller unsrer modernen Kunstleistungen auf diesem bedenklichen Kunstgebiete an, welcher, nur leider nicht mit solcher Bescheidenheit ausgedrückt, seitdem mir als Vorwand zur Berechtigung zu ihrer Mitwirkung an unsrem Kunstwesen bei allen Juden aufgegangen ist. Nur einmal sprach *Halévy* in herzlichem Ernste zu mir, nämlich als er mir bei meiner endlichen Abreise nach Deutschland den Erfolg für meine Werke wünschte, den ich ihm zu verdienen schien. — Im Jahre 1860 sah ich ihn noch einmal. Ich hatte erfahren, dass er, während die Pariser Feuilletonisten über meine damals gegebenen Concerte sich auf das Erbittertste ausliessen, sich wohlwollend über mich geäussert habe, was mich bestimmte,

ihn im *Palais de l'Institut,* dessen *secrétaire perpétuel* er seit längerer Zeit geworden war, zu besuchen. Er schien besonders neugierig zu sein, von mir Auskunft darüber zu erhalten, worin die neue Theorie, welche ich über die Musik aufgestellt habe und worüber er so tolles Zeug hörte, bestehen möge; denn, so versicherte er, er habe in meiner Musik eben nur Musik erkannt, bloss mit dem Unterschied von anderer, dass sie ihm zumeist sehr gut vorgekommen wäre. Es gab diess zu heiteren Erörterungen meinerseits Veranlassung, auf welche er mit gutem Humor einging, von Neuem nun auch zu Pariser Erfolgen mir Glück wünschend; nur geschah diess mit wenigerem Ernste, als da er mich damals nach Deutschland entliess, was ich mir aus seinem Zweifel an der Möglichkeit von Pariser Erfolgen für mich erklärte. Ich nahm von diesem letzten Besuche im Ganzen den betrübenden Eindruck von der moralischen wie ästhetischen Erschlaffung eines der letzten bedeutenden französischen Musiker mit, und erkannte dem gegenüber nur noch die herrschende Gleisnerei oder offenbar freche Ausbeutung der allgemeinen Versunkenheit bei allen Denen, die man als *Halévy*'s Nachfolger bezeichnen konnte.—

Während dieser abermaligen Lohnarbeiten war bereits mein ganzes Sinnen auf die Rückkehr nach Deutschland, welches mir jetzt in einem durchaus neuen, idealen Lichte erschien, gerichtet. Dem, was mich hierbei anzog und mein Gemüth mit Sehnsucht erfüllte, suchte ich in verschiedener Weise beizukommen. Im Allgemeinen hatte schon der Umgang mit *Lehrs* mich meiner früheren Richtung auf ernsteres Erfassen der Gegenstände, von welcher eine Zeit lang ich durch meine nahe Berührung mit dem Theater abgelenkt war, mit warmer Neigung wieder zugewendet. Hieraus bildeten sich selbst Grundlagen zu einem näheren Befassen mit philosophischen Gegenständen. Es überraschte mich, von dem so strengen und reinen *Lehrs* gelegentlich unverhohlen, und als ob diess sich ganz von selbst verstünde, die persönliche Fortdauer nach dem Tode in bedenklichsten Zweifel gezogen zu sehen. Er behauptete, dass diese, wenn auch nur stillschweigende, Annahme die eigentliche Triebfeder zu grossen Thaten bei bedeutenden Menschen gewesen sei. Was sich an diese Annahme als weitere Folge knüpfte, dämmerte mir bald auf, ohne mich jedoch mit bangen Schauern zu erfüllen; vielmehr empfand ich eine höchst anregende Verlockung darin, ein unermessliches Gebiet des Nachsinnens und der Erkenntniss vor mir erschlossen zu sehen, an welchem ich bisher nur mit leichtsinniger Gedankenlosigkeit hinangestreift war. — Vor der Bemühung, mich den griechischen Klassikern in der Ursprache wieder zuzuwenden, brachte mich *Lehrs* mit dem wohl-

wollenden Troste ab, dass ich, wie ich nun einmal sei, und namentlich mit meiner Musik in mir, hier auch ohne Grammatik und Lexikon mir zu der mir nöthigen Erkenntniss verhelfen würde; wogegen das Griechische, um es mit wahrem Genuss zu treiben, kein Spass sei, und sich nicht nebenher abmachen liesse.

Dagegen zog es mich lebhaft an, mit der deutschen Geschichte mich näher, als diess auf der Schule der Fall gewesen war, bekannt zu machen. Zunächst war mir *Raumer*'s Geschichte der Hohenstaufen zur Hand; alle grossen Gestalten, denen ich da begegnete, lebten leibhaftig vor mir auf, und namentlich fesselte mich der geistvolle Kaiser *Friedrich der Zweite,* dessen Schicksale meine höchste Theilnahme erweckten, und welche darzustellen ich vergeblich die geeignete künstlerische Form suchte; wogegen mir in dem Schicksale seines Sohnes *Manfred* ein eher zu bewältigendes Widerspiel von, dem Wesen nach, ziemlich gleicher Bedeutung aufging. Ich entwarf demnach den Plan zu einer grösseren fünfaktigen dramatischen Dichtung, welche vollkommen sich zugleich für musikalische Komposition eignen sollte. Die Anregung zu der Erfindung einer weiblichen Hauptfigur von höchst romantischer Bedeutung entnahm ich der geschichtlichen Thatsache, dass der von jeder Seite verrathene, von der Kirche geächtete und von allem Anhange verlassene, jugendliche *Manfred* auf seiner Flucht durch Apulien und die Abruzzen von den Sarazenen in *Luceria* enthusiastisch aufgenommen, unterstützt und von Sieg zu Sieg bis zu seinem Triumphe geleitet wurde. Schon damals erfreute es mich, im deutschen Geiste die Anlage zu erblicken, welche über die engeren Schranken der Nationalität zu einem Erfassen des rein Menschlichen in jedem fremden Gewande hinleitet, und ihn mir so dem griechischen Geiste verwandt erscheinen liess. In *Friedrich II.* zeigte sich mir die Blüthe dieser Anlage; der blonde Deutsche aus altschwäbischem Stamm, als Erbe des normannischen Reiches von Sicilien und Neapel, der italienischen Sprache ihre erste Ausbildung gebend, den Grund zur Entwickelung der Wissenschaften und Künste dort legend, wo bisher nur kirchlicher Fanatismus und feudale Rohheit mit einander im Kampfe waren, an seinem Hofe die Dichter und Weisen der orientalischen Reiche, die Anmuth arabischer und persischer Elemente des Lebens wie des Geistes um sich vereinigend, — er, der zum Aerger des römischen Klerus seinen Kreuzzug, auf welchem er von diesem an den ungläubigen Feind verrathen wurde, durch einen Friedens- und Freundschaftsabschluss mit dem Sultan beendigte, welcher in Palästina den Christen alle Vortheile gewährte, wie sie kaum der blutigste Sieg hätte

gewinnen können, — dieser wundervolle Kaiser erschien mir nun, im Bann derselben Kirche, und endlich im trostlos vergeblichen Kampfe gegen die wüthende Beschränktheit seines Jahrhunderts, als der höchste Ausdruck des deutschen Ideals. Meine Dichtung befasste sich mit dem Schicksale seines Lieblingssohnes *Manfred*, welcher, da nach dem Tode seines älteren Bruders des Vaters Reich vollkommen zerfallen war, unter päbstlicher Oberhoheit im scheinbaren Besitz der Gewalt über Apulien gelassen wurde. Wir treffen ihn in *Capua*, in einer Umgebung und im Genuss einer Hofhaltung, in welcher der Geist seines grossen Vaters in fast verweichlichender abgeschwächter Form fortlebte. Er ist verzweifelt an der Möglichkeit der Wiederherstellung der hohenstaufischen Kaisermacht, und sucht als Dichter und Sänger seinen Unmuth hierüber zu vergessen. In diesen Kreis tritt nun eine soeben aus dem Morgenlande angekommene jugendliche *Sarazenin*, welche mit der Berufung auf den Bund, den das Morgen- und Abendland durch *Manfred*'s grossen Vater geschlossen, den in Unmuth versinkenden Sohn auffordert, das Erbe des Kaisers zu bewahren. Sie gebärdet sich stets als begeisterte Prophetin, und weiss den bald in Liebe entbrannten Königssohn in sehnsüchtig ehrerbietiger Ferne von sich zu halten. Den Nachstellungen verschworener apulischer Grosser, sowie den Wirkungen eines jetzt über ihn verhängten Bannspruches des Pabstes, welcher ihn seiner Lehen entsetzt, weiss sie, immer in der Ferne ihm voranschreitend, ihn durch eine kühn geleitete Flucht zu entziehen; von wenigen Getreuen gefolgt, führt sie ihn durch die wildesten Gebirge, in welchen eines Nachts dem Ermüdeten der Geist *Friedrich*'s *II.*, mit seinem Heerbann über die Abruzzen dahinziehend, erscheint, um ihn nach eben jenem *Luceria* zu führen. Dorthin, im Kirchenstaate, hatte *Friedrich* die, bis dahin in den Gebirgen Siziliens furchtbar hausenden Reste der früheren sarazenischen Herrschaft durch friedliche Uebereinkunft verpflanzt, indem er diese Stadt, zum höchsten Aerger des Pabstes, ihnen mit vollkommenem Besitzrechte einräumte, und so in ihnen, mitten im stets verrätherischen Feindeslande, sich treuer Bundesgenossen versicherte. — Dort hat *Fatima* (so hiess meine Heldin) durch getreue Freunde die Aufnahme *Manfred*'s vorbereitet, welcher nun, nachdem der päbstliche Befehlshaber der Stadt durch einen Aufruhr beseitigt ist, unter dem Thor sich in die Stadt schleicht, von der ganzen Bevölkerung als des geliebten Kaisers Sohn erkannt, und mit wildem Enthusiasmus an ihre Spitze gestellt wird, um sie gegen die Feinde ihres geschiedenen Wohlthäters zu führen. Während nun *Manfred*, von Sieg zu Sieg fortschreitend, das ganze apulische Reich sich

gewinnt, blieb das von mir erfundene Verhältniss des von immer ungestümerer Liebessehnsucht erfüllten Siegers zu der wunderbaren Heldin der tragische Mittelpunkt der Handlung. Sie ist dem Liebesbunde des grossen Kaisers mit einer edlen Sarazenin entsprossen; die Mutter hatte sie sterbend zu *Manfred* entsandt und ihr geweissagt, sie werde zu dessen Erhöhung Wunder wirken, wenn sie nie in Liebe sich ihm ergebe: ob *Fatima* wissen solle, dass sie *Manfred*'s Schwester sei, liess ich bei dem Entwurfe des Planes noch unentschieden. Ihrem Gelübde getreu, beschloss sie, wie sie stets *Manfred* sich nur in entscheidenden Augenblicken und in unnahbarer Weise gezeigt hatte, jetzt, da sie mit seiner Krönung in Neapel ihr Werk als vollendet ansah, heimlich für immer dem Gesalbten zu entweichen, um einzig aus der fernen Heimath auf ihr gelungenes Werk zurückzublicken. Ein sarazenischer Jugendgefährte, *Nurreddin*, durch dessen Hilfe sie hauptsächlich *Manfred*'s Rettung vollführte, soll sie einzig zurückbegleiten. Dieser, dem sie in frühester Jugend versprochen war, der sie mit verzehrendem Feuer liebt, und dem sie nun mit wehmüthiger Resignation anzugehören sich gelobt hat, entbrennt über scheinbare Anzeigen der Untreue seiner Braut, da sie vor ihrer heimlichen Abreise noch einmal dem schlummernden König genaht war, in wüthender Eifersucht. Der Blick, welchen *Fatima* dem von der Krönung zurückkehrenden jungen Könige aus der Ferne zum letzten Abschied zuwirft, entflammt den Eifersüchtigen zur augenblicklichen Rache seiner vermeintlich geopferten Ehre; er stösst die Prophetin nieder, welche ihm ob dieser Erlösung von einem ihr unmöglichen Dasein mit Lächeln dankt; *Manfred* erkennt bei dem Anblick ihrer Leiche, dass nun das Glück für immer von ihm geschieden.

Ich hatte diesen Stoff mit vielen reichen Scenen und verwickelten Situationen ausgestattet, so dass ich ihn in seiner Ausführung, sobald ich ihn mit andren mir bekannten Sujets ähnlicher Art zusammenhielt, für ziemlich stichhaltig, interessant und effektvoll halten durfte. Dennoch konnte ich mich nie genügend dafür erwärmen, um namentlich an eine Ausführung zu denken; wogegen nun ein andrer Stoff mich auf das allerinbrünstigste einnahm. Diesen hatte mir ein zufällig mir in die Hand gerathenes Volksbuch vom «*Venusberg*» eingegeben.

Hatte ich im unwillkürlichem Drange dem, was ich als «*deutsch*» mit immer innigerer Wärme sehnsüchtig zu erfassen suchte, mich immer mehr zugewandt, so ging mir diess hier plötzlich in der einfachen, auf das bekannte alte Lied vom «*Tannhäuser*» begründeten Darstellung dieser Sage auf. Zwar kannte ich alle zu ihr gehörigen Elemente bereits durch

Tieck's Erzählung in seinem Phantasus; doch hatte mich diese Fassung des Gegenstandes mehr auf das phantastische, früher durch *Hoffmann* in mir begründete Gebiet zurückgeführt, und keineswegs hätte ich dieser vollständig ausgebildeten Erzählung den Stoff zu einer dramatischen Arbeit zu entnehmen mich verleitet fühlen können. Was allerdings dem Volksbuch sogleich nach dieser Seite hin ein grosses Uebergewicht bei mir gab, war, dass *Tannhäuser* hier, wenn auch nur durch sehr flüchtige Bezeichnung, mit dem *«Sängerkrieg auf Wartburg»* in Verbindung gesetzt war. Auch diesen kannte ich bereits durch eine *Hoffmann'*sche Erzählung in dessen «Serapionsbrüdern»; nur fühlte ich, dass der alte Stoff hier sehr entstellt dem Dichter aufgegangen war, und suchte nun mir näheren Aufschluss über die ächte Gestalt dieser anziehenden Sage zu verschaffen. Da brachte mir *Lehrs* ein Jahresheft der Königsberger deutschen Gesellschaft, in welchem *Lukas* den «Wartburgkrieg» kritisch näher behandelte, namentlich auch den Text davon in der Ursprache gab. Trotzdem ich von dieser ächten Fassung für meine Absicht materiell so gut wie gar nichts benutzen konnte, zeigte er mir doch das deutsche Mittelalter in einer prägnanten Farbe, von welcher ich bis dahin keine Ahnung erhalten hatte.

In demselben Hefte fand ich nun aber auch, und zwar als Fortsetzung des Wartburggedichtes, ein kritisches Referat über das Gedicht vom *«Lohengrin»*, und zwar mit ausführlicher Mittheilung des Hauptinhalts dieses breitschweifigen Epos.

Eine ganz neue Welt war mir hiermit aufgegangen, und fand ich zunächst noch nicht die Gestalt, in welcher ich auch den «Lohengrin» hätte bewältigen können, so lebte doch nun auch dieses Bild unverlöschlich in mir fort, so dass ich bei späterem Bekanntwerden mit den Zweigen der Lohengrinsage dieses Bild schnell mit gleicher Deutlichkeit in mir beleben konnte, wie jetzt zunächst mit dem *«Tannhäuser»* es der Fall war.

Es steigerte sich unter diesen Eindrücken auf das Lebhafteste meine Sehnsucht, nun bald nach Deutschland zurückkehren und dort mich der neu zu gewinnenden Heimath in schöpferischer Ruhe erfreuen zu können. — Noch aber durfte ich an das Befassen mit so lieben Arbeiten nicht denken; noch war die gemeine Noth, die mich in Paris zurückhielt, zu bekämpfen. Indem ich diess that, fand ich doch auch hierbei Gelegenheit, mich bereits in dem mir entsprechenderen Sinne zu üben. Herr *Dessauer*, ein Vielen bekannt gewordener, besonders aber durch seine Hypochondrie seinen Bekannten unvergesslich gewordener, nicht geistloser jüdischer Musiker und Componist, welchen ich schon in meiner frühesten Jugend-

zeit in Prag kennen gelernt hatte, und welcher nun als vermögender Mann von *Schlesinger* in der Weise protegirt wurde, dass dieser ernstlich vorhatte, ihm zu einem Auftrage für die grosse Oper zu verhelfen, — dieser *Dessauer* hatte das Gedicht meines «fliegenden Holländers» kennen gelernt, und bestand jetzt darauf, dass ich ihm ein ähnliches Sujet entwerfen sollte, da das «Vaissau fantôme» von Herrn *Léon Pillet* bereits dessen Chordirektor, Herrn *Dietsch*, zum Komponiren übergeben war. *Dessauer* hatte von demselben Direktor die Zusage eines ähnlichen Auftrages erhalten, und versprach mir jetzt 200 Franken für die Ueberlassung eines ähnlichen Entwurfes, welcher seinem hypochondrischen Temperamente entspräche. Diessmal plünderte ich meine *Hoffmann*'schen Erinnerungen, und verfiel mit leichter Mühe auf die Bearbeitung der «*Bergwerke von Falun*». Wirklich gelang mir die Bildung dieses anziehenden, wunderlichen Stoffes vollkommen nach Wunsch, und auch *Dessauer* war überzeugt, dass dieses Sujet sich der Mühe verlohne, von ihm komponirt zu werden; desto grösser war sein Leidwesen, als *Pillet* unsern Entwurf aus dem Grunde zurückwiess, weil die schwierige Inszenesetzung namentlich des zweiten Aktes, unübersteigliche Verlegenheiten für das jedesmal darauf zu gebende Ballet herbeigeführt haben würde. Nun wünschte *Dessauer*, ich möchte ihm dafür ein Oratorium «Maria Magdalena» dichten. Da er an dem Tage, wo er mir diesen Wunsch eröffnete, gerade von besondrer Hypochondrie erfüllt war, indem er behauptete, er habe am Morgen seinen eigenen Kopf vor seinem Bette liegen gesehen, so schlug ich ihm seine Bitte nicht ab; bat mir aber Zeit aus, welche ich mir leider bis auf den heutigen Tag nehmen zu müssen gestimmt blieb. — —

Unter solchen Diversionen verging endlich dieser Winter, während langsam und geduldprüfend meine Aussichten für Deutschland sich allmählich einer Hoffnung erweckenden Gestaltung näherten. Unausgesetzt hatte ich mit Dresden wegen des «*Rienzi*» correspondirt, und schliesslich namentlich in dem wackren Chordirektor *Fischer* daselbst einen redlichen und wohlgesinnten Mann gefunden, welcher mir zuverlässliche und vertrauenerweckende Mittheilungen über den Stand meiner Angelegenheit machte. Nachdem im Anfang Januar 1842 mir von abermaligen Verzögerungen gemeldet worden war, erhielt ich endlich die Nachricht, dass «*Rienzi*» bis Ende Februar zur Aufführung fertig sein sollte, was mich in wahre Unruhe versetzte, da ich um diese Zeit die Reise dorthin nicht zu ermöglichen glaubte. Auch diese Nachricht ward bald aber widerrufen, und der ehrliche *Fischer* berichtete mir, dass meine

Oper bis auf den Herbst des Jahres habe verschoben werden müssen. Ich erkannte wohl, dass sie nie gegeben werden würde, wenn ich nicht selbst in Dresden zugegen sein könnte. Da nun endlich, im März, auch vom Grafen *Redern*, dem Intendanten der k. Theater in Berlin, die Annahme meines «fliegenden Holländers» für die dortige Oper mir gemeldet wurde, so glaubte ich mich nun genügend veranlasst, um jeden Preis meine Rückkehr nach Deutschland baldigst auszuführen.

Mit dem «fliegenden Holländer» hatte ich bereits verschiedene Erfahrungen im Betreff der Gesinnung der deutschen Theaterdirektionen gemacht. Auf das Sujet, welches dem Direktor der Pariser Oper so sehr gefallen hatte, mich verlassend, hatte ich das Gedicht zunächst an den Direktor des Leipziger Theaters, den mir bereits von früher her bekannten *Ringelhardt*, eingesandt. Dieser nährte aber seit meinem «Liebesverbot» eine unverhohlene Abneigung gegen mich. Da er nun diessmal gegen die «Frivolität» meines Stoffes unmöglich etwas einzuwenden haben konnte, stiess er sich vielmehr an dessen zu düsterm Ernst, und verweigerte die Annahme. Da ich Herrn Hofrath *Küstner*, den damaligen Intendanten des Münchener Hoftheaters, bei Gelegenheit seiner Bestellung der «Königin von Cypern» in Paris kennen gelernt hatte, schickte ich nun das Buch des «fliegenden Holländers» an diesen mit der gleichen Bitte ein. Mit der Versicherung, dass es sich für deutsche Theaterverhältnisse und den Geschmack des deutschen Publikums nicht eigne, sandte auch er es mir zurück. Da er ein französisches Libretto für München bestellt hatte, begriff ich, was diese Belehrung zu bedeuten habe. — Als endlich die Partitur fertig geworden, schickte ich sie, mit einem Brief für den Grafen *Redern*, an *Meyerbeer* nach Berlin, und bat diesen, da er mit dem besten Willen mir in Paris zu nichts hatte verhelfen können, nun seinen Einfluss in Berlin für mein Werk unmittelbar geltend machen zu wollen. Ueber die wirklich prompte und mit sehr wohlwollenden Versicherungen begleitete Annahme meines Werkes von Seiten des Grafen, wie sie nach zwei Monaten bereits erfolgte, war ich wirklich überrascht und herzlich erfreut, und ersah ich darin ein Zeichen der wahrhaftigen und energischen Theilnahme *Meyerbeer's* für mich. Sonderbarer Weise musste ich, bald darauf nach Deutschland zurückgekehrt, erfahren, dass Graf *Redern* bereits seit längerer Zeit seinen Rücktritt von der Intendanz der Berliner Operntheater in Aussicht genommen hatte, und Herr *Küstner* aus München seine Stellung einzunehmen schon berufen war; woraus sich denn ergab, dass die Zusage des Grafen *Redern* an mich wohl sehr höflich, aber keineswegs ernstlich gemeint gewesen, da die Ausführung desselben nicht

ihm. sondern seinem Nachfolger zugeschoben war. Was daraus erfolgte, wird sich zeigen.

Was schliesslich die so ersehnte, und nun durch gute Aussichten gerechtfertigte Rückkehr nach Deutschland mir ermöglichte, war die endlich wach gewordene Theilnahme der vermögenden Glieder meiner Familie für meine Lage. Hatte *Didot* seine Gründe gehabt, den Minister *Villemain* zur Unterstützung für *Lehrs* anzugehen, so fand auch mein Pariser Schwager *Avenarius* vom Innewerden des Charakters meines Kampfes gegen die Noth sich bestimmt, durch Intervention bei meiner Schwester *Luise* mich eines Tages mit einer sehr unerwarteten Hülfe zu überraschen. Am 26. Dezember des ablaufenden Jahres 1841 war ich es, der diessmal mit einer Gans zu *Minna* nach Haus kam, und diese Gans trug ein 500-Franks-Billet im Schnabel, welches durch Vermittelung meiner Schwester *Luise*, seitens eines ihr befreundeten sehr reichen Kaufmanns *Schletter*, mir eben von *Avenarius* zugestellt war. Die angenehme Belebung unseres ungemein dürftigen Hausstandes würde jetzt vielleicht nicht allein im Stand gewesen sein, mich herzlich froh zu stimmen, wenn ich nicht zugleich die Aussicht, gänzlich meiner Pariser Lage mich zu entwinden, auf diese Weise mir immer deutlicher eröffnet gesehen hätte. Da ich nun wirklich Zusagen für die Aufführung zweier meiner Werke von bedeutenden deutschen Theatern erhalten hatte, glaubte ich jetzt im Ernst auch meinen Schwager *Friedrich Brockhaus*, welcher im vergangenen Jahre, als ich in höchster Noth mich an ihn gewandt, mich wegen «Unübereinstimmung mit meiner Lebensrichtung» zurückgewiesen hatte, mit besserem Erfolg für die Vermittelung meiner Rückkehr angehen zu können. Ich täuschte mich nicht; und als die Zeit herannahte, ward ich von dieser Seite auch mit dem nöthigen Reisegeld versehen.

Unter solchen Aussichten und bei solcher Besserung meiner Lage, verbrachte ich bereits den zweiten Theil des Winters von Neujahr 1842 an in gut gelaunter Stimmung, welche oft dem kleinen Kreise, der durch meine Verwandtschaft mit *Avenarius* sich um mich bildete, zu gute kam. Ich fand mich mit *Minna* öfter bei dieser, sowie bei einigen andren Familien, unter welchen ich die des Leiters einer Privat-Erziehungsanstalt, Herrn *Kühne* nebst Frau, mit guter Erinnerung erwähne, zu Abendbesuchen ein, und trug sowohl durch meine Unterhaltung, als durch den guten Humor, mit welchem ich am Klavier Tänze, nach denen getanzt wurde, improvisirte, so viel zum günstigen Ausfall solch' kleiner Soiréen bei, dass ich im Begriff stand, mich hier bald einer fast lästigen Beliebtheit erfreuen zu sollen. — Endlich schlug die Stunde der Erlösung; der

Tag erschien, an welchem ich, wie ich von ganzem Herzen gern annahm, für immer Paris den Rücken kehren durfte. Es war am 7. April; Paris prangte bereits im ersten üppigen Keimen des Frühlings. Vor unsren Fenstern, welche auf einen im Winter zuvor so öde erscheinenden Garten hinausgingen, grünten die Bäume und sangen die Vögel. Gross, ja überwältigend war die Rührung beim Abschied von unsren armen treuen Freunden *Anders*, *Lehrs* und *Kietz*. Auch *Anders* schien uns dem nahen Tode verfallen, da seine Gesundheit, bei bereits eingetretenem Alter, in bedenklicher Weise angegriffen war. Ueber *Lehrs*, wie ich bereits erwähnte, konnte gar keine Täuschung nunmehr stattfinden, und es war mir grauenvoll, an einer so kurzen Erfahrung von nur zwei und einem halben Jahre, wie sie Paris mich gekostet hatte, die Verwüstungen zu ersehen, welche die Noth unter guten, edlen und zum Theil selbst bedeutenden Menschen anrichtete. *Kietz*, für dessen Zukunft ich weniger aus Gesundheitsrücksichten, sondern lediglich aus moralischem Bedenken in Sorge gerathen war, rührte uns wiederum durch seine grenzenlose, fast kindische Gutmüthigkeit. Er bildete sich nämlich ein, ich könnte doch etwa nicht genug Reisegeld haben, und drang mir, trotz aller Widerrede, durchaus noch ein Fünf-Franken-Stück auf, ungefähr den Rest seines eigenen Vermögens des Augenblicks; er steckte mir auch ein Paket guten französischen Schnupftabaks noch in die Wagentasche der Diligence, in welcher wir endlich über die Boulevards nach den Barrièren hin entführt wurden, von denen wir diessmal vor reichlich fliessenden Thränen nichts mehr gewahrten. —

Zweiter Theil
1842—1850.

Die Reise von Paris nach *Dresden* dauerte damals noch fünf Tage mit den dazwischen liegenden Nächten. An der deutschen Grenze bei Forbach geriethen wir in Schnee und rauhes Wetter, was uns nach dem bereits genossenen Pariser Frühlinge sehr unfreundlich anwehte. Wirklich wollte uns beim Weiterfahren durch die wiedergewonnene deutsche Heimath vieles gar nicht recht anmuthen, und mir fiel ein, dass die französischen Reisenden, welche, wenn sie aus Deutschland zurückkehrten, beim Betreten des französischen Bodens leichter athmend sich die Röcke aufknöpften, als ob sie nun aus dem Winter in den Sommer kämen, doch nicht so ganz unrecht gehabt hätten, da wir im Gegentheil jetzt genöthigt waren, uns mit künstlichster Benützung unsrer Kleidungsmittel gegen einen empfindlich auffallenden Temperaturwechsel zu schützen. Zur vollständigen Marter ward diese Ungunst der Witterung, als wir auf der Reise von Frankfurt nach Leipzig in den Strom der Messreisenden geriethen, welche die Post um jene Zeit der Leipziger Ostermesse so stark in Anspruch nahmen, dass wir zwei Tage und eine Nacht über, bei unausgesetztem Sturm, Schnee und Regen, unaufhörlich die schlimmsten Beiwagen wechseln mussten, was diese Reise uns zu einem Abenteuer von fast ähnlicher Gattung, wie unsre frühere Seereise, gestaltete. Einen wirklichen Lichtblick gewährte mir die Begegnung der *Wartburg*, an welcher wir in der einzigen sonnenhellen Stunde dieser Reise vorbeifuhren. Der Anblick des Bergschlosses, welches sich, wenn man von Fulda herkommt, längere Zeit bereits sehr vortheilhaft darstellt, regte mich ungemein warm an. Einen seitab von ihr gelegenen ferneren Bergrücken stempelte ich sogleich zum «Hörselberg», und construirte mir so, in dem Thal dahin fahrend, die Scene zum dritten Akte meines «*Tannhäusers*», wie ich sie seitdem als Bild in mir festhielt, und später dem Pariser Decorationsmaler *Déplèchin*, mit genauer Angabe meines Planes, zur Ausführung anwies. Hatte es mich bereits sehr bedeutungsvoll gemahnt, dass ich jetzt erst, auf der Heimreise von Paris, den sagenhaften deutschen Rhein überschritt, so dünkte es mich eine weissagungsvolle Beziehung, dass ich die so geschicht- und mythenreiche Wartburg eben jetzt zum ersten Mal leibhaftig vor mir sah, und war von diesem Eindrucke gegen Wind und Wetter, Juden und Leipziger Messe so innig erwärmt, dass ich endlich, mit meiner armen zerschlagenen und er-

frorenen Frau, glücklich und wohlbehalten wieder in demselben Dresden ankam (12. April 1842), von welchem ich zuletzt in so trauriger Trennung von *Minna* in mein nordisches Exil ausgezogen war.

Wir stiegen im Gasthof zur «Stadt Gotha» ab. — Die Stadt, in welcher ich so bedeutungsvolle Kinder- und Knabenjahre verlebt, machte unter dem Eindrucke trüber, rauher Witterung einen kalten, todten Eindruck auf mich; wirklich schien mir Alles, was an meine Jugend mich erinnern konnte, dort erstorben; kein gastliches Haus empfing uns; die Eltern meiner Frau trafen wir in ärmlicher, enger Wohnung und kümmerlichen Verhältnissen, und wir mussten uns sofort nach einer kleinen Wohnung für uns selbst umsehen, welche wir in der *Töpfergasse*, für sieben Thaler monatlich, fanden. — Nachdem ich wegen des «*Rienzi*» die nöthigen Höflichkeitsbesuche gemacht, und *Minna* für meine kurze Abwesenheit versorgt hatte, reiste ich am 15. April sofort nach *Leipzig*, wo ich seit sechs Jahren zum ersten Mal meine Mutter und Geschwister wiedersah. In dieser für mich so verhängnissvollen Zeit hatte die Mutter durch *Rosalien*'s Tod eine grosse Veränderung ihrer häuslichen Lage erfahren; sie lebte in einer freundlichen und geräumigen Wohnung, nahe der Familie *Brockhaus*, in behaglicher Sorglosigkeit, ohne eigentlichen Hausstand, welchem sie früher bei starker Familie so rüstige Sorge jahrelang gewidmet hatte. Die Rührigkeit, ja Heftigkeit ihres Wesens war gänzlich der ihr eigenen Heiterkeit, mit welcher sie sich der Theilnahme an dem Gedeihen der Familien ihrer verheiratheten Töchter hingab, gewichen. Das Glück eines so ruhigen und freundlichen Alters verdankte sie grösstentheils der herzlich gewogenen Fürsorge ihres Schwiegersohnes *Friedrich Brockhaus*, welchem auch ich hierdurch zu gerührtem Dank mich verpflichtet erkannte. Sie hatte einen grossen freudigen Schreck, als sie mich unvermuthet in's Zimmer treten sah; jede Bitterkeit war vollkommen zwischen uns gewichen, und sie beklagte sich nur, dass sie mich nicht bei sich haben könnte, statt des verunglückten Goldschmieds, meines Bruders *Julius*, von dem sie gar nichts rechtes für den Umgang habe. Sie hatte guten Glauben an den Erfolg meiner Unternehmung, und fühlte sich in ihren Hoffnungen durch die letzten Voraussagungen der guten *Rosalie* gestärkt, mit welchen diese, leider so kurz vor ihrem Tode, sich für mich ausgesprochen hatte.

Für jetzt weilte ich jedoch nur wenige Tage in Leipzig, um zunächst nach *Berlin* zu reisen, wo ich mit dem Grafen *von Redern* wegen der Aufführung des «*fliegenden Holländers*» mich in ein bestimmtes Vernehmen zu setzen hatte. Wie schon angedeutet, hatte ich hier sogleich zu er-

fahren, dass der Graf von der Intendanz abzutreten im Begriffe stehe, und wurde ich daher von diesem für alle weiteren Bestimmungen an den neuen Intendanten, Herrn *von Küstner*, welcher aber noch nicht in Berlin eingetroffen war, gewiesen. Ich verstand nun plötzlich, was dieser seltsame Umstand zu bedeuten habe, und fand, dass ich der Berliner Angelegenheit wegen getrost hätte in Paris bleiben können. Dieser Eindruck bestätigte sich im Wesentlichen auch durch meinen Besuch bei *Meyerbeer;* ich fand, dass ich diesem mit meiner Reise nach Berlin mich offenbar zu feurig erwiesen hatte. Immerhin zeigte er sich mir freundlich und geneigt, nur bedauerte er, so eben «auf der Abreise» begriffen zu sein — ein Zustand, in welchem ich ihn später stets antraf, so oft ich ihn in Berlin wieder besuchte. — Auch *Mendelssohn* hielt sich um diese Zeit in Berlin, wohin er durch den König von Preussen als einer der Generalmusikdirektoren berufen war, auf. Ich suchte ihn, dem ich mich bereits früher in Leipzig vorgestellt hatte, ebenfalls auf; von ihm erfuhr ich, dass er an ein Gedeihen seiner Wirksamkeit in Berlin nicht glaube, und sich lieber wieder nach Leipzig zurückwenden möchte. Nach dem Schicksal der Partitur meiner grossen, in früher Zeit schon in Leipzig aufgeführten Symphonie, welche ich ihm vor so viel Jahren einigermassen aufdringlich, zugestellt hatte, frug ich ihn nicht; wogegen auch er in keiner Weise mir verrieth, dass er sich dieses sonderbaren Geschenkes erinnere. In seiner reichlichen häuslichen Umgebung machte er einen kalten Eindruck auf mich, jedoch stiess er mich weniger ab, als ich vielmehr von ihm abglitt. — Nun besuchte ich auch *Rellstab*, an welchen ich einen Brief von seinem treuen Verleger, meinem Schwager *Brockhaus*, mit mir führte. Hier traf ich weniger auf Glätte, fühlte mich aber abgestossen, worauf es ihm gewiss auch ankam, da er keinerlei Miene machte, als könne es ihm beikommen, sich für mich zu interessiren. — Mir wurde in Berlin sehr wehe zu Muthe; fast hätte ich mir den Commissionsrath *Cerf* wieder herbeigewünscht. Eine so widerwärtige Zeit ich auch vor Jahren hier verlebt hatte, so war ich damals doch auf einen Menschen gestossen, der, bei aller Schroffheit seines Aeusseren, mit wahrer freundschaftlicher Sorge sich mir zugewandt hatte; ich suchte vergebens mir das Berlin zurückzurufen, durch welches ich damals mit *Laube*, jugendlich erregt, spazieren ging. Nachdem ich London und namentlich Paris kennen gelernt, machte die Stadt mit ihrer dürftigen Länge, die sie für Grösse ausgiebt, einen wahrhaft herabstimmenden Eindruck, und ich sagte mir, wenn ich es in meinem Leben durchaus zu nichts bringen sollte, so möchte ich diess doch lieber in Paris, als in Berlin erfahren.

Von diesem gänzlich vergeblichen Ausfluge zurückkehrend, wendete ich mich zunächst noch auf einige Tage nach Leipzig, wo ich diessmal bei meinem Schwager *Hermann Brockhaus*, welcher jetzt als Professor der orientalischen Sprachen der Leipziger Universität angehörte, einkehrte. Seine Familie hatte sich noch um zwei Mädchen vermehrt, und der Inbegriff des ungetrübten Behagens, verklärt durch geistige Regsamkeit und gemächlich belebte Theilnahme an Allem, was auch den höheren Lebensrichtungen angehört, wirkte auf mich Heimathlosen, unruhig Umhergejagten, ergreifend. Als meine Schwester eines Abends die artigen Kinder versorgt und mit freundlicher Ermahnung zur Ruhe gebracht hatte, und nun in dem geräumigen, reichlich versehenen Bibliothekzimmer das Nachtmahl uns zu langem traulichen Gespräch vereinigen sollte, brach ich in heftiges Weinen aus, und schien von meiner guten Schwester, welche vor fünf Jahren in Dresden mich in der höchsten Bedrängniss meiner jugendlichen Ehe kennen gelernt hatte, verstanden zu werden. Andrerseits kam, namentlich auf Anregung meines Schwagers *Hermann*, meine Familie mir mit dem Anerbieten eines Darlehens entgegen, welches mir die Zeit des Abwartens der Aufführung meines «*Rienzi*» in Dresden zu überstehen helfen sollte. Es geschah diess mit dem Betheuern, dass man diess einfach für Pflicht halte, und ich gegen die Annahme keinerlei Bedenken zu hegen hätte. Es waren 200 Thaler, welche mir in monatlichen Raten während eines halben Jahres ausgezahlt werden sollten. Da ich auf irgend welche andre Einnahme in keiner Weise zu rechnen hatte, lag es zwar nah, dass für unser Auskommen an das Wirthschaftlichkeits-Talent *Minna*'s stark berufen werden musste; dennoch war es möglich zu machen, und ich durfte mit dem Gefühle grosser Genugthuung nach Dresden zurückkehren. — Bei meinen Verwandten hatte ich auch zum ersten Mal den «*fliegenden Holländer*» zusammenhängend vorgespielt und gesungen; mir schien, als ob ich damit ziemliches Interesse erregt hätte, und als meine Schwester *Luise* späterhin der Aufführung dieser Oper in Dresden beiwohnte, beklagte sie sich, dabei von vielem die Wirkung nicht wieder gewonnen zu haben, wie sie ihr zuvor durch meinen Vortrag beigekommen war. — Auch meinen alten Freund *Apel* suchte ich wieder auf; der Arme war gänzlich erblindet, überraschte mich aber durch seine Heiterkeit und Zufriedenheit mit seinem Zustande, wodurch er mir alle Veranlassung, ihn zu beklagen, für allemal abschnitt; da er behauptete, er kenne den blauen Rock recht gut, den ich anhabe, trotzdem ich einen braunen trug, fand ich sogar für gut, auch hierüber mich mit ihm in keinen Streit einzulassen, und schied aus Leipzig mit

der Verwunderung darüber, hier Alles so glücklich und zufrieden anzutreffen.

Veranlassung zu thätigerem Eingreifen in mein Schicksal erhielt ich nun aber in *Dresden*, wohin ich am 26. April wieder zurückkehrte. Hier belebte mich nun der angelegentlichere Verkehr mit den Personen, welche ich für die Aufführung des «*Rienzi*» in Anspruch zu nehmen hatte, in hoffnungerweckender Weise. Kalt und ungläubig liessen mich zwar noch die Ergebnisse meines Vernehmens mit dem Generaldirektor *von Lüttichau*, dem Kapellmeister *Reissiger*, welche beide über meine Ankunft in Dresden aufrichtig verwundert waren, und selbst mit meinem so häufig be-correspondirten Gönner, Hofrath *Winkler*, welcher mich ebenfalls lieber noch in Paris gewusst hätte. Wie ich aber bis dahin und seitdem stets erfuhr, kam die warm fördernde Theilnahme mir immer aus den unteren Schichten, nie aus den höheren Regionen zu; und so erwärmte mich auch hier zuerst der überwältigend herzliche Empfang des alten Chordirektors *Wilhelm Fischer*, den ich nie zuvor gekannt hatte, der aber der einzige gewesen, welcher genau mit meiner Partitur sich bekannt gemacht, für den Erfolg meiner Oper ernstliche Hoffnung geschöpft, und für die Aufnahme des Studiums derselben sich energisch verwandt hatte. Als ich zuerst zu ihm in das Zimmer trat und meinen Namen nannte, stürzte er mir mit einem lauten Rufe zur Umarmung entgegen, und mit einem Schlage war ich nun mitten in eine hoffnungsvolle Atmosphäre versetzt. Ausser ihm traf ich in dem Schauspieler *Ferdinand Heine* und dessen Familie den nächsten Anhalt herzlich gewogener, ja innigst bewegter Freundschaft. Dieser war mir allerdings aus meinen Kinderjahren her bereits bekannt; er hatte damals zu den einigen jungen Leuten gehört, welche mein Stiefvater *Geyer* gern zu sich heranzog. Neben einem wohl unbedeutenden Zeichentalent, war es hauptsächlich seine angenehme gesellschaftliche Begabung, welche ihm den Zutritt zu unserem engeren Familienkreise verschafft hatte. Sehr klein und schmächtig hatte er sich von meinem Vater den Spitznamen *Davidchen* erworben, und gehörte als solcher zu den weiteren Vereinigungen, an welchen, wie ich seiner Zeit erwähnte, selbst *Karl Maria von Weber*, namentlich bei geselligen Ausflügen in der Umgegend, gemüthlich heiter Theil nahm. Der älteren «guten» Schule angehörend, war er zwar ein nützliches, nicht aber hervorragendes Mitglied des Dresdner Schauspiels geworden; er besass alle Kenntnisse und Fähigkeiten zu einem tüchtigen Regisseur, wusste jedoch nie die Gunst der Direktion für seine Belehnung mit dieser Charge zu gewinnen. Nur als Costüm-

zeichner hatten seine Fähigkeiten noch ausserdem Verwendung gefunden; als solcher war er auch zu den Berathungen wegen der Ausführung des *«Rienzi»* mit hinzugezogen, und hatte somit Veranlassung erhalten, mit diesem Werke eines nun herangewachsenen Gliedes der Familie, in welcher er in jungen Jahren angenehme Tage verlebt hatte, sich zu befassen. Von ihm wurde ich sofort als Kind vom Hause aufgenommen, und wir Heimathlosen fanden in der uns gänzlich entfremdeten Heimath dort wieder den ersten heimischen Boden. Mit Papa *Fischer* bei *Heine's* verbrachten wir meist unsre Abende, und erfreuten unter hoffnungsvollen Gesprächen uns der Kartoffeln und des Härings, aus welchem meistens die Mahlzeit bestand. — Die *Schröder-Devrient* war auf Urlaub abwesend; *Tichatschek,* welcher ebenfalls im Begriff war, auf Urlaub zu gehen, konnte ich eben nur begrüssen, um mit ihm flüchtig einiges aus seiner Partie des *«Rienzi»* durchzugehen. Sein frisches, lebhaftes Wesen, seine herrliche Stimme, seine grosse musikalische Befähigung, gaben seiner Versicherung, dass er sich auf die Rolle des *«Rienzi»* freue, einen für mich besonders erfreulichen Nachdruck. *Heine* versicherte mir ausserdem, dass schon die Aussicht zu vielen neuen Costümen, und namentlich einer neuen silbernen Rüstung, *Tichatschek* auf das lebhafteste für meine Rolle einnehme, und ich seiner unter allen Umständen sicher sein könnte. So durfte ich mich denn nun bereits näher mit den Vorbereitungen des Studiums, dessen Beginn für den Spätsommer, nach der Rückkehr der Hauptsänger aus ihrem Urlaube, angesetzt war, beschäftigen. — Namentlich musste ich Freund *Fischer* durch meine Bereitwilligkeit zu Kürzungen der übermässig starken Partitur zu beruhigen suchen. Er meinte es hierin so ehrlich, dass ich gern mit ihm über die beschwerliche Arbeit gemeinsam mich hermachte. Auf einem alten Flügel im Probezimmer des Hoftheaters spielte und sang ich nun dem erstaunten Manne meine Partitur mit so tobender Energie vor, dass er, der das Klavier gern verloren gab, nur noch um meine Brust besorgt blieb, und unter herzlichem Lachen jeden Streit über zu kürzende Stellen bald gänzlich aufgab, da gerade dort, wo er eine Auslassung für möglich hielt, ich ihm mit hinreissender Beredtsamkeit bewiess, dass es sich eben dabei um die Hauptsache handle. Kopfüber tauchte er mit mir unter in den ungeheuren tönenden Wust, gegen dessen Berechtigung er nichts andres aufbringen konnte, als das Zeugniss seiner Taschenuhr, dessen Richtigkeit ich ihm endlich auch bestritt. Leichten Herzens warf ich ihm als Beute die grosse Pantomime und das meiste Ballet des zweiten Aktes hin, wobei ich anzunehmen glaubte, dass wir eine ganze halbe Stunde ersparten. So wurde

denn in Gottes Namen das ganze Ungeheuer den Copisten zum Ausschreiben übergeben; das Uebrige sollte sich alles finden. —

Wir sahen uns nun darnach um, was wir mit diesem Sommer anfangen sollten; und ich beschloss einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Töplitz, dem Orte meiner berauschenden ersten Jugendausflüge, dessen gute Luft und Bäder zugleich der angegriffenen Gesundheit *Minna*'s, meiner Meinung nach, von Vortheil sein sollten. Ehe wir unsren Vorsatz ausführten, kostete mich die Sicherstellung des Schicksals meines «*fliegenden Holländers*» noch einen mehrmaligen Besuch Leipzigs. Am 5. Mai wandte ich mich dorthin, um Herrn *von Küstner*, den neuen Berliner Intendanten, dessen kürzlich erfolgte Ankunft in Leipzig man mir gemeldet hatte, zu sprechen. Dieser befand sich in der eigenthümlichen Lage, dieselbe Oper, welche er zuvor von München aus abgewiesen hatte, nun in Berlin aufführen zu sollen, weil sie dort von seinem abtretenden Vorgänger angenommen war. Er versprach mir, zu überlegen, wozu er sich in diesem merkwürdigen Falle zu entscheiden habe. Um das Resultat dieser Ueberlegung kennen zu lernen, beschloss ich, am 2. Juni *Küstner* diessmal in Berlin selbst aufzusuchen, fand jedoch bereits in Leipzig einen Brief von demselben vor, worin ich gebeten wurde, im Betreff einer genaueren Entschliessung mich noch einige Zeit zu gedulden. Ich benutzte nun die Nähe zu einem Ausflug nach *Halle*, um dort meinen ältesten Bruder *Albert* zu besuchen. Es war für mich bedauerlich und sehr herabdrückend, den Aermsten, dem ich das Zeugniss höheren Strebens und selbst bedeutender Begabung für den dramatischen Gesang geben musste, in so höchst unwürdigen, kleinlichen Verhältnissen, wie das Halle'sche Theater sie boten, mit seiner Familie anzutreffen. Die Kenntnissnahme solcher Zustände, denen ich einst selbst so nahe gewesen war, wirkte jetzt unbeschreiblich abschreckend auf mich. Noch bekümmernder war es mir aber, von diesen Zuständen meinen Bruder in einer Weise sprechen zu hören, die mir leider nur zu sehr verrieth, mit welch' trostloser Ergebung er sich bereits darein gefügt hatte. Nur Eines berührte mich ermuthigend, nämlich die Erscheinung, das kindliche Wesen, und die bereits überraschend schöne Stimme der damals fünfzehnjährigen Stieftochter meines Bruders, *Johanna*, welche mir das Lied *Spohr*'s: «Rose, wie bist du so schön» in rührender Weise vorsang.

Von hier kehrte ich nun nach Dresden zurück, um endlich mit *Minna* und einer ihrer Schwestern, bei wundervollem Wetter, die angenehme Reise nach *Töplitz* auszuführen, wo wir am 9. Juni eintrafen, und in dem Hause «zur Eiche» in *Schönau* nothdürftiges Quartier nahmen. Hier

trafen wir bald mit meiner Mutter zusammen, welche ihren altgewohnten jährlichen Besuch der Töplitzer warmen Bäder diessmal um so lieber ausführte, als sie mich dort anzutreffen wusste. Hatte sie von früher her gegen *Minna*, meiner gar zu jugendlichen Verheirathung mit ihr wegen, ein widerwilliges Vorurtheil gehabt, so erhielt sie nun, durch Bekanntwerden mit ihren häuslichen Eigenschaften, vollen Grund, die Genossin meiner trübseligen Pariser Leiden zu achten und lieb zu gewinnen. Mich erfreute im Umgang mit der Mutter, welche andrerseits bei ihrer Launenhaftigkeit manche Rücksichten in Anspruch nahm, besonders die grosse Regsamkeit der fast kindlichen Phantasie, welche ihr jetzt in so starkem Grade verblieben war, dass sie sich eines Morgens beklagte, ich hätte sie durch Erzählung der Tannhäuser-Sage am vergangenen Abend die ganze Nacht über in zwar angenehme, aber doch sehr aufregende Schlaflosigkeit versetzt.

Kaum hatte ich nun durch briefliche Vermittelung bei dem reichen Kunstmäcen *Schletter* in Leipzig für den im Misère in Paris zurückgebliebenen *Kietz* Einiges ausgewirkt, für ärztliche Behandlung *Minna*'s, und für die Ordnung meiner eigenen kümmerlichen finanziellen Lage zur Noth gesorgt, als ich mich in früh gewohnter Weise zu einer mehrtägigen Fusswanderung in das böhmische Gebirg aufmachte, um meinen Plan zum «Venusberg» unter den angenehmen Eindrücken eines solchen Ausfluges in mir auszuarbeiten. Hierzu reizte es mich, auf dem so romantisch gelegenen *Schreckenstein* bei *Aussig* für mehrere Tage in dem kleinen Gastzimmer, in welchem des Nachts mir eine Streu aufgemacht wurde, mein Quartier zu nehmen. Tägliche Besteigung der «*Wostrai*», der höchsten Bergspitze der Umgegend, erfrischten mich, und die phantastische Einsamkeit regte meinen Jugendmuth in der Art wieder auf, dass ich eine volle Mondnacht, in das blosse Bett-Tuch gewickelt, auf den Ruinen des Schreckensteins herumkletterte, um mir so selbst zur fehlenden Gespenstererscheinung zu werden, wobei mich der Gedanke ergötzte, von irgend Jemand mit Grausen wahrgenommen zu werden. Hier setzte ich denn nun in mein Taschenbuch den ausführlichen Plan zu einer dreiaktigen Oper der «*Venusberg*» auf, welchem vollkommen getreu ich später die Dichtung ausführte. Bei einer Ersteigung der «Wostrai» überraschte mich, beim Umbiegen um eine Thalecke, die lustige Tanzweise, welche ein Hirte, auf eine Anhöhe gelagert, pfiff. Ich befand mich sogleich im Chor der Pilger, welche an dem Hirten vorbei durch das Thal ziehen, vermochte es aber in keiner Art, später die Weise des Hirten mir zurückzurufen, wesshalb ich mir dafür auf die bekannte

Art selbst zu helfen hatte. — Mit dieser Ausbeute bereichert, kehrte ich, in wundervoller Stimmung und schöner Gesundheit, nach Töplitz zurück, von wo mich nun bald interessante Nachrichten über die bevorstehende Zurückkunft *Tichatschek*'s und der *Schröder-Devrient* nach Dresden zurückzugehen bestimmten, weniger, um beim beginnenden Studium des «*Rienzi*» nichts zu versäumen, als vielmehr zu verhüten, dass die Direktion nicht etwa statt dessen etwas andres beginnen lassen möchte. *Minna* liess ich für einige Zeit noch in der Gesellschaft der Mutter zurück, und traf am 18. Juli in Dresden ein.

Nachdem ich mir in einem sonderbaren, jetzt niedergerissenen Hause eine auf die Maximiliansallee blickende kleine Wohnung gemiethet, setzte ich mich nun eifriger mit den zurückgekehrten Hauptsängern der Oper in Beziehung. — Mein alter Enthusiasmus für die *Schröder-Devrient* lebte neu auf, als ich sie häufiger wieder in der Oper auftreten sah. Es machte auf mich einen eigenthümlichen Eindruck, sie zuerst in *Grétry*'s «*Blaubart*» wiederzuhören, da ich mich entsinnen musste, dass diese Oper das erste Stück war, welches ich — eben in Dresden — als fünfjähriger Knabe sah, und wovon ich noch die wunderlichen ersten Eindrücke bewahrte. Meine frühesten Kindererinnerungen lebten dadurch auf, und ich gedachte dessen, dass es die Arie des Ritters Blaubart: «*Ha, die Falsche! Die Thüre offen!*» gewesen war, welche ich, einen selbst verfertigten Papierhelm auf dem Kopfe, zur Belustigung des ganzen Hauses oft mit grosser Emphase vorgetragen hatte. Freund *Heine* wusste noch davon. — Im Uebrigen wollten die Opern-Vorstellungen keinen besonders günstigen Eindruck auf mich machen; namentlich vermisste ich den sonoren Klang des vollbesetzten Pariser Streichinstrument-Orchesters sehr. Ich bemerkte, dass man bei der Eröffnung des schönen neuen Theatergebäudes gänzlich ausser Acht gelassen hatte, die Vermehrung der Saiteninstrumente im Verhältniss zu dem grösseren Raume vorzunehmen. Hieran, wie in der in vielen wesentlichen Punkten stets dürftigen Ausstattung der Scene, prägte sich mir der Eindruck einer gewissen Armseligkeit des deutschen Theaterwesens ein, welcher da am auffallendsten war, wo das Repertoire der Pariser Oper, noch dazu in elenden Uebersetzungen des Textes, reproduziert wurde. Hatte ich nun in Paris bereits eine tiefe Unbefriedigung von diesem Opernwesen empfunden, so kehrte mir jetzt das Gefühl, welches mich einst von den deutschen Theatern nach Paris getrieben hatte, neu und verstärkt zurück, so dass ich mir von Neuem wie degradirt vorkam, und im tiefsten Innern eine Verachtung nährte, welche für jetzt bereits so stark war, dass ich

an ein dauerndes Befassen, selbst mit einem der besten deutschen Operntheater, gar nicht mehr denken mochte, sondern mich sehnsüchtig frug, was ich denn nur eigentlich ergreifen sollte, um mich zwischen Ekel und Wunsch in dieser sonderbaren Welt zu behaupten.

Da waren es denn die begabten ausserordentlichen Naturen einzelner Persönlichkeiten, welche mir so viel Theilnahme einflössten, dass ich durch sie über meine Skrupel hinweggeleitet werden konnte. Vor allem gilt diess eben von meiner grossen Meisterin *Schröder-Devrient*, mit welcher gemeinsam wirken zu können ja einst mein brennendster Ehrgeiz gewesen war. Allerdings war seit meinen ersten Jugendeindrücken von ihr eine ziemliche Reihe von Jahren vergangen. Im Betreff ihrer äusseren Erscheinung durfte sich im folgenden Winter *Berlioz*, welcher damals nach Dresden kam, in einem Pariser Berichte bereits ungünstig dahin äussern, dass ihr etwas «materneller» Embonpoint ihr für jugendliche Rollen, namentlich aber im Männercostüm, wie es im «*Rienzi*» der Fall war, störend auf die Imagination wirkte. Ihre Stimme, welche an und für sich nie von der materiellen Bedeutung ausserordentlicher Gesangsorgane gewesen war, fühlte sich oft gehindert, und namentlich war die Sängerin genöthigt, das Tempo durchweg etwas zu *trainiren*. Mehr als von diesen materiellen Nachtheilen wurden ihre Leistungen jetzt jedoch durch den Umstand beeinträchtigt, dass ihr Repertoir aus einer beschränkten Anzahl von Glanzrollen bestand, welche sie nun bereits so ausserordentlich oft durchgeführt hatte, dass eine gewisse Stabilität in der bewussten Berechnung der Effekte oft im Sinne einer Manier erschien, welche, durch Neigung zur Uebertreibung, zu Zeiten bis an das Peinliche zu streifen vermochte. Konnte mir diess nicht entgehen, so war doch aber auch ich gerade ganz besonders befähigt, über diese entstehenden Schwächen hinweg das Grosse und Unvergleichliche ihrer Leistungen immer noch mit entzückendster Deutlichkeit zu erfassen; wirklich bedurfte es auch nur besonders erregter Zustände der Künstlerin, wie ihr sonderbar bewegtes Leben solche ihr immer noch zuführte, um ihr die vollste schöpferische Kraft ihrer Blüthezeit wiedererstehen zu lassen; und hiervon sollte ich noch die erhebendsten Erfahrungen machen. Eigentlich bedenklich und erkältend wirkte nur meine Wahrnehmung des zersetzenden Einflusses des Theaterwesens auf den ursprünglich gewiss gross und edel angelegten Charakter der Künstlerin. Ich musste aus demselben Munde, aus welchem ich die begeistertste Tonsprache der grossen Dramatikerin vernahm, andrerseits ziemlich die gleiche Sprache vernehmen, welche mit wenigem Unterschied von allen Theaterheldinnen

gesprochen wird. Dass die blosse Naturgabe einer schönen Stimme, ja wohl selbst nur rein körperliche Vorzüge im Stande waren, Rivalinnen neben ihr in die Gunst des Publikums zu setzen, vermochte sie nicht zu ertragen; und hierüber gelangte sie so wenig zu der einer grossen Künstlerin würdigen Resignation, dass ihr Eifer vielmehr mit den Jahren in peinlicher Weise zunahm. Für jetzt bemerkte ich diess mehr, als dass ich darunter zu leiden hatte. Grössere Beschwerde verursachte es mir, dass sie nicht eigentlich leicht Musik erfasste, und das Studium einer neuen Partie für sie von Schwierigkeiten begleitet war, welche namentlich dem Componisten, der ihr sein Werk einzustudiren hatte, ziemlich peinvolle Stunden bereiteten. Dass sie sich nur langsam mit neuen Aufgaben bekannt machte, führte namentlich in Betreff der Partie des *Adriano* im «*Rienzi*» späterhin zu Enttäuschungen ihrerseits, welche mir grosse Noth bereiteten.

War hier eine schwierige grosse Natur sorgfältig zu behandeln, so hatte ich dagegen mit dem kindlich beschränkten und oberflächlichen, aber ausserordentlich glänzend begabten *Tichatschek* es ungemein leicht. Er lernte seine Partien nicht gut auswendig, weil er so musikalisch war, dass er die schwierigsten Noten vom Blatte sang, und somit jedes Studium von vorne herein für erledigt hielt, während bei den meisten andren Sängern eben das Treffen der Noten das Studium ausmachte. Hatte er nun die Partie in genügenden Proben oft genug durchgesungen, um sie seinem Gedächtniss nach Bedürfniss einzuprägen, so musste es sich des weiteren von selbst finden, in welcher Weise er den Anforderungen der Gesangskunst und des dramatischen Vortrages zu entsprechen habe. Schreibe-Fehler des Textes in seiner Stimme lernte er unverbesserlich auf diese Weise mit auswendig, und sprach das falsche Wort mit derselben deutlichen Energie wie das richtige aus. Bemerkungen hierüber, überhaupt Vorschläge in Betreff der Auffassung, wies er mit liebenswürdigem Eifer von sich, indem er behauptete, «das würde sich schon finden». Und in der That ergab auch ich mich sehr bald einer vollkommenen Enthaltung von jedem Versuch, die Geisteskräfte des Sängers für die Erfassung der Aufgabe meiner Heldenrolle in Anspruch zu nehmen, wofür ich durch den liebenswürdigsten Enthusiasmus, mit dem er sich auf seine dankbare Partie warf, und die hinreissende Wirkung seines glänzenden Stimmorgans sehr erwünscht entschädigt wurde.

Ausser diesen beiden Darstellern der Hauptrollen hatte ich nur über sehr mittelmässige Kräfte zu verfügen. Guter Wille war aber überall vorhanden, und um selbst den Kapellmeister *Reissiger* zum fleissigen

Abhalten der Klavierproben zu veranlassen, griff ich zu einem ingeniösen Mittel. Er klagte mir seine Noth, einen guten Operntext zu bekommen, und hielt es für sehr vernünftig von mir, dass ich mich daran zu gewöhnen scheine, mir meine Texte selbst zu schreiben. Ein gleiches für sich zu thun, habe er leider in der Jugend vernachlässigt, und doch fehle ihm nichts weiter zu glücklichen Erfolgen als dramatischer Componist, da ich doch gewiss selbst gestehen müsste, dass er «sehr viel Melodie» habe; aber es scheine, dass diess nicht genügend sei, die Sänger in den rechten Enthusiasmus zu bringen, wesshalb er denn zu erleben hätte, dass, zum Beispiel, die *Schröder-Devrient* dieselbe Final-Stelle, mit welcher sie in *Bellini*'s «Romeo und Julie» das Publikum stets in Extase versetze, in seiner «*Adèle de Foix*» ganz gleichgültig hersänge. Es liege demnach doch wohl an den Sujets. Und nun versprach ich ihm sofort, ihm einen Operntext zu liefern, in welchem er diese und ähnliche Melodien mit höchstem Effekt solle anbringen können. Hierauf ging er mit grösster Freude ein; und ich bestimmte nun meinen älteren Entwurf der «*hohen Braut*», nach dem *König*'schen Romane, welchen ich einst *Scribe* übersandt hatte, zur Versification als gültigen Operntext für *Reissiger*. In jede Klavierprobe, versprach ich ihm, eine Seite Verse mitzubringen; und diess führte ich redlich aus, bis das ganze Buch fertig war. Sehr erstaunt war ich, nach einiger Zeit zu erfahren, dass *Reissiger* sich von einem Schauspieler *Kriethe* wiederum einen neuen Operntext anfertigen liess, welcher «der Schiffbruch der Medusa» getauft wurde. Ich erfuhr nun, dass die argwöhnische Frau Kapellmeisterin meine Bereitwilligkeit, ihrem Gatten einen Operntext abzutreten, mit höchstem Bedenken erfüllt hatte. Beide fanden zwar, dass das Buch gut und wirkungsreich sei; nur vermutheten sie irgend eine bedenkliche Falle dahinter, welcher zu entgehen jedenfalls die nöthigste Vorsicht erheische. So kam es, dass ich wieder die Verfügung über meinen Operntext erhielt, und hiermit späterhin meinem alten Freund *Kittl* in Prag aushelfen konnte, welcher ihn unter dem Titel: «die Franzosen vor Nizza» in seiner Weise komponirte und, wie mir versichert wurde (da ich sein Werk nie hörte), in Prag häufig mit Beifall zur Aufführung brachte; bei welcher Gelegenheit ich sogar von einem Prager Kritiker belehrt wurde, dass dieser Text Zeugniss für meine eigentliche Befähigung zum Librettisten ablege, und es nur eine Verirrung sei, wenn ich auch mit dem Komponiren mich abgäbe; wogegen *Laube* nach meinem «*Tannhäuser*» behauptete, es sei mein Unglück, dass ich mir nicht von einem geschickten Theaterstückschreiber einen ordentlichen Operntext für meine Musik machen liesse.

Für jetzt brachte mir diese Arbeit den erwünschten Erfolg ein; *Reissiger* hielt beim Studium des «*Rienzi*» gebührend aus. Mehr als meine Opernverse ihn im Zuge erhielten, wirkte hierauf jedoch die wachsende Theilnahme der Sänger, vor allem *Tichatschek*'s wahre Begeisterung dafür. Für ihn, der so gern um einer Jagdpartie willen den Unterhaltungen am Klavier des Theaterfoyers entsagte, waren die Proben des «*Rienzi*» bald wahre Feste, zu welchen er immer mit strahlenden Augen und ausgelassener guter Laune erschien. Ich befand mich hierbei bald wie in einem fortgesetzten Rausche; besondre Lieblingsstellen wurden von den Sängern bei jeder Probe mit Akklamation begrüsst, und ein Ensemblestück des dritten Finales, welches später leider gänzlich aus allen Aufführungen (der Länge wegen) ausgelassen werden musste, wurde bei dieser Gelegenheit sogar für mich zu einer Erwerbsquelle. *Tichatschek* behauptete nämlich, dieses H-moll sei so schön, dass man nur jedesmal etwas dafür zahlen müsse, und legte einen blanken Silbergroschen auf, die übrigen Sänger zur Nachahmung auffordernd; in bester Laune ward von allen redlich beigesteuert; wenn wir so weit kamen, hiess es in jeder Probe: «jetzt kommt die Neugroschenstelle», und Frau *Schröder-Devrient*, als sie auch ihre Börse ziehen musste, erklärte, dieses Studium würde sie noch völlig arm machen. Ich erhielt jedesmal gewissenhaft diese sonderbare Tantième überliefert, und Keiner ahnte, dass dieses scherzhafte Honorar mir und meiner Frau oft höchst erwünscht zur Bestreitung der Tagesmahlzeit kam.

Anfang August war nämlich auch *Minna*, für einige Zeit von meiner Mutter begleitet, aus Töplitz nach Dresden zurückgekommen. Wir lebten in einer kalten Wohnung kümmerlich, aber hoffnungsvoll, der leider sich sehr verzögernden Erlösung entgegen. Unter häufigen Störungen durch das schwankende und so bedürfnissvolle Repertoir eines deutschen Operntheaters vergingen über den Vorbereitungen meines Werkes die Monate August und September, und erst im Oktober nahmen die combinirten Proben den Charakter an, welcher die Sicherheit einer baldigen Aufführung ankündigt. Mit dem Beginn der Ensemble- und Orchesterproben trat der unfehlbare Glaube an einen grossen Erfolg bei jedem Betheiligten ein. Die grossen Theaterproben wirkten endlich vollends berauschend. Als wir die erste Scene des zweiten Aktes, mit dem Auftritt der Friedensboten, zuerst in scenirter Vollständigkeit uns vorführten, brach eine allgemeine Rührung aus, und selbst die *Schröder-Devrient*, welche bereits gegen ihre Rolle, da sie darin nicht zur Heldin des Dramas sich machen konnte, ärgerlich befangen war, konnte nur mit

von Thränen erstickter Stimme auf meine an sie gerichteten Fragen antworten. Ich glaube, dass das gesammte Theaterpersonal, bis auf die untergeordnetsten Angestellten, mich wie ein wahres Wunder liebten, und irre wohl nicht, wenn hierzu die Theilnahme und das gerührte Mitgefühl für einen jungen Mann, von dessen ungemeinen Lebensnöthen wohl alle eine Vorstellung haben mochten, und der nun aus völliger Unbekanntheit plötzlich in Glanz heraustrat, viel beitrug. Als in der Erholungspause der Generalprobe die Mitglieder sich nach verschiedenen Seiten zerstreuten, um durch ein Frühstück die ermüdeten Nerven zu erfrischen, blieb ich still auf einem Brettergerüst der Bühne sitzen, um Niemand die Verlegenheit merken zu lassen, in welcher ich mich befand, gleich ihnen mich bedienen zu lassen. Ein invalider italienischer Sänger, welcher eine kleine Rolle im «*Rienzi*» sang, schien diess zu bemerken, und brachte mir gutmüthig ein Glas Wein und ein Stück Brod herbei. Es that mir leid, im Verlauf der Jahre ihm diese kleine Rolle wieder abnehmen zu müssen, was ihm die üble Behandlung seiner Frau in dem Grade zuzog, dass er von da ab, ehelich gezwungener Weise, sich zu meinen Feinden zählen musste. Als ich nach meiner Flucht von Dresden, im Jahre 1849, erfuhr, dass ich von demselben Sänger wegen vermeintlicher Theilnahme am Dresdener Aufstand polizeilich denunzirt worden war, fiel mir das Frühstück in der Generalprobe des «*Rienzi*» ein, und ich glaubte eine Strafe für meinen Undank hiergegen erkennen zu müssen, da ich mich schuldig fühlte, ihn später in eheliche Noth gebracht zu haben.

Die Stimmung, in welcher ich so der ersten Aufführung meines Werkes entgegensah, kann ich mit nichts vergleichen, was je vorher und nachher von mir in dieser Weise erfahren worden ist. Sie wurde von meiner guten Schwester *Klara* getheilt, welche um diese Zeit aus Chemnitz, wo sie ein kümmerliches bürgerliches Leben führte, zu mir nach Dresden kam, um an meinem Schicksal Theil zu nehmen. Die Arme, deren unläugbar grosse künstlerische Anlagen so früh verkümmert waren, und die dagegen nun in trivialen bürgerlichen Verhältnissen mühsam als Gattin und Mutter sich dahin schleppte, athmete unter dem Einflusse meines wachsenden Erfolges mit inniger Rührung auf. Mit ihr und dem trefflichen Chordirektor *Fischer* brachten wir unsre Abende in der *Heine*'schen Familie, immer bei Kartoffeln und Häring, in oft wunderbar schöner Stimmung zu. Am Abende vor der ersten Aufführung half denn endlich selbst noch ein Punsch, unser Glück vollständig zu machen. Unter Weinen und Lachen taumelten wir wie glückliche Kinder aus einander, um dem Tage entgegenzuschlafen, der eine sicher vorausgesehene grosse Entscheidung

bringen sollte. — Am Morgen des 20. Oktober 1842, an welchem ich mir vorgenommen hatte, keinen meiner Sänger mehr durch einen Besuch zu stören, begegnete ich dennoch dem etwas langweiligen, aber ehrenwerthen Sänger einer der kleineren Basspartien meiner Oper, dem steifen und philisterhaften Herrn *Risse.* Es war ein etwas kühler, wunderheller Sonnentag, welcher nach vorausgegangener trüber Witterung auf uns herabblickte, als der sonderbare Mensch wie festgebannt zur Begrüssung vor mir stehen blieb, kein Wort hervorbrachte, und mir nur staunend und verklärt in das Gesicht sah, um, wie er mir endlich in sonderbarer Ergriffenheit hervorbrachte, sich zu vergewissern, wie ein Mensch aussähe, der eben mit diesem Tage einem so ungewöhnlichen Schicksale entgegenginge. Ich lächelte und dachte, nun müsse es doch wohl seine Bewandtniss mit mir haben, und versprach *Risse,* nächster Tage in der «*Stadt Hamburg*» mit ihm ein Glas von dem vorzüglichen Wein zu trinken, den er mir stammelnd angepriesen hatte.

Mit ähnlichen Empfindungen, als ich der ersten Aufführung des «*Rienzi*» an diesem Tag beiwohnte, habe ich seitdem nie auch nur vergleichsweise wieder ein ähnliches Ereigniss erleben dürfen. Die nur zu begründete Sorge für das Gelingen hat bei allen späteren ersten Aufführungen meiner Arbeiten von mir mich stets so vorherrschend erfüllt, dass ich zu irgend einem Genuss, oder auch nur zu einer eigentlichen Beachtung der Aufnahme von Seiten des Publikums, nie wieder gelangen konnte. Was ich in späteren Jahren bei der Generalprobe von «*Tristan und Isolde*» unter ausserordentlichen Umständen empfand, stand dagegen von dem Eindrucke der ersten Rienzi-Aufführung auf mich so grundverschieden ab, dass es, in einem andren Sinne, durchaus ausser allem Vergleich damit steht. — Im Betreff ihres ersten Erfolges stand fest, dass dieser im Voraus unzweifelhaft gesichert war. Dass sich das Publikum mit so grosser Bestimmtheit, als es der Fall war, für mich erklärte, war insofern ausserordentlich, als sich das Publikum ähnlicher Städte, wie Dresden, nie in der Lage befindet, über ein Werk von irgend welcher Bedeutung nach seiner ersten Aufführung gültig zu entscheiden, und daher auch gegen die Arbeiten unbekannter Autoren sich in einer erkältenden Befangenheit befindet. In diesem Falle war es nun aber zu einer Ausnahme gedrängt worden, da sich durch das zahlreiche Theater- und Musikerpersonal lange vorher so überaus günstige Berichte über meine Oper in der Stadt verbreitet hatten, dass die ganze Bevölkerung mit fieberhafter Spannung dem verkündeten Wunder entgegensah. Ich befand mich mit *Minna,* meiner Schwester *Klara* und der Familie *Heine*

in einer Parterreloge, und wenn ich mir meinen Zustand während dieses Abends zurückrufen will, kann ich mir ihn nicht anders als mit allen Eigenschaften eines Traumes behaftet vergegenwärtigen. Eigentliche Freude oder Ergriffenheit empfand ich gar nicht; meinem Werke fühlte ich mich ganz fremd gegenüber; wogegen die dicht gefüllten Zuschauer-Räume mich wahrhaft ängstigten, so dass ich nicht einen Blick auf die Masse des Publikums zu werfen vermochte, und die Nähe desselben nur wie ein elementarisches Ereigniss — ungefähr wie einen anhaltenden Gewitterregen — empfand, gegen welches ich mich im verborgensten Winkel meiner Loge, wie unter einem Wetterdach, schützte. Den Applaus bemerkte ich nie; und als nach den Aktschlüssen auch ich stürmisch hervorgerufen wurde, musste ich jedesmal von Freund *Heine* erst gewaltsam darauf aufmerksam gemacht und auf die Bühne gedrängt werden. Dagegen beschäftigte mich eine Hauptsorge mit wachsender Angst; ich bemerkte nämlich, dass bereits nach dem zweiten Akte es so spät geworden war, wie wenn z. B. der ganze «*Freischütz*» aufgeführt wird; da nun der dritte Akt wegen der vorkommenden kriegerischen Tumulte sich besonders betäubend anliess, und am Schlusse dieses Aktes es unleugbar 10 Uhr geworden war, somit die Aufführung bereits vier volle Stunden gedauert hatte, verfiel ich in eine vollständige Verzweiflung; dass ich auch nach diesem Akte nochmals lebhaft hervorgerufen worden war, hielt ich für eine letzte Artigkeit des Publikums, welches hiermit ganz sicher für diesen Abend genug zu haben erklären und nun massenweise das Theater verlassen würde. Da wir nun noch zwei Akte vor uns hatten, nahm ich für bestimmt an, wir würden nicht zu Ende spielen können, und erklärte meine Zerknirschung darüber, im Betreff gewünschter Kürzungen zur rechten Zeit nicht mehr Einsicht gezeigt zu haben, wofür ich mich nun dem unerhörten Fall ausgesetzt sähe, eine Oper, die an und für sich ausserordentlich gefalle, nicht zu Ende bringen zu können, bloss aus dem Grund, weil sie von lächerlicher Länge wäre. Dass die Sänger gutes Muthes blieben, und namentlich *Tichatschek*, je länger es dauerte, desto rüstiger und wohlgemuther sich fühlte, erklärte ich für gutmüthiges Gaukelspiel, mit welchem man mich über den unabwendbaren Skandal täuschen wollte. Mein Staunen, selbst im letzten Akte — gegen Mitternacht — immer noch das Publikum vollzählig anzutreffen, führte zu meiner vollständigen Perplexität; ich glaubte meinen Ohren und Augen nicht mehr, und hielt den ganzen Vorgang dieses Abends für einen Spuk. Mitternacht war vorüber, als ich endlich zum letzten Mal dem donnernden Rufe des Publikums an der Seite meiner getreuen Sänger zu folgen hatte.

Was meine verzweiflungsvolle Stimmung im Betreff der Wirkung der unerhörten Länge meiner Oper bestärkte, war die Stimmung meiner eigenen Verwandten, mit denen ich noch für kurze Zeit nach der Vorstellung zusammentraf. Die Familie des *Friedrich Brockhaus* war mit einigen Bekannten von Leipzig herübergekommen, und hatte uns zu sich in den Gasthof eingeladen, in der Meinung, einen angenehmen Erfolg beim gemüthlichen Nachtmahle feiern, und etwa auf mein Wohl anstossen zu können. Dort trafen wir aber bereits Küche und Keller geschlossen, und Alles befand sich so in höchstem Grade abgespannt, dass ich nur Ausrüfe über das Unerhörte des Erlebnisses einer Opernvorstellung, welche von 6 Uhr bis nach Mitternacht dauerte, vernahm. Etwas andres äusserte sich nicht, und in völliger Betäubung schlichen wir aus einander. — Früh um acht Uhr des andren Tages fand ich mich bereits auf der Notisten-Expedition ein, um, falls es noch zu einer zweiten Aufführung kommen sollte, die nun mir nöthig dünkenden Kürzungen in den Stimmen anzuordnen. Hatte ich im Sommer zuvor dem treuen Chordirektor *Fischer* jeden Takt bestritten und seine Unerlässlichkeit zu beweisen gewusst, so verzehrte mich nun eine blinde Streich-Wuth. Nichts schien mir in meiner Partitur mehr nöthig zu sein; was das Publikum am vorangehenden Abend zu verschlingen gehabt hatte, erschien mir nur als ein Wust von lauter Unmöglichkeiten, von denen alles und jedes ausgelassen werden konnte, ohne im Mindesten etwas zu stören oder etwa unverständlich zu machen, da es mir auf nichts mehr anzukommen däuchte, als mein Convolut von Monstruositäten eben nur in irgend einem anständigen Rahmen unterzubringen. Durch die grösste Rücksichtslosigkeit in den von mir den Kopisten aufgegebenen Kürzungen hoffte ich zugleich auch einer Katastrophe entgegen zu treten, da ich nicht anders vermuthete, als dass der Generaldirektor, in Uebereinkunft mit Stadt und Theater, mich noch an diesem Tage bedeuten würde, dass man so etwas, wie die Aufführung meines «letzten Tribunen», der Sonderbarkeit wegen wohl ein Mal, aber nicht mehrere Male geschehen lassen könnte. Ich wich desshalb auch den Tag über sorgfältig jeder Berührung mit dem Theater aus, um erst der wohlthätigen Wirkung meiner heroischen Kürzungen, davon die Nachrichten während dem sich verbreiten sollten, Zeit zu lassen. Nur sah ich am Nachmittag bei den Kopisten wieder nach, um mich zu überzeugen, ob alles gehörig nach meinen Anordnungen ausgeführt würde; hier erfuhr ich denn, dass *Tichatschek* ebenfalls dagewesen sei, die von mir angeordneten Kürzungen sich habe zeigen lassen, und dagegen verboten habe, sie auszuführen. Auch Chordirektor *Fischer*

wollte mich wegen der Kürzungen sprechen; die Arbeiten waren suspendirt; mir schien eine grosse Confusion im Anzuge; ich begriff nicht, was das alles zu sagen haben sollte, und befürchtete Unheil, wenn die mühsamen Arbeiten verzögert würden. Endlich suchte ich am Abend *Tichatschek* im Theater auf; ich liess ihn nicht zu Worte kommen, sondern befrug ihn nur ärgerlich, warum er die Arbeiten der Kopisten unterbrochen habe. Mit halb erstickter Stimme entgegnete er kurz und trotzig: «ich lasse mir nichts streichen, — es ist zu himmlisch.» Nun starrte ich ihn an, und befand mich plötzlich wie verzaubert; ein so unerhörtes Zeugniss für meinen Erfolg musste mich aus meiner sonderbaren Besorgniss reissen. Andere kamen hinzu; *Fischer* strahlte vor Freude und lachte mich aus; Alles sprach mir nur von der enthusiastischen Bewegung, in welcher sich die ganze Stadt befinde; vom Intendanten kam mir ein Brief des Dankes für mein schönes Werk zu. Mir blieb nichts übrig, als *Tichatschek* und *Fischer* zu umarmen, und meiner Wege zu gehen, um *Minna* und *Klara* zu berichten, wie es stünde.

Nach einigen Ruhetagen für die Sänger fand am 26. Oktober die zweite Aufführung, mit verschiedenen Kürzungen, die ich mit Mühe bei *Tichatschek* durchgesetzt, statt. Ich hörte keine besondren Klagen über die immer noch sehr bedeutende Länge, und endlich ward ich der Ansicht *Tichatschek*'s, dass, wenn er es aushalte, das Publikum es wohl auch aushalten könne. Somit liess ich nun für sechs Vorstellungen, welche sich stets auf der vollsten Höhe des Beifalls erhielten, der Sache freien Lauf. — Meine Oper hatte aber auch die Theilnahme der älteren Prinzessinnen des königlichen Hofes erhalten, welche sich über die angreifende Länge des Werkes, von dem sie auf der andren Seite doch auch nichts verlieren wollten, nicht so leicht hinwegsetzen konnten. Herr *von Lüttichau* sah sich daher bestimmt, mir den Vorschlag zu machen, die Oper ganz vollständig, aber in zwei Hälften an zwei Abenden zu geben. Mir war diess recht, und nach einer mehrwöchentlichen Pause kündigten wir für den ersten Aufführungstag «*Rienzi*'s *Grösse*», für den zweiten «*Rienzi*'s *Fall*» an. Der erste Abend gab die zwei ersten, der zweite die drei letzten Akte, zu welchen ich ein besonders einleitendes Vorspiel komponirt hatte. Diess entsprach nun vollkommen den Wünschen der allerhöchsten Herrschaften, und namentlich der zwei ältesten Damen der königlichen Familie, den Prinzessinnen *Amalie* und *Augusta*. Das Publikum rechnete aber einfach heraus, dass es für dieselbe Oper, um sie ganz zu hören, jetzt zweimal Entrée zahlen sollte, und erklärte die neue Einrichtung ganz bestimmt für eine Prellerei; der Missmuth hierüber drohte wirklich dem

Besuch des *«Rienzi»* verderblich zu werden, und nach drei Aufführungen des getheilten Werkes fand sich die Direktion veranlasst, wieder zur früheren Einheit zurückzukehren, was ich durch die Wiederaufnahme der Kürzungen willig ermöglichte.

Von nun an füllte *«Rienzi»*, so oft man ihn nur geben konnte, zum Erdrücken das Haus, und die Nachhaltigkeit seines Erfolges wurde mir bald vollständig einleuchtend, als ich bereits den Neid gewahren musste, den er mir von mancher Seite her zuzog. — Eine erste recht peinliche Erfahrung in diesem Betreff hatte ich schon am Tage nach der ersten Aufführung an dem Dichter *Julius Mosen* gemacht. Ich hatte diesen bereits nach meiner ersten Ankunft in Dresden, im Sommer, aufgesucht; da ich sein Talent wirklich hochschätzte, gelangte ich bald mit ihm zu einem näheren Umgang, welcher manches Angenehme und Belehrende für mich hatte. Er theilte mir einen Band seiner Dramen mit, welche mich durchgängig ausserordentlich ansprachen; unter ihnen befand sich auch eine Tragödie *«Cola Rienzi»*, welche den Stoff in theils mir neuer und, wie es mich dünkte, ergreifender Weise behandelte. Diesem Gedichte gegenüber bat ich ihn, von meinem Opernbuche gar keine Notiz zu nehmen, da es als Dichtung ganz ausser aller Möglichkeit eines Vergleiches mit der seinigen stehe; es kostete ihn wenige Ueberwindung, diese Bitte mir zu gewähren. Nun liess er aber kurz vor meinem *«Rienzi»* eines seiner unglücklichsten Stücke, *«Bernhard von Weimar»*, in Dresden aufführen, und erlebte an dem Erfolge wenig Freude, da die dramatisch leblose, nur auf politische Harangue gerichtete Tendenz desselben das nothwendige Schicksal solcher Verirrungen theilte. Mit einiger Verdriesslichkeit sah er nun der Aufführung meines *«Rienzi»* entgegen, und bekannte mir das bittre Gefühl, sein Trauerspiel gleichen Namens in Dresden nicht zur Annahme bringen zu können — vermuthlich um der etwas starken politischen Tendenz wegen, welche allerdings bei gleichem Stoffe im recitirten Schauspiel bemerklicher würde, als in der Oper, wo man eben von vorn herein nichts auf die Worte gäbe. Ich hatte ihn gutmüthig in dieser Geringschätzung des Operngenres bestärkt; desto befremdlicher betraf es mich nun, als ich ihn am Tage nach der ersten Aufführung meines Werkes bei meiner Schwester *Luise* antraf, und von ihm geradesweges mit einem Ausbruch von Aerger und höhnischer Verachtung meines Erfolges überschüttet wurde. Er traf jedoch dabei in mir auf ein seltsames Gefühl von der wirklichen Nichtigkeit des von mir im *«Rienzi»* im Uebrigen mit so gutem Erfolge vertretenen Operngenres, so dass ich seinen unverhohlenen giftigen Auslassungen, mit geheimer

Beschämung, nichts ernstliches entgegenstellte. Das, was ich ihm ungefähr zu meinen Gunsten hätte erwidern können, war in mir noch nicht zu so klarer Fassung gelangt, stützte sich auch noch nicht auf ein so deutlich nachweisbares Produkt meiner besondren Richtung, dass ich es auszusprechen vermocht hätte, und ich empfand zunächst hierbei eigentlich nur ein Bedauern mit dem unglücklichen Dichter, welches zu bezeigen ich mich um so eher gedrängt fühlte, als gerade sein Wuthausbruch mir die innere Genugthuung gewährte, von ihm mir einen grossen Erfolg, über welchen ich selbst noch nicht genau aufgeklärt war, zuerkannt zu wissen.

Des Weiteren legte ich auch bereits beim Anlass der ersten Aufführung des «*Rienzi*» den Grund zu einem, später immer sich erweiternden, Zerwürfnisse mit den Zeitungsrecensenten. Herr *Karl Bank*, seither angesessener Hauptrecensent für Musik in Dresden, war mir bereits von Magdeburg her bekannt, wo er mich einmal besucht, und grössere Stücke aus meinem «*Liebesverbot*» zu seinem wirklichen Gefallen von mir sich hatte vorspielen lassen. Dieser Mann konnte mir, da wir in Dresden wieder zusammengetroffen waren, nicht vergeben, dass es mir unmöglich gewesen war, ihm Eintrittskarten zur ersten Aufführung des «*Rienzi*» zu besorgen. Aehnlich erging es mir mit einem Herrn *Julius Schladebach*, welcher sich um jene Zeit ebenfalls in Dresden als Recensent niederliess. So zuvorkommend ich gern mich gegen Jedermann benahm, empfand ich doch zu jeder Zeit eine unüberwindliche Abneigung dagegen, irgend einem Menschen aus dem Grunde besondre Rücksicht schenken zu sollen, weil er Recensent sei, und ich ging hierin mit der Zeit bis zur fast grundsätzlich sich gestaltenden Schroffheit, welche mir mein ganzes Leben über die unerhörtesten Verfolgungen der Journalistik zum grossen Theil mit zuzog. Noch trat diese Widerwärtigkeit für jetzt jedoch nicht besonders stark hervor, da sich in Dresden damals die Journalistik durchaus noch nicht breit machte, und von Dresden aus in fremde Blätter so wenig geschrieben wurde, dass andrerseits die dortigen Kunstvorgänge überhaupt nur sehr wenig Beachtung fanden, was allerdings nicht ohne Nachtheil für mich blieb. Somit berührten mich die unangenehmen Seiten meines Erfolges für jetzt so viel wie gar nicht, und eine kurze Zeit lang fühlte ich mich, zum ersten und einzigsten Mal in meinem Leben, vom allgemeinen Wohlwollen so angenehm getragen, dass ich alle ausgestandenen Lebensnöthen mir reich vergolten wähnte.

Denn auch die weiteren, und bisher gänzlich unberechneten Ergebnisse meines Erfolges stellten sich nun überraschend schnell heraus;

allerdings weniger im Betreff des materiellen Gewinnes, denn dieser führte sich für diessmal auf dreihundert Thaler zurück, welche mir die Generaldirektion statt der sonst nur üblichen zwanzig Louisd'or ausnahmsweise als Honorar zahlte. Auch meine Oper an einen Verleger gut verkaufen zu können, durfte ich, ehe sie nicht noch an einigen andren bedeutenden Orten gegeben war, nicht verhoffen. Doch fügte es das Schicksal, dass durch den gänzlich unerwarteten Tod des königlichen Musikdirektors *Rastrelli*, kurz nach der ersten Aufführung des «*Rienzi*», plötzlich eine Anstellung erledigt wurde, für welche sich sogleich Aller Augen auf mich richteten.

Während die Unterhandlungen hierüber sich einige Zeit hinzogen, gab die Generaldirektion andrerseits mir Zeugniss von einer fast leidenschaftlichen Theilnahme für mein Talent. Die erste Aufführung des «*fliegenden Holländer*'s» sollte durchaus dem Berliner Theater nicht gegönnt werden, sondern diese Ehre Dresden zugesichert sein. Da ich von Seiten der Berliner Intendanz keineswegs hierin gehindert wurde, übergab ich sehr gern meine letzte Arbeit ebenfalls dem Dresdener Theater, und hatte ich, da sich keine Heldentenorpartie darin befand, auch auf *Tichatschek*'s Mithülfe dabei zu verzichten, so konnte ich doch desto mehr auf die fördernde Mitwirkung der *Schröder-Devrient* rechnen, weil dieser mit der weiblichen Hauptrolle eine entsprechendere Aufgabe, als mit ihrer Rolle im «*Rienzi*», zugewiesen war. Es war mir lieb, hierbei mich so ganz nur auf sie, welche in der That wegen des ihr ungenügenden Antheils am Erfolg des «*Rienzi*» in eine eigenthümliche Verstimmung gegen mich gerathen war, verlassen zu können, und wie sehr ich diess that, bewiess ich ihr mit einer meinem Werk andrerseits sehr nachtheiligen Uebertreibung, indem ich die männliche Hauptrolle dem ehemals tüchtigen, nun aber bereits etwas invaliden, und für meine Aufgabe in jeder Hinsicht ungeeigneten Barytonisten *Wächter*, gegen seine eignen aufrichtigen Bedenken dagegen, geradeswegs aufzwang. In der That sprach die von mir so hoch verehrte Künstlerin, zu meiner grossen Befriedigung, schon die Dichtung, als ich sie ihr mittheilte, ganz besonders an; und die Zeit des Studiums der Rolle der «*Senta*», für welches ich nun sehr häufig mit ihr verkehrte, wurde durch die ernstliche persönliche Theilnahme, in welche ich für den Charakter und das Schicksal dieser ungewöhnlichen Frau, unter ganz besondren Umständen, gerieth, zu einer der aufregendsten, und, in wichtiger Beziehung, belehrendsten meines Lebens.

Trotzdem die grosse Künstlerin, namentlich durch ihre damals zum

Besuch bei ihr weilende berühmte Mutter, *Sophie Schröder*, darin bestärkt und aufgeregt, sich mir völlig ungehalten zeigte, dass ich für Dresden ein so glänzendes Werk wie den «*Rienzi*» geschrieben hätte, ohne gerade darin die eigentliche Hauptrolle für sie zu bestimmen, so siegte doch ihre grossherzige Natur über diese partikularistische Tendenz; sie erkannte mich laut als «Genie» an, und erwies mir das besondre Vertrauen, welches, wie sie meinte, nur einem Genie zu schenken sei. Sollte diess Vertrauen gar bald seine bedenklichen Seiten für mich äussern, da sie mich zum Mitwisser und Berather bei wirklich fatalen Vorgängen in ihrem Herzen machte, so fanden sich doch zunächst auch die Gelegenheiten, bei welchen sie sich offen vor aller Welt mit schmeichelhaftester Auszeichnung als meine Freundin zu erkennen gab.

Zunächst hatte ich sie auf einem Ausflug nach Leipzig zu begleiten, wo sie für ihre Mutter ein grosses Concert gab, welches sie auch dadurch besonders anziehend zu machen glaubte, dass sie zwei Stücke aus dem «*Rienzi*», die Arie des «*Adriano*» und das Gebet des «*Rienzi*» (letzteres von *Tichatschek* vorgetragen), unter meiner persönlichen Leitung ausgeführt, dem Programm einreihte. Auch *Mendelssohn*, der ihr sehr befreundet war, war von ihr zu diesem Concert herbeigezogen worden; er führte seine damals neue Ouverture zu «*Ruy-Blas*» darin auf. Mit Diesem kam ich während der zwei umgangsvollen Tage, welche ich bei diesem Anlass in Leipzig verbrachte, zum ersten Mal in nähere Berührung, da zuvor mein Verkehr mit ihm sich nur auf einige seltene und gänzlich unergiebige Besuche beschränkt hatte. Im Hause meines Schwagers *Fritz Brockhaus* wurde von *Mendelssohn* und der *Schröder-Devrient*, welcher dieser eine reiche Auswahl *Schubert*'scher Lieder accompagnirte, lebhaft musicirt. Ich beobachtete hierbei eine eigenthümliche Unruhe und Aufgeregtheit, mit welcher dieser damals auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes und Wirkens stehende, noch immer junge Meister mich betrachtete oder vielmehr ausspähte. Mir war ersichtlich, dass er auf einen Opernerfolg überhaupt, und somit gewiss auch in Dresden, nicht sonderlich viel gab, und zweifellos zählte ich bei ihm hierdurch unter einer Gattung von Musikern, von denen er nichts hielt, und mit denen er nichts zu thun zu haben glaubte. Dennoch hatte gerade dieser Erfolg charakteristische Merkmale, welche ihm etwas Erschreckendes gaben. *Mendelssohn* selbst verlangte seit lange nach nichts sehnlicher, als nach einer glücklichen Oper; es konnte ihn vielleicht verdriessen, dass, ehe er so weit kam, in plumper Weise, durch eine Art von Musik, welche nicht gut zu finden er sich vollkommen berechtigt halten durfte, gerade ein solcher Erfolg ganz un-

erwartet ihm in den Weg kam. Nicht minder mochte es ihn verstimmen, dass die von ihm für genial erkannte, und so lebhaft ihm zugethane *Schröder-Devrient* so offen und laut nun auch für mich eintrat. Alles dieses dämmerte in meinem Bewusstsein auf, als *Mendelssohn* durch eine sehr merkwürdige Aeusserung mich geradeswegs gewaltsam auf eine solche Deutung hinwies. Als ich ihn nämlich nach der gemeinschaftlichen Concertprobe nach Hause begleitete, und mit grosser Wärme soeben über Musik gesprochen hatte, unterbrach der durchaus nicht Redselige in eigenthümlich erregter Hast mich mit der Aeusserung, die Musik habe nur das Schlimme, dass sie nicht nur die guten, sondern auch die üblen Eigenschaften, wie gerade auch die Eifersucht, stärker als alle andren Künste anrege. Mich überflog es nur mit Schamröthe, diese Aeusserung auf seine Empfindung gegen mich beziehen zu sollen, da ich mir in tiefster Unschuld bewusst war, dass ich nie auch nur im Entferntesten an einen Vergleich meiner Fähigkeiten und Leistungen als Musiker mit denen *Mendelssohn*'s zu denken mir beikommen lassen könnte. Seltsamer Weise producirte er sich aber gerade bei diesem Concerte nicht in dem Lichte, in welchem er sich ausser allem nur denklichen Vergleich mit mir gezeigt haben würde; eine Aufführung seiner «Hebriden-Ouverture» würde ihn zu meinen beiden Opern-Arien so gestellt haben, dass jede Beschämung, an seiner Seite zu stehen, mir erspart gewesen wäre, da der Abstand unsrer Leistungen zu unvergleichlich fern war; es schien aber, dass ihn zur Wahl der «*Ruy-Blas*»-Ouverture die Absicht bestimmt hatte, dem Genre der Opernmusik bei dieser Gelegenheit sich so nahe zu stellen, dass er das Effektvolle desselben auch auf sein Werk mit hinüberspielen liesse. Die Ouverture schien offenbar für das Pariser Publikum berechnet zu sein; und wie überraschend darin *Mendelssohn* erschien, bezeugte mit seiner Unbeholfenheit *Robert Schumann*, welcher nach dem Stück auf das Orchester zu *Mendelssohn* kam, und ihm gutmüthig lächelnd seine Verwunderung über das «flotte Orchesterstück» ausdrückte. Zur Ehre der Wahrheit sei aber hiermit erwähnt, dass weder er noch ich an diesem Abend den eigentlichen Erfolg erstritten; wir verschwanden gänzlich vor dem ungeheuren Eindruck, welchen die greise *Sophie Schröder* mit der Recitation der *Bürger*'schen «*Lenore*» hervorbrachte. Hatte man zuvor in den Journalen ihrer Tochter vorgeworfen, dass sie durch allerhand Musik-Ausstellungen ihrer Mutter, welche nie etwas mit Musik zu thun gehabt habe, auf ungeeignete Weise dem musikalischen Publikum Leipzig's ein Benefiz habe entlocken wollen, so standen wir musikalische Helfershelfer um dieses, von der

fast zahnlosen hochbetagten Frau mit wahrhaft erschreckender Schönheit und Erhabenheit gesprochene *Bürger*'sche Gedicht, wie wahre müssige Gaukler da. Und mir gab diess, wie so Manches, was ich in diesen wenigen Tagen erlebt, viel zu denken und zu sinnen. —

Ein zweiter mit der *Schröder-Devrient* gemeinschaftlich unternommener Ausflug führte mich noch im Dezember desselben Jahres nach Berlin, wohin die Künstlerin zur Mitwirkung bei einem grossen Hofconcert eingeladen war, und wo ich für mein Theil mit dem Intendanten *Küstner* wegen des «*fliegenden Holländer*'s» Rücksprache halten wollte. Während ich für meine persönliche Angelegenheit zu keinem bestimmten Ergebniss gelangte, erhielt der diessmalige kurze Besuch in Berlin für mich ein besondres Interesse durch mein für die Folge so unvergleichlich bedeutungsvolles Zusammentreffen mit *Franz Liszt*. Es geschah diess unter besondren Umständen, welche ihn, wie mich, in eine eigenthümliche Verlegenheit setzten, und welche in übermüthigster Weise durch die herausfordernde Laune der *Schröder-Devrient* in das Spiel gebracht wurden.

Ich hatte meiner Gönnerin bereits vorher gelegentlich von einem früheren Zusammentreffen von mir mit *Liszt* erzählt. In jenem verhängnissvollen zweiten Winter meines Pariser Aufenthaltes, in welchem ich schliesslich durch die Schlesinger'sche Lohnarbeit mein Leben fristen zu können mich glücklich zu schätzen hatte, wurde ich eines Tages durch eine Mittheilung des stets für mich besorgten *Laube* davon benachrichtigt, dass *F. Liszt*, welchem er in Deutschland von mir gesprochen und mich empfohlen habe, nach Paris kommen werde, ich möge daher nicht versäumen, ihn aufzusuchen; denn *Liszt* sei «generös», und würde mir gewiss zu helfen wissen. Da ich nun von dieser Ankunft wirklich erfuhr, meldete ich mich bei ihm in seinem Hôtel zum Empfang. Es war am frühen Vormittag; ich wurde angenommen, und traf zunächst einige fremde Herren im Salon, zu welchen nach einiger Zeit auch *Liszt*, freundlich und gesprächig, im Hauskleid herzutrat. Unfähig, an der französischen Conversation, welche sich um die Erlebnisse *Liszt*'s während seiner letzten Kunstreise in Ungarn bewegte, Theil zu nehmen, hörte ich eine Zeitlang aufrichtig gelangweilt zu, bis ich endlich von *Liszt* freundlich gefragt wurde: «womit er mir dienen könne?» Auf die Empfehlung *Laube*'s schien er sich nicht besinnen zu können; alles, was ich auf seine Frage ihm antworten konnte, war, dass ich den Wunsch hege, seine Bekanntschaft zu machen, wogegen er nichts zu haben schien, und mir anzeigte, dass er nicht vergessen werde, zunächst mir ein Billet für seine bevorstehende grosse Matinée zustellen zu lassen. Mein ganzer Versuch, ein

künstlerisches Gespräch einzuleiten, bestand in der Frage, ob *Liszt* neben dem *Schubert*'schen Erlkönig nicht auch den von *Löwe* kenne: mit der Verneinung dieser Frage war dieser ziemlich befangene Versuch beseitigt, und mein Besuch endigte mit der Abgabe meiner Adresse, an welche alsbald auch von seinem Sekretair *Belloni*, von artigen Zeilen begleitet, eine Eintrittskarte zu einem in der *Salle Erard* vom Meister persönlich allein gegebenen Concert gelangte. Ich fand mich in dem überfüllten Salon ein, sah die Tribune, auf welcher der Flügel stand, von der Crême der Pariser Damenwelt im engsten Cirkel belagert, wohnte den enthusiastischen Ovationen bei, welche dem von aller Welt angestaunten Virtuosen gespendet wurden, hörte mehrere seiner glänzendsten Stücke, wie die «Fantaisie sur Robert le Diable» an, und trug eigentlich keinen andren Eindruck als den der Betäubung davon. Es war die Zeit meiner völligen Umkehr von einem Wege, der mich gegen meine innere Natur irre geleitet hatte, und von welchem ich mich nun in schweigsamer Bitterkeit still emphatisch abwandte. Zu nichts war ich somit weniger aufgelegt, als zu einer gerechten Würdigung derjenigen Erscheinung, welche gerade in dieser Zeit im vollsten Sonnenscheine des Tages glänzte, von dem ab ich mich der Nacht zugekehrt hatte. Ich suchte *Liszt* nicht wieder auf. —

Wie gesagt, hatte ich gelegentlich der *Schröder-Devrient* hiervon einfach erzählt; diese hatte aber mit besondrer Lebhaftigkeit Kenntniss davon genommen, denn ich traf bei ihr auf den schwachen Punkt der Künstler-Eifersucht. Da nun *Liszt* gleichfalls vom König von Preussen zu dem grossen Hofconzert nach Berlin geladen war, hatte es sich ereignet, dass bei einem ersten Zusammentreffen mit ihm sie von *Liszt* mit grosser Theilnahme nach dem Erfolg des «Rienzi» befragt worden war. Da sie hierbei bemerkt hatte, dass der Componist dieses «Rienzi» *Liszt* eine gänzlich unbekannte Person sei, hatte sie ihm sogleich mit sonderbarer Schadenfreude seinen vermeintlichen Mangel an Scharfblick vorgeworfen, da dieser Componist, welchem er jetzt mit so lebhaftem Interesse nachfrage, derselbe arme Musiker sei, welchen er kürzlich in Paris so «hochmüthig abgewiesen habe». Sie erzählte mir diess jubelnd, zu meiner grössten Beklemmung, da ich sofort ihren von meiner früheren Erzählung gewonnenen Eindruck gebührend berichtigen musste. Als wir in ihrem Zimmer eben diesen Punkt verhandelten, wurden wir plötzlich im Nebengemach durch die berühmte Passage des Basses in der Rache-Arie der «Donna Anna», in Oktaven rapid auf dem Klavier ausgeführt, unterbrochen. — «Da ist er ja selbst», rief sie. *Liszt* trat herein, um die Sängerin

zur Conzertprobe abzuholen. Zu meiner grossen Pein stellte sie mich ihm mit boshafter Freude als den Componisten des «Rienzi» vor, den er ja nun kennen zu lernen wünsche, nachdem er ihm zuvor in seinem herrlichen Paris die Thür gewiesen habe. Meine ernstlichsten Betheuerungen, dass meine Gönnerin — jedenfalls nur zum Scherz — eine ihr von mir gemachte Mittheilung über meinen früheren Besuch bei *Liszt* absichtlich entstelle, beruhigten *Liszt* augenscheinlich über mich, da er andrerseits über die leidenschaftliche Künstlerin wohl bereits mit sich im Reinen war. Er bekannte allerdings, dass er sich meines Besuches in Paris nicht erinnere, dass es ihn demungeachtet schmerzlich berührt und erschreckt habe, zu erfahren, dass irgend Jemand über eine so üble Behandlung seinerseits in Wahrheit sich zu beklagen haben sollte. Der überaus herzliche Ton der einfachen Sprache, in welcher *Liszt* über dieses Missverständniss sich gegen mich äusserte, machten den sonderbar aufgeregten Neckereien der ausgelassenen Frau gegenüber einen ungemein wohlthuenden und gewinnenden Eindruck auf mich. Seine ganze Haltung, durch welche er ihre schonungslosesten spöttischen Angriffe zu entwaffnen suchte, war mir neu, und gab mir einen innigen Begriff von der Eigenthümlichkeit des seiner Liebenswürdigkeit und unvergleichlichen Humanität sicheren Menschen. Sie zog ihn endlich mit seinem kürzlich von der Königsberger Universität erhaltenen Doctortitel auf, indem sie ihn mit einem «Apotheker» zu verwechseln vorgab: *Liszt* streckte sich endlich platt auf dem Boden aus, gleichsam um, vollständig hülflos gegen das Unwetter ihrer Spöttereien sich erklärend, um Gnade zu flehen. Nachdem er sich an mich noch mit der herzlichen Versicherung gewandt, dass er es sich angelegen sein lassen werde, den «Rienzi» zu hören, und jedenfalls mir eine bessere Meinung über sich zu verschaffen, als sein Unstern bis jetzt ihm es ermöglicht habe, schieden wir für diessmal. — Der Eindruck, namentlich der grossen, fast naiven Einfachheit und Schlichtheit jeder Aeusserung und jedes Wortes, besonders auch des Ausdruckes, welchen er ihr gab, hinterliessen auf mich mit grosser Bestimmtheit den Eindruck, welchen gewiss Jeder von den hier bezeichneten Eigenschaften *Liszt*'s gewonnen, und durch welchen ich mir zum ersten Mal den Zustand von Bezauberung erklären konnte, in welchen *Liszt* Alle, die ihm näher gekommen, versetzt hatte, und über deren Ursachen ich bisher eine falsche Meinung gehegt zu haben mir nun wohl innigst klar wurde. —

Diese beiden Ausflüge nach Leipzig und nach Berlin waren nur kurze Unterbrechungen der Studienzeit, welche wir daheim auf den «*fliegenden Holländer*» verwandten. In diesem Betreff lag mir Alles daran, die

Schröder-Devrient bei warmem Interesse für ihre Aufgabe zu erhalten, da ich wohl fühlte, dass ich, bei der Schwäche der übrigen Besetzung der Partien, nur von ihrer Seite eine dem Geiste meines Werkes entsprechende Wiedergabe erwarten konnte. — Ausserdem dass sie die Rolle der «Senta» wirklich ansprach, wirkten zu derselben Zeit besondre Umstände auf eine ungemeine Erregung der leidenschaftlichen Frau. Sie stand nämlich, wie ich als betroffener Vertrauter erfuhr, im Begriff, ein bis dahin gepflegtes mehrjähriges Liebesverhältniss zu einem ernsten, ihr herzlich geneigten, sehr jugendlichen Manne, dem Sohn des ehemaligen Kultusministers *Müller*, damals Lieutenant in der königlichen Garde, zu brechen, um dafür ein andres, bei weitem weniger sich empfehlendes, mit leidenschaftlicher Hast anzuknüpfen. Der neu Erwählte war ein, wie es schien, zuletzt in Berlin ihr bekannt gewordener Herr *v. Münchhausen*, ebenfalls jung, gross und schlank, wie sich diess, nach dem im Verlauf mir klar werdenden Charakter der Neigungen meiner Freundin, von selbst verstand. Das leidenschaftliche Vertrauen, welches sie bei dieser Gelegenheit mir schenkte, schien mir aus der Angst ihres sehr gequälten Gewissens herzurühren: sie wusste, dass *Müller*, der seiner guten Eigenschaften wegen auch mir befreundet worden war, sie mit dem Ernste der ersten Neigung geliebt hatte, und dass sie jetzt ihn unter nichtigen Vorwänden auf das Treuloseste verrieth. Sie schien sich auch auf das bestimmteste sagen zu müssen, dass der neu Erwählte ihrer völlig unwerth war, und nur durch frivole und eigennützige Absichten sich zu ihr gezogen fühlte. Somit wusste sie auch, dass Niemand, und namentlich nicht ihre älteren, durch häufige Erfahrung um sie besorgten, Freunde ihr Benehmen billigen würden, und erklärte mir nun aufrichtig, dass sie mit ihrem Vertrauen zu mir sich gedrängt fühle, weil sie mich für ein Genie halte, und ich die Nöthigung ihrer Natur begreifen würde. Gewiss war mir hierbei sehr sonderbar zu Muthe. Von ihrer Neigung, wie von dem Gegenstande derselben, fühlte ich mich heftig abgestossen; durfte aber doch zu meinem Erstaunen nicht verkennen, dass diese mich höchst anwidernde Leidenschaft die seltsame Frau mit einer solch heftigen Gewalt erfasste, dass ich ihr ein gewisses Mitleiden, und selbst eine ernste Theilnahme nicht versagen konnte. Sie war bleich und verstört, lebte fast ohne jede Nahrung, und befand sich in einer so übermässigen Spannung aller Lebenskräfte, dass ich nicht anders glaubte, als sie einer schweren, ja tödtlichen Krankheit entgegengehen zu sehen. Seit lange floh sie jeder Schlaf, und so oft ich mit meinem unglücklichen «fliegenden Holländer» zu ihr kam, erschrak ich über sie dermassen, dass ich an alles weniger als an die Vor-

nahme des beabsichtigten Studiums dachte. Gerade aber hielt sie mich da fest, nöthigte mich zum Klavier, und stürzte sich nun wie zu Tod und Verderben auf ihre Rolle. Da ihr an und für sich die Erlernung der Musik schwer fiel, konnte sie nur durch sehr häufiges und anhaltendes Probiren sich ihre musikalische Aufgabe aneignen. Nun sang sie stundenlang mit solcher Leidenschaftlichkeit, dass ich oft bang aufsprang und sie um Selbstschonung bat; da wies sie denn lächelnd wieder auf ihre Brust und dehnte die Muskeln ihres wohl immer noch schönen Körpers, um mir zu versichern, dass sie nichts umbringen könne. Wirklich erhielt auch ihre Stimme um diese Zeit eine jugendliche Frische und ausdauernde Kraft, die mich oft in Erstaunen setzten, und sonderbarer Weise musste ich mir bekennen, dass diese absurde Leidenschaft zu einem faden, nichtswürdigen Menschen meiner «Senta» merkwürdig zu gute kam. Die ausdauernde Kraft der übermässig angespannten Frau war so gross, dass sie, weil andrerseits die Zeit hierzu drängte, und eine mir nachtheilige Verzögerung dadurch vermieden wurde, sogar ohne sich zu schaden darein willigte, die Generalprobe am gleichen Tage der ersten Aufführung abzuhalten.

Diese Aufführung fand nun am 2. Januar des neuen Jahres (1843) statt. Der Erfolg derselben war für mich äusserst lehrreich, und leitete die entscheidende Wendung meiner späteren Schicksale ein. Zunächst hatte ich an der im ganzen missglückten Aufführung mir die Lehre zu entnehmen, welcher besonnenen Sorgfalt es bedürfe, um sich des entsprechenden Ausfalles der dramatischen Darstellung meiner neueren Arbeiten zu versichern. Ich erkannte, dass ich mehr oder weniger der Meinung gewesen war, meine Partitur müsse sich ganz von selbst verständlich machen, und meine Sänger müssten ganz von selbst dazu kommen, es mir recht zu machen. Mein braver alter Freund *Wächter*, zur Zeit der ersten Blüthe der *Henriette Sonntag* ein beliebter «Barbier von Sevilla», war, wie ich bereits erwähnte, allerdings von vorneherein bescheidener Weise einer andern Ansicht gewesen. Seine gänzliche Unfähigkeit zu der schwierigen Rolle meines energisch leidenden grauenhaften Seefahrers ging leider selbst der *Schröder-Devrient* zu spät erst in den Theaterproben auf. Das bedenkliche Embonpoint *Wächter*'s, namentlich sein rundes breites Gesicht und die sonderbaren Bewegungen seiner Arme und Beine, welche unter seiner Handhabung nur körperliche Stumpfe zu sein schienen, brachten meine leidenschaftliche «Senta» zur Verzweiflung. In einer Probe brach sie an der Stelle der grossen Scene im 2. Akt, wo sie zu dem erhabenen Trost der Heilsverkündigung in der Stellung eines Schutz-

engels zu ihm trat, plötzlich ab, und raunte mir leidenschaftlich in das Ohr: «Wie kann ich's herausbringen, wenn ich in diese kleinen Rosinenaugen blicke? Gott, Wagner, was haben Sie da wieder gemacht?» Ich tröstete sie, so gut ich konnte, und verliess mich heimlich auf den Herrn *von Münchhausen*, der mir denn auch wirklich versprach, des Abends sich im Parket so aufzustellen, dass die *Devrient* ihn erblicken müsse. Wirklich gelang es auch der durchaus genialen Leistung meiner grossen Künstlerin, trotz der grauenhaften Oede, in der sie sich auf der Bühne befand, mit dem zweiten Akte Alles zu enthusiastischer Wärme hinzureissen. Der erste Akt, welcher dem Publikum nichts als eine langweilige Unterhaltung des Herrn *Wächter* mit jenem Herrn *Risse*, der mich am Tage der ersten Aufführung des Rienzi zu einem guten Glas Wein eingeladen hatte, bot, und dann der dritte Akt, in welchem das höchste Toben des Orchesters das Meer nicht aus seinem zahmsten Behagen, und das Gespensterschiff nicht aus seiner vorsichtigsten Aufstellung bringen konnte, versetzten das Publikum in Staunen darüber, wie ich nach dem «Rienzi», wo doch in jedem Akte so sehr viel vorging, und *Tichatschek* in immer neuen Anzügen glänzte, nun dieses so gänzlich schmucklose, dürftige und düstre Werk hätte bieten können.

Da die *Schröder-Devrient* bald für längere Zeit gänzlich von Dresden fortging, erlebte der «fliegende Holländer» nur vier Vorstellungen, bei denen der sich vermindernde Andrang des Publikums genügend zu erkennen gab, dass ich es hiermit den Dresdnern nicht recht gemacht hatte. Die Direktion sah sich genöthigt, um meinen Glanz aufrecht zu erhalten, alsbald wieder zum Rienzi zurückzugreifen; und über den Erfolg dieser Oper, wie den Misserfolg des «Holländers» hatte ich nun nachzudenken. Mit einem seltsamen Grauen musste ich mir sagen, dass, waren auch die grossen Mängel in der Darstellung des «fliegenden Holländers» mir offenbar geworden, ich den Erfolg des «Rienzi» in Wirklichkeit doch nicht der durchweg richtigen und entsprechenden Darstellung derselben zu verdanken hatte. War *Wächter* keinesfalls meiner Aufgabe für den «fliegenden Holländer» nachgekommen, so konnte ich mir doch auch nicht verbergen, dass in fast nicht mindrem Grade *Tichatschek* hinter der charakteristischen Aufgabe seiner Rolle als «Rienzi» zurückgeblieben war. Die unerhörtesten Fehler und Mängel in der Darstellung dieser Rolle waren mir nie entgangen; von dem finstren, dämonischen Grunde in der Natur des Rienzi, welchen ich an den entscheidenden Punkten des Sujets unverkennbar stark hervorgehoben, hatte sich *Tichatschek* nicht einen Augenblick für die Behauptung des jubelnd strahlenden Heldentenor-

Charakters seiner Leistung irre machen lassen, um desto wehmüthiger im vierten Akte nach dem Bannspruche auf die Kniee zusammen zu knicken, und in lyrischer Bedauernswürdigkeit sein Schicksal über sich ergehen zu lassen; darwider er meiner Vorstellung, dass Rienzi zwar geistig in sich versenkt, aber fest wie eine Statue zu erblicken sein müsse, den grossen Erfolg grade dieses Aktschlusses «nach seiner Auffassung» entgegen hielt, mit der Ermahnung, doch ja hieran nichts ändern zu wollen. Ueberlegte ich mir somit, was eigentlich den Erfolg meines «Rienzi» herbeigeführt habe, so beruhte diess einerseits auf dem glänzenden, ungemein erquicklichen Organe des stets freudig aufschmetternden Sängers, in der erfrischenden Wirkung des Chorensembles und der bunten Bewegtheit der scenischen Vorgänge. Einen ganz besondren Fingerzeig erhielt ich aber noch, als wir die Oper in zwei Theilen gaben, und der dramatisch wie musikalisch offenbar bedeutendere zweite Theil stets auffallend weniger besucht war als der erste, und zwar aus dem allerseits mir offen bekannten Grunde, weil das Ballet in den ersten Theil falle. Einen noch naiveren Nachweis für das eigentlich hinreissende Moment dieser Oper gewann ich durch meinen guten Bruder *Julius*, welcher zu einer der Vorstellungen des «Rienzi» aus Leipzig gekommen war. Da ich mit ihm mich in einer offenen Loge, dem ganzen Publikum ersichtlich befand, verbat ich mir von ihm jede Beifallsbezeugung, selbst wenn sie auch nur den Sängern gelte: er vermochte sich während des ganzen Abends vom Applaudiren zu enthalten; nur bei einer gewissen Evolution des Ballets übermannte ihn der Enthusiasmus dermassen, dass er zu dem Jubel des Publikums wüthend in die Hände schlug, und mir bedeutete, jetzt könne er sich nicht mehr halten. Merkwürdiger Weise verdankte später in Berlin mein, im Uebrigen dort gleichgültig aufgenommener «Rienzi» ebenfalls diesem Ballete die anhaltende Vorliebe des jetzigen Königs von Preussen, welcher noch nach langen Jahren die Wiederaufführung dieser Oper wünschte, trotzdem sie in keiner Weise durch ihren dramatischen Gehalt das Publikum zu erwärmen vermocht hatte. Als ich in späterer Zeit in Darmstadt einer Aufführung derselben Oper wieder beiwohnen musste, fand ich, dass, während die besten Theile derselben auf das unerhörteste zusammengestrichen waren, im Ballet sogar Wiederholungen und Ausdehnungen hatten vorgenommen werden müssen. Nun war aber gerade diese Balletmusik, welche ich einst in Riga, ohne alle Anregung für dergleichen, mit absichtlicher Flüchtigkeit verächtlich in wenigen Tagen zusammen geschrieben hatte, von so auffallender Schwäche, dass ich mich, zumal da ich den besten Theil der-

selben, die tragische Pantomime, von vorneherein zu unterdrücken genöthigt gewesen war, bereits zu jener Zeit in Dresden ihrer aufrichtig schämte. Da nun ausserdem in Dresden gar keine choregraphischen Mittel vorhanden waren, um selbst für das übrig Gebliebene meinen Anordnungen antiker Kampfspiele und bedeutungsvoller ernster Reigentänze, wie sie später in Berlin sehr gut ausgeführt wurden, nachzukommen, hatte ich mich schmählicher Weise damit zu begnügen, dass zwei kleine Tänzerinnen eine Zeit lang alberne «Pas» ausführten, endlich aber eine Compagnie Soldaten aufmarschirte, die Schilde über ihren Köpfen zu einem Dache zusammenfügte, um an die altrömische «Testudo» zu erinnern, und der Balletmeister mit seinem Gehülfen, in blossen fleischfarbenen Tricots, auf dieses Schilddach sprangen, um sich hier einige Male gegenseitig auf den Kopf zu stellen, was ihrer Meinung nach das altrömische Gladiatorenspiel versinnlichen musste. Dieses war der Moment, welcher das Haus stets zu erdröhnendem Beifall hinriss, und ich hatte mir zu sagen, dass, wenn dieser Augenblick eintrat, ich die Krone meines Erfolgs erreicht hatte. —

Während ich auf diese Weise mir die eigenthümliche Divergenz zwischen meinem inneren Streben und meinem äusseren Erfolge immer ahnungsvoller bewusst wurde, sah ich auf der andren Seite durch die sonderbare Begünstigung der Umstände mich gedrängt, meinem Schicksale in fast ähnlich beängstigender Weise, als es bei meiner Verheirathung geschehen war, durch Annahme der Dresdener Kapellmeisterstelle, eine verhängnissvolle Richtung zu geben. Den hierauf bezüglichen Unterhandlungen hatte ich von Anfang herein eine zögernde Lauheit entgegengesetzt, welche in keiner Weise affektirt war. Meine Verachtung des Theaterwesens war bereits vollkommen; sie konnte durch die nun mir gewordene genauere Bekanntschaft mit dem scheinbar so vornehmen Hoftheater-Intendanz-Wesen, welches mit dünkelhafter Ignoranz das Schmachvolle der modernen Theatertendenz prunkend zu verdecken berufen scheint, nicht eben vermindert werden. Wie nun unter solcher Pflege alle höhere Regung bei jedem am Theater Betheiligten in der Weise ertödtet wurde, dass schliesslich nur ein Complex der eitelsten und frivolsten Interessen durch einen lächerlich steifen bureaukratischen Apparat zusammengehalten wurde, so erkannte ich jetzt mit grösster Sicherheit in einer Nöthigung zum Befassen mit dem Theater das Widerwärtigste, was ich mir vorstellen konnte; und als mir durch den erwähnten Todesfall *Rastrelli*'s gerade jetzt, und hier in Dresden, die Versuchung meiner inneren Stimme untreu zu werden herantrat, erklärte ich sofort

meinen vertrauten älteren Freunden, dass ich nicht daran dächte die frei gewordene Stelle annehmen zu wollen.

Gegen diesen Entschluss vereinigte sich nun aber Alles, was irgend menschliche Entschliessungen erschüttern kann. Die Aussicht auf Sicherung meiner Lebenslage durch eine dauernde Versorgung bei festem Gehalte machte sich zunächst mit tyrannischer Anziehungskraft geltend. Ich bekämpfte die Versuchung durch Hinweis auf meine Erfolge als Opernkomponist, die mir, so hoffte ich, wenigstens genug einbringen würden, um in zwei Stuben, bei geringen Lebensansprüchen, ungestört neue Arbeiten fördern zu können. Gerade im Betreff meiner Arbeitsmusse, wendete man mir aber ein, würde ich bei einer festen Anstellung mit nicht übermässiger Beschäftigung mich besser gefördert sehen, als bisher, wo ich seit der Vollendung des «fliegenden Holländers» über ein volles Jahr ohne Ruhe zur Arbeit mich befunden hatte. Ich blieb dabei, dass ich die dem Kapellmeister untergeordnete Musikdirektorstelle des verstorbenen *Rastrelli* in jeder Hinsicht für meiner unwürdig hielte, erklärte mit Bestimmtheit auf dieselbe nicht zu reflektiren, und veranlasste dadurch auch die Generaldirektion, sich anderweitig wegen Besetzung derselben umzusehen. Während somit von dieser Stelle nun nicht mehr die Rede war, wurde mir aber eröffnet, dass durch den vor einiger Zeit bereits erfolgten Tod des Kapellmeisters *Morlachi* eigentlich ja noch eine königliche Kapellmeisterstelle unbesetzt geblieben sei, und es stünde zu erwarten, dass der König sich geneigt fühlen dürfte, diese Stelle von Neuem durch mich zu besetzen. Die grosse Wichtigkeit, welche in Deutschland, namentlich in königlichen Residenzen, solchen Angelegenheiten beigelegt wird, und die glänzende «Solidität», welche solch eine lebenslängliche königliche Anstellung namentlich deutschen Musikern als das höchste erreichbare irdische Glück vorschweben lässt, fing nun an meine gute Frau in grosse Aufregung zu versetzen. Von manchen Seiten eröffneten sich mir freundlich behagliche Anknüpfungen für einen bürgerlichen Verkehr, wie wir ihn bisher noch nicht gekannt hatten; das Gefühl des Wohlgelitten- ja Angesehenseins breitete sich mit wohlthätiger Wärme über die Heimathlosen aus, denen mit einer dauernden Niederlassung unter ehrenvollstem königlichen Schutze das in trostlosen Zeiten oft schmerzlich ersehnte Behagen einer wohlanständigen Sicherheit sich gewonnen zeigte. Einen wichtigen Einfluss auf die Erweichung meiner Stimmung übte endlich die Wittwe *Karl Maria von Weber's*, die lebhafte und liebenswürdige *Caroline*, in deren Haus ich mich jetzt öfter befand, und deren Umgang durch unmittelbar auflebende

Erinnerungen an den von mir noch immer so innig geliebten Meister für mich besonders anziehend war. Diese beschwor mich nun mit wahrhaft rührender Innigkeit, doch ja dem bedeutungsvollen Zuge des Schicksales nicht widerstreben zu wollen. Sie habe ein Recht mich zur Einkehr in Dresden aufzufordern, um dort die Stelle einzunehmen, die seit dem Tode ihres Mannes so traurig leer geblieben sei: «denken Sie sich», sagte sie mir, «wie ich einst *Weber* wiedersehen soll, wenn ich ihm davon zu berichten habe, wie bisher das von ihm so aufopferungsvoll gepflegte Werk, da wo er es wirkte, verwahrlost worden; denken Sie sich, wie mir zu Muthe ist, wenn ich dort, wo einst der seelenvolle *Weber* stand, jetzt nur noch den faulen *Reissiger* sehen soll, — wie mir zu Muthe ist, wenn ich seine Opern mit jedem Jahre geistloser herunter gespielt höre: lieben Sie *Weber*, so sind Sie es seinem Andenken schuldig, in seine Stelle zu treten, um sein Werk fortzusetzen.» Aber auch die praktische Seite der Angelegenheit wies die lebenserfahrene Frau mit energischer Fürsorge nach, indem sie mir es an's Herz legte, namentlich auch an die Sicherheit meiner Frau zu denken, welcher, wenn ich plötzlich stürbe, durch Annahme der mir gebotenen Stelle genügende Versorgung geboten sei. —

Mehr als alles diess Herzliche, Bedeutende und Vernünftige wirkte in mir selbst der zu keiner Zeit meines Lebens gänzlich vertilgte enthusiastische Glaube an die Möglichkeit, da, wohin mich das Schicksal geführt, also auch jetzt hier in Dresden, doch wohl den Punkt gefunden zu haben, von welchem aus einmal eine Umkehr des Gewohnten in Bewegung zu setzen, und das Unerhörte in das Leben zu rufen wäre: am Ende bedurfte es ja doch nur einmal des Aufkommens eines feurig strebenden Menschen, um, wenn das Glück ihn wirklich begünstigte, das Verwahrloste zu regeneriren, wahrhaft veredelnden Einfluss zu gewinnen, und die Erlösung der in schmachvollen Banden liegenden Kunst herbei zu führen. Die wunderbar schnelle Wendung, welche mein Schicksal genommen, musste einen solchen Glauben nur nähren, und wirklich verführerisch wirkte auf mich mein Innewerden der merkwürdigen Veränderung, welche in der ganzen Haltung des Generaldirektors Herrn *von Lüttichau* gegen mich eingetreten war. Der sonderbare Mensch zeigte mir eine Wärme, deren ihn Niemand zuvor für fähig gehalten hatte, und von seinem persönlichen wahrhaften Wohlwollen habe ich mich, selbst während meiner späteren unaufhörlichen Zerwürfnisse mit ihm, unverkennbar überzeugt halten müssen. — Nichts desto weniger wurde die Entscheidung doch aber nur durch eine Art von Ueberrumpelung herbeigeführt: ich wurde am 2. Februar 1843 auf das Freundlichste in

das Bureau des Intendanten eingeladen und traf dort den Generalstab der königlichen Kapelle an, in dessen Mitte Herr *von Lüttichau* durch den Theatersekretair, meinen unvergesslichen Freund *Winkler*, mir feierlichst ein königliches Reskript vorlesen liess, durch welches ich sofort zum Kapellmeister Seiner Majestät mit 1500 Thalern lebenslänglichem Gehalt ernannt wurde. Herr *von Lüttichau* liess dieser Lektüre eine ziemlich feierliche Rede folgen, in welcher er seine Annahme ausdrückte, dass ich mit Dank die Gnade des Monarchen erkennen würde. Es entging mir bei dieser freundlichen Solemnität nicht, dass hiermit zugleich allen weiteren Verhandlungen über die Höhe des Gehaltes die Möglichkeit abgeschnitten war, wogegen allerdings der Hinwegfall der selbst *Weber* seiner Zeit auferlegten Bedingung, zuerst unter dem blossen Titel eines königlichen Musikdirektors ein Probejahr zu bestehen, als sehr beschwichtigende Ausnahme mich zum Schweigen zu bringen berechnet war. Meine neuen Kollegen beglückwünschten mich sofort, und Herr *von Lüttichau* begleitete mich unter den angenehmsten Gesprächen bis an die Thür meines Hauses, wo ich denn wiederum meiner vor Freude taumelnden armen Frau in die Arme fiel, so dass ich nun wohl merkte, dass ich gute Miene zu machen hatte und, ohne unerhörtes Aergerniss zu geben, mich jetzt wohl selbst als königlichen Kapellmeister zu becomplimentiren hatte.

Als ich in feierlicher Sitzung als königlicher Diener beeidigt und der versammelten musikalischen Kapelle mit einigen feurigen Worten des königlichen Generaldirektors vorgestellt war, wurde ich nach einigen Tagen auch von Seiner Majestät zur Audienz empfangen. Als ich in die Züge des gutherzigen, freundlichen und schlichten Monarchen blickte, fiel mir unwillkürlich mein jugendlicher Entwurf zu jener politischen Ouverture, mit dem Thema «Friedrich und Freiheit», ein. Das etwas verlegene Gespräch belebte sich, als der König mir seine Zufriedenheit mit meinen beiden nun in Dresden gegebenen Opern bezeigte. Wenn ihm etwas zu wünschen übrig blieb, so wäre dieses, wie er sich mit freundlichem Zögern ausdrückte, ein etwas deutlicheres Heraustreten der einzelnen Personen meiner musikalischen Dramen; es komme ihm vor, als ob das Elementare darin das Interesse an diesen beeinträchtige: so im «Rienzi» das Volk, im «fliegenden Holländer» das Meer. Mir schien als ob ich ihn sehr gut verstünde, und ich freute mich aufrichtig über diesen Beweis sowohl seiner ernsten Theilnahme, als seines originellen Urtheils. Ausserdem entschuldigte er sich im Voraus bei mir, wenn er auch meine Opern nicht sehr häufig besuchen sollte, was lediglich damit zusammenhinge,

dass er überhaupt einen eignen Widerwillen gegen den Theaterbesuch habe, der ihm leider durch eine Maxime seiner Erziehung beigebracht sei, nach welcher er mit seinem Bruder *Johann*, dem es nun ebenso ergehe, lange Zeit mit Zwang angehalten worden sei, regelmässig den Vorstellungen des Theaters beizuwohnen, wogegen er, aufrichtig gesagt, oft vorgezogen haben würde, fern der Etiquette einer freiwilligen Beschäftigung überlassen sein zu können. — Als ein charakteristisches Merkmal des Höflingsgeistes erfuhr ich bald nachher, dass Herr *von Lüttichau*, welcher während dieser Audienz mich im Vorzimmer erwarten musste, sich sehr ungehalten über die lange Dauer derselben ausgelassen hatte. — In nähere Berührung und zu einer Unterredung mit dem guten König gelangte ich im Laufe der Jahre nur noch zwei Mal: das eine Mal, als ich ihm das Dedicationsexemplar des Klavierauszuges meines «Rienzi» überreichte; das zweite Mal, als ich in Folge der von mir mit vielem Glück bewerkstelligten Bearbeitung und Aufführung der «Iphigenia in Aulis» von *Gluck*, dessen Opern er vorzüglich liebte, auf öffentlicher Promenade höchst freundlich und zutraulich von ihm angehalten und wegen meiner Arbeit beglückwünscht wurde.

Mit jener ersten Audienz beim König war jedenfalls der Höhepunkt meiner so schnell betretenen Dresdner Glückslaufbahn erreicht: von nun an meldete sich in mannichfaltiger Gestalt wieder die Sorge. — Sehr bald eröffnete sich mir der Blick in die Schwierigkeit meiner materiellen Lage, da sich herausstellte, dass die bisher von mir gewonnenen und durch meine Anstellung sich darbietenden Vortheile in keinem Verhältniss zu den bisher, seit angetretener bürgerlicher Selbstständigkeit, mein Leben belastenden Opfern und Verpflichtungen stehe. Der seit seinem Fortgang von Riga gänzlich verschollene junge Musikdirektor tauchte plötzlich in der staunenerregenden Wiedergeburt als königlich sächsischer Kapellmeister von Neuem auf. Die nächsten Folgen dieser allgemeinen Beachtung meines Glückes waren dringende Mahnungen und drohende Verfolgungen, zunächst von Seiten derjenigen Königsberger Gläubiger, denen ich in Riga mich durch jene unverhältnissmässig beschwerliche und leidenvolle Flucht entzogen hatte. Ausserdem meldete sich, was nur irgend wo und aus den undenklichsten Zeiten her zu irgend welcher Forderung an mich sich berechtigt wähnte, selbst auch aus meiner Studenten- ja Gymnasiasten-Zeit, so dass ich gelegentlich verwunderungsvoll ausrief, ich vermuthete nun noch eine Rechnung von meiner Amme für meine Säugung zu erhalten. Alles diess belief sich allerdings auf keine grosse Summe, und ich erwähne ausdrücklich den boshaften Ge-

rüchten gegenüber, welche, wie ich erst in späten Jahren erfahren habe, über meine damalige Verschuldung gelegentlich ausgestreut worden sind, dass ich mit 1000 Thalern, welche ich von Frau *Schröder-Devrient* gegen Zinsen entlieh, nicht nur alle diese Schulden bezahlte, sondern auch die von *Kietz* während meiner Pariser Nöthen, ohne alle Annahme der Zurückerstattung, mir gebrachten Opfer auf das Genaueste vergütete, und ausserdem diesem Freunde selbst mich behülflich erweisen konnte. Allein, woher selbst dieses Geld nehmen, da ich bis dahin in so äusserst kümmerlicher Lage mich befand, dass ich die *Schröder-Devrient* zur Beschleunigung der Aufführung des «fliegenden Holländers» durch den Hinweis auf die grenzenlose Wichtigkeit, von welcher für mich das dafür zu erhaltende Honorar sei, hatte antreiben müssen? Von irgend einer Vergütung für meine Ansiedlung, die doch jedenfalls dem Range eines königlichen Kapellmeisters entsprechen musste, ja selbst für die Anschaffung einer albernen und kostbaren Hofuniform, war in keiner Weise an eine Entschädigung gedacht, so dass ohne Aufnahme von Geld gegen Zinsen, da ich nun einmal gänzlich ohne Vermögen war, an keinen Anfang gedacht werden konnte. Wer nun aber den unerhörten Erfolg des «Rienzi» in Dresden wahrgenommen hatte, konnte nicht umhin an eine baldige und lohnende Verbreitung meiner Opern über die deutschen Theater zu glauben; und meine eigenen Verwandten, namentlich auch die besonnene *Ottilie*, waren hierfür mit solcher Zuversicht erfüllt, dass sie mir mindestens die Verdoppelung meines Gehaltes durch die Einnahmen von meinen Opern in sichere Aussicht stellen zu dürfen meinten. In der That schien es im allerersten Anfang hiermit ein gutes Bewenden nehmen zu wollen; sehr bald bestellte das *Kasseler* Hoftheater, sowie auch das mir altbekannte Theater zu *Riga*, die Partitur meines «fliegenden Holländers», weil man dort schnell etwas von mir geben wollte, und dem Gerüchte nach diese Oper weniger umfangreich und für die Ausstattung weniger anspruchsvoll als der «Rienzi» war. Von beiden Orten erhielt ich im Mai 1843 auch günstige Nachrichten über den Erfolg der stattgehabten Aufführungen. Hiermit hatte es denn aber für jetzt sein Ende, und das ganze Jahr verging, ohne dass auch nur die mindeste Nachfrage nach einer meiner Partituren an mich gelangt wäre. Ein Versuch, durch die Herausgabe des Klavierauszuges des «fliegenden Holländers» (da ich den «Rienzi» jedenfalls für günstigere Chancen, nach erreichten weiteren Erfolgen, als nützliches Kapital mir vorbehalten wollte), mir zu einer Einnahme zu verhelfen, scheiterte an dem Widerwillen der Herren *Härtel* in Leipzig, welche sich zwar sehr bereitwillig erklärten meine Oper

herauszugeben, jedoch nur in der Voraussetzung, dass ich von jeder Honorarforderung dafür abstünde.

So hatte ich mich denn vorläufig an der phantastischen Eigenschaft meiner Erfolge zu sättigen; meine unverkennbare Beliebtheit beim Dresdener Publikum, manche Ehre und mir erwiesene Aufmerksamkeit gehörten hierzu. Doch auch in diesem Bezug sollte mein arkadischer Traum bald gestört werden. Ich glaube, dass erst mit meinem Auftreten in Dresden dort eine neue Aera für das Journalisten- und Recensententhum begann, welches gleichsam aus seinem Aerger über meine Erfolge Stoff zu einer bis dahin nur noch schwächlich geübten Lebenskraft erhielt. Die beiden von mir bereits genannten Herren, *C. Bank* und *J. Schladebach,* haben nachweislich erst um jene Zeit ihr festes Domicil in Dresden genommen; ich weiss, dass, als in Betreff seiner dauernden Ansiedelung gegen *Bank* Schwierigkeiten erhoben wurden, diese erst durch die Verwendung und Gutsage meines nunmehrigen Collegen *Reissiger* beseitigt werden konnten. War diesen Herren, die nun dauernde Engagements für die musikalische Kritik in Dresdener Blättern annahmen, der Erfolg meines «Rienzi» bereits sehr unangenehm gewesen, namentlich da ich auch gar keine Miene machte mir ihre Gunst zu gewinnen, so war es ihnen doch noch schwer gefallen, den so allgemein beliebten jungen Musiker, welcher die Theilnahme des hierin gutmüthigen Publikums auch durch seine dürftigen und vom Glück bisher so wenig begünstigten Lebensumstände gewonnen hatte, mit der eigentlichen beizenden Lauge ihres Hasses zu übergiessen. Durch meine «unerhörte» Ernennung zum königlichen Kapellmeister war aber plötzlich jede Nöthigung zu irgend welcher humaner Rücksicht geschwunden: jetzt «ging mir's gut», ja «unmässig gut»; der Neid fand seine höchst rechtmässige Nahrung; es war etwas ganz Bestimmtes, allgemein Fassliches, was von ihm anzunagen war; und bald verbreitete sich durch alle Blätter Deutschlands in Berichten aus Dresden eine Stimmung über mich, welche als Grundton bis auf den heutigen Tag sich nie geändert hat, mit einziger Ausnahme einer gewissen Modification, welche vorübergehend, und natürlich nur in Blättern von hierfür geeigneter Farbe, während meiner ersten Niederlassung als politischer Flüchtling in der Schweiz eintrat, jedoch von da ab, wo durch *Liszt*'s Bemühungen meine Opern, trotz meiner Verbannung, über Deutschland verbreitet wurden, sich alsbald in den Blättern jeder Farbe wieder gänzlich verlor. Dass sogleich anfänglich nach den Dresdener Aufführungen zwei Theater eine meiner Partituren bestellt hatten, verdankte ich jedenfalls nur dem Umstande, dass bis dahin die schädliche

Thätigkeit meiner journalistischen Beobachter sich noch gehemmt gefühlt hatte; wogegen ich mir das nun eintretende Schweigen jeder Nachfrage, gewiss nicht mit Unrecht, sehr wesentlich aus dem Grunde der Wirkung der falschen und verläumderischen Berichte in den Zeitungen erkläre. Mein alter Freund *Laube* war zwar sofort bemüht gewesen, auch als Journalist der Welt mich vortheilhaft vorzuführen: er übernahm mit Neujahr 1843 von Neuem die Redaktion der «Zeitung für die elegante Welt», und forderte mich auf, für eine seiner ersten Nummern ihm eine biographische Notiz über mich aufzusetzen. Es machte ihm ersichtlich grosse Freude, mich auf diese Weise triumphirend auch der litterarischen Welt vorzustellen, und um diess recht ersichtlich zu thun, gab er der betreffenden Nummer seines Journales noch eine Lithographie meines von *Kietz* gezeichneten Portraits bei. Doch selbst er wurde nach einiger Zeit besorgt und befangen in seinem Urtheil über meine Leistungen, da er wahrnahm, mit welcher Ausdauer und mit welch' zunehmender Sicherheit diese immer mehr verkleinert, herabgesetzt und geschmäht wurden. Er gestand mir später, dass ihm allerdings eine so verwahrloste Stellung, wie diejenige, in welche ich gegen die gesammte Journalistik gerathen war, noch nicht als erdenklich vorgekommen sei, und da er meine Gesinnung in diesem Punkt kennen lernte, segnete er mich lächelnd als einen rein verlornen Mann. —

Aber auch in meinen nächsten Beziehungen zu meinem unmittelbaren neuen Wirkungskreise traf ich bald auf sehr veränderte Stimmungen, welche ihrerseits wiederum jenen journalistischen Tendenzen eine höchst willkommene Nahrung gaben. — Ich hatte mich durch keine Art von Ehrgeiz verleitet gefühlt, darum anzuhalten, mein Werk selbst im Orchester dirigiren zu dürfen. Da ich jedoch gefunden hatte, dass Kapellmeister *Reissiger* bei jeder Aufführung des Rienzi nachlässiger in der Leitung wurde, und das musikalische Ensemble in den wohlbekannten, ausdruckslosen Schlendrian verfiel, hatte ich, da bereits meine Anstellung andrer Seits in das Auge gefasst wurde, mir die persönliche Leitung der sechsten Aufführung meines Werkes ausgebeten. Ich dirigirte, ohne zuvor eine Probe gehalten, noch je mich an der Spitze der Dresdener Kapelle befunden zu haben; es ging vortrefflich, Sänger und Orchester waren neu belebt und rissen Alles zu dem Zeugniss hin, dass diess die gelungenste Aufführung des Rienzi gewesen sei. Das Studium und die Direktion des «fliegenden Holländers» waren mir schon aus dem Grunde gern überwiesen worden, weil *Reissiger* in Folge des Todes des Musikdirektors *Rastrelli* sich mit dienstlicher Arbeit überhäuft fand. Ausserdem wurde ich ersucht, um

für meine Fähigkeit, auch eine fremde Partitur dirigiren zu können, ein unmittelbares Zeugniss abzulegen, die Aufführung von *Weber*'s «Euryanthe» zu leiten. Es schien, dass ich alle Welt befriedigte, und eben auf den Geist dieser Aufführung begründete die Wittwe *Weber*'s ihr so eifriges Anliegen an mich, die Dresdener Kapellmeisterstelle anzunehmen, da sie erklärte, zum ersten Male seit dem Tod ihres Gemahls sein Werk wieder im richtigen Geiste und namentlich auch im richtigen Zeitmaasse gehört zu haben. Durch meine hierauf erfolgte Anstellung hatte sich nun zunächst *Reissiger*, welcher lieber nur einen ihm untergeordneten Musikdirektor gewünscht hätte, statt dessen aber einen gleichberechtigten Collegen erhielt, gekränkt gefühlt. Wenn auch sein natürlicher Hang zur Trägheit ihn meist zu Ruhe und gutem Einvernehmen mit mir geneigt machte, so sorgte doch seine ehrgeizige Frau dafür, ihn in Angst vor mir zu erhalten. Nie führte dies jedoch zu einem offen feindseligen Benehmen seinerseits; nur bemerkte ich von nun an, dass sich, namentlich in der Presse, gewisse Indiskretionen einstellten, welche mir zeigten, dass die Freundlichkeit meines Collegen, welcher nie mit mir sprach ohne mich zuvor geküsst zu haben, nicht vom allerbiedersten Schlage war. — Ganz unerwartet zeigte sich mir aber plötzlich, dass ich die Eifersucht eines Mannes, von dem ich mir diess in keiner Weise vermuthete, im leidenschaftlichsten Grade zugezogen hatte. Diess war der als erster königlicher Concertmeister seit einer Reihe von Jahren der Dresdener Kapelle angehörige, seiner Zeit berühmte Violinvirtuos *Karl Lipinsky*, ein Mensch von vielem Feuer und origineller Begabung, aber von der unglaublichsten Eitelkeit, welche durch den beweglichen, misstrauischen polnischen Charakter zur bedenklichsten Ausartung verleitet wurde. Ich hatte stets viel Pein mit ihm zu überstehen, da er, so sehr belebend und belehrend er namentlich auf die technischen Leistungen der Violinisten wirkte, dennoch als Concertmeister eines wohlgegliederten Orchesters offenbar übel am Platze war. Der sonderbare Mann bestrebte sich das Lob des Generaldirektors *von Lüttichau*, dass man *Lipinsky*'s Ton stets aus dem Orchester hervorhöre, in Wahrheit zu begründen; er fiel nämlich immer etwas früher ein als die andren Violinisten, und führte somit das Amt eines Vorspielers im rhythmischen Sinne aus, indem er stets etwas vorweg spielte, auch in den Nüancen insofern willkürlich verfuhr, als er leichte Inflexionen im Piano-Vortrag meist mit fanatischer Schärfe ausführte. Hierüber war es nun ganz unmöglich dem Manne etwas zu sagen, da man nur durch stärkste Schmeichelei etwas über ihn vermochte; diess hatte ich nun zu ertragen, und dagegen darauf bedacht zu sein, den

Schaden, welchen er den Leistungen des Orchesters zufügte, auf den gewundensten Umwegen enthusiastischer Freundlichkeit einigermassen zu mildern. Nichtsdestoweniger konnte er es nicht ertragen, dass die Leistungen des Orchesters, so oft ich dirigirte, vorzüglicher beachtet wurden, weil er annahm, ein Orchester, in welchem er vorspiele, leiste immer gleich Vorzügliches, es möge am Dirigentenpulte stehen wer da wolle. Nun fand sich aber, wie es immer der Fall ist, wenn neue Häupter mit frischem Einfluss angestellt werden, dass die Mitglieder der Kapelle mit den mannigfaltigsten, bisher unerledigten Anliegen sich an mich wandten; einen besondren Fall dieser Art benutzte *Lipinsky*, der auch hierüber ergrimmt war, sofort zu einer eigenthümlichen Verrätherei. Einer der ältesten Contrabassisten war gestorben. *Lipinsky* hatte in mich gedrungen, doch ja mit dafür zu sorgen, dass diese Stelle nicht durch das gewöhnliche Hinaufrücken der unteren Musiker, sondern durch einen von ihm mir genannten bedeutenden Virtuosen auf dem Contrabass, den Kammermusiker *Müller* in Darmstadt, besetzt werde. Als der durch eine solche Massregel zunächst bedrohte Musiker sich bei mir einfand, um mich für die Wahrung seiner Anciennetätsrechte zu gewinnen, blieb ich meinem *Lipinsky* gegebenen Versprechen treu, äusserte meine Bedenken über die Schädlichkeit dieses Anciennetätswesens, und bestätigte, dass ich, in Gemässheit meines dem Könige geleisteten Eides, mich vor allen Dingen für verpflichtet hielte, vorzüglich auf die Wahrung der künstlerischen Interessen des Institutes zu achten. Nun hatte ich zu meinem grossen, allerdings aber sehr thörigtem, Erstaunen bald zu erfahren, dass die ganze Kapelle sich wie ein Mann gegen mich kehrte, und als es zwischen *Lipinsky* und mir zu einer Auseinandersetzung über mehrere von ihm gegen mich erhobene Beschwerden kam, bezichtigte wirklich auch er mich, durch meine in der Contrabassisten-Angelegenheit gethanen Aeusserungen die wohlbegründeten Rechte der Orchestermitglieder, für deren Wohl wir doch väterlich zu sorgen hätten, bedroht zu haben. Herr *von Lüttichau*, welcher soeben auf einige Zeit von Dresden sich entfernen wollte, fand sich, da auch *Reissiger* beurlaubt war, im höchsten Grade beunruhigt, die musikalischen Angelegenheiten in so bedrohlichem Zerwürfniss zu hinterlassen. Die unerhörte Erfahrung von Falschheit und Schamlosigkeit, welche ich soeben gemacht hatte, erleuchtete mich plötzlich wie ein neues Licht, und gab mir sofort die nöthige Ruhe, um den bedrängten Generaldirektor durch meine bündigsten Versicherungen, dass ich nun wüsste mit wem ich zu thun hätte und danach handeln würde, ausser Sorge zu setzen. Ich habe treulich mein Wort gehalten;

nie gerieth ich mehr, weder mit *Lipinsky*, noch sonst einem Kapellmitgliede in irgend einen Conflikt; im Gegentheil wurden bald und für die Dauer sämmtliche Musiker mir so sehr geneigt, dass ich mich jeder Zeit ihrer Ergebenheit rühmen durfte.

Das Eine jedoch ward mir seit diesem Tage ebenfalls klar: dass ich nicht als Dresdener Kapellmeister sterben würde. Von nun an ward mir mein Amt und meine ganze Dresdener Wirksamkeit zur Last, die mir durch die einzelnen, zu Zeiten erlangten, wirklich schönen Erfolge meiner Thätigkeit nur immer deutlicher fühlbar wurde.

Einen einzigen Freund, dessen inniges Verhältniss zu mir auch die gemeinsame musikalische Wirksamkeit in Dresden weit überdauerte, führte mir jedoch das Schicksal durch eben diese Anstellung zu. Zu den beiden Kapellmeistern musste noch ein Musikdirektor angestellt werden; es bedurfte hierzu weniger eines Musikers von bedeutendem Rufe, als eines tüchtigen Arbeiters, gefügigen Menschen, und vor Allem *Katholiken*, da beide Kapellmeister zum Aergerniss der geistlichen Behörden der katholischen Hofkirche, in welcher die königliche Kapelle zahllose Dienste zu versehen hatte, Protestanten waren. Der Nachweis der hierfür erforderlichen Eigenschaften verschaffte *August Röckel*, einem Neffen *Hummel's*, welcher von Weimar aus um unsre Stelle sich bewarb, den ledigen Posten. Er gehörte einer altbayerischen Familie an; sein Vater war Sänger, hatte zur Zeit der ersten Aufführung des «Fidelio» von *Beethoven* selbst häufig den «*Florestan*» gesungen, und war mit dem Meister selbst in andauerndem freundschaftlichen Verkehr gewesen, so dass durch ihn mancher sonst unbekannte Zug aus dessen Leben sich erhalten hat. Seine spätere Stellung als Gesangslehrer hatte ihn auch in das Theaterdirektionswesen hineingeleitet; er war es, welcher den Parisern zuerst eine deutsche Oper zuführte, und zwar in so ausserordentlich glücklicher Gestalt, dass die grossen Wirkungen des «*Fidelio*» und des «*Freischütz*» auf das, mit diesen Werken noch gänzlich unbekannte französische Publikum, seiner trefflichen Unternehmung, durch welche auch die *Schröder-Devrient* den Parisern bekannt wurde, zu verdanken war. Bereits diesmal und bei ähnlichen Unternehmungen hatte der damals noch sehr junge *August* behülflich mitgewirkt, und so frühzeitig zum praktischen Musiker sich ausgebildet. Da die Unternehmungen des Vaters sich auch längere Zeit auf England erstreckten, hatte *August* durch mannigfaltigste Berührung mit Menschen und Verhältnissen sich viele praktische Kenntnisse, zu denen auch die der französischen und englischen Sprache gehörten, verschafft: doch blieb seine Neigung zur Musik bestimmend

für die von ihm gewählte Lebensrichtung, und eine grosse und leichte musikalische Befähigung berechtigte ihn auch zu den besten Hoffnungen auf Erfolg hierbei. Er spielte vortrefflich Klavier, überblickte mit grosser Schnelligkeit eine Partitur, hatte ein äusserst feines Gehör, und war somit zum praktischen Musiker vollständig befähigt. Im Betreff der Compositionen leitete ihn weniger ein starker Trieb zur Produktion, als die Nöthigung, eben zu zeigen was er auch könne, und zu versuchen ob er durch glückliche Arbeiten es zu einem Erfolg brächte, bei welchem er es weniger auf Anerkennung als bedeutender Musiker, als vielmehr eben nur als geschickter Operncomponist absah. Mit dieser bescheidenen Tendenz hatte er eine Oper, *Farinelli*, verfertigt, zu welcher er sich auch den Text mit nicht höheren Ansprüchen als denen, seinem Schwager *Lortzing* es gleich zu thun, selbst geschrieben hatte. Mit dieser Partitur kam er denn auch zu mir, erbat sich jedoch — es war diess bei seinem ersten Besuche, als er noch keine meiner Opern in Dresden gehört hatte — ihm etwas aus meinem Rienzi und fliegenden Holländer vorzuspielen. Sein offenes freundliches Wesen bestimmte mich, so gut ich diess eben vermochte, seinem Wunsche zu willfahren, und ich überzeugte mich, dass ich schnell auf ihn einen so bedeutenden und unerwartet überwältigenden Eindruck gemacht hatte, dass er von da ab beschloss, mit der Partitur seiner Oper mich nicht weiter zu belästigen. Erst nachdem wir befreundeter geworden waren und unsere persönlichen Interessen sich auch gegenseitig berührten, erlaubte er sich, von der Nöthigung, seine Arbeit zu verwerthen, getrieben, mich eben nur in dem Sinne eines praktischen Freundschaftsdienstes um eine Beschäftigung mit seiner Partitur anzugehen. Ich gab ihm mancherlei Ratschläge für die Umarbeitung derselben; bald aber ekelte ihn sein eigenes Werk so hoffnungslos an, dass er nicht nur dieses gänzlich bei Seite legte, sondern überhaupt nicht mehr zu bewegen war, sich ernstlich mit einer ähnlichen Aufgabe zu befassen. Nachdem er meine eigenen fertigen Opern und Entwürfe zu neuen Arbeiten genauer kennen gelernt hatte, erklärte er mir gerade heraus, dass er sich berufen fühle, mir zuzusehen, treulich zu helfen, das Verständniss meiner neuen Conceptionen zu vermitteln, alles Widerwärtige in meinem amtlichen Beruf und sonstigen Verkehr mit der Welt nach Kräften mir abzunehmen oder gänzlich von mir abzuhalten, sich selbst aber die Lächerlichkeit zu ersparen, als mein Freund und an meiner Seite selbst auch Opern komponiren zu wollen. Ich suchte ihn zwar zu nöthigen, dem unerachtet auch seine eignen Fähigkeiten produktiv zu verwerthen, und brachte ihn hierfür selbst auf mehrere Sujets,

die ich von ihm ausgeführt wissen wollte, — so den Stoff eines kleineren französischen Drama's: *die Tochter Cromwell's*, später das Sujet einer gefühlvollen Dorfgeschichte, welche ich in einem Taschenbuche gefunden hatte, und für deren Bearbeitung ich ihm den ausführlichen Plan angab. Alle meine Bemühungen blieben schliesslich fruchtlos, und es stellte sich wohl heraus, dass der produktive Trieb in ihm schwach war, wozu dann anderseits eine bald äusserst kümmerlich und sorgenvoll sich gestaltende Familienlage kam, so dass der arme Mensch, der für die Erhaltung einer Frau und stets zahlreich sich mehrenden Familie mühsam sich abquälte, bald in ganz andrer Weise meine Theilnahme und mein Mitgefühl in Anspruch zu nehmen hatte, als es durch mein Interesse an seiner künstlerischen Entwickelung der Fall sein konnte. Mit einem ungemein offenen Kopfe und einer sehr glücklichen Anlage zu auto-didaktischer Selbstentwickelung nach jeder Seite des Wissens und der Erfahrung hin, war er bei unerschütterlicher Treue und Güte des Herzens mir bald ein unentbehrlicher Freund und Genosse. Er war und blieb auch der Einzige, der das Eigenthümliche meiner Stellung zu der mich umgebenden Welt innig erkannte, mit dem ich somit einzig auch über alle hieraus für mich sich ergebenden Sorgen und Leiden mich ganz und aufrichtig mittheilen und verständigen konnte. Welchen schrecklichen Prüfungen und Erfahrungen, welchen peinvollen Sorgen nun unser gegenseitiges Schicksal uns auf diese Weise entgegen führen sollte, wird sich bald zeigen. —

Noch einen ergebenen und für alle Lebenszeit getreuen, wenn auch seiner Natur nach weniger entscheidend auf meine fernere Lebensentwickelung einwirkenden Freund, führte mir die erste Zeit meiner Dresdener Niederlassung zu. Ein junger Arzt, *Anton Pusinelli*, wohnte mir zur Seite; er wusste sich durch die Berührung, in welche sich die Dresdener *Liedertafel* mit mir setzte, bei Gelegenheit eines von dieser zu meinem 30. Geburtstage mir gebrachten Ständchens, mir persönlich bekannt zu machen, und seine ernste, ungewöhnlich innige Ergebenheit zu erkennen zu geben. Er trat mit mir bald in einen ruhig wohlthätigen Freundes-Verkehr, wurde mein sorgsamer Hausarzt, und hatte im Verlauf meiner von zunehmenden Schwierigkeiten bedrängten Dresdener Lebenszeit genügende Veranlassung, durch grosse Opferwilligkeit, welche ihm bei seinem glücklichen Vermögensstande mir besonders nützlich zu machen erlaubt war, mir auf das kräftigste behülflich zu sein und mich zur Anerkennung seiner werthvollsten Freundesdienste zu verpflichten. —

Einen weiteren Ansatz zur Ausdehnung meiner persönlichen Beziehungen zu Dresdener Gesellschaftskreisen eröffnete mir das Ent-

gegenkommen der Familie des Kammerherren *von Könneritz*, dessen Frau, *Maria von Könneritz*, geborne *Fink*, eine Freundin der Gräfin *Ida Hahn-Hahn*, mit besonders lebhafter Anerkennung, ja mit fast schwärmerischer Ergebenheit sich für meine Erfolge als Componist erklärte. Durch diese Familie, welche mich oft in ihr Haus zog, schien ich auch in weitere Berührung mit den höheren Kreisen der Dresdener Aristokratie treten zu sollen; doch blieb es hier nur bei einem ganz äusserlichen Betasten; wirkliche gegenseitige Anziehungspunkte stellten sich in keiner Weise ein. Zwar lernte ich hier auch die Gräfin *Rossi*, die berühmte *Sonntag*, kennen, von welcher ich zu meiner wahrhaften Verwunderung mit sehr einnehmender Wärme begrüsst wurde, und hierdurch Gelegenheit erhielt, späterhin dieser Dame in Berlin mit einiger Auszeichnung mich nähern zu können. Die sonderbare Enttäuschung, welche ich über sie bei dieser späteren Gelegenheit erhielt, werde ich seiner Zeit noch näher bezeichnen, und es sei hier eben nur noch erwähnt, dass, wie in diesen Kreisen ich bereits durch meine früheren Lebenserfahrungen der Täuschung ziemlich unzugänglich geworden war, sehr bald auch meine Neigung, ihnen mich zu nähern, einer vollständigen Hoffnungslosigkeit und gänzlichen Verzichtleistung auf Erquickung aus diesen Sphären wich. Blieb mir auch das *Könneritz'*sche Ehepaar noch für den längeren Verlauf meiner in Dresden verlebten Jahre immer freundschaftlich zugethan, so gewann doch dieses Verhältniss nicht den mindesten Einfluss weder auf meine Entwickelung, noch auf meine Stellung. Nur Herr *von Lüttichau* behauptete, zur Zeit einer zwischen uns Beiden eintretenden Krisis, Frau *von Könneritz* habe mir durch ihre übertriebenen Lobeserhebungen den Kopf verdreht, und mich namentlich zur Ueberhebung in meiner Stellung zu ihm verleitet. Er übersah hierbei, dass, wenn Jemand aus der höheren Dresdener Frauenwelt einen wirklichen, meinen inneren Stolz kräftigenden Einfluss geübt hatte, dies seine eigene Frau, *Ida von Lüttichau* (geb. *von Knobelsdorf*) war. — Der Eindruck dieser feingebildeten, zarten, edlen Frau, der erste dieser Art, der mich in meinem Leben berührte, hätte für mich eine grosse Bedeutung gewinnen können, wenn ein häufigerer und innigerer Umgang mit ihr möglich gewesen wäre. Es war weniger die Stellung der Gemahlin des Herrn Generaldirektors zu mir, als vor allem die stete Kränklichkeit der Dame und mein sonderbarer Widerwille, mir gerade in solchen Verhältnissen den Anschein von Aufdringlichkeit zuzuziehen, was mich nur in selten wiederkehrenden Perioden zu eingehender Berührung mit ihr gelangen liess. In meiner Erinnerung fliesst das Andenken an sie einigermassen

mit dem an meine Schwester *Rosalie* zusammen; denn ich entsinne mich des Anspornes eines zarten Ehrgeizes, dieser feinfühlenden, unter der rohesten Umgebung leidenvoll dahin siechenden Frau eine erfreuende Theilnahme für mich zu erwecken. Meine erste Hoffnung für die Befriedigung dieses Ehrgeizes gewann ich an der Aufmerksamkeit, welche sie meinem «fliegenden Holländer», trotzdem er das Dresdener Publikum nach dem «Rienzi» so sehr befremdet hatte, zuwandte. Sie war somit die Erste, welche, gegen den Strom schwimmend, auf meinem neuen Wege mir begegnete. Mich erfreute dieser Gewinn so tief, dass ich diese Oper, als ich sie später veröffentlichte, ihr widmete. Welche warme Theilnehmerin an meiner neuen Entwickelung und meinen innigsten künstlerischen Anliegen ich mir durch sie gewann, werde ich bei einigen besondren Vorgängen der späteren Jahre meiner Dresdener Periode besonders zu berichten haben. Ein eigentlicher Umgang mit ihr gestaltete sich jedoch, wie ich bereits erwähnte, nicht, und die Form meines Dresdener Lebens ward somit auch durch diese, an sich so bedeutungsvolle, Bekanntschaft nicht berührt.

Hiergegen drängten sich die Theaterbekanntschaften mit unwiderstehlicher Zudringlichkeit in den breiten Vordergrund meines Lebens, und genau genommen blieb ich auch seit meinen grossen Erfolgen auf dieselbe gemüthlich familiäre Sphäre angewiesen, in welcher ich auf diese Erfolge mich vorbereitet hatte. Zu meinen alten Freunden *Heine* und Papa *Fischer* war eigentlich nur noch *Tichatschek* mit seinem sonderbaren hausfreundlichen Anhange hinzugetreten. Wer in jener Zeit in Dresden lebte und zufällig den Hoflithographen *Fürstenau* kennen gelernt hat, wird staunen wenn er erfährt, dass ich mit diesem intimen Freunde *Tichatschek*'s, ohne dessen mich recht zu versehen, in einen dauernden Familienverkehr trat, und welche Bedeutung dieser sonderbare Umgang hatte, kann man daraus entnehmen, dass mein späteres gänzliches Zurückziehen von ihm genau mit dem Verfall meiner bürgerlichen Lage in Dresden zusammentraf. — Eine Erweiterung oberflächlicher persönlicher Bekanntschaften führte meine gutmüthige Annahme der Wahl zum musikalischen Vorstand der Dresdener *Liedertafel* herbei. Diese bestand aus einer mässigen Anzahl junger Kaufleute und Beamter, welche zu jeder Art geselliger Unterhaltung mehr Lust hatten als zur Musik, jedoch von einem wunderlichen ehrgeizigen Manne, dem Professor *Löwe*, zu besonderen Zwecken angelegentlich zusammen gehalten wurden, zu deren Erreichung diesem eine Autorität, wie die meinige es damals in Dresden war, nöthig schien. Unter diesen Zwecken beschäftigte

ihn am hauptsächlichsten die Uebersiedelung der Asche *Karl Maria von Weber*'s von London nach Dresden; da auch mich diess Vorhaben innig anregte, bot ich dem hierin wohl nur der Stimme des Ehrgeizes folgenden Professor gern meine Hand. Zunächst galt es aber, an der Spitze der musikalisch gänzlich nichtigen Liedertafel, sämmtliche sächsische Männergesangvereine zu grossen Festaufführungen nach Dresden zu berufen. Zur Durchführung dieses Planes ward ein Comité niedergesetzt, welches *Löwe*, da es bald scharf herging, zu einem vollständigen Revolutionstribunal ausbildete, darin er, als die grosse Zeit der Erfüllung herannahte, Tag und Nacht in Permanenz präsidirte, und durch seinen rasenden Eifer meinerseits sich die Benennung «*Robespierre*» erwarb. Ich konnte mich glücklicherweise, trotzdem auch ich an die Spitze dieser Unternehmung gestellt war, seinem Terrorismus entziehen, da ich genügend durch Anfertigung einer grossen Composition, welche ich für die Festaufführung zugesagt hatte, in Anspruch genommen war. Mir war nämlich die Aufgabe zugetheilt worden, ein grösseres Stück für reinen Männergesang, welches möglichst die Zeit einer halben Stunde ausfüllen sollte, zu schreiben. Ich erwog, dass die ermüdende Monotonie des Männergesangs, welche selbst das Orchester nur wenig erfrischen sollte, einzig durch Anwendung dramatischer Motive erträglich zu machen war, und entwarf daher eine grössere Chorscene, zu welcher ich das Pfingstmahl der Apostel, mit der Ausgiessung des heiligen Geistes, in der Weise ausführte, dass das Ganze, mit völliger Umgehung wirklicher Solopartien, einzig nur von verschieden gegliederten Chormassen, wie der Zweck es erforderte, auszuführen war. Es entstand hieraus mein in neuerer Zeit hie und da zur Verbreitung gelangtes «*Liebesmahl der Apostel*», welches ich, da ich es in einer gegebenen Zeit unter allen Umständen zu liefern hatte, gern unter die Rubrik der Gelegenheitscompositionen zu reihen erlaube. Nicht unerfreut blieb ich jedoch durch den Erfolg dieser Arbeit namentlich in den Proben, welche die Dresdener Sängerchöre allein unter meiner Leitung davon hielten. Als sich dann in der Frauenkirche, wo die Aufführung stattfand, aus ganz Sachsen 1200 nominelle Sänger zum Zweck des Vortrages meiner Composition um mich schaarten, überraschte mich dagegen die unverhältnissmässig geringe Wirkung, welche aus diesem unermesslichen menschlichen Körpergewirr an mein Ohr schlug, und die hierbei gemachten Wahrnehmungen von dem Thörigen solcher massenhaften Gesangsunternehmungen erweckten in mir für alle Zukunft einen entschiedenen Widerwillen gegen ein Befassen mit Aehnlichem. —

Die Dresdener Liedertafel gelang es mir nur mit grosser Mühe mir wieder vom Hals zu schaffen, was mir erst glückte, als ich dem Professor *Löwe* einen neuen Ehrgeizigen in der Person des Herrn *Ferdinand Hiller* zuführen konnte. Die glorreichste That, die ich im Verein mit dieser Gesellschaft vollbrachte, die endlich bewerkstelligte Uebersiedelung der Asche *Weber's*, welche allerdings noch zuvor erfolgte, werde ich später berühren. Jetzt sei nur noch einer andren Gelegenheitscomposition gedacht, zu welcher ich offiziell als königlicher Kapellmeister veranlasst wurde. Am 7. Juni dieses Jahres (1843) wurde nämlich, mit entsprechender Festlichkeit, das von *Rietschl* ausgeführte Monument für den König *Friedrich August* im Dresdener Zwinger enthüllt, und mir war, neben *Mendelssohn*, die Auszeichnung des Auftrags der Composition eines Festgesanges, sowie die Leitung der musikalischen Festaufführung zu Theil geworden. Ich hatte einen einfachen Männergesang mit bescheidener Tendenz zu Stande gebracht, während *Mendelssohn* die complicirtere Aufgabe zugefallen war, in dem von ihm zu komponirenden Männerchor noch das *God save the King*, auf sächsisch: «*Heil Dir im Rautenkranz*», einzuweben. Er hatte dies durch ein contrapunktisches Kunststück in der Weise bewerkstelligt, dass von den ersten acht Takten seiner Original-Melodie ab eine Blech-Musik gleichzeitig das angelsächsische Volkslied blies. Mein einfacher Gesang scheint sich aus der Ferne ganz artig ausgenommen zu haben, wogegen ich erfuhr, dass der Effekt der gewagten *Mendelssohn*'schen Combination gänzlich verfehlt war, da Niemand verstanden, warum die Sänger nicht dasselbe gesungen hätten, was die Blech-Musik blies. *Mendelssohn*, der selbst zugegen gewesen war, hinterliess mir jedoch schriftlich die Bezeigung seines Dankes für die sorgfältig von mir angeordnete Ausführung seiner Composition; auch erhielt ich Seitens des hohen Comités der Festlichkeit eine, dem Werthe meines Männergesangsstückes vermuthlich entsprechende, goldene Tabatière, auf welcher sich zu meiner Ueberraschung ein Jagdstück so unvorsichtig gravirt fand, dass an mehreren Stellen das Metall davon durchbrochen war.

Unter allen diesen Zerstreuungen einer neuen und stark veränderten Lebenslage beschäftigte es mich, gegen diese Eindrücke, meiner innersten Erfahrung vom Wesen meiner Erfolge gemäss, mich zu sammeln und festzustellen. Schon im Mai, an meinem 30. Geburtstage, hatte ich die Dichtung des «*Venusberges*», wie ich damals den «Tannhäuser» noch betitelte, vollendet. Zu wirklichen Studien über mittelalterliche Poesie war ich um jene Zeit allerdings noch nicht gelangt: die klassische Seite

der mittelalterlichen Dichtungsart war mir nur noch aus meinen Jugenderinnerungen, sowie aus der flüchtig anregenden Bekanntschaft damit, welche ich zuletzt durch *Lehrs'* Mittheilungen in Paris gewonnen hatte, unklar aufgegangen. Die Gründung eines dauernden häuslichen Herdes, welche unter dem Schutze der lebenslänglichen königlichen Anstellung nun vor sich gehen sollte, gewann für mich namentlich grosse Bedeutung durch die Hoffnung, dass es mir nun möglich werden würde, die bisher durch das Theaterleben und das Elend meiner Pariser Jahre fast gänzlich unterbrochenen ernsteren Studien, nach einem sicheren und fruchtbringenden Plane aufnehmen zu können. In dieser Annahme wurde ich auch durch den Charakter meiner offiziellen Beschäftigungen bestärkt, da wirkliche Ueberhäufung von dieser Seite her nie eintrat, und ich von der Generaldirektion in diesem Betreff ausnahmsweise rücksichtsvoll behandelt wurde. Nur seit wenigen Monaten erst angestellt, ward mir bereits in diesem ersten Sommer ein Erholungsurlaub zugestanden, welchen ich zu einem abermaligen Aufenthalte in dem liebgewonnenen *Töplitz*, wohin ich meine Frau bereits vorausgeschickt hatte, verwendete.

Mit vollem Behagen empfand ich die seit dem vergangenen Jahre stattgefundene günstige Veränderung meiner Lage, indem ich in demselben Hause, in welchem ich damals bereits mich eng beholfen hatte, in der «*Eiche*» zu Schönau, diesmal vier geräumige Zimmer mit möglichster Bequemlichkeit bezog. Meine Schwester *Klara* stellte sich, von uns eingeladen, dort zum Besuche ein; auch meine gute Mutter, die ihrer gichtischen Affektionen wegen alljährlich die Bäder von Töplitz anwendete, fand sich wiederum mit uns zusammen. Ich selbst benutzte diese Zeit zum Genuss eines Mineralwassers, durch welches ich auf meine, seit dem Pariser Leben oft mich störenden Unterleibsbeschwerden, günstig zu wirken hoffte. Leider verspürte ich von dieser Kur das Gegentheil; und als ich über die entstandene, peinigende Aufgeregtheit mich beklagte, erfuhr ich allerdings, dass ich nicht zum Gebrauch einer Brunnenkur gemacht war: man hatte mich nämlich auf meinen Morgenpromenaden, während ich mein Wasser trank, im ungestümsten Gang durch die Laubwege des nahe gelegenen Thurnischen Gartens dahinjagend beobachtet, und gab mir zu verstehen, dass solch eine Kur nur bei gemächlichster Ruhe und behaglichstem Schlendern gedeihlich wirken könnte. Ausserdem bemerkte man, dass ich immer ein ziemlich starkes Buch mit mir herumtrug, mit welchem ich an einsamen Orten neben der Mineralwasserflasche ausruhte. Diess war *J. Grimm*'s «deutsche

Mythologie». Wer dieses Werk kennt, kann begreifen wie sein ungemein reicher, von jeder Seite her angehäufter, und fast nur für den Forscher berechneter Inhalt auf mich, der ich überall nach bestimmten, deutlich sich ausdrückenden Gestalten verlangte, zunächst aufregend wirkte. Aus den dürftigsten Bruchstücken einer untergegangenen Welt, von welcher fast gar keine plastisch erkennbaren Denkmale übrig blieben, fand ich hier einen wirren Bau ausgeführt, der auf den ersten Anblick durchaus nur einem rauhen, von ärmlichem Gestrüpp durchflochtenen Geklüfte glich. Nach keiner Seite hin etwas fertiges, nur irgendwie einer architektonischen Linie gleichendes antreffend, fühlte ich mich oft versucht, die trostlose Mühe, hieraus mir etwas aufzubauen, aufzugeben. Und doch war ich durch wunderbaren Zauber festgebannt: die dürftigste Ueberlieferung sprach urheimathlich zu mir, und bald war mein ganzes Empfindungswesen von Vorstellungen eingenommen, welche sich immer deutlicher in mir zur Ahnung des Wiedergewinnes eines längst verlorenen, und stets wieder gesuchten Bewusstseins, gestalteten. Vor meiner Seele baute sich bald eine Welt von Gestalten auf, welche sich wiederum so unerwartet plastisch und urverwandt kenntlich zeigten, dass ich, als ich sie deutlich vor mir sah und ihre Sprache in mir hörte, endlich nicht begreifen konnte, woher gerade diese fast greifbare Vertrautheit und Sicherheit ihres Gebahrens kam. Ich kann den Erfolg hiervon auf meine innere Seelenstimmung nicht anders als mit einer vollständigen Neugeburt bezeichnen, und wie wir an den Kindern die berauschende Freude am jugendlich ersten, neuen, blitzschnellen Erkennen mit Rührung bewundern, so strahlte mein eigener Blick vom Entzücken über ein ähnliches, wie durch Wunder mir ankommendes Erkennen einer Welt, in welcher ich bisher nur ahnungsvoll blind, wie das Kind im Mutterschoosse mich gefühlt hatte.

Die Wirkung hiervon kam zunächst meiner Absicht, schon etwas von der Musik des «Tannhäuser's» zu entwerfen, nicht sonderlich zu statten; ich hatte mir ein Klavier in die «Eiche» stellen lassen, zerschlug alle Saiten darauf, dennoch wollte nichts rechtes heraus kommen. Mit Mühe und Noth entwarf ich die erste Musik des *Venusberges*, da ich glücklicherweise schon früher die Hauptmotive davon im Kopfe herumgetragen. Dagegen beklagte ich mich viel über Aufgeregtheit und Blutandrang nach dem Gehirn, bildete mir mitunter ein ich sei krank, und blieb Tage lang im Bett, las die deutschen Sagen von *Grimm*, nahm immer wieder die unbequeme Mythologie vor, und war froh als ich endlich auf den Gedanken kam, durch einen Ausflug nach Prag von allen

Plagen meines Zustandes mich frei zu machen. Im offenen Wagen legte ich mit meiner Frau, mit welcher ich schon einmal den Milischauer Berg bestiegen hatte, diese angenehme Reise zurück, war wieder im beliebten «schwarzen Ross», traf meinen Freund *Kittl* gehörig dick geworden an, machte Ausflüge, freute mich der alten phantastischen Stadt, erfuhr auch zu meiner Freude, dass meine schönen Jugendgenossinnen, *Jenny* und *Auguste Pachta*, wirklich glückliche Heirathen in die allerhöchste Aristokratie gemacht hatten, fand dass alles vortrefflich war, und wandte mich nun zum Wiederantritt meiner königlich sächsischen Kapellmeisterfunktionen nach Dresden zurück.

Hier ging es nun an die Niederlassung, an die Herrichtung und Einrichtung einer geräumigen, hübsch gelegenen Wohnung an der *Ostra-Allee* mit der Aussicht auf den *Zwinger*. Alles wurde gründlich und gut angeschafft, wie es sich gehörte, wenn ein dreissigjähriger Mensch sich für sein ganzes Leben endlich dauernd ansiedelt. Da ich von keiner Seite her irgend welche Entschädigung hierfür erhielt, hatte ich natürlich die nöthigen Fonds nur gegen Zinsen aufzunehmen; noch stand ja eigentlich die wahre Ausbeute meines Dresdener Opernerfolges in Aussicht: was war natürlicher, als dass ich alles bald reichlich einbringen würde? Drei Hauptstücke machten mir meine schmucke Kapellmeisterwohnung vor allem werth: ein *Breitkopf-* und *Härtel*'scher Concertflügel, den ich mit Stolz mir als Eigenthum zu gewinnen verstand; dann über einem stattlichen Schreibpult, welcher jetzt im Besitz des Kammermusiker *Otto Kummer* ist, das *Cornelius*'sche Titelblatt zu den Nibelungen, in einem schönen gothischen Rahmen, — das einzige Stück, welches sich bis auf den heutigen Tag treu mir erhalten hat; vor allem aber ward mein Haus mir innig heimisch durch eine Bibliothek, welche ich sofort, nach dem Plane der mir vorgesetzten Studien durchaus systematisch verfahrend, auf einmal mir anschaffte. Diese Bibliothek ging bei dem Zusammensturz meiner Dresdener Existenz auf sonderbare Weise in den Besitz des Herrn *Heinrich Brockhaus*, welchem ich um jene Zeit 500 Thaler schuldete, und der sie für diese Forderung, von welcher meine Frau keine Ahnung hatte, ohne ihr Wissen pfändete, über, und nie wurde es mir möglich diese charakteristische Sammlung von ihm zurückzugewinnen. Am Vorzüglichsten war hierin die altdeutsche Litteratur vertreten, und das ihr zunächst verwandte Mittelalterliche überhaupt, wobei es zur Anschaffung manch kostbaren Werkes, z. B. der seltenen alten *Romans des douze pairs*, kam. Hieran reihten sich die guten Geschichtswerke des Mittelalters, sowie des deutschen

Volkes überhaupt; zugleich aber sorgte ich für die poetische und klassische Litteratur aller Zeiten und Sprachen, worunter ich italienische Dichter, wie auch den Shakespeare, neben den Franzosen, deren Sprache ich zur Noth mächtig war, im Original mir zulegte, in der Hoffnung, ich würde Zeit genug finden, die vernachlässigten Sprachen auch noch gründlich zu erlernen. Das griechische und römische Alterthum musste ich mir durch unsere klassisch gewordenen Uebersetzungen leicht zu machen suchen, da ich schon am Homer, den ich mir im Griechischen beilegte, gewahr wurde, dass ich neben meiner Kapellmeisterei doch auf etwas zu viel Musse rechnen würde, wenn ich auch für den Wiedergewinn meiner früheren Kenntniss der griechischen Sprache Zeit haben wollte; denn ausserdem sorgte ich auf das Gründlichste für allgemeines Geschichtsstudium überhaupt, und unterliess hierfür nicht mit den bändereichsten Werken mich vorzusehen. So ausgerüstet glaubte ich nun den Widerwärtigkeiten, welchen ich für meinen Beruf und meine Stellung unverhohlen entgegensah, genügend Trotz bieten zu können, und zog in der Hoffnung auf einen langen und ruhigen Genuss eines endlich gewonnenen Heimwesens, mit bester Laune im Oktober dieses Jahres (1843) in meine, wenn auch durchaus nicht prunkende, aber doch stattliche und solide Kapellmeisterwohnung ein.

Die erste Musse, welche ich neben meinen Berufsgeschäften und meinen von nun an mit grosser Liebe betriebenen Studien, im Genusse meines neuen Hauswesens gewann, verwendete ich jetzt auf die Composition des «*Tannhäuser*», von welchem der erste Akt im Januar des neuen Jahres 1844 beendigt wurde. Dieser Winter, von dem mir in Betreff meiner Dresdener Wirksamkeit wenig prägnante Erinnerung geblieben ist, zeichnete sich hauptsächlich durch zwei auswärtige Unternehmungen aus, von welchen die erste sogleich im Beginn des neuen Jahres mich zu der Aufführung meines «fliegenden Holländer's» nach *Berlin*, die zweite später, im März, zu der des «Rienzi» nach *Hamburg* führte.

Am kenntlichsten sind mir die Eindrücke der ersten Unternehmung geblieben. Ich war ganz unversehens durch die Nachricht des Berliner Theaterintendanten, Herrn *von Küstner*, von einer bevorstehenden ersten Aufführung des «fliegenden Holländer» überrascht worden: da das vor ungefähr einem Jahre abgebrannte Opernhaus noch nicht wieder zu Vorstellungen benutzt werden konnte, hatte ich, die Zeit der Wiedereröffnung desselben ruhig abwartend, keinerlei Mahnung wegen meiner Oper nach Berlin abgehen lassen. In Folge der üblen scenischen Dar-

stellung meines Werkes in Dresden, und da ich wohl erkannte, von welcher Wichtigkeit meinem dramatischen Seegemälde eine sorgsame und schöne Ausführung der schwierigen scenischen Darstellung sei, hatte ich gerade auf die vorzüglichen Uebungen und Bereitschaften der Mise en Scène des Berliner Operntheaters gerechnet, und war somit höchst ärgerlich über diese von der Berliner Intendanz beliebte Verwendung meiner Oper als Lückenbüsser für die Vorstellungen in dem auch interimistisch für die Oper benutzten Schauspielhause. Eine Remonstration hiergegen half aber nichts, da man mir nicht etwa anzeigte, dass die Oper einstudiert werden sollte, sondern dass sie einstudiert sei, und nächster Tage in Scene gehen werde. In dieser Verfügung lag allerdings die Verurtheilung meiner Oper zu einer bloss vorübergehenden Erscheinung im Berliner Repertoire ausgedrückt, da nicht vorauszusetzen war, dass man sie für das später zu eröffnende Opernhaus neu in Scene setzen würde. Dagegen machte man mir die Sache dadurch plausibel, dass diese Aufführung des «fliegenden Holländer's» mit einem grösseren Gastspiele der *Schröder-Devrient*, welches um diese Zeit in Berlin begann, in Zusammenhang gebracht wurde, indem man annahm, es müsse mir lieb sein, die grosse Künstlerin darin auftreten zu sehen. Ich konnte mir somit auch sagen, meine Oper sei als vorübergehende Hilfserscheinung für das Gastspiel der *Schröder-Devrient* hervorgesucht worden, weil man im Betreff ihres Repertoires in Verlegenheit war, welches meist nur aus sogenannten grossen, für das Opernhaus reservirten Opern — namentlich auch den *Meyerbeer*'schen — sich zusammenstellte, und man diese eben für eine besonders glänzende Zukunft im neuen Hause sich aufbewahrte. Somit erkannte ich von vornherein, dass mein «fliegender Holländer» von der Intendanz des Berliner Hoftheaters in die Rubrik der Kapellmeister-Opern, mit der Vorausbestimmung des gewohnten Schicksals derselben, gestellt worden war. Alle mir und meinem Werke zu Theil werdende Behandlung entsprach dieser entmuthigenden Annahme. Im Hinblick auf die zu verhoffende Mitwirkung der *Schröder-Devrient* bekämpfte ich aber dieses widrige Vorgefühl, und reiste nach Berlin, um nach Kräften für das Gelingen der Aufführung zu wirken. Ich erkannte sofort, dass meine Gegenwart sehr nöthig war; am Dirigentenpulte traf ich einen Mann, der sich Kapellmeister *Henning* (oder *Henniger*) nannte, einen durch redliche Beobachtung des Anciennetätsgesetzes aus den Reihen der gewöhnlichen Musiker aufgerückten Funktionär, welcher an und für sich vom Orchesterdirigieren wenig, von meiner Oper aber auch nicht die mindeste Vorstellung hatte. Ich stellte

mich selbst an den Pult, dirigirte die Generalprobe und zwei Aufführungen, in welchen jedoch die *Schröder-Devrient* noch nicht mitwirkte, hatte mich zwar über die schwach besetzten Saiten-Instrumente und den daraus erfolgenden gemeinen Klang des Orchesters viel zu kränken, konnte aber nicht umhin mit den Darstellern, sowohl was ihre Befähigung als was ihren Eifer betraf, wohl zufrieden, von der vortrefflichen *Mise en Scène*, unter der Leitung des wirklich geistvollen Regisseurs *Blum* und der Mitwirkung sehr geübter und erfindungsreicher Maschinisten, auf das Freudigste überrascht zu sein.

Ich war nun sehr begierig zu erfahren, wie diese mich so angenehm ermuthigenden Dispositionen durch die endliche Aufführung auf das Berliner Publikum wirken würden. Was ich in diesem Betreff erlebte, war sehr sonderbar. Offenbar galt ich dem zahlreich versammelten Auditorium nur als ein Problem für die Art und Weise, in welcher man mich schlecht finden würde: im Verlaufe des ersten Aktes schien sich die Ansicht dahin zu bestimmen, dass ich unter die Rubrik der Langweiligen gehörte; es rührte sich keine Hand, und später versicherte man mir, das sei ein grosses Glück gewesen, weil der mindeste Versuch von Beifall sogleich als bezahlte Parteinahme aufgefasst und auf das energischste bekämpft worden sein würde. Nur Herr *von Küstner* versicherte mir späterhin, dass er, trotz dieses immerhin glücklichen Ausbleibens alles Beifalls, die Haltung bewundert hätte, mit welcher ich nach diesem ersten Akte das Orchester verliess und auf der Bühne mich zeigte. Allerdings nicht geneigt, durch mangelnden Beifall, sobald ich mit der Aufführung selbst zufrieden war, mich entmuthigen zu lassen, wusste ich aber auch, dass die entscheidende Wirkung meiner Oper erst im zweiten Akte lag, und für dessen guten Ausfall eifrig zu sorgen, lag mir mehr am Herzen, als über die Gründe der Haltung des Berliner Publikums nachzudenken. Hier brach denn nun wirklich das Eis; auch das Publikum schien sein Erwägen der mir gebührenden Rubrik aufzugeben, und liess sich zu steigendem Beifall, ja zu lautestem Enthusiasmus am Schlusse des zweiten Aktes hinreissen. Ich führte unter stürmischem Hervorruf auf dem Proscenium den üblichen Dankesreigen mit meinen Sängern aus, und da der dritte Akt zu kurz war, um Langeweile aufkommen zu lassen, auch die scenische Wirkung neu und ergreifend sich herausstellte, konnten wir bei dem wiederholten Beifallsausbruche auch am Schlusse des Werkes nicht anders glauben, als dass wir einen wahrhaften Sieg erfochten hätten. *Mendelssohn*, welcher um jene Zeit in Berlin mit *Meyerbeer* zugleich General-

musikdirektions halber sich aufhielt, hatte der Vorstellung in einer Prosceniumsloge beigewohnt, mit bleichem Gesicht den Vorgang verfolgt, und nahte sich mir jetzt, um mit accentloser Bonhomie mir zuzulispeln: «*Nun, Sie können ja zufrieden sein!*». Ich sah ihn während der Zeit meines kurzen Aufenthaltes in Berlin mehrere Male, brachte auch einen Abend im Genusse verschiedener Kammermusiken bei ihm zu; nie kam ein weiteres Wort über den «fliegenden Holländer» über seine Lippen, ausser Erkundigungen nach der zweiten Vorstellung, ob die *Devrient* singen würde oder sonst wer; wogegen ich allerdings auch erfuhr, dass er meine mit aufrichtiger Wärme ihm gemachten Erwähnungen seiner Musik zum Sommernachtstraum, welche damals gleichzeitig häufig gegeben und von mir zum ersten Mal gehört wurde, ebenso beachtungslos erwiederte, und nur über den Schauspieler *Gern*, welcher den «Zettel» gab und nach seiner Meinung zu stark auftrug, sich etwas eingehend äusserte. —

Nach wenigen Tagen kam mit derselben Besetzung eine zweite, noch von mir dirigirte Aufführung zu Stande. Was ich an diesem Abende erlebte, war nun aber ungleich sonderbarer als das Frühere. Offenbar hatte ich durch die erste Aufführung einige Freunde gewonnen, welche wiederum zugegen waren, denn nach der Ouvertüre begann man zu applaudiren; dagegen aber wurde stark gezischt, und den ganzen Abend wagte sich kein Applaus mehr hervor. Mein alter Freund *Heine* war aus Dresden angekommen, um im Auftrage der Direktion die scenische Einrichtung des Sommernachtstraumes für unser Theater zu studiren, und hatte dieser zweiten Aufführung beigewohnt. Er hatte mich geworben, die Einladung eines seiner Berliner Verwandten zum gemeinschaftlichen Abendessen nach dieser Aufführung in einer Weinstube unter den Linden anzunehmen. Sehr erschöpft folgte ich dorthin in ein garstiges, schlecht erleuchtetes Lokal, trank den eingeschenkten Wein, um mich zu erwärmen, mit hastigem Unmuth hinunter, hörte die verlegenen Gespräche meines gutmüthigen Freundes und seines Begleiters an, und stierte vor mir hin auf die Tageszeitungen, in welchen ich die Recensionen der ersten Aufführung meines fliegenden Holländer's, wie sie an eben diesem Tage erschienen waren, zu lesen volle Musse hatte. Ein hässliches Wehe durchschnitt mein Herz, als ich diesen nichtswürdigen Ton und diese beispiellose Unverschämtheit der wüthendsten Ignoranz zum ersten Mal mit meinem Namen und meinem Werke sich befassend, kennen lernte. Unser Berliner Gastfreund, ein breiter Philister, sagte: das habe er gewusst, wie es heute im Theater stehen würde,

nachdem er am Morgen diese Recensionen bereits gelesen; erst warte der Berliner ab, was *Rellstab* und Genossen sagten, und dann wüsste er, wie er sich zu benehmen hätte. Der sonderbare Mann wollte mich nun durchaus aufheitern, und schaffte eine Weinsorte nach der andern herbei; Freund *Heine* suchte Erinnerungen an die Freuden unsrer Dresdener Rienzizeit hervor; schwankend, mit wüstem Kopfe, ward ich endlich von Beiden nach meinem Gasthofe heimbegleitet. Es war Mitternacht geworden. Als mir vom Kellner in dunklen Gängen nach meinem Zimmer hin geleuchtet wurde, stellte sich mir ein Herr in schwarzer Kleidung, mit blassem feinem Gesichte entgegen, welcher erklärte mich zu sprechen zu wünschen. Er versicherte bereits seit dem Ende der heutigen Vorstellung auf mich gewartet, und in dem Entschlusse, jedenfalls mich noch zu sprechen, bis jetzt ausgeharrt zu haben. Ich entschuldigte mich, zu jeder Art von Geschäft untauglich zu sein, da, wie er bemerken könnte, ich, ohne gerade der Heiterkeit mich hinzugeben, unvorsichtiger Weise etwas zu viel Wein getrunken hätte. Ich brachte diess mit stammelnder Stimme hervor; um so weniger liess mein sonderbarer Besuch sich von mir zurückweisen; er begleitete mich auf mein Zimmer, und erklärte gerade jetzt nöthiger als je mit mir zu sprechen zu haben. Wir setzten uns in der kalten Stube beim dürftigen Scheine einer Kerze nieder, und er eröffnete mir nun in sehr fliessender, eindringlicher Rede, dass auch er der heutigen Aufführung des «fliegenden Holländer's» beigewohnt habe, und wohl begreifen könne, in welche Stimmung das heute Erlebte mich versetzt haben müsse; eben deshalb habe er sich durch nichts abhalten lassen, mich heute noch zu sprechen, um mir zu sagen, dass ich mit dem «fliegenden Holländer» ein unerhörtes Meisterwerk geschrieben hätte, und dass es übel wäre, wenn ich von diesem Abende an, wo er durch die Bekanntschaft mit diesem Werke eine neue und ungeahnte Hoffnung für die Zukunft der deutschen Kunst gefasst habe, dem mindesten Gefühle der Entmuthigung durch die nichtswürdige Aufnahme, welche ich vor dem Berliner Publikum gefunden, nachgeben würde. Mir standen die Haare zu Berge: ein *Hoffmann*'sches Phantasiestück war leibhaftig in mein Leben getreten; ich konnte nichts hervorbringen, als noch nach dem Namen meines Besuchs zu fragen, worüber er verwundert schien, da ich mich Tags zuvor doch schon bei *Mendelssohn* mit ihm unterhalten habe: eben dort sei ihm meine Unterhaltung und mein Benehmen sehr aufgefallen; er habe plötzlich bereut, seinem Widerwillen gegen Opern durch Nichtbesuch der ersten Aufführung des fliegenden Holländer's nachgegeben zu haben,

und habe sich gelobt die zweite nicht zu versäumen; er sei Professor *Werder*. Das galt mir für nichts; er musste mir seinen Namen aufschreiben. Er suchte Papier und Tinte, erfüllte meinen Wunsch, und schied von mir, der ich nun besinnungslos zu einem tiefen kräftigen Schlaf mich in's Bett warf. Am andren Morgen war ich frisch und gesund, empfahl mich noch der *Schröder-Devrient*, welche mit Nächstem dem fliegenden Holländer noch beizukommen versprach, erhielt meine 100 Dukaten Honorar, und reiste über Leipzig, wo ich mit meinen Dukaten die während meiner erwartungsvollen ersten Dresdener Periode zum nothdürftigsten Unterhalt von meinen Verwandten mir gemachten Vorschüsse zurückerstattete, nach Dresden zurück, um mich bei meinen Büchern wieder wohl zu fühlen, und dem grossen Eindrucke des *Werder*'schen Nachtbesuches nachzusinnen.

Eine wirkliche Einladung erhielt ich noch vor Ende des gleichen Winters nach *Hamburg*, zur Aufführung des *Rienzi*, durch den unternehmenden Direktor *Cornet*, welcher, wie er mir gestand, gegen eine missliche Wendung seiner Theaterführung anzukämpfen hatte, und eines grossen Erfolges bedurfte, den er sich vom «Rienzi», nachdem er ihn in Dresden gehört, erwarten zu dürfen glaubte. So begab ich mich im März dahin auf die Reise, welche um diese Zeit noch ziemlich beschwerlich war, da sie von Hannover aus noch mit Post und vermöge eines nicht gefahrlosen Ueberganges über die eistreibende Elbe zurückgelegt werden musste. Die Stadt Hamburg war in Folge des grossen Brandes in ihrem Wiederaufbau begriffen, und zeigte noch grosse mit Trümmern bedeckte Flächen in ihrer Mitte. Kälte und ein stets bedeckter Himmel machten mir die spätere Erinnerung an meinen etwas längeren Aufenthalt daselbst zu einer fast nur widerwärtigen. Ich quälte mich in den Proben mit schlecht bestellten, nur auf den gemeinsten Theaterflitter berechneten Mitteln in der Weise ab, dass ich, erschöpft und steten Erkältungen ausgesetzt, meine Ruhezeit fast nur im einsamen Gasthofzimmer zubrachte. Meine frühesten Erfahrungen von übel begründetem, seichtem Theaterwesen traten von Neuem an mich heran. Besonders niederdrückend war es mir, gewahr zu werden, dass ich in das Interesse der niedrigsten Tendenzen des Direktors *Cornet* als unbewusster Mitschuldiger gezogen war. Er hatte es durchaus nur auf ein gemeines Verblüffen abgesehen, und mir sollte der Erfolg davon seiner Meinung nach gut bekommen, indem er mich, neben einem geringeren Honorar, auf zukünftige Tantièmen verwies. Die Würde der scenischen Ausstattung, wie er sie seinerseits auch gar nicht begriff, wurde vollständig dem

lächerlichsten Flitterschein aufgeopfert, und durch vielerlei Aufzüge, zu welchen er die Costüme von allen vorräthigen Feenballets verwendete, glaubte er, wenn sie nur recht bunt aussähen, und recht viel Menschen dabei über die Scene zögen, das Hauptsächlichste zu meinem Erfolge zu liefern. Das Traurigste war der Sänger der Titelrolle, ein älterer, schwammiger, stimmloser Tenorist, Herr *Wurda*, welcher den Rienzi mit dem Ausdruck seiner Lieblingsparthie, des «Elvino» in der «Somnambula», sang. Er war so unausstehlich, dass ich auf den Einfall gerieth, bereits im zweiten Akte das Capitol zusammenbrechen zu lassen, um ihn in dessen Trümmern zu begraben, womit allerdings auch verschiedene, dem Direktor an das Herz gewachsene, Aufzüge verloren gegangen wären. Eine einzige Sängerin machte mir Hoffnung, und erfreute mich durch vieles Feuer in der Rolle des «Adriano»; es war dies eine Mme *Fehringer*, welche später, als sie bereits untergegangen war, von *Liszt* noch als «Ortrud» für den «Lohengrin» in Weimar verwendet wurde. Nichts Jammervolleres als dieses mein Befassen gerade mit dieser meiner Oper, und unter diesen Umständen. Ein äusserer Misserfolg ward jedoch eigentlich nicht bemerklich; der Direktor hoffte jedenfalls den Rienzi so lange auf dem Repertoir zu halten, bis *Tichatschek* kommen und den Hamburgern den richtigen Begriff davon beibringen würde, was auch wirklich im folgenden Sommer vor sich ging.

Herr *Cornet* bemerkte meine Niedergeschlagenheit und üble Laune, und da er herausbrachte, dass ich meiner Frau einen Papagei zu schenken wünschte, wusste er es zu veranstalten, dass ein sehr liebenswürdiges Exemplar dieser Vogelgattung für mich als Benefice abfiel. Ich führte ihn in seinem engen Käfig auf der traurigen Rückreise mit mir, und war sehr gerührt als ich bemerkte, dass er meine Sorgfalt für ihn mit schnell erklärter grosser Anhänglichkeit an mich erwiederte. *Minna* empfing mich in Folge dessen mit grosser Freude, denn an diesem schönen grauen Papagei ward es doch ersichtlich, dass ich es in der Welt zu etwas bringen sollte. Zu einem sehr hübschen Hündchen, welches am Tage der ersten Probe des Rienzi in Dresden bei unsrer Hauswirthin zur Welt gekommen war, und welches wegen seiner leidenschaftlichen Anhänglichkeit an mich, und um sonstiger auffallender Eigenschaften willen von Allen, welche in jenen Jahren mich und mein Haus kannten, vorzüglich beachtet worden ist, kam nun noch dieser gemüthliche Vogel, welcher keinerlei Unarten besass und sehr gelehrig war, um unsre Wohnung, statt der fehlenden Kinder, zu beleben. Meine Frau lehrte ihn bald ein

Hauptstückchen aus Rienzi, mit welchem der freundliche Vogel mich stets schon aus der Ferne begrüsste, wenn er mich auf der Treppe kommen hörte.

So schien denn mein häuslicher Herd ganz nach Möglichkeit zum gemüthlichen Auskommen hergerichtet.

Weitere Ausflüge zu Aufführungen meiner Opern fanden nun aber nicht mehr statt, vor allem aus dem Grunde, weil es von jetzt an nicht mehr zu einer solchen Aufführung kam. Da ich wohl merkte, dass es mit der Verbreitung meiner Werke über die Theater ganz besonders langsam vorwärts gehe, glaubte ich die Schuld hiervon auch dem beimessen zu müssen, dass noch keine Klavierauszüge von meinen Opern zu ihrer Verbreitung beigetragen hatten. Ich vermeinte daher gut zu thun, wenn ich um jeden Preis die Veröffentlichung derselben jetzt energisch betriebe. Um mir zu gleicher Zeit den nothwendig noch verhofften Gewinn hieraus zu versichern, kam ich auf den Gedanken, sie auf meine eignen Kosten herauszugeben. Ich nahm deshalb mit dem Dresdener Hofmusikalienhändler *F. Meser,* welcher es bis dahin noch nie über die Herausgabe eines Tanzes gebracht hatte, die nöthige Verabredung, und bedang mit ihm contraktlich, dass er mit seiner Firma als Scheinverleger meiner Opern eintreten sollte, wogegen er in Wahrheit nur die Verlagscommission davon, gegen einen Gewinn von zehn Procent, zu übernehmen, und ich die Capitalien zur Bestreitung der Kosten zu beschaffen hätte. Da es sich um die Herausgabe zweier Opern, unter denen ein so ausnahmsweise umfangreiches Werk als der Rienzi sich befand, handelte, und der Vertrieb nur dann rentabel zu werden versprechen konnte, wenn ausser der gewöhnlichen Klavierauszüge auch andre Arrangements, wie solche ohne Worte, zu zwei und vier Händen, veröffentlicht würden, so stellte sich heraus, dass es hierzu ziemlich bedeutender Capitalien bedürfe. Um also zu den Einnahmen zu gelangen, welcher ich für die Wiedererstattung der bereits erwähnten, zur Erledigung älterer Verpflichtungen und zur Bestreitung meiner Niederlassung aufgenommenen Summen bedurfte, musste ich nun erst nach viel grösseren Geldmitteln mich noch umsehen. Der *Schröder-Devrient,* welche um jene Zeit (zu Ostern 1844) zum Antritt eines neuen Engagements wieder nach Dresden zurückkehrte, theilte ich mein Vorhaben und dessen Motive mit. Sie glaubte an die Zukunft meiner Werke, erkannte das Besondre meiner Lage, sowie die Richtigkeit meiner Berechnungen, und erklärte, ohne darin irgend ein Opfer ersehen zu wollen, ihre Bereitwilligkeit, zur Heraus-

gabe meiner Opern die nöthigen Capitalien von ihrem eignen, in polnischen Staatspapieren angelegten Vermögen, gegen die entsprechende Verzinsung zur Verfügung zu stellen. Diess ging so einfach vor sich, und schien sich so ganz von selbst zu verstehen, dass ich nun sofort mit einem Leipziger Graveur die nöthigen Uebereinkünfte treffen, und die Herausgabe meiner Opern in Angriff nehmen liess.

Als die in unsrem Auftrage gelieferten Arbeiten bereits zu bedeutenden Ansprüchen auf Zahlungen geführt hatten, meldete ich mich nun bei meiner Freundin um einen ersten Capital-Vorschuss. Hier traf ich aber jetzt auf eine neue Lebensphase der berühmten Frau, welche zu einer durchaus unerwarteten, und für mich höchst verderblichen Situation führte. Nachdem sie mit jenem unglücklichen Herrn *von Münchhausen* bereits seit länger gänzlich gebrochen hatte, und, wie es schien, mit reumüthiger Wärme in ihr früheres Verhältniss zu meinem Freunde *Hermann Müller* zurückgekehrt war, ergab es sich nun, dass sie für ihr Bedürfniss durch diese neue Anknüpfung keine eigentliche Befriedigung fand. Dagegen ging ihr in einem neuen Gardelieutenant der eigentlich ersehnte Stern ihres Lebens auf; denn mit einem Ungestüm, in welchem ihr das verrätherischeste Benehmen gegen ihren älteren Freund grauenhaft leicht fiel, erwählte sie sich diesen schlanken jungen Mann, dessen moralische und intellektuelle Missbeschaffenheit aller Welt offen lag, zum beabsichtigten Liebesschlussstein ihres Lebens. Dieser betrachtete das ihm gewordene Glück auch mit solchem Ernst, dass er keinerlei Scherz dabei verstand und vor allen Dingen sich des Vermögens seiner zukünftigen Gattin bemächtigte, da er fand, dass es sehr unvortheilhaft und unsicher angelegt sei und er bei weitem ergiebigere Wege hierfür kenne. Meine Freundin eröffnete mir unter grossen Peinen und verlegenen Erklärungen, dass sie über ihre Kapitalien sich der Verfügung begeben habe und ausser Stande sei, ihr mir gegebenes Versprechen zu erfüllen. — Mit dieser Wendung trat ich in einen Kreis von Verwirrungen und Nöthen, welche von da ab unablässig mein Leben beherrschten und mich in Sorgen stürzten, die allen meinen Unternehmungen ein trauriges Merkmal aufdrückten. Es war zunächst ersichtlich, dass ich das Unternehmen nicht mehr rückgängig machen konnte; eine befriedigende Lösung der bereits entstandenen Verwirrung war immer nur noch in der Durchführung des Unternehmens und der Versicherung seines Erfolges zu verhoffen. So musste ich denn darauf bedacht sein zunächst von Bekannten, endlich in drängenden Fällen aber auf jede Weise selbst für kurze Termine und gegen Wucher-

zinsen, die nöthigen Gelder zur Fortsetzung der Herausgabe meiner Opern, zu welchen consequenter Weise bald auch noch der «Tannhäuser» kam, aufzutreiben. Diese Andeutungen für jetzt, um auf die Katastrophen vorzubereiten, denen ich so unaufhaltsam entgegen ging.

Anfänglich verdeckte sich immerhin noch das Hoffnungslose meiner Lage, da an der endlichen Verbreitung meiner Opern über die deutschen Theater, mit der es ja, allen Erfahrungen von dem Zustande des deutschen Theaterwesens nach, nur langsam vor sich gehen konnte, doch keineswegs zu verzweifeln war. Neben den widrigen Erfahrungen an Berlin und Hamburg kam auch manches ermuthigende Anzeichen auf. Vor Allem erhielt sich in Dresden der «Rienzi» stets in vollster Gunst des Publikums, welches namentlich in den Sommermonaten durch die zahlreichen, von aller Welt her Dresden durchreisenden Besucher eine unläugbar grössere Bedeutung annahm. Meine Oper, die sonst noch nirgends zu hören war, wurde von den Fremden aller deutschen und ausserdeutschen Länder angelegentlich verlangt und stets mit merklich überraschender Befriedigung von ihnen aufgenommen, so dass eine Aufführung des «Rienzi», namentlich auch eben im Sommer, stets einer berauschenden Festlichkeit glich, deren Wirkung nur ermuthigend auf mich sein konnte.

Unter solchen Durchreisenden hatte sich dereinst auch *Liszt* befunden. Da der «Rienzi» zur Zeit seiner Ankunft nicht auf dem Repertoir stand, hatte er durch seine eindringliche Bitte die Generaldirektion zur Anordnung einer besonderen Aufführung derselben vermocht. Ich traf ihn während der Vorstellung in der Garderobe *Tichatschek's* und ward durch seine in bestimmtester Fassung kundgegebene, fast verwunderungsvolle Anerkennung auf das herzlichste erwärmt und gerührt. Brachte es auch der eigenthümliche Lebenszug, in welchem sich *Liszt* damals befand und der ihn in steter Umgebung zerstreuender und aufregender Elemente erhielt, mit sich, dass es bei dieser Gelegenheit noch zu keiner ergiebigeren Annäherung zwischen uns kam, so erhielt ich doch von nun an stets sich mehrende Zeugnisse für den nachhaltigen Ernst des Eindruckes, welchen ich auf ihn gemacht hatte, sowie der energischen Theilnahme, mit welcher er diesen festhielt, da bald aus dieser, bald aus jener Weltgegend, wohin seine fortdauernden Triumphzüge ihn führten, meist den höheren Kreisen angehörige Menschen mir zukamen, welche den «Rienzi» in Dresden zu hören verlangten, da sie durch die Mittheilungen *Liszt's* hierüber, auch wohl durch sein Vorspiel einzelner Stücke daraus, in dem Sinne auf mein Werk hingewiesen

worden waren, dass sie etwas unerhört Bedeutendes sich davon erwarteten. — Zu diesen Kundgebungen der enthusiastischen Freundestheilnahme *Liszt*'s kamen andere innig berührende Annäherungen. Der überraschenden Eröffnung durch den nächtlichen Besuch *Werder*'s nach jener zweiten Berliner Aufführung des «fliegenden Holländers» folgte, in einem schönen Zusammenhange hiermit, nach kurzer Zeit der briefliche Erguss einer ebenfalls vollständig Unbekannten, der seitdem mir zur treuen Freundin gewonnenen *Alwine Frommann*. Sie hatte nach meinem Fortgang von Berlin noch die *Schröder-Devrient* zweimal im «fliegenden Holländer» gehört, und der Brief, in welchem sie sich über den Eindruck meines Werkes auf sie aussprach, theilte mir zum ersten Mal die energischen und innigen Empfindungen einer gläubigen und grossen Anerkennung mit, wie sie auch dem grössten Meister stets nur selten, und dann nicht ohne bedeutenden Einfluss auf sein Gemüth und seine des Glaubens an sich selbst bedürftige Seele, vorkommen werden.

Von meinen Leistungen in dem mir allmälich gewohnter werdenden Wirkungskreise während dieses verflossenen ersten Jahres meiner Kapellmeisteranstellung ist mir keine besonders anregende Erinnerung verblieben. Zur Feier des Antrittes meiner Funktionen war mir, gewissermassen als Auszeichnung, die *Gluck*'sche *Armida* übergeben worden, welche noch im März 1843, vor dem zeitweiligen Fortgang der *Schröder-Devrient*, mit ihr zur Darstellung kam. Auf diese Aufführung wurde ein besonderes Gewicht aus dem Grunde gelegt, dass ganz gleichzeitig *Meyerbeer* seine Funktionen als Generalmusikdirektor in Berlin mit der Aufführung desselben Werkes antrat. Namentlich von Berlin her stammte der ganz besondere Respekt vor einer solchen auf *Gluck* bezüglichen Unternehmung; man erzählte mir, dass *Meyerbeer* mit der Partitur der «Armide» zu *Rellstab* gegangen sei, um von diesem sich die Anleitung zur rechten Auffassung derselben ertheilen zu lassen. Da ich bald darauf auch eine sonderbare Geschichte von zwei silbernen Armleuchtern erfuhr, mit welchen der berühmte Componist seinerseits die Partitur zum «Feldlager in Schlesien» dem nicht minder berühmten Recensenten beleuchtet haben sollte, gerieth ich dahin, auf die für die «Armide» von ihm erhaltene Belehrung keinen auch für mich gültigen Werth zu legen, und half mir ganz für mich selbst durch sorgsames Befühlen der steifen Partitur, welcher ich durch möglichst bewegliche Vortragsnüancirungen einige Weichheit beizubringen suchte. Meiner Auffassung gewann ich später die Genugthuung der auffallend warmen Anerkennung von Seiten eines vorzüglichen Gluckkenners, des Herrn *Eduard Devrient*,

welcher, als er die Oper bei uns hörte und sie mit der Aufführung in Berlin verglich, auf das Lebhafteste die zarte Beweglichkeit unseres Vortrags von Stücken rühmte, welche dort in rohester Plumpheit zu Tage gefördert worden waren. Namentlich fiel ihm ein kleiner Chor der männlichen und weiblichen Nymphen des dritten Aktes (in C-dur) auf, welchem ich durch ein gemässigtes Tempo und ein vorzüglich zartes Piano die antike Grobheit benommen hatte, in welcher *Devrient* (vermuthlich in historischer Treue) ihn in Berlin gehört hatte. Mein unschuldigstes Mittel, welches ich häufig anwandte, um die peinigende Steifheit der Orchesterbewegung des Originals zu brechen, war eine sorgsame Modifikation des in unaufhörlicher Viertelbewegung sich ergehenden «Bassocontinuo», wo dann theils legato-, theils pizzicato-Spiel am meisten aushelfen musste. Die Direktion hatte viel auf das Aeussere, namentlich die Dekorationen verwandt, und das Werk machte als Spektakeloper ziemlich gute Häuser, was mir, da die ungleich edlere «Iphigenia in Tauris», trotz der bewundernswürdigen Leistung der *Schröder-Devrient* in dieser Rolle, nur leere Häuser erzielt hatte, den Ruf eines besonders für *Gluck* organisirten und gar ihm nahe stehenden Dirigenten einbrachte.

Von diesem Ruhme hatte ich längere Zeit zu zehren, da nun sehr häufig gemeine Repertoir-Aufführungen auch *Mozart*'scher Opern unter meiner nothgedrungenen Direktion zum Vorschein kamen, deren gewöhnlichere Tendenz denjenigen besonders unangenehm auffiel, welche, eben nach meiner Leistung in der «Armide», auch zu diesen Aufführungen unter meiner Leitung sich jetzt mit besonderer Hoffnung wandten, und daher übel davon betroffen wurden. Selbst mir befreundete Zuhörer brachte dies auf die Vermuthung, ich mache mir nichts aus *Mozart* und verstünde ihn nicht, da sie nicht beachteten, wie es mir ganz unmöglich war auf solche gelegentlich eingestreute Aufführungen, zu welchen ich als Dirigent eben nur aushülfsweise, oft ohne Probe eintrat, einen Einfluss zu üben. Allerdings fand auch ich hierbei mich oft in einer schiefen Stellung, welche, da ich ihrer Berichtigung eben in keiner Weise beikommen konnte, nicht wenig dazu beitrug, mein neues Amt und meine Abhängigkeit von den gemeinsten Rücksichten einer trivialen Theaterroutine bei überhäufter Geschäftsführung, mir unerträglicher zu machen, als ich es, trotz der bereits im Voraus mir eignen klaren Einsicht in das Missliche meines Wirkungskreises, erwartet hatte. Mein College *Reissiger*, dem ich mitunter meine Klagen darüber mittheilte, dass von Seiten der Generaldirektion so wenig Be-

rücksichtigung unserer Forderungen für die Aufrechterhaltung korrekter Leistungen im Gebiete der Oper zu erhalten sei, tröstete mich damit, dass ich mit der Zeit, gleich ihm, diese Grillen fahren lassen und in das unvermeidliche Kapellmeisterschicksal mich ergeben würde. Dabei schlug er stolz auf seinen Bauch und wünschte mir, an Fülle es ihm bald gleich thun zu können. —

Veranlassung gegen den hiermit bezeichneten Schlendrian immer empfindlicher zu werden, erhielt ich auch an sonstigen Wahrnehmungen von dem Geiste, mit welchem selbst namhafteste Dirigenten in der Reproduktion unsrer Meisterwerke verfuhren. Noch im ersten Jahre führte eine Einladung hierzu *Mendelssohn*, zur Direktion seines *Paulus* in einem der damals berühmten Palmsonntags-Concerte der Dresdener Kapelle, zu uns. Die Bekanntschaft mit diesem Werke, welche ich bei dieser Gelegenheit in recht empfehlender Weise machte, wirkte so angenehm auf mich, dass ich bei dieser Gelegenheit von Neuem *Mendelssohn* mich warm und hingebend zu nähern suchte. Eine eigenthümliche Unterhaltung, welche ich noch am gleichen Abend dieser Aufführung mit ihm hatte, drängte diesen Zug in sonderbarer Weise schnell in mir wieder zurück. Nach dem Oratorium führte *Reissiger* nämlich noch die achte Symphonie von *Beethoven* auf. In der vorangehenden Probe hatte ich bemerkt, dass *Reissiger* in den Fehler aller gewöhnlichen Dirigenten dieses Werkes verfiel und das «Tempo di minuetto» des dritten Satzes in einem gedankenlosen Walzer-Zeitmass spielen liess, wodurch nicht nur das ganze Stück seinen imposanten Charakter durchaus verliert, sondern auch das Trio, durch die Unmöglichkeit, die Violoncellfigur in solcher Schnelligkeit zu bewältigen, einen vollständig lächerlichen Charakter erhält. Ich hatte mich *Reissiger* hierüber mitgetheilt; er billigte meine Ansicht und versprach mir, in der Aufführung das von mir ihm bezeichnete, wirkliche Menuett-Tempo zu nehmen. Diesen Vorgang erzählte ich *Mendelssohn*, welcher, von der Direktion seines «Paulus» ausruhend, in der Loge neben mir Platz genommen hatte, um die Symphonie mit anzuhören; er gab mir recht und fand, dass es so sein müsste, wie ich sagte. Nun begann der dritte Satz und *Reissiger*, der allerdings nicht die Fähigkeit besass, eine so einflussreiche Tempoveränderung dem Orchester sofort erfolgreich zu imprimiren, folgte seiner Gewohnheit und nahm das «Tempo di minuetto» vollkommen wieder in der gewohnten Walzer-Bewegung. Eben wollte ich meinen Unmuth hierüber bezeigen, als *Mendelssohn* mir freundlich zunickte in der Meinung, so sei es mir recht und das habe ich verstanden. Ich

war über diese vollkommene Gefühllosigkeit von Seiten des berühmten Musikers so tief erstaunt, dass ich sprachlos blieb und von nun an meine besondere Meinung über ihn mir ausbildete, eine Meinung, die auch *R. Schumann* später bestätigte, indem er mir seine wahre Befriedigung über mein Tempo des ersten Satzes der neunten Symphonie bezeugte, welches er zuvor unter *Mendelssohn* in Leipzig alljährlich, mit entstellender Uebereilung vorgetragen, habe anhören müssen.

Während ich so nach den so selten nur sich darbietenden Gelegenheiten, Einfluss auf den Geist der Aufführungen unsrer edlen Meisterwerke zu gewinnen, mich sehnte, hatte ich, wie gesagt, meistens in der tiefen Unbefriedigung mich dahinzuschleppen, welche das Befassen mit dem gewöhnlichen Theaterrepertoire mir verursachte. Erst am Palmsonntag der Ostern 1844, soeben von meiner widerwärtigen Hamburger Expedition zurückgekehrt, gelangte ich dazu, meinem Verlangen durch die Aufführung der Pastoral-Symphonie, welche bei diesem Concert mir zugetheilt war, zu entsprechen. Noch blieben zwar grosse Uebelstände unerledigt, deren Beseitigung ich mir nun auf schwierigen Umwegen vornehmen musste. Namentlich war die Aufstellung des Orchesters bei diesen berühmten Concert-Aufführungen, wo das Orchester in langer dünner Reihe halbkreisförmig den Sängerchor umschloss, so unbegreiflich fehlerhaft, dass es allerdings der von *Reissiger* hiefür mir angegebenen Gründe bedurfte, um einen solchen Unsinn mir zu erklären. Dieser sagte mir nämlich, dass alle diese Einrichtungen von dem verstorbenen Kapellmeister *Morlacchi* herrührten, welcher als italienischer Opernkomponist, wie von der Bedeutung, so auch von den Bedürfnissen des Orchesters eben nichts verstanden hätte. Wenn ich nun frug, warum man Diesem demnach Verfügungen zu treffen gestattet hätte in Dingen, von denen er nichts verstand, so erfuhr ich, dass von jeher, und namentlich auch *Karl Maria v. Weber* gegenüber, die Bevorzugung dieses Italieners von Seiten des Hofes und der Generaldirektion unbedingt, und gegen sie kein Widerspruch gestattet gewesen sei, und dass wir noch jetzt grosse Schwierigkeiten haben würden gegen die hieraus vererbten Fehler uns zu erheben, da höhern Orts fortwährend die Annahme herrsche, Jener müsste es am Besten verstanden haben. Mir spukte meine Kindererinnerung an den Castraten *Sassaroli* wieder durch die Seele, und ich gedachte der Ermahnung der Wittwe *Weber's* in Betreff der Bedeutung meiner Nachfolge *Weber's* im Dresdener Kapellmeisteramt. Trotzdem gelang die Aufführung der Pastoralsymphonie bereits über alles Erwarten, und der unvergleichliche, wunderbar nährende

Genuss, der aus solcher Beschäftigung gerade mit *Beethoven*'schen Werken im Verlaufe mir zu Theil werden sollte, liess mich hier zuerst seine neugebärende Kraft empfinden. Mit mir machte *Röckel* tief sympathisch dieses Genusses sich theilhaftig; er unterstützte mich bei allen Proben mit Aug' und Ohr, immer mir zur Seite, mit mir hörend, mit mir wollend. —

War hier es bereits zu einem erquicklichen Gelingen gekommen, so sollte noch in diesem Sommer mich ein anderes Unternehmen vorzüglich befriedigen, welches zwar keine sehr grosse musikalische, wohl aber soziale Bedeutung hatte. Der König von Sachsen, für welchen ich schon als «Prinz Friedrich», wie ich seiner Zeit berichtete, eine besondere Zuneigung empfand, wurde von einer grössern Reise, die er nach England unternommen, zurückerwartet. Die Berichte über seinen dortigen Aufenthalt hatten mein patriotisches Gefühl besonderlich erfreut. Dem, allem Prunk und jeder prahlenden Demonstration gänzlich abholden, schlichten Fürsten war es begegnet, dass während der Zeit seines englischen Besuches ganz unerwartet auch der Kaiser *Nicolaus* in England eintraf, dem zu Ehren grosse Festlichkeiten und militärische Revuen abgehalten wurden, an welchen unser König sich, gegen seine Neigung, genöthigt fand Theil zu nehmen, und nun es dahinnehmen musste, mit ersichtlich demonstrativer Tendenz vom Volke durch besonders enthusiastische Akklamationen vor dem den Engländern unsympathischen russischen Czaren ausgezeichnet zu werden. Auch die öffentlichen Blätter hielten diese Tendenz fest, und so wehte dem kleinen Sachsen aus England eine schmeichelnd erwärmende Luft herüber, welche uns mit besonders innig stolzer Freude an unserm König erfüllte. In dieser Stimmung, die auch mich ganz und gar einnahm, erfuhr ich, dass man dem zurückkehrenden Fürsten in Leipzig einen besondern, durch *Mendelssohn's* musikalische Mitwirkung zu verherrlichenden Empfang bereite. Ich frug nach, was man in Dresden zu thun gedenke und erfuhr, dass der König bei seiner Heimkehr Dresden gar nicht berühren und sogleich auf seinen Sommersitz nach *Pillnitz* sich wenden werde. Nach schneller Ueberlegung musste mir dieser Umstand für meinen Wunsch, dem König eine herzliche Empfangsfreude zu bereiten, günstig erscheinen, da ich, als königlicher Diener, einer in Dresden vorgebrachten Huldigung den Anschein einer offiziellen Parade zugezogen hätte, welche wohl unstatthaft dünken musste. Ich fasste den Gedanken, Alles, was blasen und singen konnte, schnell zusammen zu werben, um mit Allem am Morgen nach der Ankunft ein eiligst von mir

zu verfertigendes Empfangslied vorzutragen. Nun traf ich auf die besondern Schwierigkeiten, dass mein Generaldirektor *Lüttichau* auf einem seiner Landgüter abwesend war; mit meinem Collegen *Reissiger* mich zu verständigen, hätte ausserdem Verzögerung herbeigeführt und das Unternehmen in das eben zu vermeidende Geleis einer offiziellen Ovation geführt. Da keine Zeit zu verlieren war, wenn irgend etwas zu Stande kommen sollte — denn die Ankunft stand an einem der nächsten Tage bevor — so nahm ich meine Qualität als Dirigent der Liedertafel zu Hülfe, forderte an ihrer Spitze Sänger und Musiker auf, und lud auch die Mitglieder des Theaters sowie der Kapelle vertraulich ein, sich anzuschliessen. Schnell fuhr ich nach Pillnitz, um mit dem fungirenden Hofmarschall, der mein Unternehmen sehr freundlich begünstigte, die nöthige Verabredung zu treffen. Während dieser kurzen Hin- und Herfahrt fand ich allein die Zeit, meine Verse zu dichten und in Musik zu setzen, denn nach Haus gekommen musste ich sogleich schon Alles dem Copisten und Lithographen übergeben können. Die angenehme Hast in der sommerlichen Luft, in der lieblichen Gegend, mit der herzlichen Liebe zu einem deutschen Fürsten, die mir dieses dringende Vorhaben eingab, brachte mich in die erregte Stimmung, in welcher ich die melismischen Formen des Tannhäuser-Marsches fand, welche in diesem Königsgrusse sich kenntlich machten, um dann bald die breitere Ausbildung zu gewinnen, durch welche sie mir in jenem Marsche zu meinem bisher populärsten Stücke verhalfen. Bereits andern Tags musste Alles mit 120 Musikern und 300 Sängern probirt werden: ich hatte mir erlaubt, diese ganze Masse auf die Bühne des Hoftheaters zu bestellen; dort ging Alles sogleich vortrefflich; Alle hatten ihre Freude daran, und ich nicht minder, als ein Bote des Generaldirektors erschien, der plötzlich in die Stadt gekommen war und mich zu einer Besprechung verlangte. Herr *v. Lüttichau* war über mein eigenmächtiges Verfahren in dieser Angelegenheit, von welcher er noch rechtzeitig durch Freund *Reissiger* benachrichtigt worden war, über alle Massen aufgebracht; hätte er seine Freiherrnkrone auf dem Haupte getragen, sie würde ihm bei dieser Gelegenheit heruntergefallen sein. Namentlich dass ich direkt mit einer Hofbehörde unterhandelt hatte, und ihm auch berichten musste, dass meine Unterhandlungen ausserordentlich schnell zu einem günstigen Ziel geführt hätten, versetzte ihn in grössten Zorn, da seine Wichtigkeit ja darin bestand, alles auf solchen Wegen zu Erreichende als grenzenlos schwierig und umständlich darzustellen. Ich war erbötig, sofort Alles abzubestellen: das erschreckte ihn nun wieder;

ich fragte, was denn sein Wille sei, wenn es denn doch vor sich gehen sollte: darüber schien er sich nicht klar zu sein, nur fand er es sehr unkollegialisch von mir, dass ich nicht nur ihn, sondern auch *Reissiger* bei diesem Vorhaben übergangen habe. Ich erklärte mich sogleich bereit, meine Komposition, wie die Direktion des Stückes, an *Reissiger* abzutreten: das war ihm nun auch wieder zu viel, denn im Ganzen, das wusste ich wohl, machte er sich aus *Reissiger* nichts. Das Unangenehmste war ihm, dass ich die Angelegenheit gerade durch den Hofmarschall *von Reitzenstein* zu Stande gebracht hatte, welcher sein persönlicher Feind war: ich wisse gar nicht, was er von diesem oft für Chikanen auszustehen habe. Diese gemüthlichen Ergüsse erleichterten es mir, dem bedrängten Hofmann eine fast ungeheuchelte Rührung zu bezeigen, welche denn seinerseits mit einem achselzuckenden Gehenlassen der unangenehmen Geschichte erwiedert wurde.

Schlimmer als durch dieses Hofintendanten-Ungewitter sah ich für meine Unternehmung mich aber durch die eingetretene üble Witterung des Himmels selbst bedroht; es regnete den ganzen Tag in Strömen; dauerte diess so fort, zu welcher Befürchtung Grund vorhanden war, so war es fast unmöglich, des andern Morgens um fünf Uhr, wie beabsichtigt war, auf dem besonders von mir gemietheten Dampfschiffe mit meinen Hunderten von Gehülfen zu einer Morgenmusik in dem zwei Stunden entlegenen Pillnitz mich aufzumachen. Mit wahrer Verzweiflung sah ich diesem Unstern entgegen; nur *Röckel* tröstete mich: «ich könne mich darauf verlassen, wir würden morgen den schönsten Tag haben, denn — ich hätte Glück.» Diese Versicherung ist mir noch in fernen Zeiten in Erinnerung geblieben, als ich bei dem grossen Missgeschick, welches sich häufig allen meinen Unternehmungen entgegensetzte, jener Behauptung als eines üblen Frevels gedenken musste. Für diesmal hatte der Freund aber Recht; der 12. August 1844 war vom Sonnenaufgang an bis in die späte Nacht der schönste Sommertag, dessen ich mich in meinem Leben erinnern kann. Das Gefühl von wonnigem Behagen, mit welchem ich durch die glückverheissenden Morgennebel meine wohlgemuthe Legion lustig gestimmter Musiker und Sänger auf dem Dampfschiff sich versammelnd fand, schwellte mir die Brust zu einem innigen Glauben an meinen guten Stern. Meinem freundlichen Ungestüme war es gelungen, *Reissiger*'s Schmollen zu überwältigen und ihn zu bestimmen, die Ehre des Unternehmens dadurch mit mir zu theilen, dass er die Aufführung meiner Komposition dirigire. An Ort und Stelle gelang nun alles vortrefflich; der König und

die königliche Familie waren sichtlich sehr gerührt, und in schlimmen späteren Zeiten hat die Königin von Sachsen, wie mir berichtet wurde, dieses Tages und dieses Morgens noch mit besonderer Rührung als der schönsten Zeit ihres Lebens gedacht. Nachdem *Reissiger* mit grosser Würde Takt geschlagen, und ich als Tenorist im Chor mitfungirt hatte, wurden wir beide Kapellmeister in die Nähe der k. Familie beschieden, wo der König uns seinen herzlichsten Dank ausdrückte, während die Königin uns die besondere Anerkennung zollte, dass ich sehr gut komponirt, und *Reissiger* sehr gut dirigirt hätte. Der König bat um die Wiederholung der letzten drei Verse, da er andrerseits durch eine schmerzhafte Zahngeschwulst genöthigt sei, sich nicht lange mehr im Freien aufzuhalten. Schnell wurde von mir eine kombinirte Evolution entworfen, deren ungemein glückliche Ausführung ich mir noch zum besondern Ruhme anrechne. Ich liess nämlich das ganze Lied wiederholen, dem Wunsche des Königs gemäss liess ich aber nur einen Vers in der beibehaltenen halbkreisförmigen Aufstellung ausführen; mit dem zweiten Verse liess ich meine 400 Mann undisciplinirter Musiker und Sänger abschwenken, so dass sie die zwei letzten Verse, im Marsch durch den Garten immer weiter sich entfernend, in der Weise ausführten, dass die letzten Töne nur noch wie ein verhallender Klangestraum an das königliche Ohr treffen konnten. Dieser Abzug ging, Dank meiner unerhörten, thätigen, überall gegenwärtigen Hilfsleistung, mit solcher Sicherheit vor sich, dass nicht das mindeste Schwanken im Takt und Vortrag aufkam, und das Ganze für ein kunstvoll eingeübtes Theatermanöver gelten konnte. Im Schlosshofe angelangt fanden wir nun durch die freundliche Sorgfalt der Königin auf dem grünen Rasen für alle Gäste zu einem reichlichen Frühstück die Tafeln gedeckt. Die herzlich erregte königliche Hausfrau sahen wir selbst öfter geschäftig zur Ueberwachung der Bewirthung, an den Fenstern und auf den Gängen des umgebenden Schlosses sich bemühend. Aller Augen strahlten mir wie einem glücklich Beglückenden zu, wenig hätte gefehlt und in der Wonne des Tages wäre das Paradies proklamirt worden. Nachdem die liebliche Umgegend, namentlich der aus meiner frühesten Jugendzeit her mir lieb und traut gewordene *Keppgrund*, massenweis durchschwärmt worden .war, kehrten wir in später Nacht in herrlichster Stimmung nach Dresden zurück. Des andern Tags ward ich abermals auf die Generaldirektion beschieden. Da war denn nun aber etwas mit Herrn *v. Lüttichau* vorgegangen. Als ich mich nochmals bei ihm herzlich wegen der ihm bereiteten Beunruhigung entschuldigen wollte, nahm der lange Mann

mit dem trocknen, harten Gesicht mich bei der Hand, und sagte mir mit einer Verklärung seiner Mienen, wie sie wohl nie je ein Anderer an ihm gewahrt haben mag: von dieser Beunruhigung könne jetzt nicht mehr die Rede sein; ich sei ein grosser Mensch; von ihm werde lange keine Seele mehr etwas wissen, während ich noch bewundert und geliebt sein würde. In höchstem Grade erschüttert, wollte ich nur meine Beschämung über diesen so unerwarteten Erguss kundgeben, als er mich nun freundlich unterbrach, und in wohlwollender Zutraulichkeit eine Ableitung der eigenen Aufregung zu finden suchte. Er erging sich namentlich lächelnd über meine Selbstverläugnung, mit der ich bei einer so ausserordentlichen Gelegenheit den mir gebührenden Ehrenplatz an den hiebei so ganz verdienstlosen *Reissiger* abgetreten habe; als ich ihm versicherte, dass mir erst dieses wahre Genugthuung gegeben hätte, dass ich meinen Kollegen zur Uebernahme der Direktion vermocht, bekannte er, dass er mich nun allerdings wohl begriffe, desto weniger aber von *Reissiger* verstehe, wie sich dieser von mir habe dorthin stellen lassen können, wohin er so wenig gehört habe. — Längere Zeit blieb die hiermit begründete Stimmung *Lüttichau's* gegen mich in der Weise vorherrschend, dass wir in Geschäftsangelegenheiten einen fast zutraulichen Ton unter uns gewannen; so schlimm sich mit der Zeit hierin auch Manches ändern musste, so dass unsre Beziehungen wohl bis zu offenbarer Feindseligkeit ausarteten, so blieb bei dem seltsamen Manne eine eigenthümliche Zärtlichkeit für mich doch immer unverkennbar zurück, und manche seiner spätern harten Ergüsse klangen eigentlich wie die etwas sonderbar ausartenden Klagen verschmähter Liebe. —

Den Genuss meines diesjährigen Erholungsurlaubes trat ich Anfangs September mit dem Bezug einer etwas verspäteten Sommerwohnung auf dem *Fischer*'schen Weinberg, unweit *Loschwitz*, in der Nähe des berühmten *Findlater*'schen Weinbergs, an. Hier, freundlich angeregt und gestärkt durch einen sechswöchentlichen Aufenthalt im Freien, verfasste ich bis zum 15. Oktober die Musik des zweiten Aktes von «Tannhäuser». In die gleiche Zeit fiel eine Aufführung des «Rienzi», zu deren Leitung ich in die Stadt kam, vor einem Publikum von nicht gemeiner Bedeutung. Es traf sich nämlich, dass auf der Tribüne des Amphitheaters *Spontini* und *Meyerbeer*, zu ihnen auch der Verfasser der russischen Nationalhymne, der General *Lwoff*, sich zusammenfanden. Ich suchte keine Gelegenheit auf, von der Wirkung meiner Oper auf diese zu einem Urtheil so berechtigten musikalischen Grössen Kenntniss zu erlangen; mir

genügte das eigenthümliche Behagen, ihnen eine bereits sehr häufig wiederholte Aufführung meines Werkes vor überfülltem Hause und mit überreichem Beifall vorgeführt zu haben, ich freute mich am Schlusse, mein Hündchen *Peps*, welches den weiten Weg vom Lande mir nachgelaufen war, im Theater theilnahmvoll mir zugeführt zu erhalten, und fuhr mit ihm sofort, ohne die europäischen Celebritäten begrüsst zu haben, nach meinem stillen Weinberg hinaus, wo *Minna* mich, besonders über die Wiederkehr des verloren geglaubten *Peps* hocherfreut, empfing. Hier erhielt ich auch einen Besuch meines auf so ergreifende Weise in Berlin zuerst mir gewonnenen Freundes *Werder*, diesmal ganz menschlich am hellen Tage, unter freundlichem Himmel, wo ich mit ihm angenehm über den Werth des «fliegenden Holländers» disputiren konnte, gegen den ich, mit dem «Tannhäuser» im Kopfe, mich etwas eingenommen bezeigte. Es nahm sich artig aus, von meinem Freunde mich in diesem Punkte bekämpfen und über die Bedeutung meines Werkes belehren zu lassen.

Als wieder die Winterquartiere bezogen waren, suchte ich zwischen der Komposition des zweiten und dritten Aktes keine so lange Unterbrechung, als ich sie zwischen den beiden ersten zu überstehen gehabt hatte, aufkommen zu lassen, und es gelang mir, trotz aufregender Beschäftigung, namentlich unter Begünstigung des guten Einflusses sorgsam gepflegter einsamer Spaziergänge, die Musik auch des dritten Aktes am 29. Dezember, noch vor Jahresschluss zu beendigen.

Was mich in der Zwischenzeit namentlich lebhaft nach aussen in Anspruch genommen hatte, war ein längerer Aufenthalt *Spontini's* bei uns, welcher sich an eine neu in's Werk gesetzte Aufführung seiner «Vestalin» knüpfte. Die Erinnerungen an die sonderbaren Vorgänge und charakteristischen Züge des hierbei entsponnenen Verkehrs mit dem berühmten greisen Meister sind mir so lebhaft verblieben, dass sie mich jetzt noch der Aufzeichnung werth dünken.

Da wir unter der Mitwirkung der *Schröder-Devrient* einer zum grossen Theil vorzüglichen Aufführung dieser Oper uns versichert halten durften, hatte ich Herrn *v. Lüttichau* auf den Gedanken gebracht, *Spontini*, welcher soeben in Berlin grosse Demüthigungen erlitten hatte und sich für immer von dort fortwandte, die unter solchen Umständen wohlgesinnt demonstrative Aufmerksamkeit zu erweisen, ihn zur persönlichen Direktion seines mit Recht so berühmten Werkes einzuladen. Diess geschah, und ich, der ich mit der Leitung der Oper betraut war, erhielt den besondern Auftrag, mich hierüber mit dem Meister in das

Vernehmen zu setzen. Es schien, dass mein Brief, trotzdem er von mir selbst im Französischen geschrieben war, ihn mit einer vorzüglich guten Meinung über meinen Eifer für das Unternehmen erfüllt hatte, denn in einem sehr majestätischen Antwortschreiben drückte er mir seine besondern Wünsche für die Veranstaltungen zur Feier seiner Mitwirkung aus. Im Betreff der Sänger, da er eine *Schröder-Devrient* unter ihnen zählte, erklärte er sich unumwunden beruhigt; von Chören und Balleten setzte er voraus, dass man nichts an einer würdigen Ausstattung fehlen lassen würde; auch nahm er an, dass das Orchester ihn vollkommen befriedigen würde, in welchem er die nöthige Anzahl vorzüglicher Instrumente voraussetzte, um, wie er sich ausdrückte, das Ganze von «12 guten Contrabässen garnirt» zu sehen («le tout garni de douze bonnes contre-basses»). Diese Phrase brach mir das Herz, denn dieses eine in Zahlen ausgeführte Verhältniss gab mir folgerichtig einen Begriff von der Gediegenheit seiner übrigen Annahmen, und ich eilte nun zum Intendanten, um ihn darauf vorzubereiten, dass die eingeleitete Sache nicht so leicht abgehen würde. Sein Schreck war gross und aufrichtig; sofort musste ein Mittel ausfindig gemacht werden, die Einladung rückgängig zu machen. Frau *Schröder-Devrient* erfuhr von unsrer Noth: sie, die *Spontini* gut kannte, lachte wie ein Kobold über unsre naive Unvorsichtigkeit, die wir mit dieser Einladung begangen, und fand in einem leichtern Unwohlsein, von dem sie befallen war, das Hülfsmittel, welches sie uns als Vorwand einer scheinbar bedeutenden Verzögerung zur Verfügung stellte. *Spontini* hatte nämlich auf energische Beschleunigung der Ausführung unsres Vorhabens gedrungen, da ihm, auf das Ungeduldigste in Paris erwartet, nur wenig Zeit für die Befriedigung unsrer Wünsche frei stände. Hieran anknüpfend musste ich nun das unschuldige Truggewebe spinnen, mit welchem ich den Meister von der definitiven Annahme der an ihn gerichteten Einladung abbringen sollte. Wir athmeten auf, hielten unsre Proben und befanden uns am Vorabende der gemüthlich beabsichtigten Generalprobe, als gegen Mittag ein Wagen vor meinem Hause hielt, und in einem langen blauen Flausrocke der stolze, sonst nur mit spanischer Grandenwürde sich bewegende Meister, leidenschaftlich bewegt, ohne alle Begleitung zu mir in das Zimmer trat, mir meine Briefe vorzeigte, und aus unsrer Correspondenz mir nachwies, dass er keineswegs unsre Einladung abgelehnt habe, sondern, richtig verstanden, sehr deutlich auf alle unsre Wünsche eingegangen sei. Ich vergass alle möglichen vorauszusehenden Verlegenheiten über der wirklich herzlichen Freude, den

wunderbaren Herrn bei mir zu sehen, unter seiner Leitung sein Werk zu hören, und nahm mir sofort vor, alles nur Erdenkliche zu Stand zu bringen, um ihn zu befriedigen. Diess erklärte ich ihm mit dem aufrichtigsten Eifer: er lächelte fast kindlich freundlich, als er diesen wahrnahm; nur als ich, um ihn kurz über alle Bedenken gegen meine Aufrichtigkeit hinwegzuführen, einfach bat, die morgen stattfindende Probe sogleich selbst zu dirigiren, ward er plötzlich sehr bedenklich, und schien mancherlei, dem entgegenstehende Schwierigkeiten zu erwägen. In grosser Aufregung drückte er sich aber über nichts klar aus, so dass es mir schwer hielt, ihm zu entfragen, durch welche Disposition es mir möglich sein würde, ihn zur Uebernahme der Direktion dieser Probe zu bewegen. Nach einigem Nachsinnen frug er mich, mit was für einer Art von Taktstock wir dirigirten: ich bezeichnete ihm mit der Hand ungefähr die Grösse und Stärke eines mässigen Stäbchens von gewöhnlichem Holz, welches, mit weissem Papier überzogen, uns immer frisch vom Kapelldiener servirt wurde. Er seufzte, und frug mich, ob ich es wohl für möglich hielte, ihm bis morgen einen Taktstock von schwarzem Ebenholz, von höchst ansehnlicher Länge und Stärke, die er mir an seinem Arm und mit der hohlen Hand bezeichnete, und an dessen beiden Enden ein ziemlich bedeutender weisser Knopf von Elfenbein angebracht werden sollte, verfertigen zu lassen. Ich versprach ihm jedenfalls ein ganz ähnlich aussehendes Instrument schon für die nächste Probe, ein vollständig auch dem verlangten Material entsprechendes aber für die Aufführung zu besorgen. Auffallend beruhigt strich er sich jetzt über die Stirn, erlaubte mir seine Uebernahme der Direktion für morgen anzukündigen, und fuhr nun in sein Hôtel, nachdem er mir noch einmal genau seine Anforderungen in Betreff des Taktstockes eingeschärft hatte.

Ich glaubte halb zu träumen, und verbreitete im Sturm die Kunde des Vorgefallenen und Bevorstehenden; wir waren ertappt. Die *Schröder-Devrient* erbot sich zum Sündenbock, und ich setzte mich mit dem Theatertischler wegen des Taktstockes in das genaueste Einvernehmen. Dieser gerieth so weit gut, dass er die gehörige Länge und Stärke hatte, schwarz aussah und grosse weisse Knöpfe trug. So kam es denn wirklich zur Probe. *Spontini* befand sich an seinem Platz im Orchester augenfällig genirt, und wünschte vor allen Dingen die Oboen in seinem Rücken placirt; da diese vereinzelte Umstellung für jetzt in der Gliederung des Orchesters grosse Verwirrung hervorgerufen haben würde, versprach ich ihm diess nach der Probe zu veranstalten. Er schwieg, und

ergriff nun den Taktstock. Augenblicklich verstand ich, warum er auf die Form desselben eine so grosse Bedeutung legte: er fasste diesen nämlich nicht, wie wir andern Dirigenten, bei dem Ende an, sondern ergriff ihn ziemlich in der Mitte mit der vollen Faust, und bewegte ihn der Art, dass man deutlich sah, er fasse den Taktstock als Marschallsstab auf, und gebrauche ihn nicht zum Taktiren, sondern zum Kommandiren. Nun entspann sich bald im Verlaufe der ersten Scenen eine Verwirrung, die um so unheilvoller sich gestaltete, als für des Meisters Mittheilungen an das Orchester, wie an die Sänger, sein konfuser Gebrauch der deutschen Sprache von grösster Behinderung für die Verständigung war. So viel merkten wir aber bald, dass es ihm vor Allem daran gelegen war, uns von dem Gedanken abzubringen, dass diess die Generalprobe sein sollte, wogegen er ein ganz neu zu beginnendes Studium der Oper in's Auge gefasst hatte. Die Verzweiflung namentlich meines guten alten Chordirektors und Regisseurs *Fischer*, welcher mit grossem Enthusiasmus zuvor die Berufung *Spontini's* mit betrieben hatte, war gross, als er dieser nun unvermeidlichen Störung des Repertoirs inne ward; sie ging endlich in offene Wuth über, in deren Blindheit er in Allem, was *Spontini* vorbrachte, nur neue Chikanen zu verstehen glaubte, und dagegen im gröbsten Deutsch unverhohlen replizirte. Einmal winkte mich *Spontini* nahe zu sich, um in Betreff eines so eben beendeten Chors mir zuzuflüstern: «mais savez-vous, vos chœurs ne chantent pas mal.» Misstrauisch hatte *Fischer* dem zugesehen, und frug mich wüthend: «was hat der alte Schweinehund wieder?» Es gelang mir kaum, den so schnell umgeschlagenen Enthusiasten nur einigermassen zu beruhigen. — Den grössten Aufenthalt verursachte im ersten Akt die Evolution des Triumphmarsches; vor Allem äusserte der Meister mit lautestem Eifer seine höchste Unzufriedenheit über das gleichgiltige Benehmen des Volkes beim Aufzuge der Vestalinnen; er hatte nämlich nicht bemerkt, dass auch nach den Anordnungen unsrer Regie sich beim Erscheinen der Priesterinnen Alles auf das Knie senkte, denn nichts dem Auge nur Erkennbares war für den äusserst kurzsichtigen Meister vorhanden; was er verlangte, war, dass der heilige Respekt der römischen Armee durch ein mit einem Schlage vor sich gehendes Niederstürzen, namentlich aber krachendes Aufschlagen der Speere auf den Boden, mit äusserster Drastik sich kund geben solle. Das musste nun unzählige Male probirt werden; immer aber klapperten einige Spiesse zu früh oder zu spät; er selbst machte das Manöver einige Male mit dem Taktstock auf dem Pult; es half nichts, der Krach war nicht

decidirt und energisch genug. Nun entsann ich mich allerdings der merkwürdigen Präcision und fast erschreckenden Wirkung, mit welcher ähnliche Evolutionen in der Aufführung des «Ferdinand Cortez», welche in früheren Jahren in Berlin so vielen Eindruck auf mich gemacht hatte, ausgeführt wurden, und begriff, dass die bei uns übliche Weichheit in solchen Manövern einer sehr angelegentlichen und zeitraubenden Schärfung bedürfen würde, um den für seine Forderungen hiefür sehr verwöhnten Meister zufrieden zu stellen. Nach dem ersten Akte beschritt nun wirklich *Spontini* die Bühne, um den von ihm in seiner Nähe vermutheten Künstlern des Dresdener Hoftheaters in einer ausführlichen Darlegung die Gründe dafür klar zu machen, dass er auf eine bedeutende Aufschiebung der Oper bestehen müsse, um Zeit zu gewinnen, durch die verschiedenartigsten Proben die Aufführung seinem Sinne entsprechend vorbereiten zu können. Alles war aber bereits in vollster Auflösung begriffen; die Sänger, der Regisseur, waren wie im Sturm nach allen Seiten hin zerstreut, um über das Elend der Situation sich in ihrer Weise Luft zu machen: nur die Theaterarbeiter, Lampenputzer und einige Choristen, hielten in einem Halbkreise um *Spontini* Stand, um dem merkwürdigen Manne zuzusehen, wie er mit wunderlichem Affekt von den Erfordernissen der wahren theatralischen Kunst perorirte. Ich wandte mich der grauenhaften Scene zu, bedeutete *Spontini* freundlich und unterwürfig das Unnöthige seiner Ereiferung, versicherte, dass Alles geschehen würde was er wünsche, namentlich auch, dass man Herrn *Eduard Devrient*, welcher die Vorstellung der Vestalin in seinem Geiste von Berlin her genau inne habe, zur Abrichtung des Chores und der Statisten zu der gebührenden Empfangsfeierlichkeit der Vestalinnen herbeiziehen würde, und entführte ihn so der unwürdigen Situation, in welcher ich ihn zu meinem Entsetzen betroffen fand. Diess beruhigte ihn; wir entwarfen einen Plan für die Ausführung der Proben nach seinem Wunsche, und in Wahrheit war ich der Einzige, der diese Wendung der Dinge, trotz allem, nicht unwillkommen hiess, da die meist fast burlesken Züge im Gebahren *Spontini's* mich doch die ungemeine Energie durchblicken liessen, mit welcher hier, wenn auch in seltsamer, mir aber allmählich erklärlicher Entstellung, ein unsrer Zeit fast unkenntlich gewordenes Ziel der theatralischen Kunst verfolgt und festgehalten wurde.

Wir begannen nun zunächst noch mit einer Klavierprobe, in welcher der Meister seine Wünsche besonders an die Sänger mittheilen sollte. Wir erfuhren durch ihn hierbei im Grunde wenig Neues; er gab uns

weniger Bemerkungen über Einzelnheiten des Vortrages, als Auslassungen über das Allgemeine der Auffassung, wobei ich bemerkte, dass er sich bereits zu einer entschiedenen Rücksichtsnahme gegen die renommirten Sänger, wie die *Schröder-Devrient* und *Tichatschek* es waren, gewöhnt hatte. Letzterem verbot er nur das Wort «Braut», mit welchem *Licinius* in der deutschen Uebersetzung «Julia» anzureden hatte; diess klang seinem Ohr entsetzlich, und er begriff nicht, wie man etwas so Gemeines, wie die Laute dieses Wortes, für die Musik verwenden könnte. Dem weniger begabten und ziemlich rohen Sänger des Oberpriesters gab er jedoch eine umständlichere Lektion über die Auffassung seines Charakters, welchen er aus dem recitativischen Dialoge mit dem Haruspex zu entnehmen habe; hier sehe er nämlich, dass das Ganze nur auf Priesterbetrug beruhe und auf Benutzung des Aberglaubens berechnet sei. Der Pontifex gebe zu verstehen, dass er seinen Gegner selbst an der Spitze der römischen Kriegsmacht nicht fürchte, weil er für den schlimmsten Fall seine Maschinen bereit halte, welche, sobald es nicht anders ginge, durch ein Wunder das verloschene Feuer der Vesta wieder entzünden sollten, wodurch, selbst wenn Julia somit dem Opfertode entgehen sollte, die Macht des Priesterthums dennoch unangetastet erhalten bleiben würde. — Gelegentlich einer Besprechung des Orchesters hatte ich *Spontini* um Belehrung darüber gebeten, warum er, der sonst durchgehends die Posaunen sehr energisch angewandt, gerade bei dem prachtvollen Triumphmarsche des ersten Aktes sie schweigen liess; ganz verwundert frug er dagegen: «est-ce que je n'y ai pas de trombonnes?» Ich zeigte ihm die gestochene Partitur, und nun bat er mich, zu diesem Marsche Posaunen zu setzen, damit sie möglichst in der nächsten Probe schon ausgeführt werden könnten. Auch sagte er mir: «j'ai entendu dans votre Rienzi un instrument, que vous appelez Bass-tuba; je ne veux pas *bannir* cet instrument de l'orchestre: faites m'en une partie pour la Vestale.» Es machte mir Freude, mit Auswahl und Diskretion seinem Wunsche nachzukommen. Als er in der Probe zum ersten Male die Wirkung hiervon gewahr wurde, warf er mir einen wirklich zärtlichen Blick des Dankes zu, und der Eindruck dieser unschwierigen Bereicherung seiner Partitur war auf ihn so andauernd, dass er später aus Paris in einem sehr freundschaftlichen Briefe mich um die Zusendung eines Particelles dieser von mir hinzugefügten Instrumente bat, nur erlaubte es sein Stolz nicht, in dem Ausdruck, mit dem er das Gewünschte bezeichnete, zuzugestehen, dass er etwas von mir Verfasstes verlangte, sondern er schrieb: «envoyez-moi une partition des trombonnes pour

la marche triomphale et de la Basse-tuba, telle qu'elle a été exécutée sous ma direction à Dresde.» — Meine besondere Ergebenheit bezeugte ich ihm ausserdem durch den Eifer, mit welchem ich eine vollkommene Umstellung der Instrumente des Orchesters nach seinem Wunsche herrichtete. Dieser Wunsch bezog sich weniger auf ein System, als auf seine Gewöhnung, und von welcher Wichtigkeit es für ihn war, in dem Gewohnten nicht die mindeste Aenderung eingetreten zu wissen, erhellte mir, als er mir den Charakter seiner Direktionsweise erläuterte; er dirigire — so sagte er — nämlich das Orchester nur durch den Blick seines Auges: «mein linkes Auge ist erste Violin, mein rechtes zweite Violin; um mit dem Blick zu wirken muss man daher keine Brille tragen, wie schlechte Dirigenten es thun, selbst wenn man kurzsichtig ist. Ich» — so gestand er zutraulich — «sehe nicht einen Schritt weit, und doch bewirke ich durch meine Augen, dass alles nach meinem Willen geht.» Einzelnheiten in der von ihm zufällig gewöhnten Orchesteraufstellung waren allerdings sehr irrational; jedenfalls von einem frühesten Pariser Orchester her, wo sich diess durch irgend eine Noth gerade so ergeben hatte, rührte die Gewohnheit, die beiden Oboe-Bläser unmittelbar hinter sich zu haben: diese mussten daher die Mündung ihrer Instrumente dem Ohre des Publikums abwenden, und unser vorzüglicher Oboist war so empört über diese Zumuthung, dass es mir nur durch besonders scherzhafte Behandlung dieser Angelegenheit gelang, ihn für diesmal zu beschwichtigen. Ausserdem beruhte die Gewöhnung *Spontini's* in diesem Betreff allerdings auf einem sehr richtigen, und leider bei den meisten deutschen Orchestern noch gänzlich verkannten Systeme, wonach das Quartett der Saiteninstrumente gleichmässig über das ganze Orchester sich ausbreitet, die durch Culmination auf einem Punkt erdrückenden Blech- und Schlaginstrumente getrennt, auf beide Flanken vertheilt, und die zarteren Blasinstrumente in geeigneter Annäherung als Kette zwischen den Violinen sich dahinziehen; wogegen die selbst jetzt noch bei den grössten und berühmtesten Orchestern übliche Zertheilung des Instrumentalkomplexes in zwei Hälften, die der Saiten- und die der Blasinstrumente, eine wirkliche Rohheit und Gefühllosigkeit für die Schönheit eines sich innig verschmelzenden, überall gleichhin wirkenden Orchesterklanges bekundet. Ich war sehr froh, bei dieser Veranlassung die glückliche Neuerung in Dresden durchsetzen zu können, da es, durch die Forderung *Spontini's* angeregt, nun leicht war, den Befehl zur Beibehaltung der Aenderung beim König zu erlangen. Es blieb mir nach *Spontini's* Fortgang nur übrig, einige Zufälligkeiten und

Sonderbarkeiten in seinen Anordnungen auszugleichen und zu korrigiren, um von nun an zu einer befriedigenden und sehr wirksamen Aufstellung des Orchesters zu gelangen.

Bei allen Sonderbarkeiten, welche *Spontini's* Direktion der Proben begleiteten, fascinirte der seltene Mann doch Musiker und Sänger in der Art, dass der Aufführung eine ganz ungewöhnliche Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Charakteristisch war durchgehends die Energie, mit welcher er auf eine oft ausschweifend scharfe Hervorhebung der rhythmischen Accente drang; er hatte hierfür im Verkehr mit dem Berliner Orchester es sich angewöhnt, die hervorzuhebende Note mit dem, Anfangs mir unverständlichen, Ausdruck «*diese*» zu bezeichnen, was zumal *Tichatschek*, ein wirkliches rythmisches Gesangsgenie, besonders erfreute, da er ebenfalls die Gewohnheit hatte, bei wichtigen Eintritten die Choristen dadurch zu besondrer Präcision anzufeuern, dass er behauptete, es gelte nur die erste Note ordentlich hervorzuheben, das Uebrige fände sich ganz von selbst. Im Ganzen stellte sich somit allmählich ein guter und dem Meister gewogener Geist ein; nur die Bratschisten trugen ihm einen Schreck, den er ihnen gemacht, noch lange nach; in der Begleitung der lugubren Cantilene der Julia im Finale des zweiten Aktes entsprach die Ausführung der schaurig weichen Begleitungsfigur in den Bratschen seinem Wunsche nicht; er wendete sich daher plötzlich zu diesen, und rief ihnen mit einer hohlen Grabesstimme zu: «ist der Tod in den Bratschen!» Die zwei bleichen, an unheilbarer Hypochondrie leidenden Greise, welche am ersten Pulte dieses Instrumentes zu meinem Leidwesen, trotz ihrer Anwartschaft auf Pensionirung, sich immer noch fest geklammert hielten, starrten mit wahrem Entsetzen zu *Spontini* hinauf, und glaubten eine Drohung zu hören: ich musste ihnen nun den Wunsch *Spontini's* ohne theatralische Drastik zu erläutern suchen, um sie allmälich wieder in's Leben zu rufen. — Auf der Scene wirkte Herr *Eduard Devrient* sehr förderlich zur Herstellung eines scharf sich ausdrückenden Ensembles, auch wusste er Rath zu schaffen, um einer Forderung *Spontini's* gerecht zu werden, die uns Alle in grosse Verlegenheit setzte. Nach der auf allen deutschen Theatern angenommenen Kürzung beschlossen auch wir nämlich die Oper mit dem feurigen, vom Chor accompagnirten Duettsatze des Licinius und der Julia nach deren Rettung; allein der Meister bestand darauf, die der französischen *Opera seria* ureigenthümliche Schluss-Scene mit heiterem Chor und Ballet noch angefügt zu wissen. Es widerstand ihm durchaus, auf dem traurigen Begräbnissplatze sein glänzendes Werk

elend ausgehen zu sehen; die Decoration musste verwandelt werden, im heitersten Lichte der Rosenhain der Venus sich zeigen, und an deren Altar unter heiteren Tänzen und Gesängen das geprüfte Liebespaar von mit Rosen geschmückten Priestern und Priesterinnen der Venus anmuthig getraut werden. So geschah es denn auch, — leider aber nicht zu Gunsten des von Allen so sehr gewünschten Erfolges.

In der Aufführung, welche mit grosser Präcision und schönem Feuer vor sich ging, stellte sich in Betreff der Besetzung der Hauptpartie ein Uebelstand heraus, der von keinem von uns zuvor beachtet worden war. Offenbar war unsere grosse *Schröder-Devrient* nicht mehr in dem Alter, und namentlich war ihr etwas mütterlich gewordenes Aeussere nicht glücklich geeignet, um als jüngste der Vestalinnen, wie sie angesprochen wird, namentlich neben einer Oberpriesterin günstig zu wirken, welche, wie es hier der Fall war, durch ganz ausnehmend mädchenhafte Jugendlichkeit, die durch nichts zu verbergen war, sich hervorhob. Diess war meine damals siebenzehnjährige Nichte, *Johanna Wagner*, welche ausserdem mit ihrer, gerade um jene Zeit hinreissend schönen Stimme und glücklichen Begabung für theatralischen Accent, ganz unwillkürlich in jedem Zuhörer den Wunsch anregte, die Rollen zwischen ihr und der grossen Meisterin vertauscht zu sehen. Der scharfblickenden *Devrient* entging dieser für sie ungünstige Umstand nicht, und sie schien sich hierdurch veranlasst zu fühlen, durch besondere Aufbietung jedes ihr zu Gebote stehenden Effektmittels in ihrer schwierigen Stellung sich siegreich zu behaupten zu suchen, was sie nicht selten zu einiger Uebertreibung, in einem Hauptmomente aber zu einem wahrhaft unschönen Excess hinriss. Als ihr, nach dem grossen Terzett des zweiten Actes, von dem durch die Flucht geretteten Geliebten nach dem Vordergrund zurückschreitend, in furchtbarer Erschöpfung das «er ist frei » aus dem gepressten Herzen hervorbricht, liess sie sich verleiten, diese Worte völlig zu *sprechen*, statt zu singen. Welche Wirkung ein im übermässigen Affekt mit Annäherung an den reinen Sprach-Accent ausgestossenes entscheidendes Wort hervorzubringen vermag, hatte sie bereits im «Fidelio» zur höchsten Hingerissenheit des Publikums oft bewährt, wenn sie bei der Stelle: «Noch einen Schritt und du bist todt!» das *todt* fast mehr sprach als sang. Diese ungeheuere Wirkung, die gerade auch ich empfunden, beruhte auf dem wunderbaren Schreck, der sich meiner bemächtigte, aus der idealen Sphäre, in welche die Musik selbst die grauenhaftesten Situationen erhebt, plötzlich auf den nackten Boden der schrecklichsten Realität, wie durch einen Beil-

schlag des Henkers, mich geschleudert zu sehen. Hierin gab sich die unmittelbare Erkenntniss der äussersten Spitze des Erhabenen kund, welche ich, mit der Erinnerung an diesen Eindruck, als den blitzartigen Moment bezeichne, welcher zwei ganz verschiedene Welten, da wo sie sich berühren und doch vollständig trennen, in der Weise erleuchtet, dass wir eben für diesen Moment den Blick wirklich in beide Welten zugleich werfen. Welch' ungeheuere Bewandtniss es aber mit diesem Momente hat, und dass mit ihm, dem furchtbaren, kein eigennütziges Spiel zu treiben ist, erfuhr ich heute an dem vollständigen Verunglücken der Absicht der grossen Künstlerin. Das tonlose, mit heiserem Klange herausgepresste Wort übergoss mich und das ganze Publikum wie mit kaltem Wasser, so dass wir alle in ihm nichts ersahen, als einen manquirten Theatereffekt. — Waren nun die Erwartungen des Publikums, welches ausserdem mit doppelten Preisen das Curiosum, *Spontini* dirigiren zu sehen, zu bezahlen hatte, zu hoch gespannt gewesen; mochte der ganze Styl des Werkes mit seinem französisirten antiken Sujet, trotz der Pracht und Schönheit der Musik, unwillkürlich etwas veraltet vorkommen, oder mochte endlich auch der unglücklich matte Schluss, fast ähnlich wie der verfehlte dramatische Effekt der *Devrient*, ernüchternd wirken, kurz, es wollte zu keinem rechten Enthusiasmus kommen, und der Erfolg des Abends erklärte sich als eine etwas matte Ehrenbezeigung für den weltberühmten Meister, welcher mit seiner ungeheuren Rüstung von Orden eine mich peinlich berührende Erscheinung abgab, als er dem kurzathmigen Hervorrufe des Publikums durch dankenden Hervortritt auf der Bühne entsprach.

Niemandem war dieser nicht sonderlich erquickliche Erfolg weniger entgangen, als *Spontini* selbst. Er beschloss einen bessern Anschein zu ertrotzen, und bestand hierzu auf der Ergreifung des Mittels, welches er in Berlin fortgesetzt anzuwenden gewohnt war, um seine Opern stets vor vollem Hause und belebtem Publikum zu geben. Er wählte nämlich immer die Sonntage hiefür, weil ihm die Erfahrung gezeigt hatte, dass Sonntags stets das Haus voll und das Publikum belebt war. Da nun der nächste Dresdener Sonntag, an welchem er seine Vestalin nochmals zu dirigiren sich erbot, noch etwas fern lag, verschaffte uns diese neue Verlängerung seines Aufenthaltes den wiederholten Genuss des besonderen Interesses, mit *Spontini* öfter in geselligem Verkehr zusammen zu sein. An die theils bei Frau *Devrient*, theils auch bei mir, in der Unterhaltung mit *Spontini* verlebten Stunden habe ich eine so genaue Erinnerung bewahrt, dass ich davon gern Einiges mittheile.

Unvergesslich bleibt mir ein Gastmahl bei der *Schröder-Devrient*, in Folge dessen wir mit *Spontini* und seiner Frau (einer Schwester des berühmten Pianofortefabrikanten *Erard*) lange unter sehr anregenden Gesprächen zusammen waren. Seine gewöhnliche Theilnahme an der Unterhaltung war ein vornehm ruhiges Anhören der Gespräche Anderer, welches die Erwartung, um seine Meinung ersucht zu werden, auszudrücken schien. Sobald er dann sprach, geschah es mit rhetorischer Feierlichkeit, in scharf präcisirten Sätzen von kategorischer Tendenz und mit dem Accent, der jeden Widerspruch als eine Beleidigung erklärte. Herr *Ferdinand Hiller* befand sich unter den miteingeladenen Gästen; er brachte das Gespräch auf *Liszt;* nachdem dieses länger hin und her geführt war, gab *Spontini* in der bezeichnenden Weise sein Urtheil ab, welches mir bewies, dass er von seinem Berliner Throne aus die Erscheinungen der Welt gerade nicht mit Unbefangenheit und Milde beurtheilt habe. Wenn er dann in solchen Orakelsprüchen begriffen war, litt er keine Störung durch irgend welches Geräusch; als beim Dessert der Ton erregter geworden war, traf es sich, dass Frau *Devrient*, während einer ziemlich anhaltenden Rede *Spontini's*, zur Seite über etwas ein wenig lachte. *Spontini* schoss einen wüthenden Blick auf seine Frau; Madame *Devrient* entschuldigte diese sofort, sie selbst sei es gewesen, welche über die Verse einer Bonbondevise unwillkürlich gelacht habe, worauf *Spontini* erwiderte: «*pourtant je suis sûr que c'est ma femme qui a suscité ce rire; je ne veux pas qu'on rie devant moi, je ne rie jamais moi, j'aime le sérieux.*» Dennoch gelangte auch er bis zu einer gewissen Gemüthlichkeit. So freute es ihn zum Beispiel, uns durch die Vortrefflichkeit seiner Zähne, mit welchen er laut grosse Stücke Zucker knackte, in Staunen zu versetzen. In steigende Aufregung gerieth er jedoch, als wir nach dem Dîner näher zusammenrückten. So weit ihm diess möglich war, schien er mir wirklich seine besondere Zuneigung geschenkt zu haben; er erklärte offen, dass er mich lieb habe und diess mir nun dadurch bezeugen wolle, dass er mich vor dem Unglück bewahre, in meiner Carrière als dramatischer Componist fortzufahren. Er glaube wohl, dass es ihm schwer fallen würde, mich von dem Werthe eines solchen Freundschaftsdienstes zu überzeugen; da er es aber für wichtig halte, auf diese Weise für mein Glück zu sorgen, werde es ihn nicht verdriessen, zu diesem Zweck ein halbes Jahr in Dresden zu verweilen, welche Gelegenheit wir ja zugleich dazu benützen könnten, seine übrigen Opern, namentlich auch «Agnes von Hohenstaufen», unter seiner Leitung zur Aufführung zu bringen.

Um seine Ansicht des Verderblichen der Carrière eines dramatischen Componisten *als Nachfolger Spontini's* zu bezeichnen, begann er mit einem seltsamen Lobe für mich; er sagte: *«quand j'ai entendu votre Rienzi, j'ai dit, c'est un homme de génie, mais déjà il a plus fait qu'il ne peut faire»*. Um nun zu zeigen, was er unter diesem Paradoxon verstehe, holte er folgendermassen aus: *«après Gluck c'est moi qui ai fait la grande révolution avec la Vestale; j'ai introduit le «Vorhalt de la sexte» dans l'harmonie et la grosse caisse dans l'orchestre; avec Cortez j'ai fait un pas plus avant; puis j'ai fait trois pas avec Olympie. Nurmahal, Alcidor et tout ce que j'ai fait dans les premiers temps de Berlin, je vous les livre, c'était des œuvres occasionnelles; mais puis j'ai fait cent pas en avant avec Agnès de Hohenstaufen, où j'ai imaginé un emploi de l'orchestre remplaçant parfaitement l'orgue.»* Seit dieser Zeit habe er sich abermals mit einem Sujet *«les Athéniennes»* zu beschäftigen gesucht; er sei sogar dringend vom Kronprinzen, dem jetzigen König von Preussen, zur Vollendung dieser Arbeit aufgefordert worden, — und zugleich zog er aus seinem Portefeuille zum Zeugniss der Wahrheit einige Briefe dieses Monarchen hervor, welche er uns zu lesen gab. Erst nachdem dieses sorgfältig unsererseits geschehen war, fuhr er fort, dass er trotz dieser schmeichelhaften Aufforderung die musikalische Bearbeitung des übrigens sehr guten Sujets aufgegeben habe, weil es ihm zu Sinnen gekommen sei, dass er unmöglicher Weise seine «Agnes von Hohenstaufen» übertreffen, und etwas Neues erfinden können würde. Die Conclusion lautete nun: *«Or, comment voulez-vous que quiconque puisse inventer quelque chose de nouveau, moi Spontini déclarant ne pouvoir en aucune façon surpasser mes œuvres précédentes, d'autre part étant avisé que depuis la Vestale il n'a point été écrit une note qui ne fut volée de mes partitions.»* Dass diese Behauptung nicht etwa nur eine Phrase sei, sondern auf der genauesten wissenschaftlichen Untersuchung beruhe, dafür führte er das Zeugniss seiner Frau an, welche mit ihm eine voluminöse Abhandlung eines berühmten Mitgliedes der französischen Academie, dessen Schrift aber aus gewissen Gründen durch den Druck nicht veröffentlicht worden sei, gelesen habe. In dieser sehr eingänglichen Abhandlung von dem grössten wissenschaftlichen Werthe sei nachgewiesen, dass ohne den von Spontini in der Vestalin erfundenen Vorhalt der Sexte die ganze moderne Melodie nicht existiren würde, und dass jede melodische Form, deren man sich seitdem bedient hätte, lediglich seinen Stücken entnommen sei. Ich war starr, hoffte aber doch den unerbittlichen Meister mindestens über die ihm selbst vorbehaltenen Möglichkeiten zu einer

besseren Meinung zu bringen. Ich gab zu, dass dem allen gewiss ganz so sei, wie jener Academiker es bewiesen; dennoch frug ich ihn, ob er nicht glaube, dass, wenn ihm ein dramatisches Gedicht von neuer, ihm noch unbekannt gebliebener poetischer Tendenz vorgelegt würde, er aus dieser auch Anregung zu neuer musikalischer Erfindung gewinnen würde. Mitleidig lächelnd erklärte er, dass meine Frage eben einen Irrthum enthalte: worin sollte dieses Neue bestehen? «*Dans la Vestale j'ai composé un sujet romain, dans Fernand Cortez un sujet espagnol-mexicain, dans Olympie un sujet grec-macédonien, enfin dans Agnès de Hohenstaufen un sujet allemand: tout le reste ne vaut rien.*» Er hoffe doch nicht, dass ich etwa den sogenannten romantischen Genre à la Freischütz im Sinne habe? Mit solchen Kindereien gebe sich kein ernster Mann ab; denn die Kunst sei etwas Ernstes und allen Ernst habe *er* erschöpft. Aus welcher Nation endlich sollte auch der Componist kommen, der ihn überbieten könnte? Doch nicht etwa von den Italienern, welche er einfach als *cochons* traktirte, von den Franzosen, welche es nur diesen nachgemacht hätten, oder von den Deutschen, welche nie aus ihren Kindereien herauskommen würden, und bei denen, wenn jemals gute Anlagen unter ihnen gewesen seien, jetzt durch die Juden bereits Alles verdorben sei? «*Oh croyez-moi, il y avait de l'espoir pour l'Allemagne lorsque j'étais empereur de la musique à Berlin; mais depuis que le roi de Prusse a livré sa musique au désordre occasionné par les deux juifs errants qu'il a attirés, tout espoir est perdu.*»

Unsere liebenswürdige Wirthin glaubte nun zu bemerken, dass es gut sei, den sehr aufgeregten Meister etwas zu zerstreuen. Das Theater lag nur wenige Schritte von ihrer Wohnung entfernt; sie lud ihn ein, sich von unserm Freund *Heine*, der sich unter den Gästen befand, hinüber geleiten zu lassen, um von einer Aufführung der «Antigone», welche soeben dort vor sich ging, und die ihn gewiss wegen der antiken Einrichtung der Bühne, nach *Semper's* vorzüglichem Arrangement, interessiren würde, sich etwas anzusehen. Er wollte diess abschlagen, da er behauptete, diess Alles schon besser von seiner «Olympia» her zu kennen. Dennoch gelang es, ihn dazu zu bewegen; nur kehrte er nach kürzester Zeit wieder zurück, und erklärte verächtlich lächelnd, genug gesehen und gehört zu haben, um in seiner Meinung bestärkt zu sein. *Heine* erzählte uns, dass kurz nachdem er mit *Spontini* auf die fast ganz leere Tribüne des Amphitheaters getreten, dieser beim Beginn des Bachus-Chores sich zu ihm umgewendet habe: «*C'est de la Berliner Sing-Academie, allons nous en.*» Durch die geöffnete Thüre sei ein Streiflicht auf eine

zuvor unbemerkte einsame Gestalt hinter einer Säule gefallen; *Heine* habe *Mendelssohn* erkannt, und sofort geschlossen, dass dieser *Spontini's* Aeusserung vernommen habe.

Aus den sehr erregten Aeusserungen des Meisters ging uns in der Folge noch deutlich hervor, dass er es darauf abgesehen habe, von uns veranlasst zu werden, längere Zeit in Dresden zu verweilen, und seine sämmtlichen Opern zur Aufführung zu bringen. Bereits glaubte aber Frau *Schröder-Devrient* weise daran zu thun, in *Spontini's* eigenem Interesse, da sie ihm einen ärgerlichen Misserfolg seiner leidenschaftlich genährten Erwartungen betreffs der Aufnahme einer zweiten Aufführung der Vestalin ersparen wollte, eben diese Aufführung während seiner Anwesenheit zu verhindern. Sie schützte wiederum ein Unwohlsein vor, und ich erhielt von der Direction den Auftrag, *Spontini* von der voraussichtlich längeren Verzögerung in Kenntniss zu setzen. Dieser Besuch war mir so peinlich, dass es mir lieb war, mich von *Röckel*, welchen *Spontini* ebenfalls liebgewonnen hatte, und welchem das Französische weit geläufiger war als mir, begleiten zu lassen. Mit wahrer Bangigkeit traten wir ein und vermutheten, einen bösen Auftritt erleben zu müssen: wie erstaunt waren wir dagegen, als wir den Meister, welcher durch ein Billet der *Devrient* bereits freundlich unterrichtet war, in heiter verklärter Miene antrafen. Er eröffnete uns, dass er auf das Schnellste nach Paris reisen müsse, um von dort so bald wie möglich nach Rom zu gelangen, wohin er vom heiligen Vater berufen sei, von dem ihm soeben die Ernennung zum «Grafen von San Andrea» zugekommen sei. Zugleich zeigte er uns noch ein zweites Document, durch welches ihm der König von Dänemark «den dänischen Adel verliehen habe»; es war diess nämlich die Ernennung zum Ritter vom Elephanten-Orden, welcher allerdings Adelswürde verleiht; er erwähnte aber nur dieses Adels, nicht des Ordens, weil ihm diess schon zu gemein war. Seine stolze Genugthuung hierüber äusserte sich mit fast kindischer Freude; aus dem engen Kreise der Dresdener Vestalinoperation war er wie durch Zauber befreit und in ein Reich der Glorie versetzt, aus welchem er auf die Opernnöthen dieser Welt mit engelhaftem Behagen herabblickte. Von mir und *Röckel* wurden der heilige Vater und der König von Dänemark innig gepriesen. Wir schieden mit Rührung von dem seltsamen Meister, und, um ihn ganz glücklich zu machen, gab ich ihm das Versprechen, seinen Freundesrath in Betreff des Operncomponirens recht angelegentlich zu überdenken.

Ich erfuhr später, dass *Spontini* sich noch einmal über mich ge-

äussert habe, nämlich als er erfuhr, dass ich Dresden als politischer Flüchtling verlassen und in der Schweiz Asyl gesucht hatte; er war der Meinung, dass diess in Folge meiner Betheiligung an einem hochverrätherischen Unternehmen gegen den König von Sachsen, welchen er, da er mich als Kapellmeister bei sich anstellte, als meinen Wohlthäter betrachtete, geschehen sei, und rief schmerzlich verwundert aus: «Quelle ingratitude!» — Ueber seinen endlich erfolgten Tod theilte mir *Berlioz*, der sein Sterbelager nie verliess, mit, dass der Meister sich auf das Aeusserste gegen sein Sterben gesträubt habe; wiederholt rief er: «je ne veux pas mourir, je ne veux pas mourir!» Als ihn *Berlioz* tröstete: «comment pouvez-vous penser mourir, vous, mon maître, qui êtes immortel!» verwies ihm diess *Spontini* ärgerlich: «ne faites pas de mauvaises plaisanteries!» — Die Nachricht von seinem Tode, welche ich in Zürich erhielt, berührte mich, trotz aller wunderlichen Erfahrungen und Erinnerungen, doch sehr bedeutsam: ich gab meiner Stimmung und meinem Urtheil über ihn einen gedrängten Ausdruck in der «Eidgenössischen Zeitung», wobei ich besonders das an ihm hervorhob, dass er, im Gegensatz zu dem jetzt herrschenden *Meyerbeer* und selbst zu dem noch lebenden greisen *Rossini*, sich durch einen wahrhaften Glauben an sich und seine Kunst ausgezeichnet habe. Dass dieser Glaube, wie ich es fast zu meinem Entsetzen erleben musste, in einen gespenstigen Aberglauben ausgeartet war, verschwieg ich.

Ich entsinne mich nicht, in meiner damaligen Stimmung in Dresden Veranlassung gefunden zu haben über die höchst sonderbaren Eindrücke, welche ich von der merkwürdigen Begegnung mit *Spontini* erhielt, gründlicher nachzudenken, um sie mit meiner, eben hierbei nichtsdestoweniger gesteigerten, Hochachtung für den grossen Meister in Uebereinstimmung zu bringen. Offenbar hatte ich nur seine Carricatur kennen gelernt; die Anlagen zu einer so auffallenden Uebertreibung des Selbstbewusstseins mögen allerdings schon aus dem in seinen rüstigen Jahren von ihm bewährten Charakter nachweislich sein. Nicht minder nachweisbar dünkte mich jedoch auch der Einfluss des ganz wesenhaften Verfalls der musikalisch dramatischen Kunsttendenz der Periode, welche *Spontini* in einem so unklaren und nichtigen Verhältnisse, wie seine Berliner Stellung es enthielt, altern sah. Dass er sein Hauptverdienst ganz überraschender Weise in Nebendinge setzte, zeigte an, dass sein Urtheil kindisch geworden war; diess konnte jedoch in meinen Augen den ungemeinen Werth seiner Werke, mochte er selbst ihn auch in monstruöser Uebertreibung begreifen, deshalb nicht herabsetzen. Was ihn dagegen zu so maassloser

Selbstschätzung getrieben hatte, sein Vergleich mit denjenigen Kunstgrössen, welche jetzt ihn verdrängten, konnte, wenn ich ihn meinerseits ebenfalls anstellte, nicht minder zu seiner Rechtfertigung dienen; denn in seiner Verachtung dieser Grössen fühlte ich in meinem tiefsten Innern mich ihm verwandter, als ich damals noch laut gestehen mochte. So kam es, dass sonderbarer Weise diese Begegnung in Dresden, so durchweg lächerliche Züge sie fast einzig auch darbot, mich im Grunde mit einer fast grauenvollen Sympathie für diesen Mann erfüllte, dessen Gleichen ich nie wieder begegnen sollte. —

Dagegen brachte die nächste Zeit andere Erfahrungen von bedeutenden künstlerischen Persönlichkeiten unserer Epoche in mein Leben. Diese nahmen sich auffallend anders aus, und von einer der vorzüglichsten derselben, *Heinrich Marschner*, habe ich jetzt zu berichten.

Marschner war sehr jung als Musikdirektor der Dresdener Kapelle von *Weber* berufen worden. Nach *Weber*'s Tode scheint er sich geschmeichelt zu haben, in dessen leer gewordene Stelle nachzurücken; weniger seinem bis dahin minder bekundeten Verdienste, als seinem persönlichen, etwas abstossenden Benehmen scheint er es zuzuschreiben gehabt zu haben, dass er in seinen Erwartungen getäuscht wurde. Dagegen überraschte ihn eines Tages seine Frau durch eine unvermuthete Erbschaft, welche es ihm ermöglichte, ohne Anstellung seine Laufbahn als Operncomponist mit Energie anzutreten. In meiner wilden Jugendzeit, als sich die Musik meiner bemächtigt hatte, lebte *Marschner* in Leipzig, und wurden dort seine namhaften Opern, *der Vampyr* und *Templer und Jüdin*, zuerst aufgeführt. Meine Schwester *Rosalie* hatte mich einmal zu ihm gebracht, um von ihm ein Urtheil über mich zu erhalten. Er benahm sich nicht unfreundlich; das Ergebniss blieb aber ohne bestimmten Einfluss. Noch erlebte ich eine erste Aufführung seiner Oper: *des Falkner's Braut*, deren Erfolg jedoch nicht günstig ausfiel. Dann kam er nach Hannover; seine Oper *Hans Heiling*, welche er in Berlin zuerst aufführte, lernte ich seiner Zeit in Würzburg zuerst kennen; sie zeigte mir Schwanken in der Tendenz und Abnahme der Gestaltungskraft. Seitdem erschienen mehrere Opern wie: *das Schloss am Aetna* und *der Bäbu*, welche sich nie verbreiteten. Von der Dresdener Direktion war er immer wie aus alter Rancune vernachlässigt worden; nur sein «*Templer*» wurde öfter gegeben. Die Direktion dieser Oper blieb meinem Collegen *Reissiger* zugetheilt; in dessen Abwesenheit hatte doch auch ich einmal sie zu dirigiren; es war die Zeit, in welcher ich am *Tannhäuser* arbeitete. Ich entsinne mich, dass, obwohl ich die gleiche Oper früher schon in Magdeburg häufig aufgeführt

hatte, diessmal die wüste, unmeisterliche Instrumentation mich so peinlich affizirte, dass ich wirklich darunter litt, und *Reissiger* nach dessen Rückkehr auf das ernstlichste bat, die Direktion dieser Oper unter allen Umständen zu behalten. Dagegen hatte ich sogleich nach dem Antritt meiner Stelle die Aufführung des *Hans Heiling* betrieben, lediglich von dem hierbei betroffenen künstlerischen Ehrenpunkte ausgehend. Die ungenügende Besetzung der Parthien, wie sie zur Zeit nicht anders möglich war, liess zuerst einen durchgreifenden Erfolg nicht aufkommen; unter allen Umständen schien aber die Tendenz des Werkes merklich veraltet. Nun erfuhr ich aber, dass *Marschner* eine neue Oper, *Adolph von Nassau*, fertig habe; in einer mir zukommenden Reclame, deren Wahrhaftigkeit ich nicht zu beurtheilen vermochte, war die «patriotische, edle deutsche Tendenz» dieser neuesten Schöpfung *Marschner*'s mit besondrem Nachdruck hervorgehoben; es lag mir daran, das Dresdener Theater an die Initiative zu gewöhnen, und ich bestimmte *Hn. v. Lüttichau*, die Oper, noch ehe sie sonst wo aufgeführt sei, sofort für Dresden zu verlangen. *Marschner*, welcher von den hannöverschen Theaterbehörden nicht mit besonderer Vorliebe behandelt zu werden schien, nahm die Einladung mit grosser Wärme auf, sandte seine Partitur, und erklärte sich bereit, zur Aufführung selbst nach Dresden zu kommen. Herrn *v. Lüttichau* war es nicht recht, ihn selbst an der Spitze der Kapelle wiederzusehen; auch ich fand, dass eine zu häufige Berufung fremder Dirigenten zur persönlichen Leitung ihrer Werke unter Umständen zu Verwirrungen führen könnte, die nicht immer so unterhaltend und lehrreich wie beim *Spontini*'schen Besuch ausfallen könnten. Es blieb dabei, dass die Oper meiner persönlichen Leitung übergeben war. — Wie bereuete ich das! Die Partitur kam an: ein elendes Buch von *Karl Golmick* war vom Componisten des *Templer* in so seichter Weise componirt worden, dass schliesslich der Haupteffekt in ein vierstimmiges Trinklied verlegt war, worin der *deutsche Rhein* und *deutsche Wein* in der bekannten Männerquartett-Weise gefeiert wurde. Mir entsank sofort der Muth; doch war die Sache nicht mehr rückgängig zu machen, und ich musste nun suchen, durch eine ernste Miene die Sänger an der Ausdauer zu erhalten: diess war schwer. *Tichatschek* und *Mitterwurzer* hatten die männlichen Hauptrollen; Beide, eminent musikalisch, sangen sofort Alles vom Blatte, und blickten nach jeder Nummer auf mich, was ich dazu meinte? Ich behauptete, es wäre *gute deutsche* Musik: sie sollten sich nur nicht irre machen lassen; sie sahen sich verwundert an, und wussten nicht, was sie von mir halten sollten. Endlich wurde es ihnen zu arg, und als ich

noch bei meiner ernsten Miene verblieb, brachen sie in lautes Lachen aus, in welches ich denn nun unwillkürlich mit einstimmen musste. Ich hatte sie zu Mitwissern meiner Noth zu machen, und sie zu beschwören, da es nun nicht mehr zu ändern sei, meine nothgedrungene ernste Miene gleichfalls anzunehmen. Eine Wiener Coloratur-Sängerin vom neuesten Styl, Frau *Spatzer-Gentiluomo*, welche uns von Hannover zugekommen war, und auf deren Mitwirkung *Marschner* grossen Werth legte, blieb nicht ungünstig für ihre Parthie gestimmt, da sie fand, dass darin mancherlei Rücksicht auf die Erfordernisse der «Brillanz» genommen sei. Wirklich fand sich ein Finale vor, in welchem mein «deutscher Meister» *Donizetti* den Rang abzulaufen versucht hatte: die Prinzessin war durch eine goldene Rose — das Geschenk des bösen Bischofs von Mainz — vergiftet worden, und gerieth darüber in Delirium; *Adolph von Nassau*, mit den Rittern des deutschen Reiches, schwört Rache, und ergiesst sich in eine vom Chor accompagnirte Stretta von unglaublicher Gemeinheit und Unbeholfenheit, so dass *Donizetti* sie jedenfalls seinem geringsten Schüler vor die Füsse geworfen haben würde. — Zu den Hauptproben kam nun *Marschner* an, ward durchaus befriedigt, und bot mir genügende Veranlassung, mich in der Kunst, ohne zu lügen, doch meine Meinung zurückzuhalten, solcher Weise zu üben, dass unser Gast sich rücksichtsvoll und eifrig von mir behandelt annehmen durfte. Bei der Aufführung aber ging es dem Publikum nicht viel anders, als es meinen Sängern in der Probe ergangen war: wir brachten ein todtgebornes Kind zur Welt; doch tröstete es *Marschner* vollständig, dass sein Trinkquartett, welches noch etwas in das *Becker*'sche Lied: «*Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein*» hinüberspielte, *da capo* gerufen wurde. Nach der Aufführung bewirthete ich den Componisten mit einigen Freunden bei mir mit einem Nachtessen, von welchem leider meine Sänger, welche genug hatten, ausblieben. Herr *Ferdinand Hiller* hatte die Geistesgegenwart, bei einem auf *Marschner* ausgebrachten Toast sich dahin auszusprechen, dass, man möge ungefähr sagen was man wolle, hier der Accent auf den *deutschen* Meister und das *deutsche* Werk zu legen sei. Er wurde drolliger Weise hierin von *Marschner* desavouirt, welcher uns im Gegentheil belehrte, dass es mit der deutschen Opern-componirerei einen Haken habe, und man denn doch auch auf die Bedürfnisse der Sänger und ihre Fähigkeiten zum brillanten Gesang mehr Rücksicht nehmen müsse, als diess leider von ihm selber bisher geschehen sei.

Der ungeheure Verfall des wahrhaft hochbegabten deutschen Musikers beruhte demnach zum grossen Theil auf einer wirklichen Tendenz, welche

in dem alternden Meister eine wichtige und, wie er glaubte, sehr erfolgreiche Aenderung hervorgerufen hatte. In späteren Jahren traf ich auf ihn nochmals in Paris, in der Zeit meiner dortigen abenteuerlichen *Tannhäuser*-Aufführung. Ich fand keine Neigung, mich ihm diessmal zu nähern, da ich es mir, aufrichtig gemeint, ersparen wollte, Zeuge der letzten Consequenz seiner damals in Dresden uns dokumentirten Sinnes-Aenderung zu werden. Ich erfuhr, dass er, in ziemlich unbehülflichem kindischem Zustand angelangt, von einer ehrgeizigen jüngeren Frau gegängelt werde, welche die Absicht hatte, für ihn eine letzte Pariser Glorie zu erwerben. Bei dieser Gelegenheit las ich mitunter in Reklamen für den *Marschner*'schen Ruhm, das Pariser Publikum solle doch nicht etwa glauben, dass *ich* den deutschen Geist in der Musik gegenwärtig repräsentire; denn dieser Geist sei, wie man sich überzeugen werde, wenn man nur *Marschner* zu Worte kommen lassen wolle, bei weitem gefügiger und für die Franzosen geniessbarer, als man es an meinen Werken erfahren würde. *Marschner* starb ehe seine Frau mit dem Beweis hierfür zu Ende kam. —

Sehr hübsch und zutraulich nahm sich dagegen, namentlich um jene Zeit, in Dresden *Ferdinand Hiller* aus. Zwar hatte sich auch *Meyerbeer* zuweilen in Dresden eingefunden, man wusste nicht recht, weshalb: einmal hatte er am «Pirnaischen Schlage» eine kleine Sommerwohnung gemiethet, unter einem hübschen Baum im Garten ein kleines Klavier aufstellen lassen, und arbeitete dort in idyllischer Zurückgezogenheit an einem «Feldlager in Schlesien». Doch hielt er sich auffallend wenig bemerklich, und ich machte so gut wie keine Erfahrung von ihm. Ungleich breiter und gediegener nahm jedoch *Ferdinand Hiller* das musikalische Terrain Dresden's, soweit es nicht officiell durch die k. Kapelle und ihre Meister besetzt war, in Beschlag, um es eine Reihe von Jahren hindurch nach Kräften thätig zu bearbeiten. Mit einigem Vermögen ausgestattet, richtete er sich eine behagliche Niederlassung bei uns ein, und machte, wie man bald allgemein rühmte, ein «angenehmes Haus», welches namentlich von der zahlreichen polnischen Colonie durch Vermittelung der Frau *Hiller*, einer ausserordentlich polnischen Jüdin, die sich mit ihrem Mann zugleich, und noch dazu in Italien, protestantisch hatte taufen lassen, zu einem beliebten Vereinigungspunkte erwählt wurde. Sein Auftreten begann in Dresden ebenfalls mit einer von uns gegebenen Oper seiner Composition: «der Traum in der Christnacht». Seit dem unerhörten Vorgange, dass mit meinem «Rienzi» zum ersten Male das Dresdener Publikum sich durch Creirung eines, wenigstens dort

andauernden, Erfolges emancipirte, lenkte sich der Blick manches Opernkomponisten für einige Zeit nach unserem gemüthlichen «Elb-Florenz», von welchem *Laube* einmal behauptete, es geschähe einem, als ob man ihm, sobald man es beträte, immer etwas abzubitten habe, da man so manches Gute dort fände, welches man vollständig vergässe, wenn man wieder fort sei. Auch «der Traum in der Christnacht» wurde von dessen Schöpfer für ein besonders «deutsches Werk» gehalten: ein grauenhaftes *Raupach*'sches Stück, «der Müller und sein Kind», in welchem Vater und Tochter kurze Zeit aufeinander an der Schwindsucht sterben, war für *Hiller* in, wie er meinte, recht populärer Weise zu einem Opernsujet mit Dialog und Musik hergerichtet worden. Er hatte damit dasselbe Schicksal, von dem mir *Liszt* einmal mittheilte, dass es merkwürdigerweise *Hiller* immer verfolgte. Bei seinen anerkannten, und namentlich auch von *Rossini* gewürdigten musikalischen Verdiensten, habe er doch immer erleben müssen, dass, so wie er eine Oper von sich aufführte, sei es französisch in Paris, oder italienisch in Italien, sie immer durchfiel. Auf deutschem Boden hatte er es nun auf «*Mendelssohn*isch» versucht, und wirklich ein Oratorium, «die Zerstörung Jerusalems», zu Stande gebracht, welches sich des Vortheils, von dem launenhaften Theaterpublikum nicht beachtet zu werden, erfreuen, und seinem Schöpfer den unverwüstlichen Ruf eines gediegenen deutschen Componisten eintragen durfte. Auch war er für *Mendelssohn*, als dieser zur Generaldirektion nach Berlin berufen war, zu der Leitung der Leipziger «Gewandhausconcerte» eingetreten. Dort war ihm aber sein altes Unglück wieder gekommen: er konnte sich nicht halten, wie es hiess, seiner Frau wegen, welche man nicht als Concert-Primadonna gelten lassen wollte. *Mendelssohn* kehrte zurück und verjagte ihn; *Hiller* rühmte sich, mit ihm sich überworfen zu haben. Dresden und der Erfolg meines «Rienzi» lagen ihm nun so nahe, dass der Versuch einer Wiederaufnahme der Chancen als Opernkomponist sich ganz von selbst darbot. Er wusste es durch seine imponirende Geschäftigkeit und den eigenthümlichen Reiz, welchen der Sohn einer reichen Banquier-Familie selbst in den Augen eines Hoftheaterintendanten ausübt, dahin zu bringen, dass mein armer Freund *Röckel*, dem jetzt eigentlich die Aufführung seines «Farinelli» zugesagt war, seines «Christnachts-Traumes» wegen bei Seite geschoben wurde. Er fand überhaupt, dass neben *Reissiger* und mir doch ein Mensch von grösserem musikalischen Rufe, als gerade *Röckel* es sei, placirt sein sollte. Herr *v. Lüttichau* fand jedoch, dass er an unsren beiden Berühmtheiten gerade genug hatte, da wir uns namentlich so friedlich vertrügen, und

behielt für *Hiller*'s Verlockungen ein taubes Ohr. Mir persönlich machte der «Traum in der Christnacht» einige Noth; ich hatte davon eine Wiederholung zu dirigiren, welche vor sehr leerem Hause vor sich ging. *Hiller* fand nun, dass er Unrecht gethan, meinem früher ertheilten Rathe, die Oper um einen Akt zu kürzen und den Schluss zu ändern, nicht nachgekommen zu sein, und glaubte mich jetzt mit der Nachricht erfreuen zu müssen, dass er meinen Wünschen vollständig nachkommen werde, sobald er sich einer abermaligen Wiederholung seiner Oper dadurch versichert halten dürfte. Ich brachte es wirklich dahin, dass diese zu Stande kam. Das Werk konnte sich aber nicht wieder erholen, und *Hiller*, der mein Gedicht zum «Tannhäuser» kennen lernte, fand, dass ich allerdings einen grossen Vortheil hätte, indem ich mir meine Operntexte selbst machte und diese so gut ausfielen. Ich musste ihm versprechen, bei der Wahl und Ausarbeitung eines nächstens von ihm zu componirenden neuen Sujets als Freund an die Hand zu gehen. Nicht lange hierauf wohnte *Hiller* einer Aufführung meines «Rienzi» bei, welche wiederum vor überfülltem Hause und sehr erregtem Publikum stattfand. Den Augenblick, in welchem ich nach dem zweiten Akte, um dem ungestümen Herausrufe des Publikums nachzukommen, mit der entsprechenden aufgeregten Eile mich aus dem Orchester entfernte, benutzte der auf dem Corridor harrende *Hiller*, um seinem flüchtigen Glückwunsche zu meinem Erfolge die hastig dringende Bitte beizufügen: «geben Sie doch auch meinen «Traum» noch einmal», was ich ihm, so weit an mir es läge, lachend versprach. Ob es jedoch dazu kam, ist mir nicht erinnerlich. In der Erwartung der glücklichen Geburt des rechten neuen Opernsujets, ergab sich *Hiller* zunächst der eifrigen Pflege der Kammermusik, wofür ihm ein schön eingerichteter Salon von besonderem Vortheil war.

Ein schönes und ernstes Ereignis wirkte auf die Stimmung, in welcher ich schon am Ende des abgelaufenen Jahres die Composition des «Tannhäuser» beendigte, in der Art ein, dass es die aus dem soeben geschilderten äusseren Verkehr mir erwachsenden Zerstreuungen vortheilhaft neutralisirte. Es war die im December 1844 glücklich ausgeführte Uebersiedelung der sterblichen Ueberreste *Karl Maria v. Webers* aus London nach Dresden. Wie ich bereits erwähnte, hatte sich seit Jahren ein Comité gebildet, welches für diese Uebersiedelung agitirte. Durch einen Reisenden war es bekannt geworden, dass der unscheinbare Sarg, welcher *Weber*'s Asche verwahrte, in einem entlegenen Raum der Londoner Paul's-Kirche so rücksichtslos untergebracht sei, dass zu fürchten stünde, in nicht langer Zeit werde er gar nicht mehr zu finden sein. Mein genannter

energischer Freund, Professor *Löwe*, hatte diese Kunde benutzt, um die Liedertafel, sein Steckenpferd, zum Angriff der Unternehmung der Uebersiedelung der Weber'schen Ueberreste zu treiben. Das Männergesangsconcert, zum Zweck der Aufbringung der Kosten veranstaltet, hatte einen verhältnissmässig bedeutenden Erfolg gehabt; man wollte nun die Theaterintendanz auffordern, in gleichem Sinne sich zu bewähren, als man hiergegen an Ort und Stelle auf einen ersten zähen Wiederstand stiess. Von Seiten der Dresdener Generaldirektion war dem Comité bedeutet worden, der König fände religiöse Bedenken gegen die beabsichtigte Störung der Ruhe eines Todten. Man mochte diesem angegebenen Motive nicht recht trauen, konnte aber doch nichts ausrichten, und nun ward meine neue hoffnungsreiche Stellung benutzt, um mich für das Vorhaben eintreten zu lassen. Mit grosser Wärme ging ich hierauf ein; ich liess mich zum Vorstand wählen; man zog eine künstlerische Autorität, den Direktor des Antiken-Cabinets, Herrn Hofrath *Schulz*, ausserdem noch einen christlichen Banquier hinzu; die Agitation ward von Neuem lebhaft betrieben; Aufforderungen ergingen nach allen Seiten; ausführliche Pläne wurden entworfen, und vor Allem fanden zahllose Sitzungen statt. Hier trat ich denn abermals in einen Antagonismus mit meinem Chef, Herrn *v. Lüttichau:* er hätte mir, mit Bezug auf den vorgegebenen königlichen Willen, gewiss gern Alles einfach verboten, wenn es gegangen wäre, und wenn er nicht, nach der Erfahrung von der im Sommer vorausgegangenen Empfangs-Musik für den König, wie man (auch nach der Gewohnheit des Herrn *v. Lüttichau*) sich populär ausdrückte, «ein Haar darin gefunden hätte», mit mir in solchen Dingen anzubinden. Da es mit dem königlichen Widerwillen gegen die Unternehmung jedenfalls nicht so bestimmt gemeint war, er auch schliesslich einsehen musste, dass dieser königliche Wille die Ausführung des Unternehmens auf dem Privatwege nicht hätte verhindern können, dagegen es dem Hofe Gehässigkeit zuziehen musste, wenn das k. Hoftheater, dem einst *Weber* angehört hatte, sich feindselig davon ausschloss, so suchte mich Herr *v. Lüttichau* mehr durch gemüthliche Vorstellungen von meiner Theilnahme, ohne welche, wie er meinte, die Sache doch nicht zu Stande kommen würde, abzubringen. Er stellte mir nämlich vor, wie er doch unmöglich zugeben könnte, dass gerade dem Andenken *Weber's* eine solche übertriebene Ehre erwiesen würde, während doch der verstorbene *Morlacchi* viel längere Zeit um die k. Kapelle sich verdient gemacht habe, und Niemand daran denke, dessen Asche aus Italien herzuholen. Zu welchen Consequenzen sollte das führen? Er setze den Fall, *Reissiger*

stürbe nächstens auf einer Badereise; seine Frau könne mit Recht dann eben so gut, wie jetzt Frau *v. Weber* (welche ihm ausserdem Aerger genug gemacht habe) verlangen, dass man die Leiche ihres Mannes mit Sang und Klang kommen liesse. Ich suchte ihn hierüber zu beruhigen; gelang es mir nicht, ihm die Unterschiede klar zu machen, über welche er in Verwirrung gerieth, so vermochte ich ihn doch davon zu überzeugen, dass jetzt die Sache ihren Lauf nehmen müsse, namentlich da schon das Berliner Hoftheater zur Unterstützung unseres Zweckes eine Benefiz-Vorstellung angekündigt habe. Diese, durch *Meyerbeer*, an welchen mein Comité sich gewandt hatte, veranlasst, fand mit einer Vorstellung der «Euryanthe» wirklich statt, und lieferte das schöne Ergebniss eines Beitrags von vollen 2000 Thalern. Einige geringere Theater folgten; so konnte nun auch das Dresdener Hoftheater nicht länger zurückstehen, und es fand sich, dass wir unserem Banquier für jetzt ein genügendes Capital aufweisen konnten, um dadurch die Uebersiedelungskosten, sowie die Bestellung einer geeigneten Gruft mit entsprechendem Grabmal, zu bestreiten, und auch noch einen Grundstock übrig behielten für die dereinst zu erschwingende Statue *Weber*'s. Der ältere der beiden hinterlassenen Söhne des verewigten Meisters reiste selbst nach London, um die Asche seines Vaters zurückzuführen. Diess geschah zu Schiff auf der Elbe, wo sie schliesslich am Dresdener Landungsplatz anlangte, um hier zuerst auf deutsche Erde übergeführt zu werden. Diese Ueberführung sollte am Abend bei Fackelschein in feierlichem Zuge vor sich gehen; ich hatte es übernommen, für die dabei auszuführende Trauermusik zu sorgen. Ich stellte diese aus zwei Motiven der «Euryanthe» zusammen; durch die Musik, welche die Geistervision in der Ouverture bezeichnet, leitete ich die ebenfalls ganz unveränderte, nur nach B-dur transponirte Cavatine der «Euryanthe» *«hier dicht am Quell»* ein, um hieran die verklärte Wiederaufnahme des ersten Motives, wie sie sich am Ende der Oper wieder vorfindet, als Schluss anzureihen. Dieses somit sehr gut sich fügende symphonische Stück hatte ich für 80 ausgewählte Blasinstrumente besonders orchestrirt, und bei aller Fülle hierbei namentlich auf die Benützung der weichsten Lagen derselben studirt; das schaurige Tremolo der Bratschen in dem der Ouverture entlehnten Theile liess ich durch zwanzig gedämpfte Trommeln im leisesten Piano ersetzen, und erreichte durch das Ganze, schon als wir es im Theater probirten, eine so überaus ergreifende, und namentlich gerade unser Andenken an *Weber* innig berührende Wirkung, dass, wie die hierbei gegenwärtige Frau *Schr.-Devrient*, welche allerdings noch

Weber persönlich befreundet gewesen war, zu der erhabensten Rührung hingerissen wurde, auch ich mir sagen konnte, noch nie etwas seinem Zwecke so vollkommen entsprechendes ausgeführt zu haben. Nicht minder glückte die Ausführung der Musik auf offener Strasse beim feierlichen Zuge selbst: da das sehr langsame Tempo, welches sich durch keinerlei rhythmische Merkmale deutlich zeichnete, hierfür besondere Schwierigkeiten machen musste, hatte ich bei der Probe die Bühne gänzlich entleeren lassen, um so den geeigneten Raum zu gewinnen, auf welchem ich die Musiker, nachdem sie das Stück gehörig eingeübt hatten, nun auch während des Vortrags im Kreise um mich her gehen liess. Mir wurde von Zeugen, welche an den Fenstern den Zug kommen und vorübergehen sahen, versichert, dass der Eindruck der Feierlichkeit unbeschreiblich erhaben gewesen sei.

Nachdem wir den Sarg in der kleinen Todtenkapelle des katholischen Friedhofs in Friedrichstadt, in welcher er still und bescheiden von Frau *Devrient* mit einem Kranz bewillkommt worden war, beigesetzt hatten, ward nun am andern Vormittag die feierliche Versenkung desselben in die von uns bereit gehaltene Gruft ausgeführt. Mir, nebst dem andern Vorsitzenden des Comité's, Herrn Hofrath *Schulz*, war die Ehre zugetheilt worden, eine Grabrede zu halten. Was mir zu ihrer Abfassung einen besonders rührenden Stoff ganz frisch zugeführt hatte, war der kurz vor dieser Uebersiedelung erfolgte Tod des zweiten Sohnes des seligen Meisters, *Alexander von Weber*. Seine Mutter war durch diesen unerwarteten Todesfall des blühenden Jünglings so furchtbar erschüttert, dass wir, wäre unser Unternehmen nicht bereits zu weit gediehen gewesen, uns beinahe veranlasst gesehen hätten, es aufzugeben, da die Wittwe in diesem so schrecklichen neuen Verluste ein Urtheil des Himmels zu erkennen geneigt schien, welches hiermit den Wunsch der Uebersiedelung der Asche des längst dahin Geschiedenen als einen Frevel der Eitelkeit bezeichne. Da das Publikum, in seiner besondern Gemüthlichkeit, ähnliche Vorstellungen ebenfalls unter sich aufkommen liess, hielt ich mir die Aufgabe zuertheilt, auch hiergegen unser Unternehmen in das rechte Licht zu stellen; und es gelang mir so, dass von allen Seiten mir bezeugt wurde, dass gegen meine gelungene Rechtfertigung nicht das Mindeste mehr aufkäme. Eine besondere Erfahrung machte ich hierbei an mir selbst, da ich zum ersten Mal in meinem Leben in feierlicher Rede mich öffentlich vorzustellen hatte. Ich habe seitdem bei vorkommender Veranlassung, Reden zu halten, stets nur *ex tempore* gesprochen; dieses erste Mal hatte ich mir jedoch meine Rede, schon um ihr die nöthige Gedrängt-

heit zu geben, zuvor schriftlich ausgearbeitet und sie genau memorirt. Da der Gegenstand und meine Fassung desselben mich vollständig erfüllten, war ich meines Gedächtnisses so gewiss, dass ich an keinerlei Vorkehrung zur Nachhülfe dachte; hierdurch setzte ich meinen Bruder *Albert*, welcher bei der Feierlichkeit in meiner Nähe stand, für einen Moment in grosse Verlegenheit, so dass er gestand, bei aller Ergriffenheit, mich verwünscht zu haben, dass ich ihm das Manuscript nicht zum soufflίren zugestellt hätte. Es begegnete mir nämlich, dass, als ich meine Rede deutlich und volltönend begonnen, ich von der fast erschreckenden Wirkung, welche meine eigene Sprache, ihr Klang und ihr Accent auf mich selbst machten, für einen Augenblick so stark affizirt wurde, dass ich in völliger Entrücktheit, wie ich mich *hörte*, so auch der athemlos lauschenden Menge gegenüber mich zu *sehen* glaubte, und, indem ich mich mir so objektivirte, völlig in eine gespannte Erwartung des fesselnden Vorganges gerieth, welcher sich vor mir zutragen sollte, als ob ich gar nicht derselbe wäre, der anderseits hier stehe und zu sprechen habe. Nicht die mindeste Bangigkeit oder auch nur Zerstreutheit kam mir hierbei an; nur entstand nach einem geeigneten Absatz eine so unverhältnissmässig lange Pause, dass, wer mich mit sinnend entrücktem Blicke dastehen sah, nicht wusste, was er von mir denken sollte. Erst mein eigenes längeres Schweigen und die lautlose Stille um mich herum erinnerten mich daran, dass ich hier nicht zu hören, sondern zu sprechen hätte; sofort trat ich wieder ein, und sprach meine Rede mit so fliessendem Ausdruck bis an das Ende, dass mir hierauf der berühmte Schauspieler *Emil Devrient* versicherte, wie er nicht nur als Theilnehmer der ergreifendsten Leichenfeier, sondern namentlich auch als dramatischer Redner von dem Vorgange auf das Erstaunlichste imprimirt worden sei. Die Feier fand ihren Abschluss durch den Vortrag eines von mir verfassten und komponirten Gedichtes, welches, sehr schwierig für Männergesang, unter der Anführung unserer besten Theater-Sänger sehr gut aufgeführt wurde. Herr *von Lüttichau*, welcher dieser Feier beigewohnt hatte, erklärte sich mir gleichfalls nun für überzeugt, und für die Gerechtigkeit des Unternehmens eingenommen.

Es war ein schöner, meinem tiefsten Innern wohlthuender Erfolg, dessen ich mich zu erfreuen hatte; und hätte ihm noch etwas gefehlt, so trug nun *Weber*'s Wittwe, welcher ich vom Kirchhof aus meinen Besuch machte, durch die innigsten Ergiessungen dazu bei, mir jede Wolke zu verscheuchen. Für mich hatte es eine tiefe Bedeutung, dass ich, durch *Weber*'s lebenvolle Erscheinung in meinen frühesten Knabenjahren so

schwärmerisch für die Musik gewonnen, dereinst so schmerzlich von der Kunde seines Todes betroffen, nun im Mannesalter durch dieses letzte zweite Begräbniss noch einmal mit ihm wie in persönlich unmittelbare Berührung getreten war. Nach meinen voranstehenden Berichten über meinen Verkehr mit lebenden Meistern der Tonkunst, und den Erfahrungen, die ich von ihnen machte, kann man ermessen, aus welchem Quell meine Sehnsucht nach innigem Meisterumgang sich zu stärken hatte. Es war nicht tröstlich, vom Grabe *Weber*'s nach seinen lebenden Nachfolgern auszusehen; doch sollte mir das Hoffnungslose dieses Ausblickes mit der Zeit erst noch zum recht klaren Bewusstsein kommen. —

Unter diesen theils nach aussen lenkenden Zerstreuungen, theils nach innen wirkenden Erlebnissen verbrachte ich den Winter 1844—45; es gelang mir, durch äussersten Fleiss, und durch Benutzung der frühesten Morgenstunden selbst im Winter, die bereits am Ende des vergangenen Jahres beendigte Composition des «Tannhäuser» bis im April auch schon in der Partitur auszuführen. Für die Niederschrift der Instrumentation hatte ich mir eine besondere Schwierigkeit dadurch bereitet, dass ich diese zum Zweck der Autographirung sogleich auf das hierzu nöthige besonders präparirte Papier, mit all der hierzu erforderlichen Umständlichkeit ausführte. Ich liess jede Seite sofort auf Stein abdrucken und in 100 Exemplaren abziehen, in der Hoffnung, von diesen Exemplaren einen zweckmässigen Gebrauch für die schnelle Verbreitung meines Werkes machen zu können. Mochte diese Hoffnung nun in Erfüllung gehen oder nicht, jedenfalls war ich jetzt um 500 Thaler, welche die Herstellung dieser Exemplare kostete, ärmer. Welches das Schicksal dieser mühseligen, mit solchen Opfern hergestellten Arbeit war, wird in meiner Biographie wohl auch noch vorkommen; genug, ich begrüsste den Mai mit 100 wohlgefalzten, sauberen Exemplaren meines endlich seit dem «fliegenden Holländer» nun wieder fertig gewordenen ersten neuen Werkes, von welchem selbst *Hiller*, als ich ihm einiges daraus zeigte, eine ganz erträgliche Meinung zu fassen sich freundlich bereit erwies.

Diese Vorkehrungen für eine schnelle Verbreitung des «Tannhäuser» zielten auf einen Erfolg, der durch die Nöthigungen meiner Lage mir immer erstrebenswerther erscheinen musste. Im Verlaufe eines Jahres, seit dem Beginn des Unternehmens der Selbstherausgabe meiner Opern, war hierfür bereits viel geschehen; den vollständigen Klavierauszug des «Rienzi» hatte ich schon im September des verflossenen Jahres 1844 in einem kostbar ausgestatteten Widmungs-Exemplar dem Könige von Sachsen überreicht; auch der «fliegende Holländer» war fertig geworden;

zweihändige und vierhändige Klavierauszüge aus «Rienzi», sowie die einzelnen Gesangsnummern aus beiden Opern waren ebenfalls erschienen oder in der Veröffentlichung begriffen; hierzu hatte ich nun noch die Partituren dieser beiden Opern durch sogenannten autographischen Umdruck (jedoch nach der Handschrift eines Copisten) in je 25 Exemplaren vervielfältigen lassen. Vermehrte diese neue starke Ausgabe meine Kosten auch in sehr bedeutendem Maasse, so schien mir doch der Versuch, durch Zusendung meiner Partituren die Theater zur Aufführung meiner Opern anzuregen, jetzt unerlässlich, da die kostbare Herausgabe der Klavierauszüge sich nur rentiren konnte, wenn endlich die gewünschte Verbreitung auf den Theatern durchgesetzt würde. Ich versandte nun an die bedeutendsten Theater zunächst die Partitur des «Rienzi»: von einem jeden erhielt ich sie zurückgeschickt, von dem Münchener Hoftheater sogar unausgepackt. Ich wusste genug, und ersparte mir nun die Kosten des Versuchs mit einer Versendung des «Holländers». Geschäftlich spekulativ betrachtet, stand die Sache demnach so, dass der verhoffte Erfolg des «Tannhäuser» auch jene früheren Opern mit nach sich ziehen sollte; auch der würdige Hofmusikalienhändler *Meser*, mein wunderlicher, bereits ziemlich bedenklich gewordener Commissionnair, musste nothgedrungen auf diese Ansicht verfallen. Die Herausgabe des Klavierauszuges des «Tannhäuser», den ich diesmal selbst verfertigte, während mir *Röckel* den des «fliegenden Holländer», ein gewisser *Klink* den des «Rienzi» verfasst hatte, ward demnach sofort in Angriff genommen. Nur gegen den Titel, welcher damals noch «*der Venusberg*» lautete, war *Meser* so vollständig eingenommen, dass er mir ihn auch wirklich ausredete: er behauptete, ich käme nicht unter das Publikum, und hörte nicht, wie man über diesen Titel die abscheulichsten Witze machte, welche namentlich von den Lehrern und Schülern der medizinischen Klinik in Dresden, wie er meinte, ausgehen müssten, da sie sich auf eine nur in diesem Bereich geläufigere Obscönität bezögen. Es genügte, eine so widrige Trivialität mir bezeichnet zu hören, um mich zu der gewünschten Aenderung zu bewegen: ich fügte dem Namen meines Helden «Tannhäuser» die Benennung desjenigen Sagenstoffes hinzu, welchen ich, ursprünglich der Tannhäuser-Mythe fremd, mit dieser in Verbindung gebracht hatte, woran leider später der so sehr von mir geschätzte Sagen-Forscher und Erneuerer *Simrock* Aerger nahm.

«*Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg*» sollte aber dem Publikum bereits in einer seiner mittelalterlichen Tendenz entsprechenden Gestalt auch durch die Ausstattung des Klavierauszuges vorgeführt

werden, und ich liess desshalb durch unsre Leipziger Officin besondre Typen für gothische Alphabete zur Wiedergabe des Textes anfertigen, eine nicht geringe Vermehrung der Kosten, mit welcher ich *Meser* meine grosse Zuversicht auf den Erfolg dieses Werkes recht eindringlich bekundete. Wir stacken bereits so tief darin, und die Herbeischaffung der nöthigen Kapitalien für mein Unternehmen war bereits mit so grossen Opfern verbunden, dass uns auch gar nichts übrig blieb, als auf eine höchst bedeutende, günstige Wendung meiner Angelegenheiten zu rechnen. Andrerseits war meine Hoffnung auf den «Tannhäuser» von der Generaldirektion des Theaters vollständig getheilt. Mehrere vorzügliche Dekorationen, welche die besten Maler der grossen Oper in Paris für Dresden geliefert hatten, und welche, zu dem damals noch üblichen Styl der deutschen Dekorationsmalerei gehalten, den Eindruck wirklicher Kunstwerke edelster Gattung machten, hatten mich veranlasst, Herrn *V. Lüttichau* zu bestimmen, den «Tannhäuser» von denselben Künstlern ausstatten zu lassen. Die Bestellungen hierfür, sowie die Besprechungen mit dem Pariser Maler *Desplèchin* hatten schon im vergangenen Herbst stattgefunden. Alle meine Wünsche wurden genehmigt, namentlich auch die Anfertigung schöner und charakteristischer mittelalterlicher Kostüme, nach den Zeichnungen meines Freundes *Heine* in Auftrag gegeben; nur die Bestellung der Sängerhalle auf der Wartburg verzögerte Herr *v. Lüttichau* immer von Neuem, weil er behauptete, der vor Kurzem von den französischen Malern für «Oberon» gelieferte Saal Kaiser Karl's des Grossen könne mir recht gut auch für meinen Zweck genügen. Es kostete mich übermenschliche Anstrengung, meinem Chef zu beweisen, dass es hier nicht um einen glänzenden Kaisersaal zu thun sei, sondern um ein scenisches Bild von genau von mir in's Auge gefasster Eigenthümlichkeit, welches nur nach meinen Angaben in's Leben zu rufen sei. Da ich endlich sehr gereizt und unmuthig mich erwies, beruhigte er mich und sagte, er habe gewiss nichts gegen die Anfertigung auch dieser Halle und wolle sie sofort bestellen, nur hätte er geglaubt, meine Freude auch hierüber zu vergrössern, wenn er es mir etwas schwerer mache, weil, was man sogleich gewährt erhielt, für nichts geachtet würde. Diese Sängerhalle sollte mir noch grosse Nöthen machen. Immerhin war nun Alles vortrefflich im Gange; alle Gunst der vorhandenen Umstände vereinigte sich in einem Brennpunkte, welcher auf die für die Eröffnung der Herbstsaison vorbereitete Aufführung meines neuen Werkes ein hoffnungerweckendes Licht warf. Auch war die Spannung darauf nicht gering; zum ersten Mal las ich in einer Correspondenz der «Allgemeinen Zeitung» mit

bedeutungsvoller Geneigtheit mich erwähnt, als von der Erwartung gesprochen wurde, mit welcher man meinem neuen Werke entgegensah, dessen Dichtung «mit unverkennbarem poetischem Verstand» verfasst sei. So den besten Hoffnungen mich hingebend, trat ich im Juli meinen diesjährigen Sommerurlaub mit einer Reise nach *Marienbad* in Böhmen an, um dort wegen einer mir und meiner Frau gleichmässig angerathenen Brunnenkur unseren Erholungsaufenthalt zu nehmen.

Wieder war ich auf dem vulkanischen Boden dieses merkwürdigen und für mich immer anregenden Böhmens; ein wundervoller, fast nur zu heisser Sommer diente zur Nahrung meiner inneren Heiterkeit. Ich hatte mir vorgenommen, mich der gemächlichsten Lebensweise, wie sie andrerseits für die sehr aufregende Kur unerlässlich ist, hinzugeben. Sorgsam hatte ich mir die Lektüre hierzu mitgenommen, die Gedichte *Wolfram's von Eschenbach* in den Bearbeitungen von *Simrock* und *San Marte*, damit im Zusammenhange das anonyme Epos vom «*Lohengrin*» mit der grossen Einleitung von *Görres*. Mit dem Buche unter dem Arme, vergrub ich mich in die nahen Waldungen, um am Bache gelagert mit *Titurel* und *Parcival* in dem fremdartigen, und doch so innig traulichen Gedichte *Wolfram*'s, mich zu unterhalten. Bald regte aber die Sehnsucht nach eigener Gestaltung des von mir Erschauten sich so stark, dass ich, vor jeder aufregenden Arbeit während des Genusses des Marienbader Brunnens gewarnt, Mühe hatte meinen Drang zu bekämpfen. Hieraus erwuchs mir eine bald beängstigend sich steigernde Aufregung: der «*Lohengrin*», dessen allererste Conception noch in meine letzte Pariser Zeit fällt, stand plötzlich vollkommen gerüstet, mit grösster Ausführlichkeit der dramatischen Gestaltung des ganzen Stoffes, vor mir. Namentlich gewann die an ihm so bedeutungsvoll haftende Schwanensage durch alle um jene Zeit, vermöge meiner Studien mir bekannt gewordenen Züge dieses Mythencomplexes, einen übermässigen Reiz für meine Phantasie. Eingedenk der ärztlichen Warnung, wehrte ich gewaltsam die Versuchung zum Niederschreiben des entstandenen Planes von mir, und ich wendete dagegen ein energisches Mittel der sonderbarsten Art an. Aus wenigen Notizen in *Gervinus*' Geschichte der deutschen Litteratur hatten die *Meistersinger von Nürnberg*, mit *Hans Sachs*, für mich ein besondres Leben gewonnen. Namentlich ergötzte mich schon der Name des «Merkers'», sowie seine Funktion beim Meistersingen, ungemein. Ohne irgend Näheres von *Sachs* und den ihm zeitgenössischen Poeten noch zu kennen, kam mir auf einem Spaziergange die Erfindung einer drolligen Scene an, in welcher der Schuster, mit dem Hammer auf den Leisten,

dem zum Singen genöthigten *Merker,* zur Revanche für von diesem verübte pedantische Unthaten, als populär handwerkerlicher Dichter eine Lektion giebt. Alles concentrirte sich vor mir in die zwei Pointen des Vorzeigens der mit Kreidestrichen bedeckten Tafel von Seiten des *Merker's,* und des die mit Merkerzeichen gefertigten Schuhe in die Luft haltenden *Hans Sachs,* womit beide sich anzeigten, dass *«versungen»* worden sei. Hierzu construirte ich mir schnell eine enge, krumm abbiegende Nüremberger Gasse, mit Nachbarn, Allarm und Strassenprügelei als Schluss eines zweiten Aktes, — und plötzlich stand meine ganze Meistersingerkomödie mit so grosser Lebhaftigkeit vor mir, dass ich, weil dies ein besonders heitres Sujet war, es für erlaubt hielt, diesen weniger aufregenden Gegenstand, trotz des ärztlichen Verbotes, zu Papier zu bringen. Das geschah, und namentlich hoffte ich damit mich vom Befassen mit dem «Lohengrin» befreit zu haben. Doch hatte ich mich getäuscht: kaum war ich um die Mittagszeit in mein Bad gestiegen, als ich von solcher Sehnsucht, den «Lohengrin» aufzuschreiben ergriffen ward, dass ich, unfähig die für das Bad nöthige Stunde abzuwarten, nach wenigen Minuten bereits ungeduldig heraussprang, kaum die Zeit zum ordentlichen Wiederankleiden mir gönnte, und wie ein Rasender in meine Wohnung lief, um das mich Bedrängende zu Papier zu bringen. Diess wiederholte sich mehrere Tage, bis der ausführliche scenische Plan des *«Lohengrin»* ebenfalls niedergeschrieben war.

Nun fand der Badearzt aber, dass es besser sei, ich gäbe Brunnen und Wanne auf, und liesse mir ein für allemal gesagt sein, dass ich zu solchen Kuren nicht tauge. Meine Aufregung hatte so zugenommen, dass der Versuch des nächtlichen Schlafes in der Regel zu einer Folge von Abenteuern führte. Wir machten einige zerstreuende Ausflüge, unter andrem nach Eger, welches mich durch seine Erinnerungen an Wallenstein, sowie durch die originelle Tracht seiner Bewohner höchlich ansprach. Mitte August reisten wir zurück nach Dresden; meine Freunde freuten sich meiner übermüthig heitern Laune: mir war als ob ich Flügel hätte.

So begann denn nun, als mit September unsere Sänger alle wieder eingetroffen waren, das Studium des *«Tannhäuser»,* welches mich bald wieder ernst und immer ernster stimmte. Die Proben gediehen bald bis dahin, dass die Aufführung, so weit sie durch musikalische Studien vorzubereiten war, in nahe Aussicht gerückt wurde. Von den besonderen Schwierigkeiten, welche der Darstellung gerade dieses Werkes entgegenstanden, gewann zuerst Fr. *Schröder-Devrient* einen Begriff, und zwar

wurden sie ihrem Gefühle und ihrer Einsicht so deutlich, dass sie hierüber sich zu meinem Unbehagen und meiner Beschämung mir mitzutheilen wusste. Vor Allem schon das Gedicht gab ihr hierzu die Anleitung: sie las mir, bei einem Besuche, sehr schön und ergreifend die Hauptstellen des letzten Aktes vor, und frug mich, wo ich denn den Kopf hätte, zu glauben, dass ein so kindischer Mensch wie *Tichatschek* die Accente für diesen *Tannhäuser* finden könnte. Ich suchte sie und mich auf die Eigenschaft meiner Musik hinzulenken, welche so genau und bestimmt den nöthigen Accent zum Ausdruck bringe, dass ich vermeinen müsste, die Musik spräche für den Darsteller, selbst wenn dieser eben nur ein musikalischer Sänger sei. Sie schüttelte den Kopf und meinte, das möchte sich hören lassen, wenn ich von einem Oratorium spräche. Nun aber sang sie mir nach dem Klavierauszug das Gebet der *Elisabeth* vor, und frug mich, ob ich wohl glaubte, dass diese Noten durch eine junge hübsche Stimme, ohne eigentliche Seele und alle die Schärfe der unerlässlichen Herzenserfahrungen, sich so von selbst singen würden, dass es meiner Absicht entspräche. Ich seufzte, und meinte, es müsste eben durch die Kindlichkeit und Jugendlichkeit dieser Stimme und Darstellerin sich diessmal ersetzen. Doch bat ich sie sehr, mit meiner Nichte *Johanna*, welcher die Rolle der Elisabeth zugetheilt war, sich hierüber in ein belehrendes Einvernehmen zu setzen. Leider war aber in dieser, wie in keiner Weise für die Lösung der Aufgabe des Tannhäusers zu sorgen, da mein rüstiger Freund *Tichatschek* durch jeden Versuch einer Belehrung nur irre gemacht werden konnte. So musste ich mich denn ganz allein auf die Energie der Stimme und des diesem Sänger besonders eigenen, scharfen Sprachtones verlassen.

Die Sorge der grossen Künstlerin hatte, indem sie sich auf die Leistungen der eigentlichen Hauptrollen bezog, aber auch noch einen besonderen persönlichen Grund; sie wusste nämlich selbst nicht, was mit der Partie der *Venus* anzufangen, welche sie, trotz ihres sehr geringen Umfanges, dennoch gerade der Schwierigkeit und Bedeutung der idealen Aufgabe wegen, und um zum Gelingen des Ganzen beizutragen, übernommen hatte. Von dem nur allzu skizzenhaften Ausfall dieser Partie überzeugte ich mich später so bestimmt, dass ich, als durch die Pariser Aufführung die Bearbeitung meines Werkes mir nochmals nahe gerückt wurde, in sehr ausführlicher Weise das Versäumte, und von mir innig Vermisste, durch eine vollständige Neugestaltung der Partie nachholte. Für jetzt blieb es dabei, dass diese Skizze durch keine Kunst der Darstellerin zu einer der Idee entsprechenden Ausführung gelangen konnte. Höchstens

wäre durch eine Berufung an die rein sinnliche Theilnahme des Publikums, durch eine besonders jugendlich schöne Erscheinung, durch das persönliche Vertrauen der Darstellerin auf die Wirkung dieses physischen Hülfsmittels, zu irgend welchem Eindruck zu gelangen gewesen. Das Gefühl davon, dass dieses Wirkungsmittel ihr jetzt nicht mehr zu Gebot stand, lähmte die bereits in das Matronenhafte sich zeichnende grosse Künstlerin und erhielt sie in der Befangenheit, welche ihr die Anwendung der gewöhnlichen Mittel des Gefallens verwehrte. Mit einem verzweiflungsvollen Lächeln äusserte sie sich einmal über die Unmöglichkeit die Venus darzustellen, welche einfach nur aus der einen Unmöglichkeit entspringe, sie im richtigen Costüm zu geben: «um Gotteswillen, was soll ich denn als Venus anziehen? Mit einem blossen Gürtel geht es doch nicht Nun wird eine Redouten-Puppe daraus; Sie werden Ihre Freude haben!» —

Im Ganzen vertraute ich für Alles jedoch immer noch auf die Wirkung des reinen musikalischen Ensembles, welches sich auch in den Orchesterproben sehr ermuthigend herausstellte. Schon *Hiller* hatte beim Durchblick der Partitur mit völliger Verwunderung mir den Lobspruch ertheilt, dass mässiger zu instrumentiren gewiss nicht möglich sei. Die charakteristische und zarte Sonorität des Orchesters erfreute mich selbst sehr, und bestärkte mich in dem Vorsatz, von der äussersten Sparsamkeit in der Anwendung der Orchestermittel auszugehen, und so die Möglichkeit der Fülle von Combinationen zu gewinnen, deren ich zu meinen späteren Werken bedurfte. Nur meine Frau vermisste in den Orchesterproben bereits die Trompeten und Posaunen, die im «*Rienzi*» immer eine so glänzende Frische unterhalten hätten. Konnte ich hierzu lächeln, so musste ich doch ihrem ängstlichen Schreckgefühle, welches sie bei einer der Theaterproben durch die Wahrnehmung der matten Wirkung des «Sängerkrieges» erhalten hatte, eine ernstere Beachtung geben. Sie hatte, vom Standpunkte des Publikums ausgehend, welches in irgend welcher Weise immer unterhalten oder angeregt sein will, sehr richtig eine höchst bedenkliche Seite der sich vorbereitenden Darstellung berührt. Nur musste ich sogleich deutlich erkennen woran es lag, und dass mir weniger der Fehler einer irrigen Conception, als der einer leichtsinnigen Ueberwachung der Ausführung vorzuwerfen war. Ich befand mich bei der Conception dieser Scene unbewusst nämlich vor dem wesentlichen Dilemma, in welchem ich mich für alle Zukunft zu entscheiden hatte. Sollte dieser Sängerkrieg ein Arienconcert sein, oder ein poetisch dramatischer Wettstreit? Der Charakter des eigentlichen Operngenre's erforderte (und dieser Meinung ist noch heut zu Tage ein Jeder, der durch

eine vollkommen glückliche Ausführung meiner Scene nicht den richtigen Eindruck von der Sache gewonnen hat) dass hier eine Nebeneinander- und Gegenüberstellung von Gesangsevolutionen stattgefunden hätte, und zwar dass die verschiedenen Gesangsstücke, rein musikalisch, durch Anwendung merklich abwechselnder Rhythmen und Taktarten, in dem Sinne sich unterhaltend ausnähmen, wie z. B. in der Zusammenstellung eines Concertprogramm's darauf gesehen werden muss, dass durch mannigfaltigsten Wechsel, ganz von sich, eine gewissermassen schon durch stete Ueberraschung herbeigeführte Unterhaltung entsteht. Diess war nun ganz und gar nicht meine Absicht; und meine wirkliche Absicht war nur zu erreichen, wenn es mir möglich wurde diessmal, zum allerersten Male in der Oper, den Zuhörer zur Theilnahme an einem dichterischen Gedanken durch Verfolgung aller seiner nöthigen Entwickelungsphasen zu zwingen; denn nur aus dieser Theilnahme sollte die Ermöglichung des Verständnisses der Katastrophe herbeigeführt werden, welche diessmal durch keinerlei äusseren Anlass, sondern lediglich aus der Entwickelung von Seelenvorgängen herbeigeführt werden musste. Desshalb die musikalisch äusserst mässige, breite, dem Verständniss der poetischen Rede nicht nur nicht hinderliche, sondern, nach meinem Dafürhalten, besonders förderliche Anlage, und der erst mit der Erhitzung der Leidenschaft sich steigernde rhythmische Aufbau der Melodie in keiner Weise willkürlich unterbrochen durch unnöthige modulatorische und rhythmische Wendungen; desshalb die sparsamste Benutzung der Orchesterinstrumente für die Begleitung, und die absichtliche Versagung aller der rein musikalischen Wirkungsmittel, welche erst allmählich, da wo die Situation sich so steigert, dass nur noch das Gefühl, fast kaum mehr aber der Gedanke zum Erfassen des Vorganges nöthig ist, in das Spiel gesetzt wurden. Niemand konnte mir leugnen, dass ich die richtige Wirkung hiervon erzielte, sobald ich selbst am Klavier den ganzen Sängerkrieg vortrug. Hier aber lag nun gerade die für alle meine zukünftigen Erfolge so entscheidende Schwierigkeit, nämlich auch von unsern Opernsängern diess ganz in der von mir gewollten Weise ausgeführt zu haben. Die auf Mangel an Erfahrung hiervon beruhende Vernachlässigung, die ich mir schon beim «fliegenden Holländer» hatte zu Schulden kommen lassen, kam mir nun diessmal in ihrer ganzen Schädlichkeit zum Bewusstsein; und mit grösstem Eifer sann ich jetzt darauf, wie es anzufangen sei, die richtige Vortragsweise meinen Sängern beizubringen. Leider war es unmöglich, auf *Tichatschek* zu wirken, weil, wie ich schon sagte, vollends Alles zu fürchten war, wenn er durch Einreden von Dingen,

die ihm durchaus unfassbar waren, befangen und verwirrt gemacht wurde. Er war sich der grossen Vorzüge bewusst, mit metallischer Stimme musikalisch und rhythmisch gut und richtig zu singen, und zugleich mit vernehmbarster Deutlichkeit auszusprechen. Dass diess eben Alles jedoch nicht genügte, hatte ich nun aber zu meinem eigenen Erstaunen erst zu erfahren, und als ich gar in der ersten Aufführung mit Schrecken gewahrte, dass, was mir unbegreiflicher Weise in den Proben entgangen war, *Tannhäuser* am Schlusse des Sängerkrieges seinen, mit wahnsinniger Extase und Vergessen aller Gegenwart an die *Venus* gerichteten Lobgesang, zärtlich schwelgend unmittelbar an *Elisabeth*, vor welche er damit hintrat, richtete, gedachte ich allerdings der Mahnung der *Schröder-Devrient* ungefähr in der Weise wie *Crösus*, als er auf dem Scheiterhaufen: «o Solon! Solon!» rief.

Während mir nun von dem, an sich durch grössere Lebhaftigkeit und melodischen Reiz sich auszeichnenden, Elemente des Tannhäuser in diesem Sängerkrieg, trotz der musikalischen Vorzüglichkeit meines Sängers, Alles verunglückte, gelang es mir dagegen von der andern Seite her ein neues, ich glaube fast sagen zu können, bisher in der Oper noch nie so deutlich hervorgetretenes, Element in das Leben zu rufen. Ich hatte den noch jungen Barytonisten *Mitterwurzer* — einen sonderbar verschlossenen, unumgänglichen Menschen — in einigen seiner Rollen mit Aufmerksamkeit beobachtet, und bei seiner weichen, anmuthigen Stimme die schöne Fähigkeit, den innern Ton der Seele erbeben zu machen, wahr genommen. Ihm hatte ich den «Wolfram» anvertraut, und hatte allen Grund, bisher mit seinem Eifer und dem guten Erfolge seines Studiums zufrieden zu sein. An ihn musste ich mich daher halten, um meine bisher unausgesprochenen Anforderungen bis in ihre letzten Consequenzen zur Geltung zu bringen, wenn ich, namentlich für diesen so problematischen Sängerkrieg, die Richtigkeit meiner Absicht und meines Verfahrens zur Erkenntniss bringen wollte. Ich nahm mit ihm nun vor Allem den Eröffnungsgesang dieser Scene vor, und war, nachdem ich ihm diesen in meiner Weise auf das Eindringlichste vorgetragen hatte, zunächst allerdings erstaunt darüber, wie neu und schwierig dieser Vortrag ihm erschien. Er fühlte sich ganz ausser Stand, es mir nachzumachen, verfiel bei jedem Versuche sogleich wieder in das banale Heruntersingen, welches mir deutlich zeigte, dass er bisher auch an diesem Stücke noch nichts weiter erkannt hatte, als die anscheinend recitativische Phrase mit gewissen beliebigen Inflexionen, welche je nach dem Bedarf der Stimmgebung, nach reinem Operngesangsbelieben,

so oder auch anders gegeben werden konnten. Auch er war über seine Unfähigkeit, es mir nachzumachen, erstaunt, zugleich aber von der Neuheit und Richtigkeit meines Verfahrens und der hierauf begründeten Anforderungen so ergriffen, dass er mich bat, für jetzt mit ihm keine weitern Versuche mehr anstellen zu wollen, dagegen es ihm zu überlassen, sich in der ihm erschlossenen neuen Welt auf seine Weise zurecht zu finden. In mehreren Proben deutete er jetzt seinen Gesang mit halber Stimme, wie um darüber hinweg zu kommen, nur an: dagegen erlebte ich nun in der letzten Hauptprobe an seiner, jetzt mit voller Hingebung gelösten Aufgabe, einen so bedeutsamen Erfolg, dass dieser mir bis auf den heutigen Tag als ein Anker der Hoffnung für die Möglichkeit des Gewinnes und der richtigen Ausbildung der mir nöthigen Darsteller, trotz aller Verderbtheit unseres Opernwesens, für alle Zukunft wirkungsvoll geblieben ist. Der Eindruck dieses Gesanges, für dessen richtige Wiedergabe der ganze Mensch in Haltung, Blick und Miene sich vollkommen umgewandelt und neu geschaffen hatte, wurde sehr merkwürdiger Weise auch zum Ausgangspunkt des endlich erzielten Verständnisses meines ganzen Werkes von Seiten des Publikums; wie überhaupt die ganze Rolle des Wolfram, welche *Mitterwurzer*, durch die Lösung dieser einen Aufgabe zum vollen Künstler umgeschaffen, durchweg gleichmässig schön und ergreifend durchführte, zum eigentlichen Rettungsanker für mein, durch den ungenügenden Erfolg der ersten Aufführung höchst bedrohtes Werk wurde.

Neben ihm trat die Gestalt der «*Elisabeth*» einzig als wirklich sympathisch hervor. Die jugendliche Erscheinung meiner Nichte, die schlanke hohe Gestalt, der entschieden deutsche Stempel ihrer Physiognomie, die damals noch unvergleichlich schöne Stimme, der oft kindlich rührende Ausdruck, halfen ihr, bei gut geleiteter Verwerthung ihres unverkennbaren theatralischen, wenn auch nicht dramatischen, Talentes, die Herzen des Publikums entscheidend zu gewinnen. Sie wurde durch diese Leistung schnell berühmt; und noch in späteren Jahren wurde mir, sobald von einer Aufführung des «Tannhäusers» mir gemeldet wurde, in welcher sie mitgewirkt, stets berichtet, dass der Erfolg desselben fast einzig nur ihr zu verdanken gewesen wäre. Wunderlicher Weise hörte ich bei solchen Gelegenheiten fast immer nur ihr mannichfaltiges und höchst einnehmendes Spiel beim Empfang der Gäste auf der Wartburg rühmen; ich erkannte darin den andauernden Erfolg unglaublicher Bemühungen, welche ich und mein hierin sehr erfahrener Bruder uns im Betreff dieses Spieles gegeben hatten. Leider ist aber für alle Zeiten es

unmöglich geblieben, ihr den richtigen Vortrag des Gebetes im 3. Akte beizubringen; ich kam hierfür ganz in den Fall wie mit *Tichatschek*, und hatte wieder: «O Solon, Solon!» zu rufen, als ich nach der ersten Aufführung diesem Tonstücke eine grosse Kürzung beibringen musste, wodurch es seiner Bedeutung, nach meinem Sinne, für immer verlustig ging. Wie ich höre, hat die, eine Zeit lang für eine wahrhaft grosse Künstlerin geltende, *Johanna* es wirklich auch nie so weit gebracht, sich dieses Gebetes vollständig zu bemächtigen, was andrerseits einer *französischen* Sängerin, Frl. *Marie Sax* in Paris, zu meiner grössten Befriedigung vollständig gelang.

Wir waren im Anfang des Oktobers bereits so weit in unserm Studium vorgerückt, dass einer baldigen Aufführung nichts mehr entgegenstand, als die Beschaffung des theatralisch dekorativen Theiles derselben. Sehr spät trafen erst einige der in Paris bestellten Dekorationen ein. Von vorzüglicher Wirkung und vollständig gelungen war das Wartburg-Thal. Das Innere des Venusberges machte mir dagegen viel zu schaffen: der Maler hatte mich nicht verstanden, Bosquets mit Statuen, wie sie selbst an Versailles erinnerten, in einer wilden Berghöhle angebracht, und jedenfalls nicht gewusst, wie er den Charakter des Grauenhaften mit dem Verlockenden in Einklang bringen sollte. Ich musste auf grosse Aenderungen dringen, namentlich auf das Uebermalen der Bosquets und Statuen, was Zeit kostete. Die Verhüllung dieser Grotte in den rosigen Nebel, aus welchem schliesslich das Wartburg-Thal hervorbricht, musste ganz neu nach einer besondren Erfindung, welche ich hierfür angegeben hatte, zur Ausführung gebracht werden. Die Hauptcalamität ergab sich aber aus der Verzögerung in der Ankunft der Dekoration der Sängerhalle; auf das Leichtfertigste von Paris aus hingehalten, verging Tag auf Tag, während im Uebrigen Alles bis zur Generalprobe in fast ermüdender Weise durchprobirt war. Täglich wanderte ich nach dem Eisenbahnhof, durchstöberte alle Ballen und Kisten: keine Sängerhalle kam. Endlich liess ich mich bestimmen, um die längst angekündigte erste Aufführung nicht weiter zu verzögern, den von *Lüttichau* anfänglich mir bestimmten Saal Karls des Grossen aus «Oberon» für die Sängerhalle zu substituiren, was mich, der ich in Allem auf bestimmte poetische Wirkung ausging, ein empfindliches Opfer kostete. Wirklich trug die Wiedererscheinung dieses bereits in vielen Aufführungen des «Oberon» zur Genüge producirten Kaisersaales, beim Aufrollen des Vorhanges im zweiten Akt, nicht wenig zu den Enttäuschungen des Publikums, welches von dieser Oper in jedem Betreff die erstaunlichsten Ueberraschungen erwartete, bei.

Am 19. Oktober ging die erste Aufführung vor sich. Am Morgen dieses Tages liess sich eine vornehme, schöne junge Dame durch den Concertmeister *Lipinsky* bei mir einführen; es war diess Frau *Kalergis*, eine Nichte des russischen Staatskanzlers Grafen *v. Nesselrode*, welche durch *Liszt* in enthusiastisch anregender Weise für mich gewonnen worden, und jetzt in Dresden angekommen war, um dem Wunder der Creirung meines neuesten Werkes beizuwohnen. Diese schmeichelhafte Erscheinung durfte ich mit Recht für ein gutes Anzeichen halten. Wenn sie für diessmal mit dem Eindruck, den sie durch eine sehr unklare Aufführung und Aufnahme erhielt, gewiss mit einiger Betroffenheit, wie enttäuscht, sich wieder von mir wandte, so hatte ich doch im Verlaufe meines Lebens genügend mich dessen zu erfreuen, was dieser erste Eindruck in der energischen, bedeutenden Frau gepflanzt und genährt hatte. — Ein wunderliches Gegenstück zu diesem Besuch bildete die, mit einigen Opfern seinerseits erkaufte Ankunft eines sonderbaren Menschen, *C. Gaillard*, des Herausgebers einer vor Kurzem begonnenen Berliner musikalischen Zeitung, in welcher ich mit Erstaunen die erste und einzige durchaus günstige, und bedeutend eingehende Besprechung meines «fliegenden Holländers» gelesen hatte. Zu so grossem Gleichmuthe gegen das Verhalten der Recensentenwelt ich mich nothgedrungen bereits auch gewöhnt hatte, wirkte doch jener Aufsatz sehr eindrucksvoll auf mich, und ich forderte den mir persönlich ganz unbekannten Menschen auf, nach Dresden zu kommen, und der ersten Aufführung des «Tannhäuser» beizuwohnen. Wirklich kam er, und zu meiner Rührung lernte ich in ihm einen in dürftigen Verhältnissen mühsam sich abquälenden, von verzehrender Kränklichkeit bedrohten, jungen Mann kennen, welcher ohne Anspruch auf jede Entschädigung, ja nur gastliche Bewirthung zu machen, rein seiner Ehrenpflicht gefolgt zu haben glaubte, als er meinem Rufe nachkam. Seinen Kenntnissen und Fähigkeiten merkte ich wohl an, dass er zu keinem grossen Einfluss berufen sein würde, wogegen sein redliches Gemüth und sein empfänglicher Verstand mich mit wahrer Achtung für den armen Menschen erfüllten, der, ohne es eben weit gebracht zu haben, nach einigen Jahren zu meinem Bedauern seiner Kränklichkeit erlag, nachdem er von seiner Treue und Sorgsamkeit für mich auch unter den schwierigsten Umständen nie gewichen war. — Ausserdem hatte sich bereits aber seit etwas länger meine bis dahin mir ebenfalls unbekannt gebliebene, durch die Aufführung des «fliegenden Holländer» in Berlin mir gewonnene Freundin, *Alwine Frommann*, eingefunden. Ich machte ihre persönliche Bekanntschaft bei Fr. *Schröder-*

Devrient, mit der sie bereits befreundet war, und welche sie mir lächelnd als eine von mir gemachte feurige Eroberung ankündigte. Bereits in nicht mehr jugendlichem Alter, und ohne allen Anspruch auf physiognomische Bevorzugung, stand ihr nichts als ein vorzüglich scharf blickendes, beredtes Auge zur Verfügung, um ihre bedeutende Seelenbegabung schon durch ihr Aeusseres mitzutheilen. Sie war Schwester des Buchhändlers *Frommann* in Jena, und wusste viel Intimes von *Goethe* zu erzählen, welcher im Hause dieses Bruders wohnte, wenn er sich in Jena aufhielt. Unter dem Titel einer Vorleserin war sie aber besonders der damaligen Prinzessin *Augusta* von Preussen nahe getreten, und durfte von Denjenigen, die ihr Verhältnis zu der hohen Frau näher kennen lernten, fast wohl als ihre Freundin und Vertraute angesehen werden. Nichtsdestoweniger lebte sie in äusserst dürftiger Lage, und schien stolz darauf, durch ihr bescheidenes Talent als Arabesken-Malerin sich eine Art von Unabhängigkeit zu sichern. Mit grosser Treue ist sie mir stets zugethan geblieben, wie sie jetzt bereits zu den wenigen gehörte, welche unbeirrt durch den misslichen Eindruck der ersten Aufführung des «Tannhäuser», sich schnell, bestimmt und mit grosser Innigkeit für diese meine neueste Arbeit erklärten.

Was diese Aufführung nun selbst betraf, so stelle ich die von mir dabei gemachten sehr lehrreichen Erfahrungen in folgenden Zusammenhang: der wirkliche Fehler meiner Arbeit, dessen ich bereits gelegentlich Erwähnung that, lag in der nur skizzenhaften und unbeholfenen Ausführung der Rolle der «Venus», somit der ganzen grossen Einleitungsscene des ersten Aktes. Auf die theatralische Darstellung hatte dieser Fehler den Einfluss, dass es in ihr zu keiner eigentlichen Wärme, zumal nicht zu der hocherregten Spannung der Leidenschaft kam, welche, der dichterischen Conception nach, von hier aus die Empfindung des Zuschauers so stark imprimiren muss, dass das Gedenken der Katastrophe, auf welche diese Scene ausgeht, mit tragischer Beklemmung auf den Erfolg der weiteren Entwickelung des Drama's vorbereiten soll. Diese grosse Scene misslang vollständig, trotzdem eine so wahrhaft grosse Künstlerin, wie Frau *Schröder-Devrient*, und ein so ungemein begabter Sänger, wie *Tichatschek*, einzig sie auszuführen hatten. Vielleicht hätte das Genie der *Devrient* ganz aus sich noch den richtigen Accent für die Leidenschaftlichkeit dieser Scene gewonnen, wenn sie nicht gerade mit einem Sänger zu thun gehabt hätte, welcher, an sich für jeden dramatischen Ernst unbefähigt, auch in seiner natürlichen Begabung nur für freudige oder deklamatorisch energische Accente organisirt, für den Ausdruck des

Schmerzes und des Leidens aber ganz und gar ohne Anlagen war. Das Publikum erwärmte sich erst einigermaassen bei dem rührenden Gesange des «Wolfram» und der Schlussscene dieses Aktes. Auch *Tichatschek* wirkte dann durch den Jubel seiner Stimme in dem Finalsatze so hinreissend, dass man mir nachher versicherte, nach diesem ersten Akte habe eine vortrefflich erregte Stimmung im Publikum geherrscht. Diese unterhielt und steigerte sich im Verlaufe des zweiten Aktes, in welchem «Elisabeth» und «Wolfram» höchst sympathisch wirkten; nur verschwand der Held des Drama's, «Tannhäuser», immer mehr, und verlor sich so gänzlich aus der Sphäre dieser Sympathie, dass er in der Schlussscene, gleich als ob dieser Verfall auf ihn selbst drücke, in wehmüthig gebeugter Haltung spurlos sich verlor. Das entscheidende Gebrechen seiner Darstellung lag darin, dass es ihm unmöglich war, den richtigen Ausdruck für die Stelle des grossen Adagio-Satzes des Finales, welche mit den Worten beginnt: «zum Heil den Sündigen zu führen, die Gottgesandte nahte mir», zu finden. Ueber die Wichtigkeit dieser Stelle habe ich mich in meiner später geschriebenen Anleitung zu einer Aufführung des «Tannhäuser» ausführlich mitgetheilt; ich musste sie, da sie bei der ausdruckslosen Wiedergabe durch *Tichatschek* nur als lähmende Länge wirkte, von der zweiten Aufführung an gänzlich auslassen. Weil ich den mir so ergebenen, und in seiner Art wirklich so verdienstvollen *Tichatschek* nicht kränken wollte, gab ich an, mich überzeugt zu haben, dass diese Stelle verfehlt sei; da nun ausserdem *Tichatschek* als der selbst von mir bevorzugte Repräsentant der Helden meiner Opern galt, ging von hier die Auslassung dieser mir so grenzenlos wichtigen Stelle, als von mir gutgeheissen und verlangt, in alle späteren Aufführungen des «Tannhäuser» über, und ich habe schon aus diesem Grunde mir über die Bedeutung des späteren allgemeinen Erfolges dieser Oper auf den deutschen Theatern keine Illusion gemacht. Mein Held, der in der Wonne wie im Weh stets mit äusserster Energie sich kund geben sollte, schlich am Schlusse des zweiten Aktes, in sanft ergebener Haltung, als armer Sünder sich davon, um im dritten Akte mit weicher Resignation, und in einer auf die Erregung eines freundlichen Bedauerns berechneten Haltung, wieder zu erscheinen. Nur der von ihm wiedergegebene Bannspruch des Papstes ward von dem Sänger mit seiner gewohnten rhetorischen Tonfülle so energisch zum Anhören gebracht, dass man sich freute die begleitenden Posaunen von ihm vollkommen beherrscht zu hören. War nun durch den hier angedeuteten Grundfehler in der Darstellung der Hauptfigur das Publikum durchaus in unklarer und unbefriedigter Spannung über

die Bedeutung des Ganzen erhalten worden, so trug mein eigener, aus Unerfahrenheit auf diesem neuen Felde der dramatischen Conception entsprungener Fehler in der Ausführung der Schlussscene vollends dazu bei, auch über die reale Bedeutung der scenischen Vorgänge in höchst schädliche Ungewissheit zu versetzen. In der hier noch ausgeführten ersten Bearbeitung hatte ich die neue Versuchung der Venus, den treulosen Geliebten wieder an sich zu ziehen, nur als einen visionären Vorgang des in Wahnsinn ausbrechenden «Tannhäuser» dargestellt; nur ein röthliches Dämmern des in der Ferne sichtbaren Hörselberges sollte äusserlich die grauenhafte Situation verdeutlichen. Auch die entscheidende Verkündigung des Todes der Elisabeth ging nur als ein Akt der divinatorischen Begeisterung des Wolfram vor sich; einzig durch das ebenfalls von sehr ferne her vernehmbare Läuten des Todtenglöckchens, und durch den kaum bemerkbaren Schein von Fackeln, welche den Blick auf die entlegene Wartburg ziehen sollten, ward die Veranlassung hierzu auch dem zuschauenden Publikum anzudeuten versucht. Der ganz schliesslich auftretende Chor der jüngeren Pilger, welchen ich damals den ergrünenden Stab selbst noch nicht zu tragen gab, und welche das Wunder somit nur durch Worte, nicht aber durch ein äusseres Zeichen verkündeten, wirkte, da ich ihnen auch rein musikalisch durch eine zu lang andauernde, ungebrochene Monotonie in der Begleitung schadete, unentscheidend und unklar.

Als endlich der Vorhang fiel, hatte ich weniger aus der Haltung des immerhin sich freundlich und beifällig bezeigenden Publikums, als aus meiner eigenen inneren Erfahrung die Ueberzeugung des, durch Unreife und Ungeeignetheit der Darstellungsmittel herbeigeführten, Missglückens dieser Aufführung meines Werkes gewonnen. Mir lag es wie Blei in den Gliedern, und einigen Freunden, welche nach der Vorstellung sich einfanden, und zu denen wiederum meine gute Schwester *Klara* mit ihrem Manne gehörte, theilte sich die gleiche drückende Stimmung unabweislich mit. Ich fasste noch über Nacht die nöthigen Entschlüsse zur Abhülfe der irgendwie zu verbessernden Gebrechen unserer Aufführung für die am zweiten Tag angesetzte Wiederholung. Wo der Hauptfehler stack, fühlte ich, durfte es aber kaum aussprechen; bei dem mindesten Versuche, *Tichatschek* einen anregenden Aufschluss über das Charakteristische seiner Aufgabe zu verschaffen, musste ich sogleich vor der Erkenntniss der Unmöglichkeit hiervon zurückscheuen: leicht hätte ich ihn so befangen und verstimmt machen können, dass er unter irgend welchem Vorwande den «Tannhäuser» gar nicht wieder gesungen hätte. Ich gerieth daher

auf den einzig mir offen stehenden Ausweg zur Versicherung nöthiger Wiederholungen meiner Oper, die Schuld der Unwirksamkeit seiner Parthie auf mich zu nehmen, um so dazu zu gelangen, wenigstens entscheidende Kürzungen darin vornehmen zu können, durch welche ich zwar die Hauptrolle in ihrer dramatischen Bedeutung tief herabsetzte, dennoch es aber möglich machte, dass die unvollkommene Ausführung derselben nicht noch behindernd auf das Gefallen der andern, ansprechenderen Partien der Oper einwirkte. Ich hoffte somit, wenn auch tief innerlichst gedemüthigt, meinem Werke durch die zweite Aufführung von entscheidendem Nutzen zu sein, und an nichts lag mir mehr, als dass diese Aufführung so bald als möglich vor sich ginge. Allein *Tichatschek* war heiser geworden, und ich musste volle acht Tage mich gedulden.

Ich kann kaum beschreiben, was ich in diesen acht Tagen gelitten habe. Es schien fast, als sollte diese Verzögerung gänzlich verderblich für mein Werk werden. Jeder Tag, welcher zwischen der ersten und zweiten Aufführung verstrich, liess den Erfolg jener ersten immer problematischer erscheinen, bis er endlich geradeswegs als ein anerkannter Misserfolg dargestellt wurde. Während das grosse Publikum seiner ärgerlichen Verwunderung darüber Luft machte, dass ich dem deutlich mir kund gegebenen Gefallen desselben an der Richtung meines Rienzi, mit der Conception dieses neuen Werkes keine Beachtung geschenkt hatte, waren selbst gewogene und sinnige Freunde meiner Kunst in wahrer Perplexität über das Unwirksame meiner Arbeit, die ihnen, in den Haupttheilen unverständlich geblieben, an und für sich fehlerhaft entworfen und ausgeführt dünkte. Die Recensenten stürzten sich mit unverholener Freude, wie Raben auf ein bereits ihnen hingeworfenes Aas. Selbst die Leidenschaften und Befangenheiten des Tages wurden von ihnen hereingezogen, um nach Möglichkeit über mich zu verwirren und mir zu schaden. Es war die Zeit, wo die Czersky- und Ronge'sche deutsch-katholische Agitation, als höchst verdienstlich und liberal, Alles in Bewegung setzte. Man fand nun heraus, dass ich eine reaktionäre Tendenz mit dem «Tannhäuser» herausfordernd eingeschlagen habe, da es ersichtlich sei, dass, wie *Meyerbeer*'s «Hugenotten» den Protestantismus, so mein «Tannhäuser» den Katholicismus verherrlichen solle. Das Gerücht, von der katholischen Partei für den «Tannhäuser» bestochen worden zu sein, blieb mir alles Ernstes längere Zeit anhaften: während man mich dadurch um meine Popularität zu bringen suchte, hatte ich die sonderbare Ehre, von einem Herrn *Rousseau*, bis dahin Redakteur der preussischen Staatszeitung, und mir bekannt durch eine

herunterreissende Kritik meines «fliegenden Holländers», brieflich und endlich persönlich um meine Freundschaft und Alliance angegangen zu werden. Er meldete mir nämlich, dass er von Berlin, wohin er von Oesterreich aus beordert gewesen um die katholischen Tendenzen zu befördern, nachdem er über die Fruchtlosigkeit dieser Bemühungen betrübende Erfahrungen gesammelt hatte, sich nun wieder nach Wien zurückwende, um ungestört in demjenigen Elemente fortan sich bewegen zu können, dem auch ich mit meinem «Tannhäuser» so innig angehörend mich bekundet hätte. — Der in seiner Art merkwürdige Dresdener Anzeiger, das Lokal-Abhülfsorgan für Verleumdungs- und Klatschbedürfniss, lieferte täglich Neues in dem bezeichneten auf meinen Schaden tentirenden Sinne. Endlich bemerkte ich, dass auch kurze witzige und sehr energische Abfertigungen solcher Angriffe, und Aufmunterungen für mich erschienen, worüber ich längere Zeit sehr verwundert war, da ich wohl wusste, dass nur Feinde, nie aber Freunde in solchen Fällen sich bemühen, bis ich unter Lachen von *Röckel* herausbekam, dass er und Freund *Heine* diesen ganzen Ermunterungs-Feldzug für mich allein durchgeführt hatten.

Das Ueble, was ich von dieser Seite her erfuhr, war mir nur lästig, weil ich eben in diesen Unglückstagen verhindert war, mich durch mein Werk selbst wiederum vernehmen zu lassen. *Tichatschek* blieb heiser: es hiess, er wolle gar nicht wieder in meiner Oper singen. Von Herrn *v. Lüttichau* hörte ich, dass er, über den geringen Erfolg des «Tannhäuser» erschrocken, sogleich zu dem Befehl bereit gewesen sei, die immer noch erwartete Dekoration der Sängerhalle abzubestellen, oder zurückzuweisen. Ueber die hiermit bekundete Muthlosigkeit erschrack ich so sehr, dass ich nun wirklich selbst den «Tannhäuser» fast schon für todt hielt. Welcher Einblick von dieser Stimmung aus in meine ganze Lage sich mir eröffnete, lässt sich nach meinen Mittheilungen, namentlich über meine Verlagsunternehmungen, leicht ermessen.

Diese furchtbaren acht Tage dehnten sich mir zu einer endlosen Ewigkeit aus. Ich scheute mich Jemanden zu sehen, und doch musste ich mich eines Tages in die *Meser*'sche Musikhandlung begeben; dort traf ich *Gottfried Semper* an, welcher sich eben ein Textbuch des «Tannhäuser» kaufte. Mit ihm hatte ich mich kurz zuvor bei der Besprechung dieses Stoffes auf das heftigste ereifert; er wollte nämlich von dem minnesängerlichen und pilgerfahrtbereiten Mittelalter für die Kunst durchaus nichts wissen, und gab mir zu verstehen, dass er mich um der Wahl eines solchen Stoffes willen geradeswegs verachte. Während mir nun

Meser bezeugte, dass nicht die mindeste Nachfrage nach den erschienenen Nummern meines Tannhäuser's stattgefunden habe, war sonderbarer Weise mein leidenschaftlicher Antagonist der einzige, der wirklich davon etwas kaufte und bezahlte. Mit einem eigenthümlich befangenen Ernste sagte er mir, man müsse doch die Sache ordentlich und genau kennen lernen, wenn man sich einen richtigen Begriff davon machen wolle, und ihm stehe dazu leider nichts anderes als das Textbuch offen. Diese Begegnung gerade mit *Semper*, so wenig sie dem Anschein nach sagen mochte, ist mir als ein erstes, ernstlich ermuthigendes Anzeichen in der Erinnerung geblieben.

Von grösstem Trost war mir aber *Röckel*, welcher in diesen für mich so aufregungsvollen Leidenstagen in eine für das ganze Leben entscheidende innige Beziehung zu mir kam. Er hatte, ohne dass ich etwas davon wusste, unermüdlich für mich disputirt, erklärt, gestritten und geworben, und hatte sich dadurch zu einer wahren Begeisterung für den «Tannhäuser» erhitzt. Am Vorabende der endlich bevorstehenden zweiten Aufführung trafen wir uns bei einem Glase Bier zusammen; seine wahrhaft verklärte Miene wirkte auch erheiternd auf mich; der Humor stellte sich ein: nachdem er lange meinen Kopf betrachtet, schwor er, ich sei nicht umzubringen, ich habe etwas an mir, was in meinem Blute liegen müsse, weil es sich selbst an meinem, im übrigen so sehr mir unähnlichen, Bruder Albert wiederzeige. Um sich verständlich zu machen, nannte er es die eigenthümliche *Hitze* meiner Natur; er glaubte, dass diese Hitze verzehrend für Andere sein könne, ich aber bei ihrem heissesten Erglühen mich jedenfalls erst recht wohl fühlen müsste, denn er habe mich mehrmals vollständig leuchten gesehen. Ich lachte, und wusste nicht, was der Unsinn sollte. Nun, meinte er, für diesmal würde ich es ja an dem «Tannhäuser» sehen; denn dass ich mir einbilde, dieser werde nicht bestehen, sei eine reine Absurdität; er wäre des Erfolges über Alles gewiss. Ich überlegte mir beim Nachhausegehen sehr wohl, dass, wenn der «Tannhäuser» sich wirklich noch feststellen und zu wahrhafter Popularität gelangen sollte, damit allerdings etwas unermesslich Folgenreiches erreicht sein müsste.

So kam es denn endlich zu dieser zweiten Aufführung, welche ich durch Fallenlassen der Bedeutung der Hauptrolle, und Herabstimmung meiner ursprünglichen idealeren Anforderungen an wichtige Theile der Darstellung, in der Weise vorbereitet zu haben glaubte, dass durch Hervortreten der unbedingt gefälligen Partien ein wirkliches Gefallen am Ganzen sich einstellen müsste. Sehr erfreute mich die endlich an-

gekommene und bereits für diese Aufführung verwandte Dekoration der Sängerhalle im zweiten Akte. Die schöne und edle Wirkung derselben belebte uns Alle, wie ein gutes Anzeichen. Leider hatte ich die Demüthigung zu ertragen, das Theater sehr schwach besetzt zu sehen: dieser Anblick genügte, um mehr als alles Andere mit überzeugender Bestimmtheit mir zu sagen, wie es mit dem Urtheil des Publikums über mein Werk stand. Hatten wir wenig Besucher, so bestand die grösste Anzahl derselben jedenfalls aber aus den ernsteren Freunden meiner Kunst. Die Aufnahme war sehr warm, namentlich riss *Mitterwurzer* Alles zu wahrem Enthusiasmus hin. In Betreff *Tichatschek*'s hatten meine besorgten Freunde, *Röckel* und *Heine*, es für nöthig erachtet, zu künstlichen Mitteln zu greifen, um ihn in guter Laune für seine Rolle zu erhalten. Um namentlich auch dem Verständnisse der, allerdings unklar ausgeführten und doch so äusserst wichtigen Entscheidung der letzten Scene eine drastische Beihülfe zu geben, hatten Jene mehreren jungen Leuten, namentlich Malern, einige Applaus-Explosionen an Stellen anempfohlen, welche gewöhnlich von einem Opernpublikum als nicht applausprovocirend angesehen werden. Es fand sich nun merkwürdiger Weise, dass ein auf diese Weise eingegebener starker Beifallserguss nach den Worten Wolfram's: «ein Engel fleht für Dich an Gottes Thron; er wird erhört: Heinrich, Du bist erlöst» — mit einem Male dem gesammten Publikum die bedeutsame Situation klar zu machen schien. Für alle Aufführungen blieb dieser, in der ersten Vorstellung gänzlich unbeachtete Moment, eine Hauptstelle für die Kundgebung der Sympathie des Publikums. — Nach wenigen Tagen fand eine dritte Aufführung, und diesmal vor vollem Hause statt. Die *Schröder-Devrient*, niedergeschlagen über den geringen Antheil, den sie am Gelingen meines Werkes nehmen konnte, wohnte in der kleinen Theaterloge dem Verlaufe der Vorstellung bei; sie erzählte mir, dass *Lüttichau* mit strahlender Miene zu ihr getreten sei und geäussert habe, er glaube nun doch, dass wir den «Tannhäuser» glücklich durchgebracht hätten.

So bewährte es sich allerdings; wir wiederholten ihn im Laufe des Winters noch öfter: doch machten wir die Wahrnehmung, dass bei zwei schnell auf einander folgenden Aufführungen zu der zweiten jedesmal ein minderer Zudrang des Publikums stattfand, was wir uns daraus zu erklären hatten, dass ich noch nicht das eigentliche grosse Opernpublikum, sondern nur den gebildeteren Theil des allgemeinen Publikums für mein Werk gewonnen hatte. Unter diesen wahrhaften Freunden meines «Tannhäuser» befanden sich, wie ich diess allmählich immer mehr erfuhr, Leute,

welche für gewöhnlich das Theater gar nicht, am allerwenigsten aber die Oper besuchten. Der Antheil des auf diese Weise ganz neu sich bildenden Publikums gewann fortwährend an Intensität, und äusserste sich in bisher ungekannter Weise vorzüglich in einer energischen Theilnahme für den Autor. Es war mir namentlich um *Tichatschek*'s willen peinlich, dem bei jeder Aufführung fast nach allen Akten stets nur nach mir verlangenden Rufe des Publikums zu entsprechen; ich musste mich aber endlich fügen, da meine Weigerung meinem Sänger zu neuer Demüthigung Veranlassung gab, indem, wenn er mit seinen Kollegen allein auf der Bühne erschien, ihm stets der energische Ruf meines Namens fast verletzend entgegentönte. Mit welch' aufrichtigem Eifer wünschte ich, es möchte umgekehrt der Fall sein, und über der Vortrefflichkeit der Darstellung der Autor vergessen werden! Dass ich dies in Dresden mit dem «Tannhäuser» nie erreichen konnte, begründete in mir eine charakteristische Erfahrung, welche mich in Zukunft für alle meine Unternehmungen geleitet hat. Jedenfalls war ich mit der Dresdener Aufführung des «Tannhäuser» nur erst soweit gelangt, dem gebildeten Theil des Publikums, durch Reflexion und Abstraktion von der Realität der Darstellung, mit meinen über das Gewöhnliche hinausgehenden Tendenzen mich bekannt zu machen. Nicht aber war es mir gelungen, diese Tendenzen in so unwillkürlich ergreifender und überzeugender Weise in einer theatralischen Darstellung deutlich zu machen, dass auch das ungebildetere Gefühl des eigentlichen Publikums, durch direkte Erfahrung der Wirkung, damit vertraut geworden wäre.

Ueber das hiemit Berührte mich belehrend und anregend aufzuklären, gewann ich jetzt in diesem Winter durch erweiterte Beziehungen und interessante Bekanntschaften ermuthigende Veranlassung.

Sehr bildend und ernst anregend wurde um diese Zeit für mich die Bekanntschaft und der nähere Umgang mit Dr. *Hermann Franck* aus Breslau, welcher seit einiger Zeit privatisirend in Dresden sich niedergelassen hatte. Mit genügendem Vermögen ausgestattet, gehörte er zu Denjenigen, welche durch grosse Kenntnisse und feines Urtheil, so wie mit entsprechender schriftstellerischer Begabung, wohl in ausgewählten, weit verzweigten persönlichen Bekanntschaftskreisen zu grossem Rufe gelangten, ohne deshalb vor der Oeffentlichkeit einen bedeutenden Namen zu gewinnen. Er hatte es versucht, seine Kenntnisse und Fähigkeiten auch dem Publikum nutzbar zu machen, und von *Brockhaus* sich überreden lassen, die vor einigen Jahren von diesem begründete «deutsche Allgemeine Zeitung» bei ihrem Beginn zu redigiren. Nach einem Jahre

kündigte er dem Verleger mit grösster Entschiedenheit, und war seitdem nur in äusserst seltenen Fällen zu bewegen, mit einer Zeitung irgend wie sich zu berühren. Seine kurzen geistvollen Andeutungen über seine bei jenem Versuche mit der «deutschen allgemeinen Zeitung» gemachten Erfahrungen rechtfertigten mir seinen Ekel vor dem Befassen mit unsern öffentlichen Press-Angelegenheiten. Desto höher hatte ich es ihm anzurechnen, dass er ohne jede Aufforderung hiezu meinerseits, über den «Tannhäuser» einen eingehenden Bericht für die «Augsb. allgemeine Zeitung» verfasste, welcher im Oktober oder November 1845 in einer Beilage dieses Blattes erschien, und den ich, obwohl er das erste über ein seitdem so häufig besprochenes Werk verkündete Wort enthielt, für das, bei aller maassvollen Besonnenheit, weitreichendste und erschöpfendste halte, was je hierüber gesagt wurde. So wurde ich in jenes grosse europäisch-politische Blatt eingeführt, welches, in Folge einer sonderbaren Wendung der Redaktionsinteressen, seitdem zur Unterkunft für Jeden bereit gehalten wird, welcher über mich und mein Werk sich lustig machen will.

Vor allem fesselte mich an *Franck* das Feine und Taktvolle in seiner Art des Beurtheilens, und überhaupt des Besprechens der Dinge. Es lag etwas Vornehmes darin, welches weniger als aus den Eigenthümlichkeiten eines Standes gebildet, sondern als das Ergebniss einer wirklichen Weltbildung selbst sich kenntlich machte. Die hierbei sich zeigende feine Kälte und Zurückhaltung reizte mich mehr als sie mich abstiess, denn sie war ein neues Element, dem ich bisher noch fern geblieben war. Wo ich auf eine gewisse Bequemlichkeit im Urtheil über grosse Renommées, die mir jedoch nicht vollständig ächt galten, stiess, freute es mich im Verlauf des Umgangs mit *Franck* gewahr zu werden, dass auch ich in mancher Beziehung anregend und entscheidend auf ihn wirkte. So hatte ich bereits damals die Neigung, es nicht gelten zu lassen, wenn man mit dem vornehmen Lob der «Liebenswürdigkeit» dieses oder jenes berühmten Mannes die nähere Untersuchung von dessen Werken abgeschnitten zu haben glaubte. Ich trieb hiermit selbst meinen welterfahrenen Freund in die Enge, und sehr erheiterte es mich, nach einigen Jahren von ihm selbst einen sehr drastischen Aufschluss über die von ihm früher proklamirte «Liebenswürdigkeit» *Meyerbeer*'s zu erhalten, wo er sich dann lächelnd der sonderbaren Fragen erinnerte, mit welchen ich früher seine Assertion durchkreuzt hatte. Sehr erschrak er aber schon damals, als ich ihm einen wohl belehrenden Aufschluss über *Mendelssohn*'s so eben von ihm gerühmte Uneigennützigkeit und vornehme

Opferbereitwilligkeit im Dienste der Kunstinteressen gab. Er hatte nämlich in einem Gespräch über *Mendelssohn* schliesslich das Eine als erquicklich festgestellt, dass es doch wohlthue, jetzt in Diesem wenigstens noch einen Mann zu gewahren, welcher wahrhafte Opfer zu bringen vermöge, um sich aus einer falschen und der Kunst unförderlichen Stellung zu befreien; denn dass er seinen doch immerhin schönen Gehalt von 3000 Thalern als Generalmusikdirektor in Berlin aufgegeben, um als einfacher Gewandthaus-Musikdirektor sich nach Leipzig zurückzuziehen, sei doch schön und fordere respektvolle Anerkennung. Ich war nun gerade in den Stand gesetzt, genauesten Aufschluss darüber zu geben, wie es sich mit diesem scheinbaren Opfer *Mendelssohn*'s verhalte; denn als ich bei unserer Generaldirektion auf eine Verbesserung der Gehalte verschiedener armer Mitglieder der k. Kapelle ernstlich angetragen hatte, war vor Kurzem Herr *von Lüttichau* genöthigt gewesen mir mitzutheilen, dass der Kapell-Etat durch die neuesten Entschliessungen des Königs so stark in Beschlag genommen sei, dass für's Erste an die ärmeren Kammermusiker nicht gedacht werden könnte. Der Direktor der Leipziger Kreis-Regierung, Herr *von Falkenstein*, ein leidenschaftlicher Verehrer *Mendelssohn*'s, hatte es nämlich dahin gebracht, den König zu bewegen, *Mendelssohn* zum geheimen Kapellmeister mit dem geheimen Gehalt von 2000 Thalern zu bestellen, wodurch dieser mit dem von der Leipziger Gewandthausdirektion öffentlich ihm ausgesetzten Gehalte von 1000 Thalern, zu dem vollen Ersatz seines in Berlin aufgegebenen Gehaltes gelangte, und dadurch zur Uebersiedelung nach Leipzig bewogen worden war. Da nun innerhalb der Verwaltung des Kapellfonds diese starke Dotation, weil sie den Interessen des Institutes grossen Abbruch that, aus wirklicher Scham geheim gehalten werden musste, auch ausserdem durch offenkundige Ernennung eines Kapellmeisters ohne Funktion die wirklich fungirenden und geringer bezahlten Kapellmeister nicht beleidigt werden sollten, so schöpfte *Mendelssohn* aus diesem Verhältnisse den recht beruhigenden Grund, diese Dotation nicht nur ebenfalls gänzlich zu verschweigen, sondern er musste es sich auch nothgedrungen gefallen lassen, von seinen Freunden bei Gelegenheit seiner Uebersiedelung nach Leipzig noch als ein Muster von Aufopferung persönlicher Interessen gepriesen zu werden, was diesen, selbst in Anbetracht der sonstigen reichen Vermögensverhältnisse *Mendelssohn*'s, nicht schwer fiel. *Franck*, welchem ich diesen Aufschluss gab, war hiervon aber sehr betroffen, und er gestand, dass diese eine der seltsamsten Erfahrungen im Betreff falschen Ruhmes sei, die ihm noch vorgekommen.

Bald geriethen wir zu ähnlichen gegenseitigen Berichtigungen unserer Ansicht über manche andere wohl berufene künstlerische Persönlichkeiten, mit denen wir uns damals in Dresden berührten. Ueber *Ferdinand Hiller*, einen der Haupt-«Liebenswürdigen», fiel uns diess nicht schwer. Ueber die namhafteren Maler der sogenannten Düsseldorfer Schule, mit denen ich nun auch durch den «Tannhäuser» in häufigeren Verkehr trat, lag es fern mir selbst ein Urtheil zu bilden, während ich mich vorzüglich nur von dem Ruf ihrer bedeutenden Namen bestimmen liess. Hier erschreckte mich nun wiederum *Franck* mit gelegentlich sehr bestimmt veranlassten Enttäuschungen. Wenn von *Bendemann* und *Hübner* die Rede war, schien es, als ob man *Hübner* leicht *Bendemann* aufopfern könnte, und dieser Letztere, welcher so eben die Fresken eines Saales im königlichen Schlosse beendigt und dafür von seinen Freunden mit einem feierlichen Festessen belohnt worden war, dünkte mich mit Recht als grosser Meister verehrungswürdig. Wie sehr erschrack ich, als *Franck* mit grösster Ruhe den König von Sachsen beklagte, dass man ihm seinen Saal von *Bendemann* habe «beschmieren» lassen! — Immerhin konnte man nicht läugnen, dass diese Leute «liebenswürdig» seien; der Umgang mit ihnen, zu dem ich nun immer mehr hinzugezogen wurde, bot, im Gegensatz zu den sonst von mir gepflegten theatralischen, jedenfalls die Tendenz nach feinerer allgemeinerer, künstlerischer Unterhaltung. Nur konnte es ebenso wenig zu wirklicher Wärme und befruchtender Anregung kommen. Auf die Letztere namentlich schien es aber *Hiller* ganz besonders abgesehen zu haben, und in diesem Winter brachte er es zur Vereinigung zu einem sogenannten «Kränzchen», welches allwöchentlich abwechselnd in der Wohnung des einen oder andern Theilnehmers abgehalten wurde. Zu *Hübner* und *Bendemann* gesellte sich als Maler der zugleich auch dichtende *Reinecke*, welcher das Unglück hatte, für *Hiller* in jener Zeit einen neuen Operntext zu dichten, über dessen Schicksal ich noch später berichten werde.

Zu *Hiller* und mir trat als Musiker aber *Rob. Schumann*, welcher damals sich auch ganz nach Dresden gewandt hatte, und ebenfalls mit Opernentwürfen umging, welche schliesslich zu seiner «Genovefa» führten. *Schumann* kannte ich bereits von Leipzig her: wir hatten ungefähr gleichzeitig unsere musikalische Laufbahn begonnen; für die früher von ihm redigirte «Neue Zeitschrift für Musik» hatte ich zu verschiedenen Zeiten kleine Aufsätze, zuletzt einen grösseren über das «Stabat-mater» von *Rossini* aus Paris geliefert. Zu einer Concertaufführung im Theater war er mit seinem «Paradies und Peri» berufen worden: sein ganz eigen-

thümliches Ungeschick im Dirigiren hatte bei dieser Gelegenheit meine Theilnahme für den tiefsinnigen, energischen Musiker, dessen Werk mich sehr ansprach, in besonderer Weise thätig gemacht. Entschiedenes Wohlwollen, freundschaftliche Zutraulichkeit herrschten zwischen uns. Nach einer Aufführung des «Tannhäuser», welcher er beigewohnt, machte er mir seinen Morgenbesuch, und erklärte sich voll und bestimmt für mein Werk, an welchem er nur eine Ueberstürzung der *Stretta* des zweiten Finals auszusetzen hatte, was mir von seinem Feingefühl zeugte, da ich ihm aus der Partitur nachweisen konnte, wie ich durch eine mir selbst höchst peinvolle Kürzung zu dem von ihm bemerkten Uebelstand genöthigt worden war. Wir trafen uns zuweilen auf Spaziergängen, und so gut es mit dem sonderbar wortkargen Menschen möglich war, tauschten wir über mancherlei musikalische Interessen unsere Ansichten aus. Er freute sich, nächstens unter meiner Leitung die 9. Symphonie von *Beethoven* zu hören, nachdem er bisher bei den Leipziger Aufführungen derselben, namentlich durch das von *Mendelssohn* gänzlich vergriffene Tempo des ersten Satzes, sehr zu leiden gehabt hatte. Im Uebrigen bot mir sein Umgang keine eigentliche Anregung, und dass auch er zu verschlossen war, um ernsten Anregungen meinerseits Erfolg zu geben, zeigte sich bald, und namentlich bei seiner Conception des Gedichtes der «Genovefa». Hierbei stellte es sich heraus, dass mein Beispiel nur sehr äusserlich auf ihn gewirkt hatte, und diese Wirkung im Grunde sich nur darauf bezog, dass er es gut fand, sich nun auch selbst einen Operntext zu schreiben. Zwar lud er mich in der Folge einmal ein, um mir seinen nach *Hebbel* und *Tieck* combinirten Text vorzulesen; als ich jedoch mit wahrer Besorgtheit, und von dem innigen Wunsche des Gelingens seiner Arbeit beseelt, ihn auf die grossen Fehler derselben aufmerksam machte, und die nöthigen Aenderungen ihm vorschlug, erfuhr ich wie es mit dem sonderbaren Menschen stand. Er gönnte mir durchaus nur, mich von ihm hinreissen zu lassen; einen Eingriff in das Werk seiner Begeisterung wies er aber mit empfindlichem Trotze zurück. So liessen wir es denn dabei bewenden.

Im darauf folgenden Winter erweiterte sich der von *Hiller* mit grosser Emsigkeit in geselligem Verkehr erhaltene Kreis: jetzt wurde aus dem «Kränzchen» eine Art von geschlossener Gesellschaft, welche sich allwöchentlich in einem besonderen Gastzimmer des Restaurateurs Engel am Postplatz zwanglos vereinigen sollte. Jetzt war der berühmte *J. Schnorr* aus München als Galeriedirektor nach Dresden berufen und ebenfalls durch Festessen von uns gefeiert worden. Von diesem hatte ich zuvor

gewaltig sich ausnehmende Cartons gesehen, die mir sowohl durch ihre Dimensionen, als durch die damals mir sehr naheliegenden Gegenstände der altdeutschen Geschichte, welche sie darstellten, sehr imponirten; jetzt hörte ich von der «Münchner Schule», von *Schnorr* als deren Meister: mir ging das Herz ganz über, wenn ich daran dachte, zu was es alles in Dresden kommen sollte, wenn solche Riesen der deutschen Kunst sich dort die Hand reichten. Auffallend war mir nun *Schnorr*'s Erscheinen und Rede, deren weinerlichen Schulmeisterton ich mit den furchtbaren Cartons in gar keinen Einklang bringen konnte; dennoch hielt ich es für ein grosses Glück, dass auch er Sonnabends mit in die Engel'sche Restauration kam. Er war in altdeutschen Sagen gut bewandert, und mir war es schon lieb, wenn nur die Namen derselben öfters auf's Tapet gebracht werden konnten. — Hier fand sich nun auch der berühmte Bildhauer *Hänel* ein, vor dessen grossem Talent mir gewaltige Achtung beigebracht worden war, wiewohl ich in der Beurtheilung seiner Arbeiten mich mehr an die Autorität als an mein eigenes Gefühl noch halten konnte. Seine Haltung und sein Benehmen musste ich bald als affektirt erkennen; er sprach gern Kunstansichten und Urtheile aus, von denen ich mir nicht recht sagen konnte, ob eigentlich etwas dahinter sei. Mich dünkte es oft, einen philiströsen Bramarbas zu hören: nur als mein «langjähriger» Freund *Pecht*, der sich endlich auch für einige Zeit in Dresden niederliess, mir *Hänel*'s Bedeutung als Künstler mit grosser Schärfe und Bestimmtheit vordemonstrirte, überwand ich alle heimlichen Bedenken und suchte mir Freude an seinen Werken zu gewinnen. — Als sein Gegensatz erschien *Rietschel* unter uns: der krankhafte bleiche Mann, mit seiner oft weinerlich ängstlichen Ausdrucksweise, konnte von mir eigentlich nur schwer als Bildhauer begriffen werden; doch da nicht unähnliche Eigenschaften mich schon bei *Schnorr* nicht abgehalten hatten, diesen als gewaltigen Maler aufzufassen, so gelang mir die Befreundung mit *Rietschel* um so mehr, als ich an diesem keinerlei Affektation wahr nahm, und eine seelenvolle, zärtliche Wärme mich immer geneigter zu ihm hinzog. Von ihm entsinne ich mich auch zuerst sehr warme, ja begeisternde Anerkennung meines Wesens, namentlich auch als Dirigent gehört zu haben. Trotz aller Collegialität unseres reichen Künstlerkreises kam es sonst nämlich niemals zu dem, was ich hier meine, und es war im Grunde genommen eigentlich immer, als ob Keiner etwas von dem Andern hielte. So hatte zum Beispiel *F. Hiller* Orchesterconcerte arrangirt, und für diese von seinen Freunden das gebührende Festessen empfangen, bei welchem seinen Verdiensten mit vollstem rhetorischem Pathos

ganz ausserordentliche Anerkennung gezollt worden war. Nichtsdestoweniger gewahrte ich sonst im Privatverkehr mit *Hiller*'s Freunden doch nie die mindeste Wärme für dessen Leistungen, und im Gegentheil stiess ich nur auf Aeusserungen des Bedenkens, der achselzuckenden Besorgtheit. Auch gingen die gefeierten Concerte bald ein. Ueber die verschiedenen Werke der versammelten Meister hörte ich an unsern geselligen Abenden auch nie die mindeste Besprechung, ja nur Erwähnung, und bald zeigte es sich überhaupt, dass sämmtliche Theilnehmer nicht wussten, was sie mit einander sprechen sollten.

Da war es denn nun *Semper*, welcher in seiner sonderbaren Weise oft solches Leben in unsere Unterhaltung brachte, dass *Rietschel*, innig theilnehmend, aber auch auf das peinlichste erschreckt, oft in wirklich herzliche Klagen über eine Unbändigkeit ausbrach, bei welchen es nicht selten zu leidenschaftlichen Erörterungen zwischen *Semper* und' mir kam. Sonderbarer Weise schienen wir Beide immer noch von der Annahme auszugehen, dass wir Antagonisten wären: er hielt mich beständig für den Repräsentanten einer mittelalterlich katholicisirenden Richtung, die er oft mit wahrer Wuth bekämpfte. Sehr mühselig gelang es mir, ihn endlich dahin zu belehren, dass meine Studien und Neigungen eigentlich auf das deutsche Alterthum, und die Auffindung des Ideales des urgermanischen Mythus ausgingen. So wie wir nun in das Heidenthum geriethen, und ich ihm meinen Enthusiasmus für die eigentliche Heldensage kund gab, ward er ein ganz anderer Mensch, und ein offenbares grosses und ernstes Interesse begann uns jetzt in der Weise zu vereinigen, dass es uns zugleich von der übrigen Gesellschaft gänzlich isolirte. Unmöglich ging es jedoch je ohne lebhaften Streit ab, und hieran mochte nicht nur *Semper*'s wunderliche und krampfhafte Neigung zum absoluten Widerspruch, sondern auch diess der Grund sein, dass er sich von der ganzen Gesellschaft gänzlich verschieden erkannte. Seine paradoxesten Behauptungen, die offenbar nur auf Streiterregung abgesehen waren, liessen mich jedoch bald mit Bestimmtheit erkennen, dass er mit mir unter allen Anwesenden der Einzige war, der es mit dem, was er sagte, bis zur Leidenschaftlichkeit ernst nahm, während allen Andern es gern recht war, zur gelegenen Zeit die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Zu dieser letzten Tendenz stimmte auch der öfter zu uns sich gesellende *Gutzkow*. Dieser war von der Generaldirektion unseres Hoftheaters in der Eigenschaft eines Dramaturgen nach Dresden berufen worden. Mehrere seiner Theaterstücke hatten in letzter Zeit grosses Glück gemacht; «Zopf und Schwert», «das Vorbild des Tartuffe», und

«Uriel Acosta» verbreiteten über das neuere Repertoire des Schauspiels einen unerwarteten Glanz, und durch die Berufung *Gutzkow*'s schien dem Dresdener Theater, von welchem andrerseits meine Opern ausgingen, eine bedeutungsvolle Aera eröffnet werden zu sollen. Der gute Wille der Intendanz war hierbei gewiss nicht zu verkennen. Es that mir nur leid bei dieser Gelegenheit die Hoffnung, meinen alten Freund *Laube* für die gleiche Stellung nach Dresden gezogen zu sehen, getäuscht zu erkennen. Auch *Laube* hatte sich mit Energie auf die theatralische Litteratur geworfen; schon in Paris bemerkte ich, wie eifrig er namentlich *Scribe* studirte, um dessen theatralisches Geschick sich anzueignen, ohne welches, wie er fand, alle deutsche dramatische Dichtkunst vergeblich sei. Mit seinem Lustspiel «Rococo» behauptete er, sich vollkommen zum Herrn dieser Geschicklichkeit gemacht zu haben, und vermass sich nun jeden irgend erdenklichen Stoff zu einem effektvollen Theaterstück bearbeiten zu können. Dennoch war er sehr sorgfältig zugleich darauf bedacht, in der Wahl seiner Stoffe eine gleiche Geschicklichkeit zu zeigen, und zu einer von mir empfundenen Beschämung seiner vorgeblichen Theorie machten nur diejenigen seiner Stücke Glück, in welchen das Zeitinteresse für die Besonderheit des Stoffes durch die nöthigen Schlagwörter angeregt wurde. Dieses Interesse stand mehr oder weniger immer mit der Tagespolitik in Bezug; es musste dabei immer etwas wie die «deutsche Einheit» und der «deutsche Liberalismus», in irgend welcher handgreiflichen Weise, einmal haranguirt werden; da diese wichtigen Anregungen für das deutsche Publikum, zunächst aber auf die Abonnenten unserer Residenz-Theater ausgeübt wurden, so musste, wie gesagt, diess alles auch mit dem sorglichen Geschick ausgeführt werden, wie man diess nur von den neueren französischen Vaudevillisten erlernen zu können glaubte. Was auf diese Weise zu Stande kam, wie die Laubeschen Stücke, wurde von mir recht gern gesehen, namentlich weil *Laube*, der uns bei Gelegenheit der Aufführung derselben öfter in Dresden besuchte, mit fast bescheidener Aufrichtigkeit seine Tendenzen offen bekannte, und fern davon war, sich für einen wahren Dichter ausgeben zu wollen. Ausserdem zeigte er nicht nur für die Anfertigung seiner Stücke, sondern auch bei der Anleitung zu der Aufführung derselben grosses Geschick und einen fast feurigen Eifer, so dass seine Berufung nach Dresden, auf welche man ihm Hoffnung gemacht hatte, im praktischen Sinn für das Theater jedenfalls recht erspriesslich geworden wäre. Schliesslich entschied man sich jedoch für den mit ihm rivalisirenden *Gutzkow*, trotz seiner leicht zu erkennenden Unfähigkeit zu der praktischen Ausübung der Funktion

eines Dramaturgen. Hieran zeigte es sich, dass er auch zu seinen glücklichen Theaterstücken nur als geschickter Litterat gekommen war, denn unmittelbar neben jenen effektvollen Stücken kamen wiederum die grössten theatralischen Langweiligkeiten zum Vorschein, so dass wir verwunderungsvoll finden mussten, er habe selbst von seinem bewiesenen Geschick kein Bewusstsein. Gerade diese abstrakteren Eigenschaften des blossen Litteraten gaben ihm aber in Mancher Augen den Nimbus einer bedeutenderen schriftstellerischen Grösse, und indem Herr *von Lüttichau* bestimmt wurde, *Gutzkow* den Vorzug vor *Laube* zu geben, glaubte er, mehr für die Aeusserlichkeit des Rufes als für den praktischen Nutzen seines Theaters besorgt, den höheren Culturinteressen einen besondern Vorschub zu leisten. Mir war namentlich aus dem Grunde der bald gewonnenen Ueberzeugung von seiner Unfähigkeit zu der Führung der dramaturgischen Leitung des Theaters, *Gutzkow*'s Berufung aufrichtig unangenehm, und ich theilte mich hierüber Herrn *von Lüttichau* so unumwunden mit, dass daraus sehr wahrscheinlich der erste Anstoss zu unserem späteren Zerwürfniss entstand. Ich hatte mich hier nämlich über die Urtheilslosigkeit und den Leichtsinn Derjenigen, welche in absoluter Weise über die Leitung und Verwendung so kostbarer Kunstanstalten, wie die deutschen Hoftheater es sind, verfügen, bitter zu beklagen. Um der voraussichtlichen Verwirrung, die aus dieser verfehlten Anstellung erfolgen musste, vorzubeugen, verbat ich mir wenigstens sehr bestimmt *Gutzkow*'s Einmischung in die Führung der Oper, worin mir gern nachgegeben und *Gutzkow* selbst jedenfalls reiche Beschämung erspart wurde. Immerhin resultirte hieraus ein misstrauenvolles Verhältniss zwischen ihm und mir; dieses nach Möglichkeit zu beseitigen war ich wiederum gern bereit, als durch die persönliche Berührung mit *Gutzkow* an den Abenden der geschilderten Künstler-Zusammenkünfte hiezu sich Gelegenheit zu bieten schien. Gern hätte ich den sonderbaren Mann, dessen Kopf so ängstlich tief auf seinem Brustbein sass, in der Unterhaltung etwas locker und ergiebig zu machen gesucht; doch wollte diess bei seiner stets gleich scheuen Vorsichtigkeit nicht gelingen: er blieb immer in sich stecken. Eine Veranlassung zu einer Discussion mit ihm bot mir sein durchgesetztes Verlangen, in einer gewissen Scene seines «Uriel Acosta», wo dieser sein Held die Abschwörungsformel seiner vorgeblichen Ketzereien auszusprechen hatte, das Orchester in melodramatischer Weise sich betheiligen zu lassen. Dieses musste nämlich eine Zeit lang auf gewissen geeignet dünkenden Akkorden das bewusste leise Tremolando ausführen, was mir bei der Anhörung der Aufführung absurd, und

für die Musik wie das Drama gleich entwürdigend erschien. Hierüber, so wie überhaupt über die Verwendung der Musik zur melodramatischen Beihülfe im Schauspiel, suchte ich mich an einem jener Abende mit *Gutzkow* in das Vernehmen zu setzen, und erörterte meine Ansicht in diesem Betreff nach den höheren mir begreiflichen Grundsätzen. Allen meinen principiellen Erörterungen setzte er nichts, als ein verlegenes, misstrauisches Schweigen entgegen, erklärte endlich aber, dass ich doch wohl in meinen Forderungen für die Bedeutsamkeit der Musik zu weit ginge, und er nicht begriffe, wie die Musik entwürdigt werden sollte, wenn sie in geringer Dosis beim Schauspiel verwendet würde, während die Poesie doch mit viel grösserer Vernachlässigung ihrer Interessen zur Beihülfe der Musik in der Oper herbeigezogen würde. Praktisch gefasst, sei es für den Theaterdichter doch von grossem Nutzen, hierin nicht zu wählerisch zu sein: man könne doch dem Schauspieler nicht immer brillante Abgänge geben; nichts sei andrerseits aber wiederum peinlicher, als wenn ein Haupt-Darsteller ohne Applaus sich von der Scene entferne: in solchen Fällen träte dann ein zerstreuendes Geräusch im Orchester als eine sehr glückliche Diversion ein. Diess hörte ich wirklich von *Gutzkow* aussprechen, und sah, dass er das ganz ernst meinte. Ich hatte nun nichts mehr mit ihm zu thun.

Bald hatte ich mit all den Malern, Musikern und sonstigen Kunstbeflissenen unseres Vereins ebensowenig mehr zu thun. Doch gerieth ich um die gleiche Zeit noch in etwas nähere Beziehung zu *Berthold Auerbach.* — Schon *Alwine Frommann* hatte mich mit vieler Erregung auf *Auerbach*'s Dorfgeschichten aufmerksam gemacht; es hatte mir ganz artig geklungen, als sie darüber äusserte, dass diese bescheidenen Arbeiten, für welche sie sie hielt, auf die ihr bekannten Berliner Kreise die erfrischende Wirkung hervorgebracht hätten, wie wenn in ein parfümirtes Boudoir, mit welchem die bis dahin gepflegte Litteratur verglichen wurde, durch das geöffnete Fenster frische Waldluft hereingelassen würde. Ich las nun diese so schnell berühmt gewordenen «Schwarzwälder Dorfgeschichten», und fühlte auch mich durch den bis dahin mir neuen Gehalt und Ton dieser drastischen Anekdoten aus dem Volksleben eines sehr kenntlich bezeichneten Lokals lebhaft angesprochen. Wie Dresden um diese Zeit immer mehr zum Sammelpunkt unserer litterarischen und künstlerischen Berühmtheiten gewählt zu werden schien, fand auch *Auerbach* sich ein, um längere Zeit bei seinem Freunde *Hiller,* der nun wieder eine ihm affiliirte Notabilität neben sich zu stellen hatte, Quartier zu nehmen. Der kurze stämmige jüdische Bauernbursch,

als den er sich selbst mit grosser Vorliebe zu erkennen gab, machte einen durchaus zutraulichen Eindruck; seine grüne Joppe, und besonders seine grüne Jagdmütze, welche ihm das ganz richtige Ansehen des Verfassers der schwäbischen Dorfgeschichten gaben, lernte ich späterhin in ihrer nichts weniger als naiven Bedeutung verstehen. Der schweizerische Dichter *Gottfried Keller* erzählte mir nämlich seiner Zeit in Zürich, dass *Auerbach*, als er sich seiner anzunehmen beschlossen, und ihn auf die Wege aufmerksam gemacht, auf welchen man seine litterarischen Elaborate am besten an's Publikum bringe und zu Geld mache, vor allem auch ihm angerathen habe, sich eine ähnliche Joppe und Kappe anzuschaffen, denn da er einmal, gleich ihm, nicht schön und hoch gewachsen sei, so sei es am besten, sich gleich ein derbes und drolliges Ansehen zu geben; er rückte ihm dabei auch die Kappe auf dem Kopfe zurecht, damit sie ihm etwas verwogen stehe. Für jetzt gewahrte ich nichts von eigentlicher Affektirtheit an *Auerbach*: er hatte vom Volkston und Volkswesen so viel und glücklich sich angeeignet, dass man sich allerdings nur frug, warum er mit diesen glücklichen Eigenschaften sich doch wiederum in ganz entgegengesetzten Sphären mit grossem Behagen bewegte. Jedenfalls befand er sich im Verkehr mit den, seinem stets geltend gemachten Naturell eigentlich widerwärtigen Kreisen, wie in seinem rechten Element: derb und gefühlvoll, naturwüchsig, stand er mit seiner Joppe in der ihm schmeichelnden vornehmen Gesellschaft, liebte es, Briefe des Grossherzogs von Weimar und seine Antworten an Denselben vorzuzeigen, und dabei alles immer doch aus dem Gesichtspunkt des schwäbischen Bauernnaturells zu betrachten, was ihm immerhin recht gut stand.

Was mich besonders anzog, war, dass ich in ihm den ersten Juden antraf, mit welchem ich eben über dieses Judenthum in herzlicher Unbefangenheit sprechen konnte. Es schien ihm sogar daran gelegen, gegen diese Eigenschaft alles Vorurtheil auf gemüthliche Weise zu brechen, und rührend war es, wenn er von seiner Knabenzeit erzählte, in welcher er sich als der vielleicht einzige Deutsche bewährte, der den *Klopstock*'schen «Messias» vollkommen gelesen. Ueber dieser Lektüre, welche er heimlich in seiner Dorfhütte betrieb, hatte er sich eines Tages für die Schule versäumt, und als er nun zu spät in dieselbe eintrat, ward er vom Lehrer mit den Worten angelassen: «du verdammter Judenbub, wo hast Du wieder herumgeschachert?» Solche Erfahrungen hatten ihn nur wehmüthig und nachdenklich gestimmt, nicht aber verbittert, und er hatte es vermocht, das rechte Mitleiden auch für die Rohheit seiner



Peiniger zu gewinnen. Diess waren nun Züge, die mich sehr herzlich für ihn einnahmen; nur wurde es mir mit der Zeit bedenklich, dass er aus dem Kreise ähnlicher Vorstellungen und Beziehungen auch gar nicht mehr herauskam, so dass es mir schien, die ganze Welt und ihre Geschichte enthalte für ihn blos das Problem der Verklärung des Judenthums. Hiergegen lehnte ich mich denn eines Tages mit gutherziger Zutraulichkeit auf, und rieth ihm, doch die ganze Judenfrage einfach fahren zu lassen; es wären denn doch noch andere Gesichtspunkte für die Beurtheilung der Welt zu gewinnen. Sonderbarer Weise verlor er da alle Naivetät, und gerieth in einen, wie mich dünkte, nicht ganz wahrhaftigen, weinerlich extatischen Ton, indem er versicherte, das könne er nicht, in dem Judenthum läge noch zu Vieles, was seiner ganzen Theilnahme bedürfe. — Ich konnte später doch nicht umhin, mich dieser überraschenden Beklemmung, wie ich sie hierbei an *Auerbach* wahrnahm, zu entsinnen, als ich erfuhr, dass er im Laufe der Zeit wiederholt jüdische Heirathen geschlossen hatte, von deren glücklichem Ausfall ich nicht Besonderes weiter hörte, als dass er dabei zu Vermögen gekommen sei. Als ich ihn nach längeren Jahren in Zürich einmal wiedersah, traf ich leider auch sein physiognomisches Aussehen in bedenklicher Weise verändert an: er sah wirklich ausserordentlich gemein und schmutzig aus; die frühere frische Lebhaftigkeit war zur gewöhnlichen jüdischen Unruhe geworden, Alles was er sprach, kam so heraus, dass man sah, es verdriesse ihn, das Gesagte nicht lieber für die Zeitung verwendet zu haben.

In jener Dresdener Zeit that mir jedoch noch *Auerbach*'s warmes Eingehen auf meine künstlerischen Intentionen, wenn diess auch vom jüdisch-schwäbischen Standpunkte aus geschah, aufrichtig wohl, und hierbei mochte jedenfalls auch das eben um jene Zeit erst mir begegnende Neue der Erfahrung mitwirken, dass ich als Künstler eben bei Leuten von Ruf, zugestandener Bedeutung und auffallender Bildung, eingehendere Beachtung und Anerkennung fand. Wenn ich mit dem Erfolge des «Rienzi» immer nur im eigentlichen Kreise der Theaterwelt verblieben war, brachte der schwierigere Erfolg des «Tannhäuser» mich nun auch mit den eben bezeichneten Elementen in eine Berührung, welche meinen Gesichtskreis allerdings bedeutend erweiterte, zugleich aber auch über das Missliche und Nichtige gerade auch dieser, anscheinend höchsten geistigen Sphäre der litterarischen und künstlerischen Gegenwart, bedenkliche Eindrücke hervorrief. Jedenfalls fühlte ich mich von solchen Berührungen, wie sie mir zunächst dieser Winter der ersten Aufführung meines «Tannhäuser's» brachte, weder eigentlich belohnt, noch glück-

licherweise auch zerstreut, sondern mitten aus diesem etwas bunten Treiben, welches sich sonderbarer Weise auf Anregung des von mir bald als durchaus nichtig erkannten *Hiller*'s aufthat, trieb es mich mit Macht auf mich selbst zurück, um schnell etwas zu schaffen, worüber ich einzig die beunruhigenden und peinigenden Aufregungen, die mir der «Tannhäuser» verursachte, loswerden konnte.

Schon wenige Wochen nach den ersten Aufführungen desselben führte ich das vollständige Gedicht des *Lohengrin* aus. Bereits im November las ich dieses Gedicht meinen Hausfreunden, bald auch dem *Hiller*'schen Kränzchen vor. Es wurde gelobt und «effektvoll» gefunden, auch *Schumann* war ganz damit einverstanden; nur begriff er die musikalische Form nicht, in welcher ich es ausführen wollte, da er keinerlei Anhalt zu eigentlichen Musiknummern ersah. Ich machte mir den Spass, ihm verschiedenes aus meinem Gedicht in der Form von Arien und Cavatinen vorzulesen, worüber er sich lächelnd befriedigt erklärte.

Ernsteres Nachsinnen erweckten die tiefergehenden Bedenken gegen die Tragik des Stoffes selbst, welche auf sinnige und zarte Weise von *Franck* mir angeregt wurden. Er fand die Bestrafung «Elsa's» durch «Lohengrin's» Scheiden verletzend: er begriff zwar sehr wohl, dass eben das Charakteristische der Sage in diesem hochpoetischen Zuge ausgedrückt sei, blieb aber in dem Zweifel, ob dieser Zug den Anforderungen der tragischen Gefühles, mit Berücksichtigung der dramatischen Wirklichkeit, entsprechen könne. Er hätte lieber den Lohengrin durch Elsa's liebevollen Verrath vor unseren Augen umkommen sehen. Jedenfalls, da diess nicht statthaft erschien, wünschte er ihn durch irgend ein gewaltiges Motiv festgebannt und am Fortgehen verhindert zu sehen. Da ich natürlich von all' dem nichts wissen wollte, kam ich doch darauf, mir zu überlegen, ob die grausame Trennung nicht erspart, das unerlässliche Fortziehen in die Ferne aber doch erhalten werden könnte. Ich suchte ein Mittel auf, Elsa m i t Lohengrin fortziehen zu lassen, zu irgend welcher Busse, welche sie ebenfalls der Welt entrückte; das schien meinem geistvollen Freunde schon hoffnungsreich. — Während ich hierüber in Unsicherheit versetzt war, gab ich mein Gedicht auch Frau *v. Lüttichau*, zur Durchsicht und Prüfung des von *Franck* angeregten Dilemma's. In einem kleinen Briefchen, worin sie mir ihre Freude an meinem Gedichte ausdrückte, äusserte sie sich über den schwierigen Punkt mit grösster Bestimmtheit kurz dahin, dass *Franck* ja aller Poesie baar sein müsse, wenn er nicht begriffe, dass der Lohengrin gerade so und auf gar keine andere Weise ausgehen könne. Mir war ein Stein vom Herzen; ich zeigte



Franck triumphirend den Brief; dieser, mit äusserster Beschämung, setzte zu seiner Entschuldigung sich sofort mit Frau *v. Lüttichau* in einen gewiss nicht uninteressanten Briefwechsel, den ich selber nicht zur Einsicht bekam, dessen Ergebniss es jedoch war, dass es im Betreff des Lohengrin beim Alten verblieb. — Sonderbarer Weise vermochte später eine ähnliche Erfahrung im Betreff desselben Gegenstandes mich noch einmal in eine vorübergehende Unsicherheit zu bringen. Als nämlich *Adolph Stahr* mit grosser Prägnanz den gleichen Einwurf gegen die Lösung des «Lohengrin» erhob, war ich wirklich betroffen über diese Gleichmässigkeit des Urtheils, und da ich ausserdem, eben in jener spätern Zeit, von der Stimmung, in welcher ich den «Lohengrin» schrieb, ziemlich aufregend mich entfernt hatte, kam mir der Leichtsinn an, in einem schnell concipirten Brief an *Stahr* diesem fast unverholen Recht zu geben. Ich wusste nicht, dass ich hierdurch *Liszt*, welcher *Stahr* gegenüber die frühere Stellung der Frau *v. Lüttichau* gegen *Franck* eingenommen hatte, einen wahrhaften Kummer bereitete. Glücklicherweise durfte aber diese Verstimmung meines grossen Freundes gegen mich über meinen vermeintlichen Verrath an mir selbst nicht lange andauern; denn ohne noch Kenntniss von dieser ihm verursachten Beunruhigung erhalten zu haben, kam ich in wenigen Tagen durch die hierüber selbst empfundene Peinigung zur rechten Bestimmung, und sonnenklar ging mir meine Thorheit auf, so dass ich *Liszt* mit dem aus meinem Schweizer Asyl ihm zugesandten lakonischen Protest erfreuen konnte: «Stahr hat Unrecht, Lohengrin hat Recht.»

Für jetzt verblieb es bei dieser poetisch-kritischen Beschäftigung mit meinem Gedicht; an die Entwerfung der Musik zu demselben konnte ich zunächst noch nicht denken. Die Gunst der harmonischen Gemüthsruhe, wie ich sie zum Komponiren stets bedurfte, und stets unter grossen Drangsalen mir zu gewinnen suchen musste, hatte ich auch jetzt erst noch meinem Schicksale unter höchsten Beschwerden abzuringen. Hatten alle mit der Aufführung des «Tannhäuser's» zusammenhängenden Erfahrungen mich wahrhaftig mit grosser Trostlosigkeit für alle Zukunft meines Kunstwirkens erfüllt, so war durch die ersichtliche Gewissheit, dass ich mein Werk für lange Zeit eben höchstens nur auf dem Dresdener Repertoir würde behaupten können, an eine Verbreitung desselben auf anderen deutschen Bühnen, die mir selbst mit dem so unbedingt erfolgreichen «Rienzi» nicht geglückt war, gar nicht zu denken sein durfte, meine bereits genauer bezeichnete bürgerliche Lage in das höchst bedenkliche Stadium getreten, welches eine Katastrophe unvermeidlich

herbeiführen musste. Indem ich mich darauf vorbereitete, wie ich diese bestehen würde, suchte ich mich einerseits durch Versenken in die mir immer theurer gewordenen Studien der Geschichte, Sage und Litteratur, andererseits durch rastlose Bethätigung für künstlerische Unternehmungen zu betäuben. Was die ersteren betrifft, so war es jetzt vorzüglich das deutsche Mittelalter, in welchem ich mich nach jeder Seite hin heimisch machte. Ich verfuhr hierin, so wenig ich auch mit philologischer Genauigkeit zu Werke gehen konnte, doch so ernstlich, dass ich z. B. die von Grimm herausgegebenen deutschen Weisthümer mit höchstem Interesse studirte. Da ich die Ergebnisse solcher Studien allerdings nicht unmittelbar in Scene setzen konnte, begriff wohl mancher nicht, warum ich als «Opernkomponist» mich in solche Cruditäten verlor; mancher merkte wohl später dem «Lohengrin» an, dass es mit der Physiognomie desselben eine besondere Bewandtniss habe; doch wurde diess immer nur auf die «glückliche Wahl des Stoffes» bezogen, und man sprach mir besonderes Geschick für diese Wahl zu. Mittelalterliche deutsche Stoffe, auch späterhin wohl Sujets des skandinavischen Alterthums, wurden daher von Manchem gern hervorgesucht, und am Ende war man nur verwundert, dass es dabei doch wiederum zu nichts Rechtem kam. Vielleicht hilft es jetzt, wenn ich ihnen sage, sie sollen auch die Weisthümer und ähnliche Sachen mit zu Hülfe nehmen. *Ferdinand Hiller*, der nun auch mit Stolz zu einem Hohenstaufen'schen Stoffe griff, vergass ich damals auf meine Hülfsquellen aufmerksam zu machen; da es ihm mit seinem Werke nicht glückte, hält er mich vielleicht für tückisch, wenn er jetzt erfährt, dass ich ihm die Weisthümer verschwieg.

Nach der andern Seite hin bestand für diesen Winter mein Hauptunternehmen in einer äusserst sorgfältig vorbereiteten, im Frühjahr am Palm-Sonntag zu Stand gebrachten Aufführung der *9ten Symphonie von Beethoven*. Diese Aufführung brachte mir sonderbare Kämpfe, und für meine ganze weitere Entwicklung sehr einflussreiche Erfahrungen ein. Der äussere Hergang war dieser. Die königliche Kapelle hatte jedes Jahr nur eine Gelegenheit, ausser der Oper und Kirche sich selbständig in einer grossen Musikaufführung zu zeigen; zum Besten des Pensionsfonds für ihre Wittwen und Waisen war das alte sogenannte Opernhaus am Palmsonntag zu einer grossen, ursprünglich nur für Oratorien berechneten Aufführung eingeräumt. Um sie anziehender zu machen, wurde dem Oratorium schliesslich immer eine Symphonie beigegeben; wie schon erwähnt, hatte ich bei solcher Gelegenheit einmal die Pastoralsymphonie, später die «Schöpfung» von *Haydn*, und zwar auch diese

letztere mit grosser Freude an dem Werke, welches ich eben bei dieser Gelegenheit erst eigentlich kennen lernte, aufgeführt. Da wir beide Kapellmeister uns die Abwechselung vorbehalten hatten, fiel für den Palm-Sonntag des Jahres 1846 mir die «Symphonie» zu. Eine grosse Sehnsucht erfasste mich zur neunten Symphonie; für die Wahl derselben unterstützte mich der äusserliche Umstand, dass diess Werk in Dresden so gut wie unbekannt war. Als die Orchestervorsteher, welche die Conservirung und Mehrung des Pensionsfonds zu überwachen hatten, hiervon erfuhren, ergriff sie ein solcher Schreck, dass sie in einer Audienz an unseren Generaldirektor *v. Lüttichau* sich wandten, um diesen zu ersuchen, dass er mich kraft seiner höchsten Autorität von meinem Vorhaben abbringen möge. Als Gründe zu diesem Gesuch führten sie an, dass unter der Wahl dieser Symphonie der Pensionsfond Schaden leiden würde, da dieses Werk hierorts in Verruf stehe, und jedenfalls das Publikum vom Besuch des Concertes abhalten würde. Vor längeren Jahren war nämlich auch die 9te Symphonie in einem Armen-Concerte von *Reissiger* aufgeführt worden, und mit aufrichtiger Zustimmung des Dirigenten vollkommen durchgefallen. In der That bedurfte es nun meines ganzen Feuers und aller erdenklichen Beredsamkeit, um zunächst die Bedenken unseres Chefs zu überwinden. Mit den Orchestervorstehern konnte ich aber nicht anders als mich vorläufig vollständig zu überwerfen, da ich hörte, dass sie die Stadt mit ihren Wehklagen über meinen Leichtsinn erfüllten. Um sie auch zugleich in ihrer Sorge zu beschämen, nahm ich mir vor, das Publikum auf die von mir durchgesetzte Aufführung und das Werk selbst in einer Weise vorzubereiten, dass wenigstens das erregte Aufsehen einen besonders starken Besuch herbeiführen, und somit den bedroht geglaubten Kassenerfolg in günstiger Weise sichern sollte. Die 9te Symphonie ward somit in jeder erdenklichen Hinsicht zu einer Ehrensache, deren Gelingen alle meine Kräfte anspannte. Das Comité trug Bedenken gegen die Geldauslage für die Anschaffung der Orchesterstimmen: ich lieh sie somit von der Leipziger Concert-Gesellschaft aus. — Wie ward mir nun aber, als ich, seit meinen frühesten Jünglings-Jahren, wo ich meine Nächte über der Abschrift dieser Partitur durchwachte, jetzt zum ersten Mal die geheimnissvollen Seiten derselben, deren Anblick mich einst in so mystische Schwärmerei versetzt hatte, mir wieder zu Gesicht brachte, und nun sorgfältig durchstudirte! Wie in jener unklaren Pariser Zeit die Anhörung einer Probe der drei ersten Sätze, durch das unvergleichliche Orchester des Conservatoire's ausgeführt, mich plötzlich, über Jahre der

entfremdenden Verirrungen hinweg, mit jenen ersten Jugendzeiten in eine wunderbare Berührung gesetzt, und befruchtend für die neue Wendung meines inneren Strebens wie mit magischer Kraft auf mich gewirkt hatte, so ward nun diese letzte Klangerinnerung geheimnissvoll mächtig in mir wieder lebendig, als ich zum ersten Mal wieder mit den Augen vor mir sah, was in jener allerersten Zeit ebenfalls nur mystisches Augenwerk für mich geblieben war. Nun hatte ich manches erlebt, was in meinem tiefsten Innern unausgesprochen zu einer ernsten Sammlung, zu einer fast verzweiflungsvollen Frage an mein Schicksal und meine Bestimmung mich trieb. Was ich mir nicht auszusprechen wagte, war die Erkenntniss der vollständigen Bodenlosigkeit meiner künstlerischen und bürgerlichen Existenz in einer Lebens- und Berufs-Richtung, in welcher ich mich als Fremdling und durchaus aussichtslos ersehen musste. Diese Verzweiflung, über die ich meine Freunde zu täuschen suchte, schlug nun dieser 9ten Symphonie gegenüber in helle Begeisterung aus. Es ist nicht möglich, dass je das Werk eines Meisters mit solch verzückender Gewalt das Herz des Schülers einnahm, als das meinige vom ersten Satze dieser Symphonie erfasst wurde. Wer mich vor der aufgeschlagenen Partitur, als ich sie durchging, um die Mittel der Ausführung derselben zu überlegen, überrascht, mein tobendes Schluchzen und Weinen wahrgenommen hätte, würde allerdings verwunderungsvoll haben fragen können, ob diess das Benehmen eines k. sächsischen Kapellmeisters sei. Glücklicherweise blieb ich bei solcher Gelegenheit von Besuchern unserer Orchestervorsteher und ihres würdevollen Kapellmeisters *Reissiger*, sowie selbst des in klassischer Musik so bewanderten *Ferdinand Hiller*, verschont.

Zuerst entwarf ich nun in Form eines Programms, wozu mir das nach Gewohnheit zu bestellende Textbuch zum Gesang der Chöre einen schicklichen Anlass gab, eine Anleitung zum gemüthlichen Verständniss des Werkes, um damit — nicht auf die kritische Beurtheilung — sondern rein auf das Gefühl der Zuhörer zu wirken. Dieses Programm, für welches mir Hauptstellen des Göthischen «Faust» eine über Alles wirksame Hülfe leisteten, fand nicht nur zu jener Zeit in Dresden, sondern auch späterhin an andern Orten erfreuliche Beachtung. Ausserdem benutzte ich in anonymer Weise den Dresdener Anzeiger, um durch allerhand kurzbündige und enthusiastische Ergüsse das Publikum auf das, wie man mir ja versichert hatte, bis dahin in Dresden «verrufene» Werk anregend hinzuweisen. Meine Bemühungen, schon nach dieser äusserlichen Seite hin, gelangen so vollständig, dass die Einnahme nicht nur in diesem

Jahre alle je zuvor gewonnenen übertraf, sondern auch die Orchestervorsteher die darauf folgenden Jahre meines Verbleibens in Dresden regelmässig dazu benutzten, durch Wieder-Vorführung dieser Symphonie sich der gleichen hohen Einkünfte zu versichern. Was nun den künstlerischen Theil der Aufführung betraf, so arbeitete ich einer ausdrucksvollen Wiedergabe von Seiten des Orchesters dadurch vor, dass ich alles, was zur drastischen Deutlichkeit der Vortragsnuancen mir nöthig dünkte, in die Orchesterstimmen selbst aufzeichnete. Namentlich veranlasste mich die hier übliche doppelte Besetzung der Blasinstrumente zu einem sorgfältig überlegten Gebrauch dieses Vortheils, dessen man sich bei grossen Musikaufführungen gewöhnlich nur in dem rohen Sinne bedient, dass die mit piano bezeichneten Stellen einfach, die Forte-Stellen dagegen doppelt besetzt vorgetragen werden. In welcher Weise ich auf diese Art für Deutlichkeit der Aufführung sorgte, sei z. B. durch eine Stelle des zweiten Satzes der Symphonie bezeichnet, in welcher, zum ersten Mal in C-Dur, die sämmtlichen Streichinstrumente in verdreifachter Oktave die rhythmische Hauptfigur, unausgesetzt im Unisono, gewissermaassen als Begleitung zu dem zweiten Thema, welches nur die schwachen Holzblasinstrumente vortragen, spielen: da im ganzen Orchester gleichmässig «Fortissimo» vorgezeichnet ist, so ergiebt sich hieraus bei jeder erdenklichen Aufführung, dass die Melodie der Holzblasinstrumente vollständig gegen die immerhin nur begleitenden Streichinstrumente verschwindet und so gut wie gar nicht gehört wird. Da mich nun keinerlei Buchstaben-Pietät vermögen konnte, die vom Meister in Wahrheit beabsichtigte Wirkung der gegebenen irrigen Bezeichnung aufzuopfern, so liess ich hier die Streichinstrumente bis dahin, wo sie wieder abwechselnd mit den Blasinstrumenten die Fortführung des neuen Thema's aufnehmen, statt im wirklichen Fortissimo, mit nur angedeuteter Stärke spielen: das von den verdoppelten Blasinstrumenten dagegen mit möglichster Kraft vorgetragene Motiv war nun, wie ich glaube — zum ersten Mal seit dem Vorhandensein dieser Symphonie, mit bestimmender Deutlichkeit zu hören. In ähnlicher Weise verfuhr ich durchgehends, um mich der grössten Bestimmtheit der dynamischen Wirkung des Orchesters zu versichern. Nichts anscheinend schwer Verständliche durfte so zum Vortrag kommen, dass es nicht in bestimmender Weise das Gefühl erfasste. Viel Kopfzerbrechen gab von je z. B. das Fugato in $^6/_8$ Takt nach dem Chorverse: «Froh wie seine Sonnen fliegen», in dem «alla Marcia» bezeichneten Satze des Finales: indem ich mich auf die vorangehenden ermuthigenden, wie auf Kampf und Sieg vorbereiten-

den Strophen bezog, fasste ich dieses Fugato wirklich als ein ernst-freudiges Kampfspiel auf, und liess es anhaltend in äusserst feurigem Tempo und mit angespanntester Kraft spielen. Ich hatte am Tag nach der ersten Aufführung die Genugthuung, den Musikdirektor *Anacker* aus Freiberg bei mir zu empfangen, welcher kam, um mir reuig zu melden, dass er bisher einer meiner Antagonisten gewesen sei, seit dieser Aufführung aber zu meinen unbedingten Freunden sich zähle: was ihn — wie er sagte — gänzlich überwältigt habe, sei eben diese Auffassung und Wiedergabe jenes Fugato gewesen. — Eine grosse Aufmerksamkeit widmete ich ferner der so ungewöhnlichen Recitativ-artigen Stelle der Violoncelle und Contrabässe im Beginn des letzten Satzes, welche einst in Leipzig meinem alten Freunde *Polenz* so grosse Demüthigungen eintrug. Bei der Vorzüglichkeit namentlich unserer Contrabassisten, konnte ich mich dazu bestimmt fühlen, auf die äusserste Vollendung hierbei auszugehen. Es gelang mir in zwölf Spezialproben, welche ich nur mit den betreffenden Instrumenten hielt, zu einem fast ganz wie frei sich ausnehmenden Vortrag desselben zu gelangen, und sowohl die gefühlvollste Zartheit, als die grösste Energie zum ergreifendsten Ausdruck zu bringen. — Vom Beginn meines Unternehmens an hatte ich sogleich erkannt, dass die Möglichkeit einer hinreissend populären Wirkung dieser Symphonie darauf beruhe, dass die Ueberwindung der ausserordentlichen Schwierigkeiten des Vortrages der *Chöre* in idealem Sinne gelingen müsse. Ich erkannte, dass hier Anforderungen gestellt waren, welche nur durch eine grosse und enthusiasmirte Masse von Sängern erfüllt werden konnten. Zunächst galt es daher, mich eines vorzüglich starken Chores zu versichern; ausser der gewöhnlichen Verstärkung unseres Theaterchors durch die etwas weichliche Dreissig'sche Singakademie, zog ich, mit Ueberwindung umständlicher Schwierigkeiten, den Sängerchor der Kreuzschule mit seinen tüchtigen Knabenstimmen, sowie den ebenfalls für kirchlichen Gesang gutgeübten Chor des Dresdener Seminariums herbei. Diese, zu zahlreichen Uebungen oft vereinigten dreihundert Sänger, suchte ich nun auf die mir besonders eigenthümliche Weise in wahre Extase zu versetzen; es gelang mir z. B. den Bassisten zu beweisen, dass die berühmte Stelle: «Seid umschlungen Millionen», und namentlich das: «Brüder, über'm Sternenzelt muss ein guter Vater wohnen» auf gewöhnliche Weise gar nicht zu singen sei, sondern nur in höchster Entzückung gleichsam ausgerufen werden könne. Ich ging hierfür mit solcher Extase voran, dass ich wirklich alles in einen durchaus ungewohnten Zustand versetzt zu haben glaube, und liess nicht eher



ab, als bis ich selbst, den man zuvor durch alle Stimmen hindurch gehört hatte, mich nun nicht mehr vernahm, sondern wie in dem warmen Tonmeer mich ertränkt fühlte. — Grosse Freude machte es mir, das Recitativ des Barytonisten: «Freunde, nicht diese Töne», welches seiner seltsamen Schwierigkeiten wegen wohl fast unmöglich vorzutragen zu nennen ist, durch *Mitterwurzer*, auf dem uns bereits innig bekannt gewordenen Wege der gegenseitigen Mittheilung, zu hinreissendem Ausdruck zu bringen. — Ich trug aber auch Sorge, durch einen gänzlichen Umbau des Lokales mir eine gute Klangwirkung des jetzt nach einem ganz neuen System von mir aufgestellten Orchesters zu versichern. Die Kosten hierzu waren, wie man sich denken kann, unter besondern Schwierigkeiten zu erwirken; doch liess ich nicht ab, und erreichte durch eine vollständig neue Construktion des Podiums, dass wir das Orchester ganz nach der Mitte zu concentriren konnten, und es dagegen amphitheatralisch auf stark erhöhten Sitzen von dem zahlreichen Sängerchor umschliessen liessen, was der mächtigen Wirkung der Chöre von ausserordentlichem Vortheil war, während es in den rein symphonischen Sätzen dem fein gegliederten Orchester grosse Präcision und Energie verlieh.

Schon zur Generalprobe war der Saal überfüllt. *Reissiger* beging hierbei die unglaubliche Thorheit, beim Publikum völlig gegen die Symphonie zu intriguiren, und auf das Bedauerliche der Verirrung *Beethoven's* aufmerksam zu machen; wogegen *Gade*, welcher aus Leipzig, wo er damals die Gewandthausconcerte dirigirte, uns besuchte, mir nach der Generalprobe unter anderem versicherte, er hätte gern den doppelten Eintrittspreis bezahlt, um das Recitativ der Bässe noch einmal zu hören. *Hiller* fand, dass ich in den Modificationen des Tempo zu weit gegangen sei; wie er diess verstand, erfuhr ich später durch seine eigene Leitung geistvoller Orchesterwerke, über welche ich noch Gelegenheit haben werde zu berichten. Ganz unbestreitbar war aber der allgemeine Erfolg über jede Erwartung gross, und dieses namentlich auch bei Nichtmusikern: unter solchen entsinne ich mich des Philologen Dr. *Köchly*, welcher bei dieser Gelegenheit sich mir näherte, um mir zu bekennen, dass er jetzt zum ersten Mal einem symphonischen Werke vom Anfang bis zum Ende mit verständnissvoller Theilnahme habe folgen können. In mir bestärkte sich bei dieser Gelegenheit das wohlthuende Gefühl der Fähigkeit und Kraft, das, was ich ernstlich wollte, mit unwiderstehlich glücklichem Gelingen durchzuführen. Nur hatte ich darüber nachzudenken, welche Schwierigkeiten es seien, die mir bisher noch die gleich glückliche Ausführung meiner eigenen neuen Conceptionen verwehrten. Die so Vielen

noch problematische, jedenfalls noch nie zur populären Wirkung gebrachte 9. Symphonie *Beethoven's*, war mir vollständig gelungen: mein «Tannhäuser», so oft er über die Dresdener Bühne ging, belehrte mich, dass die Möglichkeit seines Gelingens erst noch zu entdecken sei. Wie dahin gelangen? Das war und blieb die geheime Frage, an welcher sich mein ferneres Leben entwickelte. —

Ueber die ideale Bedeutung dieser Frage durfte ich jetzt jedoch noch zu keinem ergiebigen Nachdenken gelangen; denn ganz nackt stand nun die reale Bedeutung meines innerlich gefühlten Misserfolges mit erschrekkender Mahnung vor mir. Ich konnte es länger nicht aufhalten, die widerwärtigsten Schritte zur Bekämpfung der mich bedrohenden Katastrophe meiner bürgerlichen Lage zu thun.

Unter dem Einfluss eines lächerlichen Omen's war ich hierzu getrieben. Mein Commissionär, der Schein-Verleger meiner nun veröffentlichten drei Opern: «Rienzi», «fliegender Holländer» und «Tannhäuser», der sehr sonderbare Hofmusikalienhändler *C. F. Meser* lud mich eines Tages zur Besprechung unserer Comptoir-Angelegenheiten in die Weinstube von «Verderber»; mit grosser Bangigkeit besprachen wir die Möglichkeiten eines erträglichen oder auch ganz schlechten Ausfalls der bevorstehenden Ostermesse. Ich machte ihm Muth, und verlangte eine Flasche des besten Haut-Sauterne; ein ehrwürdiger Flacon erschien, ich schenkte die Gläser voll, wir stiessen auf den guten Ausfall der Messe an, tranken und — schrieen plötzlich wie wahnsinnig auf, indem wir den stärksten Estragon-Essig, den man uns aus Versehen servirt, mit Entsetzen von uns zu sprudeln suchten. «Herr Gott!» rief *Meser*, «das konnte nicht schlimmer kommen.» «Allerdings», sagte ich, «ich glaube, es wird uns Manches zu Essig werden.» Mein guter Humor zeigte mir nun mit Blitzesschnelle an, dass ich auf anderm Wege, als dem der Messgeschäfte mich zu retten versuchen müsste.

Nicht nur die mit stets sich anhäufenden Opfern herbeigeschafften Kapitalien für die kostbare Herausgabe meiner Opern mussten endlich wiedererstattet werden, sondern das Gerücht von meiner Verschuldung hatte sich, weil ich genöthigt war, endlich zur Hülfe von Wucherern zu greifen, so stark verbreitet, dass selbst Befreundete, die mir schon bei meiner Dresdener Niederlassung behülflich gewesen waren, von grosser Aengstlichkeit in meinem Bezug ergriffen wurden. — Eine wirklich traurige Erfahrung machte ich jetzt an Frau *Schröder-Devrient*, welche durch ihr unbegreiflich rücksichtsloses Benehmen die Katastrophe über mich herbeiführte. Wie ich erwähnt, hatte sie im ersten Beginn meiner Dres-

dener Ansiedelung zur Erledigung meiner früheren Schulden, namentlich auch zur Versorgung meines alten Freundes *Kietz* in Paris, mir 1000 Thaler geliehen. Die Eifersucht auf meine Nichte *Johanna*, der Argwohn, ich hätte diese nach Dresden gezogen, um der Generaldirektion die Entlassung der grossen Künstlerin zu erleichtern, hatte diese sonst so grossherzige Frau in die ganz gewöhnliche feindselige Stimmung gegen mich versetzt, welche man beim Theater so oft erfährt. Sie hatte jetzt ihr Engagement verlassen, erklärte offen, ich hätte sie daraus mit vertreiben helfen, und alle freundschaftlichen Rücksichten gegen mich, dem sie in jeder Hinsicht das vollständigste Unrecht that, bei Seite setzend, hinterliess sie den von mir ihr zugestellten Schuldschein einem energischen Advokaten, welcher ohne weiteres die Forderung gegen mich einklagte. Somit war ich nun genöthigt, mich Herrn *von Lüttichau* zu entdecken, und seine Vermittelung eines königlichen Vorschusses zur Bereinigung meiner kompromittirten Lage anzugehen.

Mein Chef erklärte sich bereit, eine von mir in dieser Angelegenheit an den König gerichtete Eingabe zu unterstützen. Ich hatte deshalb den Betrag meiner Verpflichtungen aufzuzeichnen; da mir sogleich eröffnet wurde, dass die mir nöthige Summe nur als ein Darlehen aus dem Theaterpensionsfond gegen Verzinsung mit fünf pro cent mir zugewiesen werden könne, und ich ausserdem den Pensionsfond für sein Kapital durch eine Lebensversicherungs-Police, welche ebenfalls jährlich drei pro cent des aufgenommenen Kapital's mich zu kosten hatte, sicher zu stellen haben würde, ward ich durch sehr natürliche Rücksichten verführt, diejenigen meiner Schulden, welche keinen feindseligen Charakter hatten, und für deren Tilgung ich demnach auf die endlich doch zu erwartenden Einnahmen von meinem Verlagsunternehmen rechnen zu dürfen glaubte, in meiner Eingabe unerwähnt zu lassen. Dennoch stiegen die Opfer, mit welchen ich die mir dargebotene Hülfeleistung zu bezahlen hatte, so hoch, dass dadurch mein an und für sich geringer Kapellmeistergehalt dauernd in sehr empfindlicher Weise geschmälert wurde. Die widerwärtigsten Bemühungen entstanden mir noch aus der Nöthigung zur Herbeischaffung der verlangten Lebensversicherungs-Police; ich musste mich deshalb wiederholt nach Leipzig wenden, und hatte, auf mich fast erschreckende Weise, gegen besondere Zweifel in Betreff meiner Gesundheit und Lebensdauer anzukämpfen, über welche sich bei denjenigen, die mich in meinem damals leidenvollen Zustande flüchtig beobachteten, wie ich verschiedentlich zu bemerken glaubte, sogar schadenfrohe Besorgnisse ausgesprochen hatten. Es gelang end-

lich meinem Freunde *Pusinelli*, als mit mir wohl vertrautem Arzte, soweit genügende Auskunft über meinen Gesundheitszustand zu geben, dass ich endlich gegen drei pro cent mein Leben versichert erhielt.

Der letzte dieser peinlichen Ausflüge nach Leipzig wurde jedoch in angenehmer Weise auch andrerseits durch eine freundliche Einladung des alten Meister's *Louis Spohr* veranlasst, welche mich namentlich mit aus dem Grunde erfreute, weil durch sie zugleich ein Akt der Versöhnung sich kund gab. *Spohr* hatte nämlich, wie er mir seiner Zeit geschrieben, durch den Erfolg meines «fliegenden Holländers» in Cassel, und sein eigenes Gefallen daran angeregt, sich noch einmal entschlossen, die zuletzt wiederholt gänzlich erfolglos von ihm beschrittene Laufbahn als dramatischer Componist zu betreten. Sein neuestes Werk war eine Oper «die Kreuzfahrer», welche er im Laufe des vergangenen Jahres dem Dresdener Theater zugesandt hatte, und zwar, wie er mir selbst bedeutete, in der Meinung, dass ich mit grossem Eifer deren Aufführung betreiben würde. Er machte mich bei dieser Anempfehlung darauf aufmerksam, dass er mit dieser Arbeit einen von seinen früheren Opern gänzlich abgehenden Weg eingeschlagen, und sich nur an die genaueste dramatische Deklamation gehalten habe, wobei ihm allerdings «das vortreffliche Sujet» ganz besonders zu Statten gekommen sei. Dagegen war nun mein nicht eigentlich verwunderungsvoller Schreck gross, als ich sowohl dieses Sujet als die Partitur mir bekannt machte; denn offenbar war der alte Meister bei seinen mir in ihrem Bezug gegebenen Versicherungen vollständig im Irrthum gewesen. Meiner grossen Verzagtheit, mit Energie für die Aufführung dieses Werkes mich zu erklären, half allerdings das bestehende Herkommen, dass die Entscheidung über aufzuführende Werke ordnungsmässig nicht einem der Kapellmeister allein zukam, und dass ausserdem an *Reissiger*, einem, wie er sich selbst früher gerühmt hatte, älteren Freunde *Spohr*'s, die Reihe war, ein neues Werk zu begutachten und zur Aufführung zu bringen. Unglücklicherweise hatte ich nach einiger Zeit zu erfahren, dass die Generaldirektion mit verletzend kurzer Fassung an *Spohr* seine Oper zurückgeschickt habe, worüber dieser sich bitter bei mir beklagte. Dass es mir im aufrichtigen Schreck hierüber gelungen war, ihn zu beruhigen und zu versöhnen, bewies er mir nun eben durch die erwähnte Einladung; es war ihm, wie er mir hierbei schrieb, auf einer angetretenen Badereise peinlich Dresden zu berühren; da er aber ein herzliches Verlangen trüge, mich persönlich kennen zu lernen, ersuchte er mich in Leipzig, wo er sich einige Tage aufhalten würde, mit ihm zusammen zu treffen.

Diese Begegnung mit ihm blieb auf mich nicht eindruckslos. Ein grosser, stattlicher Mann mit vornehmem Ausdruck, von ernstem gemässigtem Temperament, welcher den Kern seiner Bildung sowohl wie seiner Entfremdung gegen die neuere Tendenz der Musik mir in rührender, fast entschuldigender Weise darin zu erkennen gab, dass er seinen ersten, für sein ganzes Leben entscheidenden Eindruck im zartesten Jünglingsalter durch die damals eben neue «Zauberflöte» *Mozart's* bekommen habe. Ueber mein Gedicht des «Lohengrin», welches ich ihm zur Durchlesung zurückliess, sowie überhaupt den Eindruck, welchen meine persönliche Bekanntschaft auf ihn gemacht habe, hat er sich gegen meinen Schwager *Hermann Brockhaus*, in dessen Hause wir bei lebhaftester Unterhaltung zu einem Mittagsmahl vereinigt gewesen, mit fast überraschender Wärme ausgesprochen. Wir waren ausserdem beim Musikdirektor *Hauptmann*, sowie bei *Mendelssohn*, zu wirklichen Musikabenden zusammen gekommen, bei welchen Gelegenheiten ich auch den Meister in einem seiner Quartette auf der Violine zu hören bekam. Seine ganze ruhige Erscheinung machte gerade in diesen Kreisen auf mich den Eindruck einer fast rührenden Ehrwürdigkeit. — Ich habe später durch allerdings nicht genau von mir zu beurtheilende Zeugen vernommen, dass ihn der «Tannhäuser», als er auch in Cassel zur Aufführung kam, in Verlegenheit und Pein versetzt haben solle, so dass er erklärt habe: weiter könne er mir denn doch nicht folgen, und fürchten müsse mich auf Abwegen zu sehen.

Zu meiner Erholung von allen überstandenen Mühseligkeiten und Bekümmerungen hatte ich mir nun als höchste Gunstbezeugung von meiner Direktion einen dreimonatlichen Urlaub ausgewirkt, um in ländlicher Zurückgezogenheit sowohl mich erholen, als reinen Athem zum Beginn einer neuen Arbeit schöpfen zu können. Ich hatte hierzu ein Bauernhaus in dem auf halbem Wege zwischen Pillnitz und dem Eintritt in die sächsische Schweiz gelegenen Dorfe *Gross-Graupen* ausgesucht. Häufige Ausflüge auf den *Porsberg*, nach dem nahen Liebethaler-Grunde, auch nach der entfernteren Bastei, trugen bald zur Stärkung meiner angegriffenen Nerven bei. Als ich an den ersten Entwurf der Musik zu «Lohengrin» gehen wollte, störte mich zu meiner höchsten Pein unaufhörlich das Nachklingen *Rossini*'scher Melodien aus «Wilhelm Tell», der letzten Oper, welche ich zu dirigiren gehabt hatte: in wahrer Verzweiflung verfiel ich endlich auf ein wirksames Gegenmittel gegen diese lästige Zudringlichkeit, indem ich mir auf einem einsamen Spaziergange mit energischster Betonung das erste Thema der neunten Symphonie aus der ebenfalls ziemlich neu angefrischten Erinnerung vorführte.

— Diess half. In dem Flussbade bei *Pirna*, wohin ich fast täglich gegen Abend zu meiner Erfrischung mich aufmachte, überraschte es mich eines Mals, von einem mir unsichtbaren Badenden die Melodie des Pilgerchor's aus «Tannhäuser» gepfiffen zu hören: diess erste Anzeichen einer möglichen Popularisirung des zunächst nur mit so grosser Mühe in Dresden durchgesetzten Werkes machte auf mich einen Eindruck, den keine ähnliche spätere Erfahrung je hat überbieten können. Zuweilen erhielt ich Freundesbesuche aus Dresden, unter denen sich eines Tages der damals sechszehnjährige *Hans von Bülow* in der Begleitung *Lipinsky*'s zu meiner Freude, da ich schon früher auf seine grosse Theilnahme für mich aufmerksam geworden war, meldete. Im Ganzen verblieb ich aber meistens nur auf den Umgang mit meiner Frau, auf meinen weiten Spaziergängen sogar nur auf den mit meinem Hündchen *Peps* angewiesen. Während dieses Sommerurlaubes, von welchem eine bedeutende Zeit anfänglich noch der Besorgung meiner widerlichen Geschäfte und der Stärkung meiner Gesundheit allein gewidmet werden musste, gelang es mir doch die Musik sämmtlicher drei Akte des «Lohengrin», wenn auch nur in sehr flüchtigen Umrissen, zu skizziren.

Mit dieser Ausbeute kehrte ich im August nach Dresden, zu meinen bereits immer lästiger mir werdenden Kapellmeisterfunktionen, zurück. Ausserdem aber gerieth ich sogleich auch wieder in das Geleise der kaum einigermaassen beschwichtigten Sorgen. Der Betrieb des Verlages meiner Opern, in dessen endlichem Erfolge ich doch immer nur noch die einzige Möglichkeit einer gründlichen Befreiung von jenem Drucke zu ersehen hatte, erforderte, um eben hierzu tauglich zu werden, stets wieder neue Opfer. Da nun selbst die geringsten Anstrengungen hierfür bei meinem nun sehr geschmälerten Einkommen mich nothwendig neuen und immer peinlicheren Verwirrungen zuführen mussten, so sank mir bald von Neuem aller Lebensmuth.

Dagegen suchte ich mich einzig durch energische Aufnahme der Arbeit am «Lohengrin» zu erkräftigen. Hierbei gerieth ich auf ein sonst nie wieder von mir befolgtes Verfahren; ich führte nämlich den dritten Akt zuerst aus, wozu mich die zuvor besprochene Kritik des dramatischen Charakters dieses Aktes und seines Schlusses in der Weise bestimmte, dass ich ihn, selbst wohl auch der in der Erzählung vom Gral erscheinenden musikalischen Motive wegen, von vorne herein als den Kern des Ganzen mir vollkommen befriedigend fest zu setzen suchen wollte. Es gelang mir jedoch nicht ohne eine grosse und bedeutungsvolle Unterbrechung, diesen Akt zu beendigen.

Auf eine frühere Anregung von mir sollte in diesem Winter nämlich *Gluck's* «Jphigenia in Aulis» zur Aufführung gelangen. Ich fühlte mich verpflichtet, diesem Werke, welches namentlich seines Sujets wegen mich sehr ansprach, eine grössere Aufmerksamkeit und Fürsorge zuzuwenden, als diess früher beim Einstudieren der «Armide» der Fall gewesen war. Zunächst erschrack ich über die Uebersetzung, in welcher uns die Oper mit der Berliner Partitur vorgelegt wurde. Um mich überhaupt durch einige Instrumentationsbereicherungen, wie ich sie in dieser Partitur sehr roh angebracht vorfand, nicht beirren zu lassen, liess ich die alte Pariser Original-Ausgabe verschreiben, und ward, nachdem ich mich an eine gründliche, nur eben auf die Richtigkeit der Deklamation bedachte Umarbeitung der Uebersetzung gemacht hatte, von wachsender Theilnahme angetrieben, endlich auch zu einer weiteren Bearbeitung der Partitur selbst bestimmt. Das Gedicht selbst suchte ich durch Fernhaltung alles dessen, was dem französischen Geschmacke gemäss das Verhältniss des Achilles zu Jphigenia zu einer süsslichen Liebschaft stempelte, namentlich aber durch die vollständige Umänderung des Schlusses mit der unerlässlichen «Mariage» soweit als möglich, mit dem gleichnamigen Stück des *Euripides* in Uebereinstimmung zu setzen. Die meist ganz unvermittelt neben einander stehenden Arien und Chöre suchte ich, der dramatischen Lebendigkeit zu lieb, durch Uebergänge, Nach- und Vorspiele zu verbinden, wobei ich es mir hauptsächlich angelegen sein liess, durch Benutzung der *Gluck*'schen Motive selbst die Einmischung des fremden Musiker's so unmerklich wie möglich zu machen. Nur im dritten Akte musste ich der *Jphigenia*, sowie der von mir eingeführten *Artemis*, ariose Recitative von meiner eigenen Composition geben. Ausserdem aber bearbeitete ich die ganze Instrumentation, jedoch immer nur in der Absicht, das Vorhandene zur rechten Wirkung zu bringen, mehr oder weniger ausführlich von Neuem. Erst am Schlusse des Jahres konnte ich diese zeitraubende Arbeit beendigen, und musste dagegen die Ausführung des begonnenen dritten Aktes von «Lohengrin» auf das neue Jahr verschieben.

Zunächst nahm, im neuen Jahre (1847), mich nach aussen die Aufführung der *Jphigenia* in Anspruch, wobei ich mich nun namentlich auch als Regisseur zu bewähren hatte; ja sogar dem Decorateur und Maschinisten hatte ich auf das Angelegentlichste zu Hülfe zu kommen. Die Belebung der scenischen Darstellung zu einer wirklich lebenvoll dramatischen Handlung war bei dem meist spröde und unvermittelt neben einander gestellten Complex der Scenen oft ganz neu zu erfinden, da mir

das Meiste in dieser Beziehung nur durch eine zu *Gluck*'s Zeiten in der Pariser Oper noch herrschende bloss conventionelle Behandlung der Scene erklärlich schien. Von allen Darstellenden erfreute mich durch vollkommenes Erfassen und richtige Wiedergebung meiner Vorschriften und Andeutungen einzig *Mitterwurzer* als *Agamemnon*, welcher auch wirklich in jeder Hinsicht etwas Vorzügliches und Ergreifendes leistete. Die Wirkung des Ganzen war über alle Erwartung günstig, und selbst die Direktion war von diesem ausnahmsweise populären Erfolg einer *Gluck*'schen Oper so verwundert, dass sie sich von selbst veranlasst fand, von der zweiten Aufführung an auf dem Theaterzettel mich als Bearbeiter derselben zu nennen. Diess machte denn nun auch sofort die Kritik auf diese Arbeit aufmerksam, und wirklich liess sie mir diesmal fast durchaus Gerechtigkeit widerfahren: nur meine Behandlung der Ouverture, des einzigen Stückes, welches in der gewöhnlichen trivialen Aufführungsweise zuvor diesen Herren von diesem Werke *Gluck*'s bekannt geworden war, erregte grossen Anstoss. Ich habe das hierauf Bezügliche in einer besondern Abhandlung «über *Gluck*'s Ouverture zur Jphigenia in Aulis» genau mitgetheilt und erörtert, und füge jener Besprechung hier nur die Notiz hinzu, dass der Musiker, von welchem ich bei dieser Gelegenheit so sonderbare Dinge vernahm, *Ferdinand Hiller* war. —

Auch diesen Winter, wie früher, setzten sich die namentlich durch *Hiller* betriebenen Zusammenkünfte der disparaten künstlerischen Elemente Dresden's fort; nur nahmen sie jetzt mehr den Charakter von eigentlichen Salon-Abenden im *Hiller*'schen Hause selbst an: mir schien es sollte da durchaus zur Herrichtung eines Bodens für die Anerkennung der *Hiller*'schen Kunstgrösse kommen. Wirklich hatte er bereits aus vermögenderen Kunstfreunden, an deren Spitze der Banquier *Kaskel* stand, eine Gesellschaft zur Pflege von Abonnements-Konzerten gegründet. Da ihm die königl. Kapelle hierzu unmöglich zur Verfügung gestellt werden konnte, hatte er sich mit sonstigen Stadt- und Militair-Musikern für das Orchester zu begnügen gehabt, und wirklich war unleugbar, dass er durch vielen Fleiss hier Anerkennenswerthes erreichte. Er wusste durch die Vorführung mancher in Dresden noch unbekannten Kompositionen, namentlich aus dem Gebiete der neueren Musik, mich selbst öfter zum Besuche seiner Konzerte zu veranlassen. Das eigentliche Publikum schien er jedoch mehr durch Herbeiziehung fremder Sängerinnen (von denen ihm aber leider *Jenny Lind* ausblieb), sowie Virtuosen (unter denen mir namentlich der damals noch sehr jugendliche *Joachim*



bekannt wurde), anlockend zu machen. Ueber seine wahre musikalische Bedeutung gab mir jedoch sein Befassen mit damals bereits meinem Urtheile sehr vertrauten Musikwerken Aufschluss. Ein Triple-Konzert von *Sebastian Bach* setzte mich durch das unter seiner Mitwirkung geleitete gleichgültige Herunterspielen desselben in wahrhaftes Erstaunen. Mit dem «Tempo di Minuetto» der achten Symphonie *Beethoven*'s begegnete mir bei *Hiller* etwas noch sonderbareres, als früher bei *Reissiger* und *Mendelssohn*. Ich versprach ihm nämlich zur Aufführung dieser Symphonie mich einzufinden, wenn ich mich darauf verlassen könnte, dass er das gewöhnlich so schmachvoll entstellte Tempo des dritten Satzes richtig geben würde; er versicherte mich auf das genaueste, hierin mit mir übereinzustimmen: desto mehr erschrack ich nun, bei der Aufführung richtig wieder das bekannte Walzer-Zeitmaass angewandt zu finden. Als ich ihn hierüber zur Rede stellte, entschuldigte er sich lächelnd durch eine augenblickliche Zerstreutheit, die ihn gerade beim Beginn des betreffenden Satzes erfasst und seines Versprechens vergessen gemacht hätte. — Für die Errichtung dieser Konzerte, welche allerdings mit dem zweiten Jahre eingingen, erhielt *Hiller* ein Festessen, welchem auch ich mit vielem Vergnügen beiwohnte.

In diesen Kreisen war man um jene Zeit verwundert, mich oft zwar sehr lebhaft, aber nie über Musik, sondern namentlich über die griechische Litteratur und Geschichte sprechen zu hören. Bei den von mir immer eifriger gepflogenen, und von meiner Berufsthätigkeit mich in immer stillere Einsamkeit zurückleitenden Studien, war ich damals, um die empfindliche Kluft zwischen meinem ersten jugendlichen Erfassen der ewigen humanistischen Bildungselemente und der durch mein ableitendes Leben entstandenen Verwahrlosung auf diesem Gebiete auszufüllen, zu einem, meinem geistigen Bedürfnisse entsprechenden, systematischen Neubefassen mit dieser allerwichtigsten Bildungsquelle hingetrieben worden. Um mich mit dem rechten Sinne den mir zum Ziel gesetzten alt- und mittelhochdeutschen Studien zu nähern, begann ich von Neuem mit dem griechischen Alterthum, und war nun von diesem allerdings mit solch überwältigender Begeisterung erfüllt, dass ich, wenn ich überhaupt zum Reden gebracht wurde, mit Wärme nur sprechen konnte, sobald ich gewaltsam nach jener Sphäre hinlenkte. Zuweilen traf ich einen Menschen, der mich gern zu hören schien; im Ganzen aber verkehrte man mit mir doch am liebsten nur über das Theater, weil man, namentlich nach meiner Aufführung der *Gluck*'schen «Iphigenie», mich hierin wirklich für sach- und fachverständig halten zu dürfen glaubte. Besondere Au-

erkennung fand ich hierfür von einem Manne, dem ich selbst, gewiss mit Recht, zum Mindesten gleiche Sachkenntniss zuzutrauen hatte. Diess war *Eduard Devrient*, welcher um jene Zeit durch eine von seinem eigenen Bruder *Emil* angezettelte Schauspieler-Intrigue aus seiner Stellung als Oberregisseur des recitirenden Drama's sich zurückzuziehen veranlasst sah. Er wurde mir sowohl durch die sich hieran knüpfenden gemeinschaftlichen Erörterungen über das Nichtige und in tiefstem Grunde Hoffnungslose unseres ganzen Theaterwesens, namentlich unter dem schliesslich doch nie zu bewältigenden verderblichen Einflusse der Leitung durch kenntnisslose Hofintendanten, als auch durch seine vollständige Anerkennung meiner Leistung in der Aufführung der «Iphigenie», welche er mit der von ihm gänzlich verworfenen Berliner zusammenhielt, näher vertraut. Er war lange Zeit der Einzige, mit welchem ich ernsthaft und eingehend über die wahren Bedürfnisse des Theaters, und über die Mittel, seiner Verwahrlosung abzuhelfen, mich besprechen konnte. Vieles gab es, worüber er nach längerer und speziellerer Erfahrung mir Aufschluss und Belehrung geben konnte; namentlich half er mir sehr erfolgreich die Ansicht zu bekämpfen, dass dem Theater durch Einmischung der blossen litterarischen Intelligenzen zu nützen sei, und befestigte mich dagegen in der Ueberzeugung davon, dass dem Theater nur durch seine eigensten Kräfte, durch die dramatischen Darsteller selbst der Weg zu wahrhaftem Gedeihen gewonnen werden könne. Ich blieb mit *Eduard Devrient*, dessen trockenes Naturell und offenbar sehr beschränktes Talent als Schauspieler selbst mich bis dahin wenig angezogen hatten, von nun an bis zu meinem Fortgange von Dresden in ununterbrochen zunehmendem freundschaftlichem Verkehr. Sein höchst verdienstliches Werk, «die Geschichte der deutschen Schauspielkunst», welches er damals ausarbeitete und nach und nach veröffentlichte, gab mir manchen neuen und lehrreichen Aufschluss über Dinge, die mich selbst lebhaft angingen, und in welche er mir nun eine gründliche Einsicht verschaffte. —

Endlich war ich doch dazu gelangt, die mitten in der Braut-Scene unterbrochene Ausführung der Komposition des dritten Aktes von «Lohengrin» wieder aufzunehmen, und mit dem Schlusse des Winters zu vollenden. Nachdem im Konzert am Palmsonntag mich die allgemein verlangte Wiederholung der 9ten Symphonie erquickt hatte, suchte ich für die weitere Ausführung meiner neuen Arbeit, diesmal ohne Urlaub zu nehmen, durch die Veränderung meiner Wohnung mir Erleichterung und Erfrischung zu verschaffen. In einem ziemlich entfernten und wenig

bewohnten Stadttheile Dresdens war das ehemalige *Marcolini'sche Palais,* mit sehr grossem, zum Theil in altfranzösischem Styl angelegtem Garten, durch Verkauf an eine städtische Behörde zur theilweisen Vermiethung frei geworden. Der Bildhauer *Hänel,* den ich bereits seit längerer Zeit zu meinen guten Bekannten zählte, und von dem ich sogar als Zeichen seiner anerkennungsvollen Theilnahme einen vollständigen Gypsabdruck eines zum Beethoven-Monument gehörigen Bas-Reliefs, die Symphonie darstellend, als Zimmerschmuck erhalten, hatte die unteren, weitgedehnten Räume eines Seiten-Flügels dieses Palais für Wohnung und Atelier in Beschlag genommen. Gegen sehr billigen Miethzins bezog ich nun zu Ostern die darüber gelegene geräumige Wohnung, und verbesserte somit, bei der mir freistehenden Benutzung des von herrlichen Bäumen bepflanzten grossen Gartens, und der angenehmen Stille des ganzen Aufenthaltes, nicht nur die hierauf bezüglichen geistig-diätetischen Lebensfördernisse des erholungsbedürftigen Künstlers, sondern half zu gleicher Zeit auch durch Verminderung meiner Ausgaben meiner finanziell so äusserst gedrückten Lage etwas auf. Bald hatten wir, da *Minna* sehr zweckmässig die neue Einrichtung besorgte, uns ohne empfindliche Kosten in der ziemlich ausgedehnten Reihe freundlicher Zimmer ganz behaglich angesiedelt, und nur eine Unbequemlichkeit hatte ich im Laufe der Zeit schmerzlich zu empfinden, nämlich die sehr weite Entfernung vom Theater, welche mir nach anstrengenden Proben und ermüdenden Aufführungen, da mich oft die Ausgabe für einen Fiaker genirte, sehr lästig fiel. Jede Unbequemlichkeit half aber die glückliche Stimmung, welche unter der Begünstigung eines ausnahmsweise schönen Sommers mich einnahm, bald zu überwinden.

Von aller näheren Betheiligung an der Direktion des Theaters zog ich mich um diese Zeit mit unumwunden erklärter Bestimmtheit zurück, und hierzu hatte ich die triftigsten Gründe anzuführen. — Jeder meiner Versuche, dem willkürlichen Chaos in der Verwendung so kostbarer künstlerischer Kräfte, wie sie diese königliche Anstalt vereinigte, eine förderliche Richtung zu geben, war, gerade weil ich sie principiell zu begründen mich bemühte, wiederholt vereitelt worden. In einer sorgsamen Arbeit, welche ich ebenfalls im Verlaufe des vergangenen Winters neben meinen übrigen Beschäftigungen verfasst, hatte ich zunächst einen Plan zur Reorganisation der musikalischen Kapelle ausgearbeitet und nachgewiesen, wie durch eine zweckmässigere Verwendung der zur Erhaltung derselben bestimmten königlichen Fonds, zugleich mit grösserer Gerechtigkeit in Betreff der Besoldungen, auch eine bedeutendere Produk-

tivität der künstlerischen Kräfte bezweckt werden könnte. Dieser Ueberschuss von Produktivität sollte wiederum in gleichem Maasse zur Hebung des künstlerischen Geistes, wie zur Verbesserung der ökonomischen Verhältnisse der Kapellmitglieder dienen, indem ich sie zugleich zu einer freien Konzertgesellschaft konstituirt wissen wollte. Wie, als solche, es ihre Aufgabe sein sollte, das Dresdener Publikum in vorzüglichster Weise mit einer Musikgattung bekannt zu machen, welche bis jetzt dort so gut wie noch gar nicht gepflegt worden war, sollte es diesem Vereine unter Begünstigung vieler von mir nachgewiesenen äusseren Umstände zugleich ermöglicht werden, Dresden mit dem, wie ich erfahre, heute ihm noch fehlenden, angemessenen Konzertgebäude zu versehen. Ich hatte mich hierzu mit Architekten und Bauunternehmern in das ausführlichste Vernehmen gesetzt; die Pläne waren vollständig ausgearbeitet, nach welchen das skandalöse vis-à-vis des der Ostra-Allée zugekehrten Theiles des berühmten Zwingergebäudes, bestehend aus dem Theaterdekorationsmaler-Schuppen und dem k. Hofwaschhause, verschwinden, und dafür ein schönes Gebäude, welches ausser einem unseren Zwecken dienlichen grossen Concertsaale zugleich andere, für einträgliche Vermiethung geeignete Gesellschaftslokale enthalten hätte, errichtet werden sollte. Diese Entwürfe, deren praktische Ausführbarkeit von keiner Seite her bestritten wurde, da selbst die Verwalter des Kapellwittwenfonds hierin eine Gelegenheit zu sicherer und vortheilhafter Kapitalanlage ersahen, gelangten nach längerer Erwägung seitens der Generaldirektion, unter Verdankung und Anerkennung meiner sorgfältigen Arbeit, mit dem summarischen Bescheide an mich zurück, dass man es für besser fände, wenn Alles beim Alten verbliebe. — Aehnlich erging es mir mit jedem Vorschlage, der nutzlos ermüdenden Verwendung unserer künstlerischen Kräfte durch zweckmässigere Anordnung in jedem von mir nachgewiesenem Betreff entgegen zu treten. Da ich ausserdem durch jahrelange Erfahrung zu der Einsicht gekommen war, dass alles in den ermüdendsten Direktionskonferenzen, z. B. im Betreff des aufzustellenden Repertoires Besprochene und zum Beschluss Gebrachte, jeden Augenblick durch die Laune eines Sängers, oder den Einwurf eines untergeordneten Oekonomie-Inspektors umgestossen und nachtheilig verändert wurde, so begab ich mich endlich, nach zahllosen Erörterungen und Ereiferungen hierüber, der hierbei vergeudeten Mühe, und entzog mich mit bestimmt ausgesprochener Tendenz selbst meiner Pflicht der Betheiligung an jedem Zweige der Direktionsführung, indem ich mich lediglich auf die Abhaltung der Proben und Leitung der Aufführungen der mir zugewie-

senen Opern beschränkte. Gerieth ich hierdurch nun auch in eine zunehmende Spannung mit Herrn *v. Lüttichau,* so musste er für jetzt sich doch meine Renitenz wohl oder übel gefallen lassen, da ich namentlich andrerseits durch den stets andauernden Erfolg der Aufführungen des «Tannhäuser's» und des «Rienzi», welche namentlich vor dem bedeutenden Fremdenpublikum im Laufe des Sommers als stets bevorzugte Festvorstellungen vor überfüllten Häusern gegeben wurden, in Rücksicht gebietender Stellung erhalten wurde.

Unter solchen Entsagungen und Förderungen gelangte ich dazu, diesen Sommer unter dem Genuss einer fast vollständigen Zurückgezogenheit und der grossen Annehmlichkeit, die mir meine neue Niederlassung gewährte, in einer der Vollendung meines «Lohengrin» höchst günstigen Stimmung mich zu erhalten. Was dieser Stimmung eine bisher von mir noch nie mit so grosser Intensivität genossene Heiterkeit gab, waren meine, neben der Arbeit an meinem Werke, eifrigst betriebenen, zuvor bereits angedeuteten Studien. Ich hatte nun zum ersten Male bei gereiftem Gefühle und Verstande mich des *Aeschylos* bemächtigt. Namentlich die beredten Didaskalien *Droysen*'s halfen mir, das berauschende Bild der athenischen Tragödienaufführungen so deutlich meiner Einbildungskraft vorzuführen, dass ich die «Oresteia» vorzüglich unter der Form einer solchen Aufführung mit einer bisher unerhört eindringlichen Gewalt auf mich wirken fühlen konnte. Nichts glich der erhabenen Erschütterung, welche der «Agamemnon» auf mich hervorbrachte: bis zum Schluss der «Eumeniden» verweilte ich in einem Zustande der Entrücktheit, aus welchem ich eigentlich nie wieder gänzlich zur Versöhnung mit der modernen Litteratur zurückgekehrt bin. Meine Ideen über die Bedeutung des Drama's und namentlich auch des Theater's haben sich entscheidend aus diesen Eindrücken gestaltet. Durch die übrigen Tragiker drang ich bis zu *Aristophanes* vor. Wenn ich des Vormittags eifrig an der Ausführung der Musik des «Lohengrin» gearbeitet hatte, verkroch ich mich gegen die immer üppiger hereindringende Sommerhitze tief in ein dichtes Gebüsch des mir zugewiesenen Garten-Antheiles: unbeschreiblich war der launige Uebermuth, mit welchem dort die Lektüre der Aristophanischen Stücke mich erfüllte, nachdem die «Vögel» des Dichters mich in die ganze Tiefe und Fülle dieses ausgelassenen Lieblings der Charitinnen, wie er sich selbst mit sicher bewusster Kühnheit nannte, versenkt hatten. An seiner Seite las ich die vorzüglichsten *Platon*ischen Gespräche, und gewann namentlich aus dem Eindrucke des «Symposions» einen so innig vertrauten Einblick in die

wunderbare Schönheit des griechischen Lebens, dass ich wie mit fühlbarer Wirklichkeit in Athen mich heimischer empfand, als in irgend einem Lebensverhältnisse der modernen Welt.

Da ich meinem ganz bestimmten Bildungszwecke nachging, fiel es mir nicht ein, am Leitfaden irgend einer Litteraturgeschichte meinen weiteren Weg zu verfolgen, sondern ich lenkte durch die mir geeignet dünkenden historischen Studien, in welchen mich namentlich *Droysen*'s Geschichte Alexander's und des Hellenismus, sowie *Niebuhr* und *Gibbon* förderten, zu den deutschen Alterthümern über, in welchen mir nun *Jakob Grimm* als ein immer vertrauter gewordener Führer wiederkehrte. Indem ich mich nun namentlich der deutschen Heldensage gründlicher zu bemächtigen suchte, als diess früher nur durch die Lektüre der *Nibelungen* und des *Heldenbuches* möglich gewesen war, fesselten mich endlich ganz vorzüglich die ungemein reichen, obwohl ihrer Kühnheit wegen von strengeren Fachgelehrten mit Bedenken angesehenen «Untersuchungen» *Mone*'s über diese Heldensage. Unwiderstehlich hierdurch auf die nordischen Zeugnisse für dieselbe hingewiesen, suchte ich nun auch, soweit mir diess ohne fliessende Kenntniss der nordischen Sprachen möglich war, die «Edda» sowie die prosaischen Aufzeichnungen der grossen Bestandtheile der Heldensage mir vertraut zu machen. Von entscheidendem Einfluss auf die bald in mir sich gestaltende Behandlung dieses Stoffes war, an der Hand der *Mone*'schen «Untersuchungen», die Lektüre der *Wälsungasaga.* Das bereits seit längerer Zeit in mir sich bildende Bewusstsein von der urheimischen Innigkeit dieser alten Sagenwelt gewann so allmählich die Kraft zu der plastischen Gestaltung, welche meine späteren Arbeiten leitete.

Dies Alles drängte und reifte in mir, während ich mit wahrhaft verklärter Freude die Komposition der beiden ersten, nun zuletzt ausgeführten Akte des «Lohengrin's» vollendete. Indem ich so nach rückwärts abschloss und nach vorwärts eine neue Welt mir aufbaute, welche meinem hierüber immer klarer sich werdenden Bewusstsein mit wachsender Deutlichkeit als diejenige Zuflucht sich erschloss, in welche ich mich von allen Elendigkeiten des modernen Oper- und Theaterwesens zu retten hatte, befestigten sich meine Gesundheit und meine Laune zu einer fast untrübbar heitern Stimmung, in der ich für längere Zeit alle Nöthen meiner Lage vergessen konnte. Tägliche Ausflüge in die nächste Umgegend der vom Elbufer nach dem Plauen'schen Grund sich hinziehenden Höhen, welche ich meistens einsam, nur von Peps begleitet, antrat, führten stets zu angenehm produktiver Sammlung. Zugleich aber ge-

wann ich, wie fast nie sonst, die Befähigung zu gut gelauntem Umgang mit Freunden und Bekannten, welche zu Zeiten gern im Marcolinischen Garten sich einfanden, mein einfaches Abendmahl mit mir zu theilen. Oft fanden mich die Besuche dann auf den höchsten Zweigen eines Baumes oder auf dem Nacken des Neptun, welcher als Mittelpunkt einer kolossalen Statuengruppe in einem leider stets trocknen Bassin aus der alten Glorienzeit dieses Marcolinischen Grundstückes figurirte. Es machte mir dann Vergnügen, mit meinen Bekannten auf dem breiten Trottoir des nach dem eigentlichen Palais zuführenden Hauptganges auf- und abzuschreiten, welches im verhängnissvollen Jahre 1813 besonders für Napoleon, als er dort sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, gelegt worden war.

Mit dem letzten Sommermonat August, in welchem ich die vollständige Komposition des «Lohengrin» vollendete, musste ich aber auch empfinden, dass es damit eben Zeit war, da andrerseits die Bedürfnisse meiner Lebenslage mich jetzt gebieterisch nöthigten, auf ernstliche Schritte zu ihrer Verbesserung bedacht zu sein. Es war mir nahe gelegt, von Neuem an die Verbreitung meiner Opern auf deutschen Theatern zu denken.

Auch der nun immer bestimmter sich herausstellende Erfolg des «Tannhäuser» in Dresden setzte auswärts nicht das Mindeste in Bewegung. Als einziger Ort, von welchem aus entscheidender auf die deutschen Theater gewirkt werden könnte, hatte ich unerlässlich bereits *Berlin* in das Auge fassen müssen. Was ich von dem besonderen Geschmacke des Königs Friedrich Wilhelm's IV. vernommen hatte, schien mich durchaus zu der Annahme berechtigen zu dürfen, dass er, wenn es nur gelänge, ihm diese im rechten Lichte zu zeigen, er Neigung und Interesse für meine neueren Arbeiten und Tendenzen fassen müsste. In dieser Annahme hatte ich bereits daran gedacht, den «Tannhäuser» ihm zu dediciren; um die Erlaubniss hierfür einzuholen, hatte ich mich an den Intendanten der k. Hofmusik, Grafen *Redern*, zu wenden gehabt. Von diesem erhielt ich den Bescheid, dass der König nur die Dedikation solcher Werke annehmen könne, welche ihm zuvor durch eine Aufführung zur Kenntniss gebracht seien: da nun mein «Tannhäuser», weil er von dieser für «zu episch» gefunden worden, von der Intendanz des Hoftheaters zurückgewiesen war, so schiene dem Grafen, wenn ich auf meinem Wunsche beharre, nur der Ausweg übrig zu bleiben, meine Oper, so weit als möglich für Militärmusik arrangirt, dem König etwa bei einer Parade zu Gehör zu bringen. Diess genügte nun, mich zu einem andern Angriffsplan auf

Berlin zu bestimmen. Ich musste, namentlich nach der so eben erwähnten Erfahrung, für geeignet halten, es dort zunächst mit derjenigen meiner Opern, welche mir auch in Dresden den entscheidendsten Erfolg gewonnen, zu beginnen. Ich wandte mich deshalb in einer mir gewährten Audienz an die Königin von Sachsen, die Schwester der Königin von Preussen, um von dieser durch ihre Empfehlung einen königlichen Befehl an die Berliner Intendanz zur Aufführung meines auch vom sächsischen Hof bevorzugten «Rienzi» zu erwirken. Diess gelang; bald erhielt ich die Anzeige meines alten Freundes *Küstner*, dass meine Oper «Rienzi» zur baldigsten Aufführung auf dem Berliner Hoftheater bestimmt sei, und zugleich den Ausdruck des Wunsches, dass ich persönlich die Aufführung meines Werkes leiten möge. Da nun in Berlin von Herrn *Küstner* zu Gunsten seines alten Münchner Freundes *Lachner* und dessen Oper «Katharina von Cornaro» die sehr einträgliche Tantième eingeführt worden war, glaubte ich in dem Erfolg des «Rienzi» in Berlin, wenn er nur einigermassen dem in Dresden ähnlich zu ermöglichen war, allein schon eine ergiebige Hülfe für meine üble Lage ersehen zu dürfen. Vor Allem aber leitete mich der Wunsch, dem Könige von Preussen mich selbst bekannt machen zu können, um ihn namentlich durch eine Vorlesung der Dichtung meines «Lohengrin», wie ich mir nach mancherlei Anzeichen schmeicheln zu dürfen glaubte, für meine Richtung günstig zu stimmen, für welchen Fall ich im Sinne hatte, mir von ihm den Auftrag zu einer ersten Aufführung des «Lohengrin» an seinem Hoftheater zu erbitten. Es schien mir nach den seltsamen Erfahrungen, welche ich über die Geheimhaltung meiner in Dresden erkämpften Erfolge vor dem übrigen Deutschland gemacht hatte, unerlässlich, den zukünftigen Ausgangspunkt meiner künstlerischen Unternehmungen nach dem einzigen, einigermassen Einfluss übenden Centrum, für welches ich Berlin ansehen musste, zu verlegen. Durch meine bereits so erfolgreiche Empfehlung an die Königin von Preussen glaubte ich bis zu dieser, von mir so wichtig angesehenen Vorstellung an den König selbst ebenfalls durchdringen zu können, und in dieser Hoffnung machte ich mich im September, gutes Muthes einer günstigen Wendung meines Schicksales vertrauend, für's erste zu den Proben meines «Rienzi», an welchen selbst mir bereits nicht mehr sonderlich gelegen war, nach Berlin auf.

In Berlin befiel mich zunächst ein ähnlicher Eindruck wie damals, als ich auf meiner Wiederkehr von Paris, es nach längerer Entfernung davon, abermals betrat. Professor *Werder*, mein Freund vom «fliegenden Holländer» her, hatte mir zuvor an dem berühmten Gensdarmeplatz eine



Wohnung besorgt, doch konnte ich selbst bei meinem täglichen Ausblick auf denselben mich nicht überreden, in einem Theil des Centrum's Deutschlands mich zu befinden. Bald nahmen mich jedoch die Sorgen meines nächsten Anliegens in Beschlag. An officiellen Vorkehrungen zur Befriedigung meiner Wünsche hatte es zwar nicht gefehlt, doch merkte ich bald, dass mein «Rienzi» eben nur auch als Kapellmeisteroper angesehen und bedacht wurde, d. h. dass die disponiblen Kräfte mir eben nur pflichtgemäss zu Gebot gestellt wurden, ohne dass man in irgend etwas über das Vermögen derselben hinaus zu gehen gesonnen war. Alle Anordnungen für die Proben wurden aber sofort umgeworfen, als *Jenny Lind* zu einem Gastspiel sich bereit meldete, und dafür auf längere Zeit die königliche Oper ausschliesslich in Anspruch behielt.

Während der hieraus entstehenden Verzögerung bemühte ich mich nun, der Erreichung meines Hauptzweckes, einem persönlichen Bekanntwerden mit dem Könige, näher zu kommen. Ich bediente mich hierzu meiner älteren Verbindungen mit dem Intendanten der Hofmusik, dem Grafen *Redern*. Dieser Herr nahm mich sogleich mit grösster Herablassung auf, lud mich zu Diner und Abendgesellschaft, und unterhielt sich mit mir auf das Herzlichste über die nöthigen Schritte zur Erreichung meines Vorhabens, in welchem er mich auf das Eifrigste zu unterstützen versprach. Ausserdem wandte ich mich selbst wiederholt nach Sanssouci, um mich zunächst der Königin, schon um ihr meinen Dank auszudrücken, vorzustellen. Ueber einen Verkehr mit Kammerfrauen kam ich jedoch nie hinaus. Man rieth mir, mich mit dem Chef des k. geheimen Kabinets, Herrn *Illaire*, in Verbindung zu setzen. Dieser Herr schien mein Anliegen sehr ernstlich aufzunehmen, und versprach mir, zu thun was er könne, um meinem Wunsche einer persönlichen Vorstellung an den König Vorschub zu leisten. Er erkundigte sich nach meinem eigentlichen Zwecke; ich sagte ihm, dieser sei, vom Könige die Erlaubniss zu erhalten, ihm das Gedicht meines «Lohengrin» vorzulesen. Bei einem der häufig von Berlin aus bei ihm wiederholten Besuche frug er mich endlich, ob ich es nicht für rathsam halte, von *Tieck* eine Empfehlung für meine Arbeit herbeizubringen. Ich konnte ihm melden, dass ich bereits mit dem alten Dichter, welcher als königlicher Pensionnair sich ebenfalls in der Nähe von Potsdam aufhielt, hierüber in erfreuliche Annäherung getreten sei.

Ich hatte mich nämlich sehr wohl entsonnen, dass Frau *v. Lüttichau* ihrem berühmten Freunde vor einigen Jahren, als das Lohengrin-Thema zwischen uns angeregt war, sowohl dieses Gedicht, wie das meines «Tann-

häuser's» zugeschickt hatte. Als ich darauf hin bei *Tieck* mich anmeldete, ward ich wirklich wie ein nicht eigentlich fern stehender älterer Bekannter von diesem aufgenommen. Meine längeren Unterhaltungen mit ihm blieben für mich sehr werthvoll. Mag *Tieck* sich auch immerhin durch eine gewisse Bequemlichkeit in der Ertheilung von Empfehlungen, um welche man bei ihm für dramatische Arbeiten nachsuchte, in einigermassen zweifelhaftes Ansehen gesetzt haben, so erfreute mich doch in meinem Falle die besondere Wärme, mit welcher er sich mir gegen unsere neueste, unter Nachahmung der modernen französischen Theatergeschicklichkeit sich bildende dramatische Litteratur äusserte: seine Klage über den Verlust jeder wahrhaften poetischen Tendenz derselben sprach sich in wirklich stark tönenden elegischen Accenten aus. Dem Gedicht meines «Lohengrin» erklärte er sich durchaus und vollständig geneigt; nur begriff er nicht, wie diess alles ohne eine gänzliche Umwandlung der bisherigen Basis der Oper in Musik zu setzen sein sollte, und äusserte in diesem Bezuge namentlich seine Bedenken gegen Scenen wie die zwischen Ortrud und Friedrich zu Anfang des zweiten Aktes. Mich dünkte, dass ich ihn zu wirklicher Lebhaftigkeit erregte, als ich über die Lösung dieser scheinbaren Schwierigkeiten, sowie überhaupt im Betreff meiner Ideen über das Ideal des musikalischen Drama's, mich in meiner Weise ihm mittheilte. Je weiter ich mich hierbei verstieg, desto trauriger ward er jedoch, wenn ich ihm meine Hoffnung zu erkennen gab, für die gleichen Gedanken und die Verwirklichung meiner idealen Pläne die Theilnahme des Königs von Preussen zu gewinnen. Er bezweifelte zwar nicht, dass der König mich mit vieler Aufmerksamkeit anhören, und sogar mit Wärme meine Idee erfassen werde, nur müsste ich, wenn ich mich nicht den übelsten Enttäuschungen aussetzen wollte, nicht im mindesten auf einen praktischen Erfolg hiervon rechnen. «Was wollen Sie von einem Herrn sich erwarten, der heute für *Gluck*'s «Iphigenia in Tauris», und morgen ganz ebenso für *Donizetti*'s «Lucretia Borgia» sich erwärmt?» Zunächst unterhielt mich mit Diesem und Aehnlichem *Tieck* viel zu einnehmend, als dass ich dem Bitteren seiner Ansichten ernstlicher nachgedacht hätte. Seine eindringlichste Empfehlung meines Gedichtes an Kabinetsrath *Illaire* versprach er mir gern und freudig, und entliess mich mit grossem Wohlwollen unter herzlichen, doch bangen Segenswünschen.

Der Erfolg aller meiner Bemühungen war, dass die verhoffte Einladung zum König immer und immer ausblieb. Da nun die Proben zum «Rienzi», nach überstandener *Jenny Lind*, wieder ihren ernstlichen Ver-

lauf nahmen, fasste ich den Entschluss, mit jenen anderweitigen Bemühungen bis zur Aufführung meiner Oper einzuhalten, weil ich doch jedenfalls auf die Gegenwart des Monarchen bei der ersten Vorstellung, welche ja auf seinen Befehl angeordnet war, und somit auf eine der Erfüllung meines hauptsächlichsten Wunsches günstige Anregung rechnen zu dürfen glaubte. Je mehr wir uns dieser Aufführung näherten, desto tiefer sank allerdings auch meine Erwartung von der Beschaffenheit derselben. Für die Hauptrolle des «Rienzi» hatte ich mich mit einem tief unter aller Mittelmässigkeit stehenden Tenorsänger von unbedingter Talentlosigkeit begnügen müssen. Es war ein guter, williger Mensch, der mir ausserdem durch meinen besonders freundlichen Mittagsgastwirth, den nicht unberühmten *Meinhard*, auf das Angelegentlichste empfohlen war. Nachdem ich mich viel mit ihm geplagt, und in Folge dessen, wie es mir öfter ging, zu einiger Illusion über seine zu erwartende Leistung mich angeregt hatte, musste endlich, als in den Hauptproben die Entscheidung herauskam, die wahre Einsicht bei mir sich ergeben. Ich ersah, dass Scenerie, Chor, Ballet und Nebenpartien zum grössten Theil sogar vortrefflich ausfielen, dass aber die Hauptfigur, um die sich gerade in dieser Oper alles dieses eben nur gruppirt, zu einem wesenlosen Schatten sich verflüchtigte. Dem entsprach, als es Ende Oktober zur Aufführung kam, in ziemlich richtigem Verhältnisse auch der Erfolg beim Publikum. In Folge der ziemlich guten Wirkung mancher glänzenden Ensemblestücke, namentlich auch der sehr glänzenden Aufnahme der Leistung einer Frau *Köster* als «Adriano», konnte zwar dieser Erfolg allen äusseren Anzeichen nach als ein nicht ungünstiger angesehen werden; dennoch fühlte ich selbst am Besten, dass er keinen wirklichen Kern haben könne, weil nur das Unwesentliche meiner Arbeit in die Augen und Ohren, nicht aber das Wesentliche in die Empfindung hatte fallen können. Auch eröffneten sofort die Berliner Rezensenten in der mir bereits bekannten Weise ihre auf Vernichtung jeden Erfolges meiner Oper ausgehenden Angriffe, so dass ich nach der zweiten Aufführung, welche ich ebenfalls noch persönlich dirigirte, mich nun nach dem Ergebniss meiner verzweiflungsvollen Bemühungen zu fragen hatte.

Diese Frage, wenn ich sie an meine wenigen vertrauten Freunde richtete, führte zu mancherlei Belehrung. Unter diesen Freunden erwähne ich zunächst den zu meiner wahrhaften Erquickung in Berlin, als dort neu Angesiedelten, wieder gefundenen *Hermann Franck*. Meine besten Stunden während der traurigen zwei Monate, hatte ich in seinem, im Ganzen doch nur spärlich zu geniessenden Umgange verlebt. Gewöhn-

lich berührte unsere Unterhaltung bereits seit früherer Zeit schon vom Theater weit abliegende Gegenstände, so dass ich mich fast zu schämen hatte, mit meinen Klagen aus diesem Gebiete her ihn zu behelligen, namentlich, da sie meine Bemühungen für ein Werk betrafen, für welches ich eben nur noch ein wirklich recht praktisches theatralisches Interesse hegen konnte. Er seinerseits gelangte bald so weit, mich wiederum darüber zu beklagen, dass ich eben diesen «Rienzi», mit welchem ich doch nur an das eigentliche und gewöhnliche Theaterpublikum mich wendete, und nicht vielmehr den «Tannhäuser» zu einem Versuch, in Berlin eine meinen höheren Zwecken förderliche Partei zu bilden, gewählt hätte. Er behauptete nämlich, dass ich durch den Charakter gerade dieser Arbeit Leute zu erneuertem Interesse für das Theater bestimmt haben würde, welche gleich ihm nicht mehr zum eigentlichen Theaterpublikum zu zählen seien, eben weil sie alle Hoffnung auf das Erfassen einer edleren Tendenz von Seiten desselben aufgegeben hätten.

Ganz entmuthigend lauteten andererseits die sonderbaren Mittheilungen über den Charakter des Berliner Kunstwesen's, welche *Werder* mir gelegentlich machte. In Betreff des Publikums sagte er mir einmal, ich solle nur nichts anderes erwarten, als dass vom ersten bis zum letzten Range bei der Aufführung eines unbekannten Werkes irgend ein Mensch in einer andern Stimmung seinen Platz einnehme, als indem er sich früge, in welcher Weise er das Erwartete nun eigentlich schlecht zu finden habe. Trotzdem *Werder* von keiner meiner Bestrebungen mich abzubringen wünschte, glaubte er doch unausgesetzt mich davor warnen zu müssen, irgend etwas, namentlich aus den höheren Sphären Berlin's, zu erwarten. Als ich ihn, der den bedeutenden Eigenschaften des König's durchaus Anerkennung gezollt wissen wollte, frug, wie er wohl meine, dass dieser es aufnehmen würde, wenn ich ihm meine Ideen über die Veredelung der Oper vortrüge, antwortete er mir, nachdem er länger meiner feurigen Rede zugehört: «Darauf würde Ihnen der König sagen: sprechen Sie mit *Stawinsky!*» Dieser war nämlich der Opernregisseur, dick, bequem und in der gemeinsten Routine verfault.

In ähnlicher Weise war Alles, was ich sonst erfuhr, geeignet, mich zu entmuthigen. Ich hatte *Bernhard Marx*, welcher bereits vor Jahren in Folge des «fliegenden Holländer's» eine günstige Stellung zu mir genommen hatte, besucht, und war von ihm in auszeichnender Weise aufgenommen worden. Die auffallende Erschlaffung, in welcher ich diesen Mann, der durch seine früheren Schriften und musikalischen Kritiken mir als von energischem Feuereifer beseelt erschienen war, antraf, fiel mir, namentlich

als ich ihn jetzt an der Seite einer in wahrhaft hinreissender Schönheit strahlenden, sehr jungen Gattin kennen lernte, besonders auf. Aus seinen Unterhaltungen ging mir bald hervor, dass er auch die entfernteste Hoffnung auf jeden Erfolg irgend welcher ernstlichen Bemühung auf dem uns Beiden vertrauten Gebiete, durch langjährige Erfahrung von der unglaublichen Hohlheit aller der Machtsphäre verwandten Autoritäten, aufgegeben hatte. So erzählte er mir die allerdings sehr sonderbaren Schicksale einer Eingabe, welche er an den König zur Gründung einer Musikschule gemacht hatte. Auf diese war in einer besondern Audienz der König mit allergrössestem, bis auf das kleinste Detail beachtendem Interesse eingegangen, so dass *Marx* im vollsten Glauben des glücklichen Erfolgs sich bestärkt fühlte. Seitdem blieben jedoch alle seine Bemühungen und weiteren Verhandlungen über die Angelegenheit, in welcher er von Einem zum Andern gewiesen wurde, vollständig fruchtlos, bis er endlich zu einem General zur Audienz befohlen ward, welcher diesmal, ganz wie zuerst der König selbst, *Marxen's* Vorschläge bis in das geringste Detail sich erörtern liess, und dem Unternehmen mit grosser Wärme beistimmte. «Und nun,» so schloss *Marx* seine sehr reichhaltige Erzählung, «war es zu Ende; ich erfuhr nie wieder etwas.»

Eines Tages erfuhr ich, dass Gräfin *Rossi*, die berühmte *Henriette Sonntag*, welche damals bereits in die misslichen Verhältnisse gelangt war, die sie abermals in die Künstlerlaufbahn zurückwarfen, sich in Berlin sehr zurückgezogen aufhielt, meiner von Dresden her freundlich eingedenk war, und meinen Besuch wünschte. Auch sie hatte mir vorzüglich über das allgemeine Unvermögen, in den Berliner machtgebenden Kreisen für irgend welche künstlerischen Zwecke zur Einwirkung zu gelangen, Klage zu führen. Namentlich, so meinte sie, schiene der König eine Art Befriedigung darin zu finden, das Theater schlecht verwaltet zu wissen, denn nie bekämpfe er die in diesem Betreff an ihn gelangenden Ausstellungen, nie aber auch stimme er irgend einem Vorschlage zur Verbesserung bei. Sie begehrte etwas von meiner neuesten Arbeit kennen zu lernen; ich übergab ihr zunächst das Gedicht des «Lohengrin» zur Durchlesung. Bei meinem nächsten Morgenbesuche, an welchem sie die Einladung zu einer musikalischen Abendunterhaltung, die sie dem Grossherzog von Mecklenburg-Strelitz, ihrem väterlichen Beschützer, zu Liebe bei sich veranstaltete, mir vorläufig kund gab, stellte sie mir auch mein Manuscript des Lohengrin-Gedichtes zurück, mit der Versicherung, es habe sie sehr angesprochen, und oft habe sie bei der Lektüre «die kleinen Feen und Elfen vor sich tanzen sehen». Da ich sonst an dem

warmen, freundlichen Ausdruck der recht natürlich gebildeten Frau mich herzlich erwärmt hatte, fühlte ich mich nun plötzlich wie mit kaltem Wasser übergossen, entfernte mich bald, und sah die Gräfin *Rossi* nie wieder, wozu ich auch ausserdem bei dem Ausbleiben der angekündigten Einladung keine besondere Veranlassung mehr erhielt.

Herr *E. Kossak* suchte meine Bekanntschaft; ohne in weitere, namentlich ergiebige Beziehungen zu ihm zu gerathen, erhielt ich doch von ihm einen hinreichend freundlichen Eindruck, um auch ihm das Gedicht meines «Lohengrin» zur Lektüre zu überlassen. Ich traf ihn eines Tages in seinem soeben mit heissem Wasser gescheuerten Zimmer bei einer unerträglichen Ausdünstung, welche ihm bereits Kopfschmerzen zugezogen hatte, und mir nicht minder lästig fiel, an. Mit einem fast weichlichen Blicke mass er mich, als er mir das Manuskript meines Gedichtes zurückgab, und mir mit einem recht wahrhaftigen Accent versicherte, er habe es «so gemüthlich» gefunden. — Etwas mehr Unterhaltung gewann ich aus einem gelegentlichen Umgang mit *H. Truhn*, welcher sich bei einem guten Glase Wein, das ich ihm bei *Lutter* und *Wegener*, wo ich mich der *Hoffmann*'schen Reminiscenzen wegen dann und wann einfand, mit scheinbar wachsendem Antheil meine Ideen über die mögliche Bestimmung und zu erstrebende Erweiterung des Operngenre's erörtern liess. Mancherlei Witziges und gut Beobachtetes vernahm ich von ihm; namentlich machte sein lebhaftes, bewegliches Wesen oft günstigen Eindruck auf mich. Als Rezensent trat er jedoch nach der Rienzi-Aufführung ebenfalls auf die allgemein betretene Seite der Bespötter und Herunterreisser. — Nur mein armer älterer Freund *Gaillard* stand mir bei mancher Widerwärtigkeit rüstig, aber durchaus machtlos zur Seite. Mit seinem kleinen Musikgeschäft wollte es nicht gehen, seine musikalische Zeitschrift war bereits eingegangen: so konnte er mir nur in sehr kleinen Angelegenheiten behülflich sein. Leider entdeckte ich, dass er nicht nur Verfasser vieler höchst bedenklicher dramatischer Arbeiten, für welche er mich zu gewinnen suchte, sondern auch durch ausgesprochene hektische Anlage einem vermuthlich sehr baldigen Tode verfallen war, so dass selbst der wenige Umgang, den ich mit ihm pflog, bei all seiner Treue und Ergebenheit nur einen wehmüthigen und meine Stimmung bedrückenden Einfluss auf mich ausübte.

Da ich nun doch aber andrerseits von dem einzigen Verlangen, es zu einem meiner Lage so höchst nöthigen Erfolg zu bringen, die ganze Berliner Unternehmung gegen jede innere Neigung angetreten hatte, so überwand ich mich, auch selbst bei *Rellstab* mich einzufinden. Da er

beim «fliegenden Holländer» sich besonders an «Nebelhaftigkeit» und «Gestaltungslosigkeit» gestossen hatte, glaubte ich ihn nun mit einigem Vortheil auf den helleren und deutlicheren Zuschnitt meines «Rienzi» hinweisen zu dürfen. Er schien es wohlgefällig hinzunehmen, dass ich etwas auf ihn zu geben den Anschein nahm; doch kündigte er mir im Voraus die ihm in seiner Art wiederum anhaftende Ueberzeugung von der Hoffnungslosigkeit des neueren Kunstproduzirens seit *Gluck* an, und meinte, im glücklichsten Falle würde man beim besten Streben doch nur «Bombast» zu Tage bringen. — Ich sah, Alles gab sich in Berlin der Verzweiflung hin, eine Stimmung, welche, wie ich erfahren, nur *Meyerbeer* theilweise zu verklären verstanden hatte.

Auch diesen ehemaligen, und eigentlich immer fort noch sich als solchen ausgebenden Gönner, traf ich diesmal in Berlin an. Sogleich nach meiner Ankunft hatte ich ihn aufgesucht: ich traf im Vorzimmer seinen Diener mit Herrichtung der Reisekoffer beschäftigt und erfuhr, dass *Meyerbeer* in baldiger Abreise begriffen sei, was dieser mir selbst, mit dem Bedauern, in nichts mir dienlich sein zu können, bestätigte. Ich hatte somit sogleich beim Empfang Abschied von ihm zu nehmen. Längst glaubte ich ihn bereits weit entfernt, als ich nach einigen Wochen zu meiner Verwunderung erfuhr, Herr *Meyerbeer*, ohne sich weiter sehen zu lassen, verweile immer noch in Berlin; sogar in einer der Theaterproben des «Rienzi» wurde er endlich noch gesehen. Was diess zu bedeuten habe, ist mir erst später, und namentlich durch eine unter Eingeweihten ziemlich verbreitete Ansicht hierüber, welche mir seiner Zeit *Eduard von Bülow*, der Vater meines jungen Freundes, berichtete, klar geworden. Ohne dass ich eine Ahnung davon hatte, woher diess komme, erfuhr ich ungefähr gegen die Mitte meines Aufenthaltes in Berlin durch Kapellmeister *Taubert*, dass es ihm von vielen sehr unterrichteten Seiten zu Ohren gekommen sei, ich bewürbe mich um eine Dirigentenstelle am dortigen Hoftheater, und solle sogar grosse Aussichten haben, diese mit besonderen Befugnissen ausgestattet zu erhalten. Es bedurfte meinerseits, um namentlich mit *Taubert* in einem mir nöthigen guten Vernehmen mich zu erhalten, der allerbestimmtesten Versicherungen, dass ich in gar keiner Weise weder an eine solche Bewerbung, noch an die Annahme einer Anstellung, wenn sie mir selbst angeboten würde, denke. Andererseits wurden alle meine Bemühungen, an den König zu gelangen, unabänderlich vereitelt. Der Hauptvermittler hierfür, an den ich mich immer wieder wandte, blieb Graf *Redern*, auf dessen bedenkliche Solidarität mit *Meyerbeer* ich zwar aufmerksam gemacht wurde, dessen

unglaublich freimüthiges und gewogenes Benehmen mich aber immer wieder in der Annahme seiner Redlichkeit bestärkte. Ich hatte endlich alle meine Hoffnung nur noch darauf gesetzt, dass der König doch unmöglich der Aufführung des auf seinen Befehl gegebenen «Rienzi» fern bleiben könnte; an diese Annahme knüpfte ich meine weitere Hoffnung auf eine Annäherung an ihn. Nun meldete mir aber Graf *Redern* mit wahrem Ausdruck der Verzweifelung, dass der König gerade am Tage der ersten Aufführung auf einer Jagd begriffen sein werde. Von Neuem bat ich ihn, alles aufzubieten, um mich der Anwesenheit des Königs wenigstens bei der zweiten Aufführung zu versichern. Da meldete mir endlich mein unermüdlicher Gönner, es sei unbegreiflich, aber es scheine, dass S. M. eine völlige Abneigung dagegen, meinem Wunsche nachzukommen gefasst habe; er habe aus höchst eigenem Munde die harten Worte hören müssen: «Ach, kommen Sie mir wieder mit Ihrem Rienzi!»

In dieser zweiten Aufführung nun begegnete mir ein freundliches Abenteuer. Nach dem effektvollen zweiten Akte schien das Publikum auch mich mit einem Hervorrufe bedenken zu wollen; als ich, um nöthigen Falls dem zu entsprechen, aus dem Orchester in das Vestibüle trat, glitt mein Fuss auf dem glatten Parquet aus, und ich war im Begriff, einen vielleicht nicht unempfindlichen Fall zu thun, als ich mich mit kräftiger Hand am Arm festgehalten fühlte: ich erkannte den *Prinzen von Preussen*, welcher aus seiner Loge getreten war, und sofort die Gelegenheit meiner Habhaftwerdung ergriff, um mich einzuladen, ihm zu seiner Gemahlin zu folgen, welche meine Bekanntschaft zu machen wünsche. Diese, soeben erst in Berlin angekommen, erklärte mir, meine Oper, über welche sie sich sehr freudig äusserte, zwar an diesem Abend zum ersten Male zu hören, jedoch von mir und meinem künstlerischen Charakter bereits seit längerer Zeit auf das Empfehlendste unterrichtet zu sein, und zwar durch die Mittheilungen einer gegenseitigen Freundin, *Alwine Frommann*. Der ganze Eindruck dieser Begegnung, bei welcher der Prinz theilnahmsvoll anwesend blieb, hatte einen ungewöhnlich freundlichen und wohlthätigen Charakter.

In der That war es auch meine alte Freundin *Alwine*, welche in Berlin gewiss nicht nur mit den theilnehmendsten Sorgen allen meinen dortigen Schicksalen folgte, sondern auch, was nur in ihren Kräften stand, aufwendete, um mir Trost und Muth zur Ausdauer zu geben. Fast regelmässig besuchte ich sie des Abends, um in edlerem Gespräche, als der Tagesverkehr es mir ermöglicht hatte, während einer Erholungs-

stunde zum Kampfe gegen die Widerwärtigkeiten des folgenden Tages mich zu stärken. Besonders erfreute mich die warme und verständnissvolle Theilnahme, welche von ihr und unserem beiderseitigen Freunde *Werder*, dem eigentlich mich beherrschenden Gegenstande aller jetzigen Bemühungen, meinem «Lohengrin», gewidmet wurde. Seit der bisher verzögerten Ankunft ihrer vertrauten Gönnerin, der *Prinzessin von Preussen*, glaubte sie auch etwas Näheres über den Stand meiner Angelegenheit beim König erfahren zu können, wiewohl sie mich zu bedeuten hatte, dass eben diese hohe Frau dort in höchster Ungunst stehe, und ihr Einfluss auf den Monarchen sich nur unter der Beobachtung einer eisigen Convention kund geben könne. Auch blieb von dieser Seite her bis zu meiner endlich nicht mehr zu verschiebenden Abreise jede Mittheilung aus.

Da ich andrerseits veranlasst wurde, noch eine dritte Aufführung des «Rienzi» zu dirigiren, und während doch immer noch die Möglichkeit verblieb, eine plötzliche Bescheidung nach Sans-Souci zu empfangen, setzte ich nun einen bestimmten Tag fest, bis zu welchem ich dem Schicksal in Betreff meiner wichtigsten Pläne die Thüre offen lassen wollte. Auch dieser Termin verstrich, und es blieb nun dabei, dass ich meine Berliner Hoffnungen für durchaus gescheitert anzuerkennen hatte.

Es war eine üble Stimmung, in welcher ich zu diesem Schlusse mich entschied. Ich entsinne mich, selten von dem Einfluss kalter und nasser Witterung, und eines ewig grauen Himmels so armselig bedrückt gewesen zu sein, als in diesen letzten schlimmen Berliner Wochen, wo Alles, was ich ausserhalb meiner unmittelbaren Leidenssphäre erfuhr, mit bleierner Entmuthigung auf mich drückte. So meine Unterhaltungen mit *Hermann Franck* über die sozialen und politischen Zustände, welche damals durch den verunglückten Versuch des vom König von Preussen berufenen vereinigten Landtages eine besonders düstre Färbung erhalten hatten. Ich hatte zu Denjenigen gehört, welche anfänglich dieser Unternehmung eine hoffnungsvolle Bedeutung beizumessen gestimmt waren; von einem so kenntnissvollen Mann, wie *Franck*, alles hierauf bezügliche Persönliche und Thatsächliche näher beleuchtet zu erhalten, war mir nun wahrhaft erschreckend. Aus allen seinen ohne jede Leidenschaftlichkeit mitgetheilten Ansichten hierüber, sowie über den preussischen Staat selbst, die von ihm vermeintlich vertretene deutsche Intelligenz, sowie die ihm allgemein zugesprochene grosse Sicherheit und Geordnetheit der Verwaltung des öffentlichen Wesen's,

mussten so vollständig jede bisher in diesem Bezug gefasste günstige und hoffnungsvolle Meinung zerstören, dass ich mich wie im Chaos angelangt sah, wenn ich von hieraus auf eine gedeihliche Gestaltung Deutschland's noch zu blicken versuchte. Hatte ich von meiner Dresdener Misère aus auf die Möglichkeit, welche mir der Gewinn der Theilnahme des Königs von Preussen für meine Ideen zu bieten schien, mit Hoffnung ausgesehen, so konnte ich nun der furchtbaren Hohlheit, welche nach jeder Seite hin mir das Wesen der Dinge aufdeckte, in keiner Weise mehr meine Erkenntniss verschliessen.

In dieser tief verzweifelten Stimmung machte es auf mich einen fast nur sonderbaren Eindruck, als bei meinem Abschiedsbesuch Graf *Redern* mit höchst niedergeschlagener Miene die soeben erhaltene Nachricht von *Mendelssohn's* Tode mir meldete. Ich blieb entschieden ohne Verständniss dieses Schicksalszuges, von welchem mich zunächst nur die augenfällig kummervolle Wirkung auf *Redern* betroffen machte. Jedenfalls blieb ihm bei diesem immerhin peinlichen Abschiede von mir hierdurch die Unannehmlichkeit einer ausführlicheren und herzlichen Explication über meine eigene, seinem Mitgefühl so nahe gebrachte Lage erspart.

So blieb mir denn für Berlin nur noch die Nöthigung der Berichtigung des Verhältnisses meiner materiellen Erfolge zu meinen materiellen Opfern übrig. Für einen Aufenthalt von zwei Monaten, an welchem schliesslich meine Frau und selbst meine Schwester *Klara*, beide durch den verhofften ungemeinen Succès der Berliner Aufführung des «Rienzi» angezogen, Theil genommen hatten, fand es sich, dass mein alter Freund, der Intendant *Küstner*, durchaus zu keiner Entschädigung sich veranlasst fühlte. Aus seiner mit mir gepflogenen Korrespondenz konnte er mir mit unwiderleglicher juristischer Präcision nachweisen, dass seinerseits nur der «Wunsch» meiner Mitwirkung bei dem Einstudiren des Rienzi, keineswegs aber eine «Einladung» hierzu ausgesprochen worden war. Da mir nun durch des Grafen *Redern* heftige Trauer über *Mendelssohn's* Tod es abgeschnitten war, diesen um Vermittlung für so gemeine persönliche Interessen anzugehen, blieb mir nichts übrig, als die Wohlthat *Küstner's* dankbar anzunehmen, welcher mir die Tantième für die drei stattgehabten Aufführungen vorschussweise auszahlen liess. In Dresden war man verwundert, dass ich mir von dorther einigen Gehaltvorschuss zu meiner Auslösung aus dieser glänzenden Berliner Unternehmung erbitten musste. — Als ich mit meiner Frau in abscheulichster Witterung durch die öden Marken auf meinem Heimwege dahin-

fuhr, glaubte ich diejenige tief verzweiflungsvolle Lebensstimmung zu empfinden, in welche ich wohl nur einmal und nie wieder versinken können würde. Doch ergötzte es mich, schweigend in den grauen Nebel aus dem Waggon hinausblickend, meine Frau in einen Disput mit einem reisenden Handlungsbeflissenen gerathen zu hören, welcher zu gefälliger Unterhaltung sich sehr wegwerfend über die «neue Oper Rienzi» ausgelassen hatte. Mit grosser Wärme, ja Leidenschaftlichkeit, berichtigte meine Frau verschiedene Irrthümer des feindseligen Mannes, und brachte zu ihrer grossen Befriedigung von ihm das Bekenntniss heraus, dass er selbst die Oper gar nicht gehört habe, sondern nur nach dem Hörensagen und den Rezensionen zu seiner Ansicht gelangt sei, was ihm denn meine Frau auf das Ernstlichste verwies, «weil man nicht wissen könne, wen man mit so etwas in Zukunft verletze».

Mit diesem einzigen erheiternd tröstlichen Eindrucke gelangte ich nach *Dresden* zurück, wo nun die besonderen Folgen der ausgestandenen Berliner Widerwärtigkeiten sogleich in den bedauernden Bezeigungen meiner Bekannten mir entgegentraten. Die Zeitungen hatten von einem entschiedenen Durchfalle meiner Oper berichtet. Zu meiner besonderen Pein hatte ich diesen Widerwärtigkeiten durch heitere Miene und die Versicherungen, dass es keineswegs so schlimm stehe, im Gegentheil mir vieles Erfreuliche widerfahren sei, zu begegnen.

Diese mir ungewohnte Bemühung setzte mich in ein sonderbares Parallelverhältniss zu der bei meiner Rückkunft in Dresden vorgefundenen Situation, in welcher ich *Ferdinand Hiller* antraf. Dieser hatte ungefähr gleichzeitig hier seine neue Oper «Conradin von Hohenstaufen» zur Aufführung gebracht. Mit diesem während seiner Ausarbeitung vor mir verheimlichten Werke, in welchem Dichter und Komponist die Tendenzen und Effecte meines «Rienzi» mit denen meines «Tannhäusers» auf eine für Dresden besonders glückliche Weise combinirt zu haben vermeinten, glaubte *Hiller* nach den in meiner Abwesenheit stattgefundenen drei Aufführungen eines durchgreifenden Erfolges sich versichert zu haben. Da er sich auf der Abreise nach Düsseldorf, wohin er als Konzertdirektor berufen worden war, befand, empfahl er mir sein Werk mit ungemeiner Zuversicht zur weiteren Pflege, wobei er bedauerte, mir nicht die Direktion desselben zuweisen gekonnt zu haben. Er gab zu, dass er den grossen Erfolg zum Theil wohl der wunderbar glücklichen Darstellung, namentlich der Männerrolle des «Conradin» durch meine Nichte *Johanna*, zu verdanken habe; diese liess sich mir mit gleicher Zuversicht wiederum dahin vernehmen, dass *Hiller*'s Oper ohne sie

allerdings wohl nicht so ausserordentlich durchgeschlagen haben würde. Ich war nun wirklich gespannt, diess glückliche Werk und seine so erfolgreiche Darstellung selbst kennen zu lernen, was, nachdem *Hiller* nebst Familie Dresden gänzlich verlassen hatte, durch eine angekündigte vierte Vorstellung mir ermöglicht werden sollte. Als ich beim Beginn der Ouvertüre den Saal betrat, um meinen Sitz im Parquet einzunehmen, befiel mich ein seltsames Erstaunen, bis auf einige kaum bemerkbare Ausnahmen sämmtliche Zuschauerplätze vollkommen leer zu finden. Auf dem entgegengesetzten Ende der von mir eingenommenen Bank bemerkte ich den Dichter des Sujets, den sanften Maler *Reinike*. Wir rückten ungenirt gegen die Mitte des Raumes zusammen, und unterhielten uns über den wunderlichen Zustand, in welchem wir uns befanden. Ich vernahm von ihm wehmüthige Klagen über *Hiller*'s musikalische Ausführung seiner Dichtung; das Geheimniss des Irrthums, in welchen *Hiller* über den Erfolg seines Werkes gerathen, liess er, offenbar in grosser Bestürzung über den unwiderleglichen Fall der Oper, mir selbst unaufgeklärt. Ich erfuhr nun von anderwärts her, wie es *Hiller* möglich geworden war, sich in so grosse Selbsttäuschung zu versetzen. Frau *Hiller*, selbst aus Polen stammend, hatte es verstanden, ihre zahlreichen in Dresden sich aufhaltenden Landsleute, gemeiniglich eifrige Theaterbesucher, in ihren sehr häufigen Réunions für die Oper ihres Mannes zu werben. Diese Freunde hatten in der ersten Vorstellung mit gewohntem Feuer das Publikum zu Beifallkundgebungen angeführt, selbst aber so wenig Gefallen an dem Werke gefunden, dass sie in der zweiten, an und für sich schwach besetzten Aufführung ausgeblieben waren, wodurch der Erfolg der Oper so gut als ungünstig entschieden galt. Jetzt wurde alles aufgeboten, um an einem Sonntage, an welchem das Theater von selbst sich zu füllen pflegte, mit dem Aufruf an alle nur erdenklichen polnischen Hülfskräfte für den Beifall, eine dritte Aufführung zu Stande zu bringen. Diess geschah: die polnische Theateraristocratie erfüllte mit gewohnter Ritterlichkeit ihre Pflicht gegen das hülfsbedürftige Paar, in dessen Salon man so oft angenehmen Soireen beigewohnt hatte. Wiederum ward der Komponist gerufen, alles ging glücklich, und nun hielt sich *Hiller* an die Erfahrung von dem Charakter der dritten Aufführung eines neuen Werkes, nach welchem feststand, dass der Erfolg dieser der Ausschlag gebende sei, gerade wie es sich beim «Tannhäuser» ebenfalls erwiesen hatte. Das Künstliche dieses Vorganges stellte sich nun aber eben mit dieser vierten von mir erlebten Vorstellung, zu deren Besuch niemand mehr dem abgereisten

Komponisten verpflichtet war, heraus. Auch meine Nichte war beschämt, und fand, dass doch selbst die vortrefflichste Leistung einer Sängerin eine solche langweilige Oper nicht zu halten vermöchte. Während wir so dem Elend zusahen, gelang es mir, einige schon im Sujet begründete auffallende Schwächen und Fehler dem Dichter nachzuweisen; dieser berichtete darüber an *Hiller*, worauf ich aus Düsseldorf ein warmes Freundschaftsschreiben erhielt, mit der Anerkennung des begangenen Unrechtes, seiner Zeit meinen Rath für das Sujet von sich gewiesen zu haben. Nicht undeutlich ward mir zugleich zu verstehen gegeben, dass es wohl noch Zeit sei, nach meinen Angaben die Oper zu verändern, bei welcher Gelegenheit ich mir das grosse Verdienst erwerben könnte, ein doch offenbar gut intentionirtes und in seiner Art bedeutendes Werk dem Repertoire zu erhalten, — wozu es jedoch nicht kam.

Hiergegen erfuhr ich die kleine Genugthuung, dass mir noch von zwei Aufführungen meines «Rienzi» in Berlin berichtet wurde, um deren guten Erfolg, wie er selbst mir meldete, Kapellmeister *Taubert* durch äusserst effektvolle Zusammenstreichungen sich verdient gemacht zu haben glaubte. Immerhin musste meiner eigenen Ueberzeugung nach auf einen dauernden und gewinnbringenden Erfolg meiner Berliner Unternehmung durchaus verzichtet werden, und so konnte ich Herrn *v. Lüttichau* länger nicht verbergen, dass, wenn ich mit nöthigem gutem Muthe ferner aushalten sollte, ich auf einer Verbesserung meines Gehaltes bestehen müsste, da ich auf auswärtige, bedeutende und meinem unglücklichen Opernverlagsgeschäfte günstige Erfolge nicht rechnen, bei der Beschränkung meines an und für sich so dürftigen Gehaltes aber unmöglich bestehen könnte. Ich verlangte nichts weiter, als Gleichstellung mit meinem Kollegen *Reissiger*, was mir auch von Anfang an in nächste Aussicht gestellt worden war.

Bei dieser Lage der Dinge schien nun Herrn *v. Lüttichau* die Zeit gekommen, wo er mir meine Abhängigkeit von seinem, nur durch gehörige Fügsamkeit mir zuzusichernden, guten Willen fühlen zu lassen habe. Nachdem ich mich um die Gunst der gewünschten mässigen Gehaltserhöhung in persönlicher Audienz der Gnade des Königs empfohlen hatte, versprach mir zwar Herr *v. Lüttichau*, den seinerseits unerlässlichen Bericht über meine Angelegenheit im empfehlendsten Sinne auszufertigen. Wie gross war aber meine Bestürzung und Beschämung, als er mir eines Tages diesen seinen vom König wieder zurückgelangten Bericht zur Eröffnung des Bescheides mittheilte. In ihm war ausgeführt,

dass ich durch Ueberschätzung meines Talentes, leider auch durch thörichte Verwöhnung Seitens verschiedener exaltirter Freunde (unter welche er Frau *v. Könneritz* zählte), zu der Meinung veranlasst worden wäre, mindestens gleiche Berechtigung zu Erfolgen, wie sie *Meyerbeer* gewonnen, mir erworben zu haben; hierdurch wäre ich in eine so bedeutende Verschuldung gerathen, dass es allerdings in Betracht zu ziehen sein dürfte, ob meine Entlassung nicht räthlich erschiene, wenn nicht andrerseits mein Fleiss und meine anerkennenswerthen Leistungen, wie sie namentlich in meiner Bearbeitung der *Gluck*'schen «Iphigenie» zur Kenntniss der Direktion gelangt seien, den ferneren Versuch mit meiner Beibehaltung anempfehlen möchten, für welchen Fall dann allerdings an eine Begünstigung meiner materiellen Verhältnisse gedacht werden müsste. Hier konnte ich nicht weiter lesen, und gab starr vor Erstaunen meinem Gönner sein Papier zurück; dem von ihm wahrgenommenen üblen Eindruck auf mich suchte er augenblicklich dadurch vorzubeugen, dass er mir sagte, mein Wunsch sei ja erreicht, die sofort mir zufallenden 300 Thaler könnte ich zur Stunde an der Kasse erheben. Ich entfernte mich schweigend und überlegte mir, was ich der mir angethanen Schmach gegenüber zu thun habe. Es war mir unmöglich, die 300 Thaler zu erheben.

Während nun aber die allerwiderwärtigsten Verlegenheiten mich bedrängten, ward eines Tages im November der Besuch des Königs von Preussen in Dresden gemeldet, und zugleich auf dessen besondern Wunsch eine Aufführung des «Tannhäuser» angesetzt. Wirklich erschien er zu dieser Aufführung mit der sächsischen Königsfamilie im Theater, und wohnte ihr mit augenscheinlichem Interesse von Anfang bis zu Ende bei. Eine sonderbare Erklärung für sein Ausbleiben von den Berliner Aufführungen des «Rienzi», welche der König von Preussen bei dieser Gelegenheit gab, ward mir berichtet: er habe es sich nämlich versagt, eine meiner Opern in Berlin zu hören, weil ihm an einem guten Eindruck davon gelegen sei, und er wisse, dass sie an seinem Theater nur schlecht gegeben werden könnten. — Immerhin gab mir dieses seltsame Ereigniss wenigstens so viel heiteres Selbstvertrauen zurück, als ich bedurfte, um die bewussten 300 Thaler, welche ich so peinlich nöthig hatte, in Empfang zu nehmen.

Auch Herr *v. Lüttichau* schien es sich angelegen sein zu lassen, einigermassen wieder mein Zutrauen zu gewinnen; ich glaubte mir aus seiner ungestörten Freundlichkeit entnehmen zu müssen, dass der gänzlich ungebildete Mensch gar kein Bewusstsein seiner mir angethanen Schmach

hätte. Er kam auf die in meinem zurückgewiesenen Orchestermemoire vorgeschlagenen Orchester-Konzerte zurück, um mich zu bestimmen, solche Musikaufführungen als von der Direction, nicht aber vom Orchester selbst ausgehend, im Theater einzurichten. Nachdem ich zunächst ausgewirkt, dass die Einnahmen davon dem Orchester zufallen sollten, ging ich gern an die Ausführung des Projektes. Nach meinem besondern Plane ward die Bühne des Theaters, vermöge eines das ganze Orchester einschliessenden, äusserst vortheilhaft sich bewährenden Schall-Gehäuses, zu einem seither als ausgezeichnet geltenden Konzertsaale hergerichtet. Von den Aufführungen sollten in Zukunft im Winterhalbjahre sechs stattfinden; da wir diesmal am Schlusse des Jahres nur die zweite Hälfte des Winters noch in Aussicht hatten, wurde für drei Konzerte ein Abonnement eröffnet, durch welches sofort die ganzen Räume des Theaters vom Publikum in Beschlag genommen wurden. Die Vorbereitungen hierfür beschäftigten mich einigermassen günstig zerstreuend, so dass ich mit einer etwas versöhnten, freundlicheren Stimmung mich dem verhängnissvollen Jahre 1848 zuwandte.

Im folgenden Januar ging das erste dieser Kapellkonzerte vor sich, welches schon durch sein sehr ungewöhnliches Programm mir grosse Anerkennung verschaffte. Ich hatte nämlich gefunden, dass, wenn solchen Aufführungen eine wirkliche Bedeutung, gegenüber dem von allem ernsten Kunstgenuss abwendenden bunten Nebeneinander der den verschiedenartigsten Genres angehörenden Musikproduktionen, verliehen werden sollte, nur zweien wohlthätig mit sich abwechselnden Gattungen der eigentlichen Musik hier Raum gegeben werden durfte. Zwischen zwei Symphonien stellte ich ein oder zwei grössere, sonst nicht zu hörende Vokalstücke auf, und liess hierin das ganze Konzert bestehen. Nach einer *Mozart*'schen Symphonie (in D-dur) liess ich sämmtliche Musiker von ihren Plätzen sich zurückziehen, um dafür ein imposantes Gesangpersonal aufzustellen, welches *Palestrina*'s «Stabat mater», nach einer von mir sorgsam bearbeiteten Angabe des Vortrag's, und *Bach*'s achtstimmige Motette: «Singet dem Herrn ein neues Lied» auszuführen hatte; hierauf liess ich das Orchester wieder seine Plätze einnehmen, um die «Sinfonia Eroica» *Beethoven*'s vorzutragen, und damit zu schliessen.

Der Erfolg war ein sehr erhebender, und namentlich eröffnete sich mir, bei meinem immer grösseren Ekel vor dem Befassen mit unserem Opernrepertoir, auf welches ich, gegenüber den selbst von *Tichatscheck* unterstützten Gelüsten meiner Primadonna-süchtigen Nichte, immer mehr an Einfluss verlor, eine etwas tröstliche Aussicht auf eine fernere

Wirksamkeit als musikalischer Dirigent. Da ich zugleich nach meiner Wiederkehr von Berlin die Instrumentation des «Lohengrin» begonnen, und im Uebrigen nach jeder Seite hin einer immer grösseren Resignation in meiner Stimmung Raum gegeben hatte, glaubte ich ruhig den Bestimmungen meines Schicksals entgegensehen zu können, als mich plötzlich eine tief erschütternde Nachricht traf.

Anfang Februar ward mir der Tod meiner Mutter gemeldet. Ich eilte sofort zu ihrem Begräbniss nach Leipzig, und erfreute mich noch mit tiefer Rührung des wunderbar ruhigen und lieblichen Gesichtsausdruckes der Verstorbenen. Sie hatte die langen letzten Jahre ihres früher so thätigen und unruhevollen Lebens in heiterer Behaglichkeit, und endlich fast kindlich gelaunter friedlicher Zerstreutheit zugebracht. Beim Sterben hatte sie mit lächelnd verklärtem Gesicht, wie mit demüthiger Bescheidenheit ausgerufen: «Ach! wie schön, wie lieblich, wie göttlich! Wie verdiene ich denn solche Gnade?» Es war ein schneidend kalter Morgen, als wir den Sarg auf dem Kirchhof in die Gruft senkten; die festgefrornen Erdschollen, welche wir statt der Handvoll leichter Erde dem Gebrauch nach auf dessen Deckel hinabzustreuen hatten, erschreckten mich durch ihr wildes Gepolter. Auf dem Heimweg zum Hause meines Schwager's *Hermann Brockhaus*, wo die Familie auf eine Stunde sich vereinigte, begleitete mich allein *Heinrich Laube*, welcher meine Mutter sehr lieb gehabt hatte. Er äusserte seine Besorgniss über mein ganz ungewöhnlich angegriffenes Aussehen. Dann begleitete er mich noch zum Bahnhof, und hier fanden wir Worte für den ungemeinen Druck der uns auf jeder edlen Bestrebung gegenüber einer gänzlich in das Nichtswürdige versinkenden Zeittendenz zu liegen schien. Auf meiner kurzen Zurückreise nach Dresden kam zum ersten Male mit deutlichem Bewusstsein das Gefühl meiner vollkommenen Vereinsamung über mich, da ich nicht umhin konnte, mit dem Verluste der Mutter auch jedes natürliche Band des Zusammenhanges mit meinen, in eigenen und besonderen Familieninteressen befangenen Geschwistern als gelöst zu erkennen. So machte ich mich dumpf und kalt an das Einzige, was mich erleuchten und wärmen konnte, die Ausarbeitung meines «Lohengrin», und meine altdeutschen Studien.

So kamen die letzten Tage des Februar heran, welche Europa eine neue Revolution bringen sollten. Unter meinen Bekannten gehörte ich zu denjenigen, welche am Wenigsten an einen bevorstehenden, oder überhaupt nur möglichen Umsturz der politischen Welt geglaubt hatten. Meine erste Empfindung von diesen Dingen war mir im Jünglingsalter

aus der Julirevolution und der ihr folgenden lang andauernden systematischen Reaction gekommen. Seitdem hatte ich auch Paris kennen gelernt, und hatte aus allen dort mir offen liegenden Symptomen des öffentlichen Lebens Alles mehr als eine Anlage zu einer grossen revolutionären Bewegung entnommen. Ich hatte die Errichtung der von Louis Philipp durchgesetzten, Paris umgebenden Forts détachés erlebt, dazu mich über die strategische Anlegung zahlreich durch ganz Paris vertheilter, befestigter Wachtposten unterrichten lassen, und stimmte denjenigen bei, welche fortan Alles für vorbereitet hielten, um selbst nur den Versuch einer Erhebung der Pariser Bevölkerung unmöglich zu machen. Als daher am Schlusse des vorangehenden Jahres der schweizerische Sonderbundskrieg, sowie die im Anfange dieses Jahres geglückte sizilianische Revolution aller Augen voll Spannung auf die Wirkung dieser Anregung auf Paris richtete, blieb ich ohne Theilnahme an allen Erwartungen oder Befürchtungen, welche man hieran knüpfte. Zwar drangen die Nachrichten von wachsend unruhigen Auftritten in der französischen Hauptstadt zu uns; doch bestritt ich namentlich gegen *Röckel*, dass hierin etwas Bedeutendes vorliege. Ich sass in einer Probe von «Martha» am Dirigentenpult, als mir *Röckel* in einer Pause, mit der sonderbaren Freude des Rechthabens gegen mich, die neueste Nachricht von der Flucht Louis Philipp's und der Proklamation der Republik in Paris meldete: diess machte allerdings einen mehr als sonderbaren, ja erstaunlichen Eindruck auf mich, wenngleich der Zweifel an der Bedeutung von dem Allem mir noch ein leises Lächeln ermöglichte. Endlich aber wuchs die Aufregung, wie aussen auf allen Seiten, so auch in mir. Die deutschen Märztage kamen heran, von überall langten immer erstaunlichere Nachrichten an; auch im engeren Vaterlande regte es sich von Deputationen und Sturmpetitionen, welchen der König, in von ihm selbst bald anzuerkennender Weise über die Bedeutung dieser Bewegung und der im Lande herrschenden Stimmung getäuscht, längere Tage widerstand. Am Abend eines dieser wirklich bangen und wie von schwüler Gewitterluft erfüllten Tage gaben wir unser drittes grosses Kapellkonzert, welchem, wie den beiden früheren, auch der König mit dem Hofe beiwohnte. Ich hatte zum Beginn desselben diesmal eine Symphonie von *Mendelssohn* in A-moll, gleichsam zu dessen Todesfeier, gewählt; seltsam entsprach die, selbst in gewollten freudigen Ausdrücken immer weichlich gedrückt bleibende Stimmung dieses Tonstückes, der namentlich im Anblick der königlichen Familie herrschenden bangen Beklemmung des gesammten Publikums. Ich verbarg dem

Konzertmeister *Lipinsky* nicht meine Reue über den Missgriff der Bestellung des heutigen Programms, da dieser Symphonie in Moll nun wieder die fünfte Symphonie *Beethoven's*, ebenfalls in Molltonart, folgen sollte; mit wunderlich frivolem Augenstrahlen tröstete mich aber der zuweilen geistvoll excentrische Pole durch den Zuruf: «O, lassen Sie uns nur die zwei ersten Takte der C-moll-Symphonie gespielt haben, dann weiss Niemand mehr etwas davon, ob wir *Mendelssohn* in Dur oder Moll gespielt haben.» Dem Eintritte dieser zwei Takte ging glücklicherweise ausserdem noch der, zu unserer Ueberraschung mit energischer Stimme erhobene, Aufruf eines Patrioten aus der Mitte des Publikums zu einem Lebehoch auf den König voraus, welchem mit ungemeiner Wärme von allen Seiten kräftigst entsprochen wurde. Nun behielt *Lipinsky* vollends Recht: die Symphonie, mit aller leidenschaftlich stürmischen Erregtheit des ersten Satzes, brauste wie ein Jubel-Orkan dahin, und hat wohl selten auf ein Auditorium so gewirkt, wie an diesem Abende. — Es war das letzte dieser von mir vor Kurzem erst eingerichteten Konzerte, welches ich in Dresden zu dirigiren hatte.

Kurz hierauf trat auch die unerlässliche politische Wendung ein. Der König entliess sein Ministerium und erwählte dafür ein neues, aus lauter zum Theil als liberal, zum Theil sogar als wirklich energische Volksfreunde berufenen Männern, welche sofort bei ihrem Antritt alle die bekannten, überall sich gleichen Massregeln zur Begründung einer durchaus volksthümlichen Staatsverfassung proklamirten. Ich war von diesem Ausgang, und namentlich von der herzlichen Freude, welche sich in der ganzen Bevölkerung darüber kund zu geben schien, wahrhaft gerührt: ich hätte viel darum gegeben, dem König auf irgend eine Weise mich nähern, und von seinem mir so wünschenswerth erscheinenden herzlichen Vertrauen in die aufrichtige Liebe des Volkes zu ihm, mich persönlich überzeugen zu können. Abends war die Stadt festlich erleuchtet; der König durchfuhr die Strassen im offenen Wagen: in grösster Aufregung folgte ich seinen Begegnungen mit grösseren Volksmassen, oft sogar im hastigsten Laufe, um zur rechten Zeit da einzutreffen, wo es mich nöthig dünkte, dass ein besonders lebhafter Zuruf das Herz des Fürsten erfreuen und versöhnen sollte. Meine Frau war ganz erschrocken, als sie mich furchtbar ermüdet, und mit völlig heisergeschrieener Stimme spät wiederkehren sah.

Die Wiener und Berliner Ereignisse, mit ihren anscheinend ungeheuren Resultaten, berührten mich eben nur wie interessante Zeitungs-

berichte; die Ausschreibung eines Frankfurter Parlamentes an der Stelle des aufgelösten Bundestages, klang mir befremdlich angenehm. Doch vermochten alle diese noch so bedeutenden Eindrücke mich keinen Tag in meiner genau eingehaltenen Arbeitszeit zu unterbrechen; mit grosser, ja fast stolzer Genugthuung beendigte ich, gerade in den letzten Tagen dieses so ungeheuerlich sich gebärdenden Monates März, die Partitur des «Lohengrin» durch die Instrumentation der Musik zu dem Verschwinden des Grals-Ritters in weite mystische Fernen.

Um diese Zeit meldete sich eines Tages eine junge, in Bordeaux verheirathete Engländerin, Mme *Jessie Laussot*, in Begleitung des kaum achtzehnjährigen *Karl Ritter*, zu einem Besuche bei mir an. Der junge Mann, von deutschen Eltern in Russland geboren, gehörte mit seiner Familie den nordischen Ansiedlerkreisen an, welche in Dresden, der dort so angenehm sich bietenden künstlerischen Genüsse wegen, sich dauernd niederliessen. Ich entsann mich, ihn schon nicht lange nach den ersten Aufführungen des «Tannhäuser» einmal empfangen zu haben, als er mich um meine Namensschrift in ein dem Musikhändler entnommenes Exemplar der Partitur jener Oper gebeten hatte. Von diesem Exemplar erfuhr ich jetzt, dass es eben dieser Frau *Laussot*, welche sich neuerdings bei mir einführen liess, und welche damals bei den Aufführungen zugegen gewesen war, angehört hatte. Mit grosser Schüchternheit drückte die junge Dame, in von mir bis dahin noch nicht erfahrener Weise, ihre Verehrung aus und zugleich ihr grosses Bedauern, durch Familienrücksichten von ihrem Lieblingsaufenthalte in Dresden im Schoosse der Familie *Ritter*, deren grosse, gleich warme Ergebenheit an mich sie mir zu erkennen gab, abgerufen zu sein. Es war ein seltsames und in seiner Art ganz neues Gefühl, mit welchem ich diese jungen Freunde entliess; nach *Alwine Frommann* und *Werder*, aus der Zeit des «fliegenden Holländer's», traf ich hier zum ersten Male wieder auf diesen wie aus längst vertrauter Ferne zu mir dringenden sympathischen Ton, welcher sonst nie aus der Nähe selbst sich mir vernehmen liess. Den jungen *Ritter* lud ich ein, mich nach Belieben zu besuchen, und zu Zeiten mich auf meinen Spaziergängen zu begleiten. Seine ausserordentliche Schüchternheit schien ihn jedoch soweit hiervon abzuhalten, dass ich nur höchst selten ihn bei mir gesehen zu haben mich erinnere. Mehrmals erschien er jedoch sodann mit *Hans von Bülow*, mit dem er genauer befreundet worden war, und welcher bereits die Leipziger Universität als Studiosus juris bezogen hatte. Bei diesem, weit gesprächiger und fliessender sich mittheilenden, jungen Manne gab

eine gleich warme und innige Ergebenheit an mich sich deutlicher und zur Erwiederung veranlassender zu erkennen. An dem letzteren gewahrte ich zuerst die lautsprechenden Abzeichen des nun eingetretenen politischen Enthusiasmus. An seinem, wie an seines Vaters Hute, prangte mir die schwarz-roth-goldene Cocarde entgegen.

Hatte ich überhaupt nach der letzten Vollendung des «Lohengrin» nun Musse, mich etwas nach der Strömung der Ereignisse umzusehen, so konnte ich die lebhafte Gährung, in welche die deutsche Idee und die an ihre Verwirklichung geknüpften Hoffnungen Alles versetzt hatte, nicht länger mehr meiner eigenen, theilnehmenden Empfindung fern halten. Wohl war ich, namentlich durch meinen älteren Freund *Franck* für politisches Urtheil bereits genügend geschult, um mit so Manchem eine erspriessliche Wirksamkeit des nun sich versammelnden deutschen Parlamentes zu bezweifeln; dennoch übte die, wenn auch unklare, doch zuversichtliche allgemeine Stimmung, der überall sich kundgebende Glaube an die Unmöglichkeit einer Rückkehr in die alten Zustände, auf mich ihren unvermeidlichen Einfluss aus. Nur wollte ich statt Reden Thaten, und zwar solche Thaten, durch welche unsere Fürsten unwiderruflich mit ihren alten, dem deutschen Gemeinwesen so hinderlichen Tendenzen brechen sollten. In diesem Sinne begeisterte ich mich sogar zu einem populär-poetischen Aufruf an die deutschen Fürsten und Völker zu einem grossen kriegerischen Unternehmen gegen Russland, da von dorther zuletzt der Druck auf die deutsche Politik ausgeübt schien, welcher namentlich die Fürsten ihren Völkern so verhängnissvoll entfremdet hatte. Eine Strophe lautete:

«Der alte Kampf ist's gegen Osten,
Der heute wiederkehrt:
Dem Volke soll das Schwert nicht rosten,
Das Freiheit sich begehrt.»

Da ich gar keine Verbindung mit politischen Zeitschriften hatte, und ich zufällig erfuhr, dass *Berthold Auerbach* in Mannheim, wo damals die Wogen ziemlich hoch gingen, auf einer derselben sich hatte blicken lassen, so schickte ich an diesen mein Gedicht, mit der Bitte, damit zu thun, was er für gut hielt. Ich habe nie etwas davon gehört, noch gesehen.

Während nun das Frankfurter Parlamentiren losging, und man nicht wohl ersah, wozu dieses gewaltige Reden der allermachtlosesten Menschen führen sollte, machte es einen grossen Eindruck auf mich, von der Haltung der Wiener Bevölkerung, unter der Anführung der

dort so unerwartet mächtig sich gebahrenden akademischen Legion, zu vernehmen, als eben da, im Monat Mai dieses Jahres, ein erster Reaktionsversuch, wie er bereits in Neapel geglückt war, und in Paris unentschieden blieb, mit siegreicher Energie zurückgewiesen wurde. Da ich so weit war, in Volkssachen wenig auf Vernunft und Weisheit, dagegen einzig etwas auf die wirkliche Aktionskraft, wie sie nur die Begeisterung oder das unabweisbarste Bedürfniss gebähren kann, zu geben, so erfasste ich diese Wiener Auftritte, welche, da ich namentlich die gebildetere Jugend mit dem eigentlichen Arbeiterstande gleichmässig dabei betheiligt sah, mit besonderer Wärme, und verwehrte es mir nicht, dieser in einem ebenfalls populär-poetischen Anruf einen Ausdruck zu geben. Diesen sandte ich an die Redaktion der «Oesterreichischen Zeitung», welche auch wirklich, mit meiner vollen Namensunterschrift, es in deren Spalten abdrucken liess.

Nun hatten sich denn auch in Dresden, in Folge des grossen Umschwunges der Dinge, zwei politische Vereine gebildet: der erste nannte sich «deutscher Verein»; in seinem Programm vertrat er die «constitutionnelle Monarchie auf breitester demokratischer Grundlage.» Von der Ungefährlichkeit seiner Tendenz zeugten alsbald die Namen seiner hauptsächlichsten Begründer, unter welchen sich, bei aller breiten demokratischen Grundlage, Freund *Eduard Devrient* und Professor *Rietschel* laut und mannhaft befanden. Dieser Verein, in welchen sich Alles unterzubringen versuchte, was von der Furcht vor der wirklichen Revolution sich getrieben fühlte, rief als seinen Gegensatz einen zweiten, sich «Vaterlands-Verein» nennenden, hervor. In diesem schien nun die «demokratische Grundlage» die Hauptrolle, und die «constitutionnelle Monarchie» nur den nöthigen Deckmantel abgeben zu sollen.

Röckel warb leidenschaftlich für diesen letzteren, da er alles Vertrauen in die «Monarchie» verloren zu haben schien. Es ging dem armen Menschen schlecht genug. Schon längst hatte er jede Hoffnung aufgegeben, in seiner musikalischen Laufbahn sich zu einigem Wohlergehen aufzuschwingen; seine Musikdirektorei war für ihn zum reinen Frohndienst geworden, welcher leider sich so gering lohnte, dass er mit seiner alljährlich anwachsenden Familie unmöglich sich vom Ertrag seiner Stelle erhalten konnte: gegen das Unterrichtgeben, welches in Dresden bei den vielen vermögenden Fremden sich ziemlich lohnte, behielt er in alle Zeiten eine unüberwindliche Abneigung. So schleppte er sich elendiglich im Schuldenmachen dahin, und ersah seit längerer Zeit keine Hülfe für seine Lage als Familienvater, als durch eine Aus-

wanderung nach Amerika, wo er, als *Farmer* selbst vom Naturzustande beginnend, durch seiner Hände Arbeit und seinen erfindungsreichen Kopf, wenn auch mühsam, doch sicher sich und den Seinigen eine bürgerliche Zukunft gründen zu können vermeinte. Auf unseren Spaziergängen unterhielt er mich seit den letzten Jahren bereits fast einzig mit der Ausbeute seiner Lektüre von volkswirthschaftlichen Büchern, deren Lehren er mit Eifer auf die Verbesserung seiner verschuldeten Lage anwendete. So traf ihn die Bewegung des Jahres 1848, in welcher er sich sogleich zu der äussersten, von Paris aus sich drohend bemerklich machenden sozialistischen Seite wendete. Jeder, der ihn kannte, war nun im höchsten Grade über die scheinbar grosse Veränderung verwundert, welche so plötzlich mit ihm vorgegangen, da er erklärte, er habe nun seinen eigentlichen Beruf erkennen gelernt, nämlich den des «Wühlers». Seine Suada, mit der er sich allerdings nie auf die Rednerbühne getraute, entwickelte sich im Privatumgang zu einer betäubenden Energie. Ihm war mit keiner Einwendung beizukommen, und wen er nicht hinzureissen vermochte, den stiess er auf das Unwiederbringlichste ab. Unter der grossen Aufregung durch die Probleme, welche ihn Tag und Nacht beschäftigten, schärfte sich sein Verstand zu der schneidendsten Fähigkeit zur Widerlegung für jeden banalen Einwand, so dass er plötzlich wie der Prediger in der Wüste dastand. Auf jedem Gebiete war er sogleich zu Hause. Der Vaterlandsverein hatte einen Ausschuss zur Ausarbeitung eines Entwurfes einer Vorlage über Volksbewaffnung erwählt; zu diesem wurden ausser *Röckel* und einigen Vollblutdemokraten, auch militärische Sachverständige hinzugezogen, unter welchen sich mein älterer Freund, der ehemalige Bräutigam der *Schröder-Devrient* und Gardelieutenant *Hermann Müller*, befand. Er und ein zweiter Offizier, Namens *Zichlinsky*, waren die einzigen der sächsischen Armee Angehörigen, welche sich der politischen Bewegung anschlossen. An den Sitzungen dieses Ausschusses betheiligte ich mich selbst, wie bei allen diesen Dingen, als Kunstfreund. So viel ich mich entsinne, enthielt die Ausarbeitung dieses endlich zum Druck beförderten Entwurfes wirklich eine sehr gesunde, wenn auch unter den stets fortbestehenden politischen Verhältnissen gewiss unausführbare Grundlage einer wahrhaften Volkswehrverfassung.

Ich selbst fand immer mehr Anregung, über die alle Welt beschäftigenden politischen und endlich sozialen Fragen mich ebenfalls, und allmählich mit wachsendem Eifer vernehmen zu lassen, als ich der schrecklichen Seichtigkeit und aus den abgedroschensten Phrasen zusammen-

gesetzten Beredsamkeit der Wortführer dieser Zeit bei Versammlungen, und überhaupt im persönlichen Umgange, inne ward. Durfte ich annehmen, dass sehr unterrichtete Kenner dieser Dinge, so lange eben dieses sinnlose Durcheinander an der Tagesordnung war, sich von jeder Kundgebung zurückhielten (wie ich diess zu meinem offen ihm ausgesprochenen Leidwesen an *Hermann Franck* wahrnahm), so fühlte ich mich, sobald eben die Gelegenheit dazu lebhaft an mich herantrat, im Gegentheil nun getrieben, nach meinem Ermessen davon, den wesentlichen Inhalt jener Fragen und Probleme zu discutiren. Natürlich spielten hierbei die Tagesblätter eine schrecklich aufregende Hauptrolle. Der Vaterlandsverein, den ich nur gelegentlich, wie um ein Schauspiel zu beobachten, als er in einem öffentlichen Garten tagte, besuchte, hatte als Thema der Vorträge seiner Redner die Untersuchung der Frage: ob Republik oder Monarchie? auf die Tagesordnung gebracht. Mich erstaunte es nun, zu hören und zu lesen, mit welcher unglaublichen Trivialität es dabei herging, und bei Allen es nur darauf hinauslief, zu erklären, dass allerdings die Republik das Beste sei, man sich indessen aber die Monarchie, wenn sie sich gut aufführe, zur Noth noch gefallen lassen könne. Diess veranlasste mich, in Folge mancherlei hitziger Besprechungen hierüber, meine eigene Ansicht über diesen Punkt in einem Aufsatze niederzulegen, welchen ich im «Dresdener Anzeiger», jedoch ohne meine Namensunterschrift, veröffentlichte. Es lag mir hierbei daran, die Aufmerksamkeit der Wenigen, welche es hiemit ernst meinen konnten, von der äusserlichen Form der Staatseinrichtungen auf den Gehalt derselben hinzulenken. Nachdem ich alle, meinem Bedünken sich darstellenden Bedürfnisse und Nöthigungen zur Vervollkommnung der staatlichen und socialen Verhältnisse bis in die idealsten Consequenzen verfolgt und bezeichnet hatte, frug ich, ob diess nicht alles mit einem Könige an der Spitze des Staates auszuführen sei, und verlor mich nun so weit, diesen gedachten König selbst in dem Sinne vorzuführen, dass eben ihm am allermeisten, für die Erreichung seiner eigenen höchsten Zwecke, daran gelegen sein müsse, ein wirklich republikanisch geordnetes Staatswesen zu verwalten zu haben. Allerdings glaubte ich diesem Könige anempfehlen zu müssen, zu seinem Volke in eine vertraulichere Stellung zu treten, als diess ihm durch den Dunst seiner Hofathmosphäre, und die einzig ihm nahe adelige Umgebung möglich sei. Den König von Sachsen bezeichnete ich schliesslich als vom Schicksal auserkoren, in dem von mir gedachten Sinne den übrigen Fürsten Deutschlands mit dem richtigen Beispiele voranzugehen. —

Röckel hielt diesen Artikel für eine wahre Inspiration des Engels der Versöhnung, und da er befürchtete, er werde an seinem Orte viel zu wenig beachtet und beherzigt werden, drang er in mich, in der nächsten Versammlung des Vaterlands-Vereins, da er namentlich auf meinen mündlichen Vortrag grosse Stücke hielt, denselben öffentlich vorzulesen. Durchaus ungewiss, ob ich mich hierzu entscheiden können würde, besuchte ich doch jene Versammlung, und nun war es allerdings das unausstehliche Gesalbader der Reden eines Advokaten *Blöde* und eines Kürschnermeisters *Klette*, welche damals Dresden als einen Demosthenes und Kleon zugleich verehrte, was mir den leidenschaftlichen Entschluss eingab, mich auf der wunderlichen Tribüne mit meinem Blatte einzufinden, und es ungefähr 3000 Menschen mit energischer Betonung vorzulesen.

Der Erfolg hiervon war ganz erschrecklich. Von der Rede des k. Kapellmeisters schien in dem Gedächtniss der erstaunten Zuhörerschaft nichts zu haften, als meine gelegentliche Auslassung gegen die Schranzen des k. Hofes. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von diesem unglaublichen Vorfall. Andern Tages hielt ich eine Probe von «Rienzi», welcher am folgenden Abend gegeben werden sollte; ich wurde von manchen Seiten beglückwünscht über meine aufopferungsvolle Kühnheit: der Orchesterdiener *Eisolt* meldete mir jedoch am Tage der projektirten Aufführung, dass diese abgeändert sei, und gab mir zu verstehen, es habe eine Bewandniss. Wirklich war das schreckliche Aufsehen, welches ich erregt, so gross geworden, dass von Seiten der Direktion bei einer Aufführung des «Rienzi» die unerhörtesten Demonstrationen befürchtet wurden. Jetzt brach denn auch in den Tageblättern ein wahrer Hagel von Verwünschung und Verspottung los, mit welchem man von allen Seiten über mich herfiel, so dass an eine Abwehr gar nicht zu denken war. Sogar die sächsische Communal-Garde hatte ich beleidigt, und ward von dem Commandanten derselben zu einer Ehren-Erklärung aufgefordert. Die unerbittlichsten Feinde, deren Verfolgungen ich bis heutigen Tages ausgesetzt geblieben bin, hatte ich mir aber an den Beamten des Hofes, und namentlich der niederen Regionen derselben, zugezogen. Ich erfuhr, dass sie unausgesetzt, soweit sie dahin gelangen konnten, den König und schliesslich den Intendanten bestürmten, mich sofort aus dem Dienste zu jagen. Ich hielt es desshalb für nöthig, an den Monarchen selbst mit einem Schreiben mich zu wenden, um ihm meine Handlungsweise zwar in dem Licht der begangenen Unbesonnenheit, nicht aber in dem einer sträflichen Handlung

zu zeigen. Diesen Brief übersandte ich an Herrn *v. Lüttichau*, mit der Bitte, ihn an den König gelangen zu lassen, zugleich auch mir einen kurzen Urlaub zu erwirken, um durch einige Entfernung von Dresden der ärgerlichen Aufregung Zeit zur Beruhigung zu lassen. Das auffallende, wahrhaft freundlich besorgte Wohlwollen, welches Herr *v. Lüttichau* mir bei dieser Gelegenheit zeigte, machte auf mich einen nicht unbedeutenden Eindruck, den ich vor ihm keineswegs zu verbergen mich bemühte. Da nun aber im späteren Verlaufe doch einmal die jetzt eben nur verhaltene Wuth über Manches, noch dazu in meinem Aufsatze gänzlich von ihm Missverstandene, aus ihm losbrach, erkannte ich hieran wohl, dass es nicht die Humanität dieses Mannes gewesen war, welche damals so versöhnlich zu mir sprach, sondern vielmehr der Wille des Königs selbst, über welchen ich genau dahin berichtet wurde, dass er, als jene Bestürmungen, und selbst von Herrn *v. Lüttichau* befürworteten Zumuthungen, mich zu bestrafen, an ihn gelangten, mit grösster Bestimmtheit geboten hatte, kein Wort mehr in dieser Angelegenheit an ihn zu richten. Ich glaubte mir nach dieser sehr erhebenden Erfahrung damit schmeicheln zu dürfen, dass der König sowohl meinen Brief, als selbst auch jenen Aufsatz besser, als so sehr viele Andere, verstanden hatte.

Für jetzt (es war im Beginn des Monats Juli) beschloss ich, den mir gewährten kleinen Urlaub, um mich zu zerstreuen, zu einem Ausflug nach Wien zu benützen. Ich reiste dazu über *Breslau*, wo ich den Musikdirektor *Mosewius*, einen alten Freund meiner Familie, aufsuchte, um in seinem Hause einen Abend in lebhafter Unterhaltung, die leider von der politischen Aufregung des Tages nicht frei blieb, zu verbringen. Am Meisten interessirte mich seine ungemein reiche, wenn ich nicht irre, sogar vollständige Sammlung der *Sebastian Bach*'schen Cantaten in vorzüglichen Abschriften. Auch viele drollige und kräftige Musiker-Anekdoten, welche er mit einem ihm besonders eigenthümlichen Humor mittheilte, blieben mir lange Zeit erheiternd in der Erinnerung. Als *Mosewius* im Verlaufe des Sommers mir in Dresden einen Gegenbesuch machte, und ich ihm einen Theil des ersten Aktes von «Lohengrin» am Klavier vorführte, äusserte er ein mir wohlthätiges, wahrhaftes Erstaunen über diese Conception. In späteren Jahren vernahm ich wieder, er habe sich auch nachtheilig und spöttisch über mich ausgelassen, ohne dadurch zu weiterem Nachsinnen weder über die Wahrheit dieser Berichte, noch über den wahren Charakter dieses Mannes veranlasst zu werden, da ich überhaupt an manches Unbegreifliche

mich immer mehr zu gewöhnen hatte. — In *Wien* suchte ich zunächst den Professor *Fischhof* auf, von welchem ich wusste, dass er ebenfalls bedeutende Handschriften, namentlich auch von *Beethoven*, verwahre: von diesen letztern fesselte mich besonders das Original der Sonate in C-moll, opus 111. Von meinem etwas trocken gefundenen neuen Freunde gelangte ich noch zur Bekanntschaft mit Herrn *Vesque von Püttlingen*, welcher sich, als Componist einer von uns auch in Dresden aufgeführten Oper («Jeanne d'Arc») von grosser Trivialität, mit vorsichtigem Geschmack von *Beethoven*'s Namen nur den «Hoven» zugelegt hatte. Wir waren eines Tags bei ihm zum Dîner, und ich lernte in ihm einen ehemaligen vertrauten Beamten des Fürsten Metternich kennen, welcher jetzt mit dem schwarz-roth-goldenen Bande, vollkommen überzeugt wie es schien, der Strömung der Zeit folgte. — Eine interessante Bekanntschaft knüpfte ich mit dem russischen Staatsrath und Attaché der russischen Gesandtschaft in Wien, Herrn *v. Fonton*, an. In *Fischhof*'s Gesellschaft traf ich wiederholt, auch zu Ausflügen in die Umgegend, mit diesem Manne zusammen: es war mir interessant, hier zum ersten Male auf einen hart geschulten Bekenner derjenigen pessimistischen Weltansicht zu stossen, welche schliesslich im consequenten Despotismus die Gewährleistung für eine einzig erträgliche Ordnung der Dinge findet. Nicht ohne Interesse, und gewiss auch nicht ohne Geist (er rühmte sich, in den aufgeklärtesten Schulen der Schweiz seine Bildung genossen zu haben) hörte er meinen enthusiastischen Darstellungen des mir vorschwebenden, zu grossem und entscheidendem Einfluss auf die menschliche Gesellschaft bestimmten Kunstideales an. Da er zugeben musste, dass die Verwirklichung desselben der Kraft des Despotismus nicht beschieden sein könnte, und er somit für meine Bestrebungen keinen Lohn vorauszusehen vermochte, thauete er doch schliesslich beim Champagner zu der humanen Gemüthlichkeit auf, mir die besten Erfolge zu wünschen. — Ich erfuhr späterhin, dass dieser Mann, von dessen Talent und energischem Charakter ich mir damals eine nicht unbedeutende Vorstellung machte, in ziemlich misslicher Lage verschollen ist.

Wie ich nun aber nie ganz ohne ein ernstlicheres Vorhaben irgend etwas unternahm, so hatte ich auch mit meinem Ausfluge nach Wien sogleich den Versuch in das Auge gefasst, meinen Ideen für Reform des Theaters wirksamen Eingang zu verschaffen. Wien, welches damals fünf Theater von genau unterschiedenem Charakter besass, die um jene Zeit sich elend dahinschleppten, schien mir einen besonders

günstigen Boden zu bieten. Ich hatte schnell einen Entwurf ausgearbeitet, nach welchem diese verschiedenen Theater eine Art von Föderativ-Verfassung erhalten, und unter eine sowohl von den aktiven Mitgliedern derselben, als den für sie thätigen litterarischen Kräften gebildete Verwaltung gestellt werden sollten. Ich erkundigte mich nun nach denjenigen, diesem Falle einigermassen nahestehenden, Capacitäten, welchen ich diesen Plan vorlegen könnte. Ausser Herrn *Friedrich Uhl*, mit welchem ich von Anfang herein durch *Fischhof* bekannt geworden war, und welcher mir recht thätig zur Seite ging, nannte man mir noch einen Herrn *Franck* (ich vermuthe, es war derselbe, welcher später ein grösseres episches Gedicht «Tannhäuser» veröffentlichte) und einen Herrn Dr. *Pacher*, einen mir mit der Zeit nicht eben sehr rühmlich bekannt gewordenen Rabulisten und Agenten *Meyerbeer*'s. Der Anziehendste und jedenfalls Bedeutendste der von mir Auserwählten, welche ich eines Tages zu einer Conferenz in *Fischhof*'s Wohnung versammelte, war jedenfalls Dr. *Becher*, ein leidenschaftlicher, vielseitig gebildeter Mann, welcher auf meinen vorgelesenen Entwurf einzig auch mit wahrem Ernste, wenn auch nicht mit glaubenvoller Zustimmung, einging. Ich nahm an ihm eine gewisse Zerrissenheit und Heftigkeit wahr, davon der Eindruck mir nach wenigen Monaten bedeutungsvoll zurückkehrte, als ich von seinem Tode durch Erschiessung als rebellischer Theilnehmer des Wiener Oktober-Aufstandes erfuhr. Jedenfalls hatte ich für jetzt eben nur die Genugthuung, meinen Theaterreform-Plan einigen aufmerksamen Zuhörern vorgelesen zu haben. Es schien Allen im Bewusstsein zu liegen, dass zur Erfassung so friedlicher Reform-Tendenzen jetzt nicht die Zeit sei. — Dagegen glaubte mir *Uhl* einen Begriff von dem, was gegenwärtig die Köpfe der Wiener errege, geben zu müssen, als er mich eines Abends in einen politischen Klubb von vorgerücktester Tendenz führte. Ich hörte da einen Herrn *Sigismund Engländer* sprechen, welcher einige Zeit darauf sich auch in politischen Monatsschriften auffallend vernehmen liess: die Ungenirtheit, mit welcher er und Andere über die gefürchtetsten Personen der öffentlichen Macht in Oesterreich sich an diesem Abend vernehmen liessen, setzte mich fast ebenso in Erstaunen, als die Seichtigkeit der dabei zu Tage tretenden politischen Meinungen. — Einen sehr sanften Eindruck machte mir dagegen Herr *Grillparzer*, dessen Name mir aus meinen frühesten Knabenjahren, von der «Ahnfrau» her, wie eine Fabel in der Erinnerung war, und welchen ich ebenfalls in Theaterreform-Angelegenheiten aufsuchte. Es schien ihn nicht unfreundlich zu berühren, von dem, was ich ihm vorbrachte, zu hören; nur suchte

er auch das Befremden nicht zu verbergen, welches ihm meine unmittelbaren Bestrebungen, und sogar an ihn gerichteten Zumuthungen, einflössten. Er war der erste Theaterdichter, welchen ich in einer Beamten-Uniform gesehen habe.

Nachdem ich auch Herrn *Bauernfeld* in ähnlicher Angelegenheit einen vergeblichen Besuch abgestattet, hielt ich für diesmal Wien für abgethan, und gab mich schliesslich nur noch dem seltsam anregenden Eindrucke des um diese Zeit so sehr in seiner Kundgebung umgestimmten öffentlichen Lebens der bunten Bevölkerung desselben hin. Hatte mich schon die stets die Strassen geschäftig erfüllende «akademische Legion» durch die ungemeine Prägnanz, in welcher an ihr die deutschen Farben zum Vorschein kamen, anregend unterhalten, so ward ich von der gleichen Wirkung endlich sogar belustigt, als ich in den Theatern selbst das Gefrorne von schwarz-roth-gold gekleideter Bedienung serviren sah. Im «Karltheater» der Leopoldstadt sah ich eine neue Posse *Nestroy*'s, in welcher sogar der Fürst *Metternich* vorkam, und auf die an ihn gerichtete Frage, ob er den Herzog von *Reichstadt* vergiftet hätte, als entlarvter Sünder hinter die Coulissen floh. Im Ganzen erweckte die Physiognomie der sonst nur vergnügungssüchtigen Kaiserstadt den Eindruck einer jugendlich kräftigen Zuversicht auf sich, welcher Eindruck mir kurze Zeit darauf zurückkehrte, als ich in den verhängnissvollen Oktobertagen von der energischen Theilnahme der jugendlichen Bevölkerung an der Vertheidigung gegen die Truppen des Fürsten *Windischgrätz* vernahm.

Auf der Rückreise von dort berührte ich *Prag*, wo ich meinen alten Freund *Kittl*, bei ausserordentlich zugenommener Korpulenz, noch im krampfhaftesten Schrecken über die dort erlebten tumultuarischen Ereignisse antraf. Er schien der Meinung zu sein, dass die Auflehnung der *tschechischen* Partei gegen die österreichische Herrschaft ihm ganz persönlich gegolten habe, und namentlich glaubte er sich den Vorwurf machen zu müssen, dass er andrerseits durch seine Composition jenes Operntextes der «Franzosen vor Nizza» von mir, aus welcher eine Art von revolutionärer Arie sehr populär geworden sein sollte, die schreckliche Bewegung jener Zeit besonders angefeuert hätte. — Zu meinem Vergnügen traf ich auf der Rückreise mit dem Dampfschiff den Bildhauer *Hänel* als Gefährten an. Er hatte soeben mit dem Grafen *Albert Nostitz*, welcher ebenfalls mit uns fuhr, seine Geschäfte in Betreff der von ihm gelieferten Statue des Kaiser's Karl IV. beendigt, und war in der heitersten Laune, da ihm, wie er mir bekannte, der höchst missliche Stand des österreichischen Papiergeldes einen ungemein gewinn-

reichen Umsatz seines, dem Vertrag gemäss in Silber empfangenen Honorars gestattete. Es freute mich, ihn dadurch bis zu der Vorurtheilslosigkeit zuversichtlich gestimmt zu sehen, dass er nach unserer Ankunft in Dresden den ziemlich weiten Weg vom Landungsplatze des Dampfschiffes bis in unsere Wohnung im offenen Fiaker in meiner Gesellschaft zurücklegte, trotzdem er sehr gut wusste, welch schreckliches und bedenkliches Aufsehen ich wenige Wochen zuvor am Orte erregt hatte.

Hier schien in der Oeffentlichkeit der Sturm bereits gänzlich sich gelegt zu haben; ich trat in meine gewohnte Funktion und Lebensweise ohne weitere Störung wieder ein. Leider lebten aber auch meine alten Sorgen und Beklemmungen wieder auf: ich hatte Geld zu schaffen, und wusste nicht woher. So sah ich mir denn nun den im vergangenen Winter mir schriftlich mitgetheilten Bescheid auf meine Eingabe um Gehaltserhöhung, welchen ich, bereits durch die Modificationen desselben so heftig angewidert, ungelesen gelassen hatte, zu gründlicherer Kenntnissnahme genauer an. War ich nun bisher der Meinung gewesen, es sei mir von Herrn *von Lüttichau* die erbetene Gehaltszulage, in der immerhin demüthigenden Form einer alljährlich auszuzahlenden Gratification, erwirkt worden, so ersah ich jetzt zu wahrhaft entsetzlicher Beschämung, dass damals eben nur von dieser einmaligen Gratification, keineswegs aber von einer alljährlichen Wiederholung derselben die Rede gewesen war. Ich befand mich bei dieser Erkenntniss nun in dem unverbesserlichen Nachtheile, mit einer Remonstration, wenn ich sie jetzt vornahm, viel zu spät zu kommen, so dass mir nichts anderes übrig blieb, als schweigend mich der so beispiellos schlecht bezahlten Schmach zu fügen. Wandelte sich jedoch hierdurch meine Stimmung gegen Herrn *von Lüttichau*, welche kurz zuvor in Betracht seines vermeintlich gnten Benehmens während des letzten Sturmes sich etwas aufgehellt hatte, in bedenklicher Weise um, so erhielt ich bald noch neuen Grund, selbst in dieser letzten Angelegenheit meine günstigen Annahmen in einer Weise zu berichtigen, welche mich schliesslich unveränderlich gegen jenen erbitterte. Er hatte mir nämlich berichtet, die Mitglieder der k. Kapelle hätten sich durch eine Deputation an ihn um meine Entlassung gewendet, da sie es für ehrenrührig hielten, unter einem politisch so arg kompromittirten Kapellmeister ferner zu dienen, worauf er sie gehörig verweisen und zur Ruhe habe bringen müssen. Alles diess hatte mir *Lüttichau* in eben dem günstigen Lichte gezeigt, welches mich ihm neuerdings gewogen gemacht hatte. Nun erfuhr ich

aber gelegentlich durch die Kapellmitglieder, da es hierüber zu einer Auseinandersetzung kam, dass es hiermit eine fast vollkommen entgegengesetzte Bewandniss gehabt hatte. Von verschiedenen Seiten des Hofbeamtenstandes nämlich waren die Mitglieder der k. Kapelle auf das eifrigste zu einem ähnlichen Akte aufgefordert, und ihnen mit der Ungnade des Königs und dem Verdachte übler Gesinnung gedroht worden. Gegen diese Machinationen nun, und um vor möglichen schlimmen Folgen derselben sich zu sichern, wenn man eben den geforderten Schritt *nicht* thäte, hatten die Musiker durch eine Deputation sich an ihren Chef gewendet, um ihm zugleich die Erklärung abzugeben, dass sie als künstlerische Korporation sich keineswegs berufen fühlten, sich in Dinge zu mischen, die sie nichts angingen. So schwand mir denn der letzte Heiligenschein, mit dem meine alte Anhänglichkeit an ihn Herrn *von Lüttichau* umgeben hatte, und namentlich war es das Gefühl der Beschämung, seinem hinterhaltigen Benehmen gegenüber mich herzlich erregt zu haben, welches mich nun wirklich für immer feindselig gegen diesen Mann einnahm. Mehr als die erlittenen Beleidigungen, bestimmte mich hierbei aber die Erkenntniss meiner vollständigen Unfähigkeit, je noch auf diesen Mann in einer meinen Wünschen für das Emporkommen des Theaters dienlichen Weise einen Einfluss ausüben zu können. Die blosse Aufrechthaltung meiner Anstellung als Kapellmeister, noch dazu bei so ausserordentlich dürftiger und geschmälerter Besoldung, musste mir daher natürlicher Weise immer weniger als berücksichtigenswerth erscheinen. Von jetzt an folgte ich in meiner Beibehaltung dieser Kapellmeisterstelle nur noch den gemeinsten Nöthigungen einer zufälligen unglücklichen Lage. Ich that nichts, um dieselbe zu verschlimmern, aber auch nicht das mindeste, was ihr eine Dauer hätte versichern können.

Zu allernächst hatte ich meinen so übel getäuschten Hoffnungen auf eine Verbesserung meines Einkommens in jeder erdenklichen Weise nachzuhelfen. Ich gerieth auf den Gedanken, mit *Liszt* hierüber mich zu besprechen, und von ihm Vorschläge zur Abhülfe meiner bedrängten Lage mir zu erbitten. — Kurz nach den verhängnissvollen Märztagen, und wenige Zeit vor der Vollendung meiner Lohengrin-Partitur, war er zu meiner freudigsten Ueberraschung eines Tages in mein Zimmer getreten. Er kam damals von Wien, wo er den Barrikaden-Tagen beigewohnt hatte, und begab sich nach Weimar zur dauernden Niederlassung. Wir hatten damals gemeinschaftlich einen Abend bei *Schumann* zugebracht; dort war musizirt, und schliesslich disputirt worden, was

bei einer stark prononcirten Meinungsverschiedenheit *Liszt's* und *Schumann's* über *Mendelssohn* und *Meyerbeer* zu einer völligen Erbosung *Schumann's* geführt hatte, bei welcher Gelegenheit wir gegenüber dem Wirthe, welcher sich für längere Zeit wüthend in seine Schlafkammer zurückzog, in eine sonderbare, in der Unterhaltung auf dem Heimwege uns aber sehr belustigende Verlegenheit gerathen waren. Ich habe selten *Liszt* so ausgelassen aufgeräumt gesehen, als in dieser Nacht, wo er mich und den Konzertmeister *Schubert*, bei empfindlicher Kälte nur im ordinären Frack gekleidet, abwechselnd von Einem zum Andern nach Hause begleitete. Ich benutzte jetzt einige freie Tage des August zu einem Ausfluge nach Weimar, wo ich *Liszt*, unter den bekannten ausserordentlichen Verhältnissen und Beziehungen zum Grossherzog, für dauernd angesiedelt fand. Vermochte er mir auch in meiner Angelegenheit nicht anders, als durch eine schliesslich als erfolglos sich erweisende Empfehlung zur Hülfe zu kommen, so blieb doch die ganze, ebenso herzliche als grossartig anregende Begegnung bei diesem flüchtigen Zusammensein nicht ohne wohlthätigen und ermuthigenden Eindruck auf mich. — Nach Dresden zurückgekehrt, streckte ich mich, so gut es ging, nach meiner Decke, und griff, da jedes andere Mittel mir zu helfen versagte, zu der Auskunft, meinen noch übrigen, in Wahrheit befreundeten Gläubigern in einem gemeinschaftlich an sie gerichteten Schreiben meine Lage aufrichtig mitzutheilen, und sie zu bedeuten, auf unbestimmte Zeit von ihren Forderungen abzustehen, bis einmal die Wendung einträte, ohne welche ich allerdings nie in den Stand gelangen könnte, sie zu befriedigen. Jedenfalls würden sie durch eine solche Erklärung den von mir nicht ohne Grund vermutheten, feindseligen Absichten meines Generaldirektors entgegentreten, welcher aus einem gegentheiligen Benehmen meiner Gläubiger begierig den Vorwand zu den übelsten Schritten gegen mich entnehmen würde. Ohne Zögern wurde diese Erklärung mir gegeben; mein Freund *Pusinelli*, und meine alte mütterliche Bekannte, Frau *Klepperbein*, bekannten sich sogar bereit, vollständig auf die Wiedererstattung ihrer Darlehen zu verzichten. So einigermassen beruhigt, und gegen Herrn *von Lüttichau* betreffs meiner Stellung in der Weise versichert, dass ich es meinem Belieben überlassen konnte, ob und wann ich sie gänzlich aufgeben würde, fuhr ich nun in der strikten Ausübung meiner Kapellmeisterbesorgungen gelassen fort, und nahm vor allem mit grossem Eifer meine nun immer weiter mich tragenden Studien auf.

Von diesem Standpunkte aus sah ich nun der wunderlichen Ent-

wickelung des Schicksales meines Freundes *Röckel* zu. Da jeder Tag ein neues Gerücht über bevorstehende reaktionäre Staatsstreiche und ähnliche Gewaltsamkeiten brachte, glaubte *Röckel* dem vorbeugen zu müssen, und arbeitete zu diesem Zweck einen ausführlich motivirten Aufruf an die Soldaten der sächsischen Armee aus, liess denselben drucken und in zahllosen Exemplaren verbreiten. Dieser Akt erschien der Staatsanwaltschaft zu flagrant; *Röckel* wurde eingezogen, und verbrachte drei Tage, bis durch den Advokaten *Minkwitz* die erforderliche Kaution von 1000 Thalern für ihn gestellt wurde, in der Frohnfeste, während der Prozess auf Hochverrath gegen ihn eingeleitet wurde. Seine Rückkehr in seine Wohnung zu seiner höchst beängstigten Frau und Familie wurde durch eine kleine Strassenfestlichkeit, welche der Vorstand des Vaterlands-Vereines veranlasst hatte, und bei welcher der Befreite in offener Rede als Kämpfer für die Sache des Volkes begrüsst wurde, gefeiert. Von Seiten der Generaldirektion des Hoftheaters erhielt er dagegen, nach einer bereits provisorischen Suspension, seine definitive Entlassung angezeigt. Nun liess sich *Röckel* sogleich von allen Seiten einen langen Bart wachsen, begann die Herausgabe eines nur von ihm redigirten Volksblattes, dessen Erfolg, wie er voraussetzen musste, ihn zugleich für den ausfallenden Musikdirektor-Gehalt entschädigen sollte, und bestellte sich zunächst sogleich ein Expeditions-Lokal für seine Unternehmung in der Brüdergasse. Dieses Blatt lenkte wirklich vielseitig die Blicke auf seinen Verfasser, und zeigte dessen Begabung in einem ganz neuen Lichte. Er verlor sich nie in Dunst und Wortmalerei, sondern beschränkte sich stets auf unmittelbar vorliegende, das gemeine Interesse berührende Fragen, von deren wirklich ruhiger und nüchterner Besprechung er erst zu weiteren Folgerungen auf die mit ihnen zusammenhängenden höheren Interessen hinleitete. Die einzelnen Artikel selbst waren kurz, und enthielten nie etwas Unnöthiges; dabei waren sie so klar gefasst, dass sie dem ungebildetsten Verstande sich belehrend und überzeugend mittheilten. Indem er hierbei immer auf das Wesentliche der Dinge, und nie auf die formelle Umschreibung derselben, durch welche in der Politik so grosse Verwirrung bei der ungebildeten Masse hervorgebracht wird, ausging, gewann er sich bald unter Gebildeten wie Ungebildeten eine nicht geringe Leser-Anzahl. Nur war der Preis des wöchentlich einmal erscheinenden Blättchens zu gering, um ihm einen entsprechenden Gewinn abzuwerfen. Andrerseits musste man ihm voraussagen, dass die Reaktion, käme sie je wieder auf, ihm unmöglich diese Volksblätter verzeihen werde. Sein jüngerer Bruder *Eduard*, welcher um diese Zeit zum

Besuch in Dresden war, erklärte sich bestimmt, eine ihm zwar widerwärtige, aber ziemlich einträgliche Klavierlehrerstelle in England anzunehmen, um so in den Stand gesetzt zu werden, *Röckel*'s Familie erhalten zu können, wenn er, wie voraussichtlich, im Zuchthaus oder gar am Galgen seinen Lohn gefunden haben würde. Da ihn seine übrigen Verbindungen mit allerhand Vereinen ausserordentlich in Beschlag nahmen, beschränkte sich auch mein Umgang mit ihm immer mehr nur auf seltene Spaziergänge. Mit dem wunderlich aufgeregten Menschen, dessen Kopf doch eigentlich immer klar und besonnen blieb, verlor ich mich bei diesen Gelegenheiten oft in die weitesten spekulativen Disputationen. Namentlich hatte er die Umgestaltung aller bürgerlichen Verhältnisse, wie sie uns nach der gewohnten Wahrnehmung vor Augen stehen, durch seine Folgerungen aus einer vollständigen Veränderung ihrer sozialen Grundlage, bereits zu einer sehr zusammenhängenden Darstellung davon ausgebildet. Auf die *Proudhon*'schen und anderer Sozialisten Lehren von der Vernichtung der Macht des Kapitales durch die unmittelbar produktive Arbeit, baute er eine ganz neue moralische Weltordnung auf, für welche er mich allmählich durch einige sehr anziehende Behauptungen darüber selbst in so weit gewann, dass ich nun wieder meinerseits darauf die Realisirung meines Kunstideales aufzubauen begann. So waren es zwei Aeusserungen, die mich in dieser Hinsicht sehr stark betrafen: er wollte in der Zukunft von der Ehe, wie wir sie kannten, nichts mehr wissen. Ich frug dagegen, wie er sich nun vorstelle, dass wir uns, bei dem stets wechselnden Umgange mit jedenfalls sehr bedenklich sich ausnehmenden Frauenzimmern befinden würden? Mit wohlwollender Entrüstung liess er sich da vernehmen, dass wir uns ja gar keinen Begriff von der Reinheit der Sitten im Allgemeinen, wie namentlich auch der Beziehung der Geschlechter zu einander, eine Vorstellung machen könnten, sobald wir nicht die vollkommene Befreiung von dem Druck des Gewerbs-, Zunft- und sonstigen Zwangs-Wesens uns zu verdeutlichen vermöchten. Ich sollte nur bedenken, was ein Weib einzig in seiner Hingebung an einen Mann noch würde bestimmen können, wenn sowohl die Rücksichten auf Geld, Vermögen, Stand, und Familienvorurtheile, sowie die hieraus entstehenden Nöthigungen gänzlich verschwunden seien. — Als ich nun ein anderes Mal frug, woher er denn noch mit freiem Geiste, und gar künstlerisch thätige, Menschen hernehmen wollte, wenn Alles in den gleichen Arbeiterstand aufzugehen habe; so hielt er mir dagegen, dass ja eben dadurch, dass Alles an der nöthigen Arbeit nach seinen Kräften und Befähigungen Theil nehme, die Last und der Begriff der Arbeit

gänzlich aufgehoben würde, und nur noch eine Beschäftigung übrig bleiben könnte, die endlich durchaus einen künstlerischen Charakter annehmen müsste, wie es denn schon jetzt erwiesen sei, dass ein Feld, von einem einzigen Bauer mühsam bearbeitet, unendlich weniger ergiebig sei, als wenn es von Mehreren im Sinne des Gartenbaues gepflegt würde. Diese und ähnliche, mit wirklich schöner Emphase von *Röckel* mir eröffneten Andeutungen leiteten mich selbst zu weiterem Nachdenken und meinem Sinne genehmer Ausbildung von Vorstellungen einer möglichen, meinen höchsten Kunst-Idealen gänzlich, ja einzig entsprechenden Gestaltung der menschlichen Gesellschaft an.

Zunächst richtete ich meine Gedanken in diesem Bezug sogleich wieder auf das Naheliegende, indem ich das Theater in das Auge fasste. Die Veranlassung hierzu kam von Innen und Aussen. Nach dem neuesten, gänzlich demokratischen Wahlgesetz stand eine Erneuerung der sächsischen Volksvertretung bevor; die Wahl gänzlich radikaler Abgeordneter, wie sie fast überall vollzogen worden war, liess, wenn die Bewegung Dauer gewann, die ausserordentlichsten Veränderungen auch im Staatshaushalte voraussehen. Allgemein schien man entschlossen, auch die königl. Civilliste einer strengen Revision zu unterwerfen: alles überflüssig dünkende im Hofhaushalt sollte beseitigt werden; das Theater, als eine unnütze Unterhaltungsanstalt für einen verdorbenen Theil des Publikums, war mit der Entziehung der auf der Civilliste ihm ausgesetzten Subvention bedroht. Ich fühlte mich nun bestimmt, im Interesse der dem Theater von mir zuerkannten Bedeutung, den Herren Ministern die Belehrung der Abgeordneten darüber an die Hand zu geben, dass das Theater, wenn es wohl in seiner jetzigen Wirksamkeit keiner Opfer des Staats werth wäre, zu noch bedenklicherer, und der öffentlichen Gesittung gefährlicherer Tendenz herabsinken würde, wenn man es jeder auf das Ideale gerichteten Aufsicht desselben Staates entziehen wollte, welcher andrerseits den Kultus und die Schule in förderlichen Schutz zu nehmen sich berufen fühlte. Alles kam mir demnach darauf an, die Grundzüge einer Organisation des Theaters festzusetzen, nach welcher diesem die Erfüllung seiner edelsten Tendenzen ermöglicht und gesichert sein sollte. Somit arbeitete ich einen Plan aus, dem gemäss dieselbe Summe, welche auf der k. Civilliste für die Haltung eines Hoftheaters ausgesetzt war, für die Gründung und Unterhaltung eines Nationaltheaters für das Königreich Sachsen verwendet werden sollte. Die sehr kombinirten Einzelnheiten meines Entwurfes bezeichnete ich bei der Angabe ihrer praktischen Ausführbarkeit mit so grosser Präcision, dass ich meine Arbeit

für fähig halten konnte, den Ministern einen tauglichen Leitfaden für die Behandlung dieser Angelegenheit vor den Kammern an die Hand zu geben. Es kam nun darauf an, mit einem der Minister selbst hierfür mich in das Vernehmen zu setzen. Ich war der Meinung, mich dafür an den Kultusminister wenden zu müssen. Als solcher fungirte damals Herr *von der Pfordten*. War dieser auch bereits im Geruch einer bedenklichen politischen Geschmeidigkeit, und des Strebens nach Verwischung des Ursprunges seiner politischen Erhebung durch eine bewegungsvolle Zeit, so galt er doch als ehemaliger Professor für einen Mann, mit dem über einen Gegenstand, wie er mir am Herzen lag, wohl zu reden war. Ich erfuhr aber, dass die eigentlichen Kunstanstalten des Königreiches, wie die Akademie der bildenden Künste, denen ich mit besonderem Eifer das Theater zugezählt wissen wollte, unter das Ressort des Ministers des Innern gestellt waren. Diesem, dem biederen, aber wohl nicht sehr gebildeten und kunstempfänglichen *Oberländer*, stellte ich daher meinen Entwurf zu, nachdem ich jedoch auch bei Herrn *von der Pfordten* mich gemeldet hatte, um diesem, aus den angedeuteten Rücksichten, mein Anliegen zugleich zu empfehlen. Der, wie es schien, sehr beschäftigte Mann empfing mich höflich und allgemeinhin versicherungsvoll, benahm mir aber durch sein ganzes Wesen, ja durch den Eindruck seiner Physiognomie, jede Hoffnung, bei ihm auf das von mir ihm angemuthete Verständniss zu treffen. Bei dem Minister *Oberländer* beruhigte mich sofort der schlichte Ernst, mit dem er mir genaues Eingehen auf die Sache versprach. Leider hatte er mir aber sogleich mit einfachster Aufrichtigkeit zu Herzen zu führen, wie wenige Hoffnung er hegen könnte, vom König selbst die Autorisation zur ausserordentlichen Behandlung einer bisher der Routine überlassenen Frage zu erhalten: es sei nicht zu verkennen, dass der König zu seinen jetzigen Ministern, und namentlich zu ihm, in einem gezwungenen, vertrauenslosen Verhältnisse stehe; er gelange nie dazu, mit dem Monarchen in einen andern Verkehr zu treten, als den, welchen die strikte Erledigung der laufenden Geschäfte unerlässlich mache. Er glaube daher, es sei besser, wenn mein Plan von Seiten der Kammer in Anregung gebracht würde. — Da ich zunächst eben nur dem vorbeugen wollte, dass die Frage des Fortbestehens des Hoftheaters, falls sie bei der Diskussion der zu erneuernden k. Civilliste auftauche, in dem befürchteten kenntniss- und verständnisslosen radikalen Sinne behandelt würde, liess ich mich nun auch die Mühe nicht verdriessen, einigen der einflussreichsten neuen Kammer-Mitglieder mich bekannt zu machen. Hiermit gerieth ich denn in eine ganz neue, sonderbare Sphäre, und hatte

Stimmungen und Personen kennen zu lernen, die mir bisher gänzlich fremd geblieben waren. Beschwerlich war es mir, diese Herren immer nur im dichtesten Tabaksdampf und beim Bier antreffen, und über meine ihnen so fremdartige Angelegenheit unterhalten zu können. Nachdem ein Herr *von Trütschler*, ein sehr schöner, energischer, von finsterem Ernste beseelter Mann, der eine Zeit lang ruhig mich angehört, mir eröffnet hatte, dass er vom *Staate* nichts mehr wisse, sondern nur noch von der *Gesellschaft*, und dass diese auch ohne ihn und mich wissen werde, wie sie sich zur Kunst und zum Theater zu verhalten habe, gab ich, von sonderbar gemischter Beschämung erfüllt, für jetzt sowohl meine Bemühungen, als auch meine Hoffnungen auf. — Ich erfuhr von der ganzen Angelegenheit nichts anderes wieder, als dass sie, wie mir aus einer späteren Begegnung mit demselben es sich kundthat, zur Kenntniss des Herrn *v. Lüttichau* gelangt war, und diesen mit neuer Feindseligkeit gegen mich erfüllte.

Auf meinen nun gänzlich vereinsamten Spaziergängen arbeitete ich dagegen in meinem Kopfe, zu meiner grossen Gemüthserleichterung, immer mehr die Vorstellungen von einem Zustande der menschlichen Gesellschaft aus, zu welchem die kühnsten Wünsche und Bestrebungen der, damals im Aufbau ihrer Systeme so thätigen Sozialisten und Communisten, mir eben nur die gemeine Unterlage boten, während eben diese Bestrebungen erst von da ab Sinn und Bedeutung für mich gewannen, wo ich sie am Ende der erzielten politischen Umwälzungen und Konstruktionen angelangt sah, um dort nun mit meiner, der Kunst zugewandten Neubildung meinerseits zu beginnen.

Zu gleicher Zeit beschäftigte mich der Gedanke eines Drama's, dessen Held der Kaiser *Friedrich Barbarossa* sein sollte. Der Begriff des Herrscher's war hier in seiner kraftvollsten und ungeheuerlichsten Bedeutung aufgefasst; sein würdiges Weichen vor der Unmöglichkeit der Behauptung seiner idealen Ansprüche sollte, wie es die Theilnahme für den Helden erweckte, zugleich die richtige Erkenntniss der eigenthätigen Vielgestaltetheit der Dinge dieser Welt geben. Von diesem Drama, welches ich in populären gereimten Versen, im Style unsrer mittelhochdeutschen epischen Dichter, für welchen mir namentlich das Gedicht «Alexander» vom Pfaffen *Lambert* vorschwebte, ausführen wollte, habe ich nur mit wenigen Zeilen die alleräussersten Umrisse aufgezeichnet. Die Vertheilung der Handlung war folgendermaassen für fünf Akte bestimmt. Erster Akt: Reichstag in den ronkalischen Feldern, Darlegung der Bedeutung der kaiserlichen Gewalt, welche selbst auf die Belehnung mit Wasser

und Luft sich erstrecken sollte. Zweiter Akt: Belagerung und Einnahme Mailands. Dritter Akt: Abfall Heinrich's des Löwen und Niederlage bei Ligano. Vierter Akt: Reichstag zu Augsburg, Demüthigung und Bestrafung Heinrich's des Löwen. Fünfter Akt: Reichstag und grosse Hofhaltung zu Mainz, Frieden mit den Lombarden, Versöhnung mit dem Papste, Annahme des Kreuzes, und Aufbruch nach dem Morgenlande. Mein Interesse an der Ausführung dieses dramatischen Planes ward jedoch, sogleich beim Erfassen, durch die mächtigere Anziehungskraft, welche die mythische Behandlung des mir hierbei aufgehenden gleich gearteten Stoffes in der Nibelungen- und Siegfried-Sage auf mich ausübte, verdrängt. Zunächst führte mich noch diese von mir erkannte Gleichartigkeit der hier sich berührenden Geschichte und Sage, zu einer Aufzeichnung einer Abhandlung hierüber, wozu einige auf der k. Bibliothek vorgefundene Monographien von Verfassern, deren Namen mir entfallen sind, welche mir aber in anziehender Weise Belehrungen über das Ur-Königthum der Deutschen gaben, mich befähigten und anregten. — Diesen grösseren Aufsatz, mit welchem ich schliesslich von der Neigung zur Behandlung eines historischen Stoffes für das recitirende Drama mich gänzlich abwandte, veröffentlichte ich später unter dem Titel: *«Die Wibelungen»*.

Im nächsten Zusammenhange hiermit schritt ich nun dazu, die sehr kombinirte, und doch auf ihre Hauptzüge zusammengedrängte Gestalt, zu welcher in mir der eigentliche uralte Nibelungen-Mythos, in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Götter-Mythos selbst, sich ausgebildet hatte, zu deutlicher Uebersicht aufzuzeichnen. Aus dieser Arbeit ging mir die Möglichkeit hervor, einen Hauptbestandtheil des Stoffes selbst zu einem Drama mit musikalischer Aufführung zu verwenden. Nur langsam jedoch und mit grossem Zögern wagte ich mit dieser Möglichkeit mich zu befreunden, da namentlich der praktische Sinn der Verwerthung einer solchen Arbeit für unser Theater wahrhaft erschreckend mir entgegentrat. Es bedurfte allerdings des Eintrittes der vollsten Verzweiflung an jeder Möglichkeit, mich ferner mit unserm Theater zu befassen, bis ich den Muth zum Angriff dieser neuesten Arbeit gewann. Bis dahin trieb ich mich noch mit fast gleichgültiger Haltung zwischen den anderseitigen Möglichkeiten eines Bestehens unter den herrschenden Zuständen umher. In Betreff des «Lohengrin» war ich soweit, nichts anderes als eine möglichst gute Aufführung auf dem Dresdener Theater zu erwarten, und für alle Fälle und alle Zeiten mich damit zu begnügen, wenn ich nur diese erreichte. Herrn *v. Lüttichau* hatte ich seiner Zeit die

Vollendung der Partitur angezeigt, in Betracht der Ungunst der damaligen Verhältnisse es ihm aber gänzlich freigestellt, über die Aufführung meines Werkes gelegentlich zu bestimmen.

Unterdessen kam die Zeit heran, wo der Archivar der k. musikalischen Kapelle sich erinnerte, dass jetzt vor 300 Jahren der Grund zu diesem fürstlichen Institute gelegt worden sei, und man folglich ein Jubiläum zu feiern habe. Hierfür war ein grosses Festkonzert im Theater bestimmt, in welchem Kompositionen der sächsischen Kapellmeister aller Zeiten, seit dem Bestehen dieser Anstalt, ausgeführt werden sollten. Die sämmtlichen Musiker, mit ihren beiden Kapellmeistern an der Spitze, hatten zuvor dem Könige in Pillnitz ihre dankende Huldigung darzubringen, bei welcher Gelegenheit zum ersten Male ein Musiker zum Ritter des sächsischen Civil-Verdienst-Ordens erhoben wurde: dieser Musiker war mein, bis dahin vom Hofe und vom Intendanten sehr geringschätzig behandelter Kollege *Reissiger,* welcher aber durch schreiende Loyalität in dieser bedenklichen Zeit, namentlich mir gegenüber, sich in äusserst günstiges Licht bei unseren Vorständen gesetzt hatte. Er ward von der nicht minder loyalen Versammlung, welche an dem Festkonzertabende die Theaterräume erfüllte, mit Jubel begrüsst, als er mit dem unerhörten Orden geschmückt vor dem Publikum erschien. Auch seine Ouvertüre zu «Yelva» rief einen nie ihm widerfahrenen enthusiastischen Beifallssturm hervor, wogegen das erste Finale aus «Lohengrin», welches als Leistung des jüngsten Kapellmeisters vorgeführt wurde, eine, wiederum mir von Seiten des Dresdener Publikums ungewohnte, laue Aufnahme fand. Nach dem Konzert fand noch Festsouper statt, bei welchem, da nun doch mancherlei geredet wurde, auch ich sehr ungenirt der Kapelle meine Ansichten über das, was zu ihrer Vervollkommnung in der Zukunft noch wünschenswerth sei, mich laut und bestimmt aussprach. Hierbei äusserte *Marschner,* welcher in seiner Qualität als ehemaliger Dresdener Musikdirektor zur Mitfeier des Jubiläums eingeladen war, dass ich mir durch meine zu gute Meinung von den Musikern viel schaden würde. Ich sollte doch nur bedenken, mit welchen ungebildeten, nur für ihr Instrument abgerichteten Leuten ich hier zu thun hätte, und ob man da, wenn man ihnen von Kunstbestrebungen vorrede, etwas anderes als Verwirrung oder wohl gar böses Blut machen könne? — Von schönerer Erinnerung als diese Festlichkeiten ist die stille Gedenkfeier *Weber's* auf mich geblieben, welche uns am Morgen dieses Jubeltages auf dem Kirchhofe zur Bekränzung des Grabes desselben vereinigt hatte. Da hierbei Niemand ein Wort fand, und auch *Marschner* nur einen

höchst trockenen, ja fast burschikos klingenden Gruss an den dahingeschiedenen Meister herausbrachte, fühlte ich mich gedrungen, in einigen herzlichen Worten der beabsichtigten Erinnerungsfeier ihren Ausdruck zu geben.

Diese kurze Unterbrechung durch künstlerische Anregung verlor sich schnell wieder vor den neuen Eindrücken, welche aus der politischen Welt auf Alles daher drangen. Die Wiener Oktober-Ereignisse verbreiteten auch bei uns leidenschaftlichste Theilnahme; rothe und schwarze Plakate starrten, mit Aufrüfen zu Zuzügen nach Wien, mit Verwünschung der «rothen Monarchie» im Gegensatz zur verpönten «rothen Republik», und ähnlichen aufreizenden Dingen, täglich von den Mauern herab. Ausser für Diejenigen, welche in den Gang dieser Ereignisse genau eingeweiht waren, und welche bei uns allerdings nicht auf der Strasse herumliefen, verbreiteten diese Vorgänge eine ausserordentlich unheimliche Spannung. Als *Windischgrätz* in Wien eingezogen, *Fröbel* begnadigt, *Blum* aber erschossen worden war, hatte es den Anschein, als ob selbst in Dresden Alles bersten sollte. Für *Blum* ward eine grosse Trauerdemonstration mit unabsehbarem Zug durch die Strassen veranstaltet; das Ministerium schritt an der Spitze dieser Trauerprozession; mit grossem Vergnügen ward namentlich der bereits höchst bedenkliche Herr *von der Pfordten* in kummervollster Betheiligung hierbei wahrgenommen. Von nun an trat eine immer düsterere, auf üble Entscheidung sich vorbereitende Stimmung, ziemlich allseitig ein. Man ging so weit, den Tod *Blum*'s, welcher durch seine Agitation in Leipzig seiner Zeit sich besonders verhasst und gefürchtet gemacht hatte, als einen Freundschaftsdienst der Erzherzogin *Sophie* gegen ihre Schwester, die Königin von Sachsen, ziemlich unumwunden zu denunciren. Schaaren von Wiener Flüchtlingen, in der Tracht der akademischen Legion, gelangten nach Dresden, und vermehrten die eigene Bevölkerung mit den drohenden Gestalten, die von jetzt an dort immer heimischer sich bewegten. Als ich eines Tages mich in das Theater begeben wollte, um eine Aufführung meines «Rienzi» zu dirigiren, meldete mir der Kapelldiener, dass mehrere fremde Herren nach mir gefragt hätten; alsbald stellten sich ein halbes Dutzend solcher Gestalten ein, begrüssten mich als Bruder Demokraten, und baten mich um Vermittelung eines freien Eintritts. Nun erkannte ich wirklich gerade in einem kleinen, buckligen Menschen, mit schrecklich verbogenem Calabreser-Hute, einen ehemaligen Belletristen, *Häfner*, welcher mir vor Kurzem bei meinem Besuch in jenem Wiener politischen Clubb durch *Uhl* vorgestellt worden war. So gross nun auch meine Ver-

legenheit bei dieser, von unseren Kapellisten mit höchstem Erstaunen wahrgenommenen Begegnung war, so fühlte ich doch nicht den mindesten Drang, ihr ein beschämendes Zugeständniss zu machen; ich ging ruhig an die Kasse, liess mir sechs Billete geben, und überreichte sie den sonderbaren Gestalten, welche vor aller Welt mit herzlichen Händedrücken von mir schieden. Ob ich seit diesem Abende nach der Meinung unserer Theaterangehörigen und anderer Betheiligten in meiner Dresdener Kapellmeisterstellung mich besonders befestigt hatte, muss ich bezweifeln; gewiss aber ist, dass ich an keinem Abende so rasend nach jedem Akte herausgerufen wurde, als bei dieser Aufführung des «Rienzi».

Ueberhaupt schien sich jetzt im Theaterpublikum, gegenüber derjenigen Zusammensetzung desselben, welche in jenem Kapellfest-Konzerte mir offenbare Kälte bezeigt hatte, eine fast leidenschaftlich mir ergebene Partei gebildet zu haben. Gleichviel, ob im «Tannhäuser» oder «Rienzi», stets war ich besonders mit Beifall ausgezeichnet, und wenn auch in der Tendenz dieser Partei manches Abschreckende für unseren Intendanten liegen mochte, so glaubte er doch eine gewisse Scheu vor mir tragen zu müssen. Eines Tages eröffnete mir Herr *von Lüttichau* das Anerbieten, meinen «Lohengrin» demnächst zur Aufführung zu bringen: ich erklärte ihm die Gründe, wesshalb ich ihm mein Werk bisher nicht angeboten habe, sowie dass ich, da das Opernpersonal mir genügend schien, die Aufführung gern betreiben würde. Um diese Zeit war der Sohn meines alten Freundes *F. Heine* aus Paris zurückgekommen, wo er bei den Meistern *Desplechin* und *Dieterle* im Auftrage der Dresdener Direktion die Dekorationsmalerei erlernt hatte. Dieser sollte nun, um beim Dresdener Hoftheater eine entsprechende Anstellung zu erhalten, hierfür sein Probestück ablegen. Er hatte sich hierzu die Dekorationen zu «Lohengrin» anfertigen zu dürfen ausgebeten, was eben Herrn *v. Lüttichau* veranlasst hatte, sein Auge auf mein neuestes Werk zu lenken; da ich nun meine Zustimmung gegeben, wurde auch dem jungen *Heine* die Zusage der Erfüllung seines Wunsches gemacht.

Ich begrüsste diese Wendung mit grosser Befriedigung, da ich in der Beschäftigung mit dem Studium gerade dieses Werkes eine heilsame, wie ich hoffte, entscheidende Ableitung von allen Aufregungen und Verwirrungen der letzten Zeit zu finden glaubte. Desto grösser war mein Schrecken, als eines Tages der junge *Wilhelm Heine* mit der Nachricht bei mir eintrat, die Dekorationen zu «Lohengrin» seien plötzlich bei ihm abbestellt, und dagegen die Illustrirung einer andern Oper ihm aufgegeben worden. Ich sagte kein Wort, und frug auch dem Grunde dieses

auffallenden Benehmens in keiner Weise nach. Spätere Versicherungen des Herrn *von Lüttichau* an meine Frau, müssten, wenn sie durchaus wahrhaftig waren, mich bereuen lassen, die ganze Schuld dieser Kränkung hauptsächlich auf ihn geworfen, und dadurch mich nun unwiderbringlich von ihm abgewendet zu haben. Nach längeren Jahren hierüber befragt, hat er nämlich versichert, die Stimmung am Hofe sei damals noch so heftig gegen mich eingenommen gewesen, dass er mit seinem ernstlich gemeinten Antrage, mein Werk aufzuführen, auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestossen sei. — Wie dem nun sei, die Bitterkeit, welche ich jetzt empfand, wirkte entscheidend auf meine Stimmung, und, indem ich von meiner letzten Hoffnung auf eine Versöhnung mit dem Theater durch eine schöne Aufführung meines «Lohengrin» mich schweigend abwandte, kehrte ich von nun an dem Theater, und jedem Versuche, mich mit ihm zu befassen, überhaupt und grundsätzlich den Rücken, was ich einerseits in meiner gänzlichen Rücksichtslosigkeit in Betreff der Forterhaltung meiner Dresdener Kapellmeister-Stellung, andrerseits durch künstlerische Entwürfe, welche mich ganz von der Möglichkeit eines Befassens mit unserem modernen Theaterwesen abführten, aussprach.

Jetzt ging ich daran, den lange mit Scheu gehegten Plan von «Siegfried's Tod» auszuführen. Hierbei dachte ich nun allerdings nicht mehr an das Dresdener, noch an irgend ein Hoftheater der Welt, sondern einzig daran, etwas zu unternehmen, was mich ein für allemal von diesem unsinnigen Verkehr abbringen sollte. Staunend nahm *Eduard Devrient*, mit welchem ich, da damals mit *Röckel* nach dieser Seite hin durchaus nichts mehr anzufangen war, einzig noch über Theater und dramatische Kunst verkehrte, mein nach seiner Vollendung von mir ihm vorgelesenes Gedicht auf. Er erkannte die Tendenz, mich hiemit ausser allen hoffnungsvollen Verkehr mit der modernen Theaterwelt zu setzen, und mochte natürlich diess durchaus nicht billigen. Dagegen versuchte er sich mit meiner Arbeit dahin zu befreunden, dass sie am Ende doch immer noch als nicht gar zu befremdlich und wirklich ausführbar zu denken sein sollte. Wie ernstlich er diess meinte, bewiess er durch den Nachweis eines Fehlers, der darin bestehe, dass ich dem Publikum doch gar zu viel zumuthe, wenn es aus kurzen epischen Andeutungen so sehr viel, was meinem Stoffe das richtige Verständniss geben sollte, zu ergänzen hätte. Er wies darauf hin, dass, ehe man *Siegfried* und *Brünnhilde* in ihrem feindseligen Konflikte vor sich sähe, dieses Paar zuvor in seinem wahren, ungetrübten Verhältniss einmal kennen gelernt worden sein

müsste. Ich hatte nämlich das Gedicht von «Siegfried's Tod» gerade nur mit den Scenen, welche auch jetzt noch den ersten Akt der «Götterdämmerung» bilden, begonnen, und alles auf das vorangehende Verhältniss Siegfried's zu Brünnhilde deutende nur in einem Zwiegespräch der einsam zurückgelassenen Gemahlin des Helden mit dem an ihrem Felsen vorüberziehenden Heere der *Walküren*, in einem lyrisch-epischen Dialog, dem Zuhörer erläutert. Der hiermit von *Devrient* gegebene Wink brachte mich zu meiner Freude sofort auf die Scenen, welche ich im Vorspiel zu diesem Drama ausgeführt habe.

Durch diese und ähnliche ziemlich nahe Berührungen belebte sich um jene Zeit mein Verhältniss zu *E. Devrient* in immer erfreulicherer Weise. Oefters lud er eine gewählte Zuhörerschaft zu dramatischen Vorlesungen in seinem Hause ein, denen ich gern beiwohnte, da hierbei zu meiner Ueberraschung die Begabung, welche dem Vorleser auf der Bühne selbst abging, wohlerkenntlich hervortrat. Anderseits war es mir tröstlich, über mein im grössten Verfall begriffenes Verhältniss zu unserem Generaldirektor mich wohlverstanden mittheilen zu können. *Devrient* schien es hierbei viel daran zu liegen, einen vollen Bruch abzuwenden; nur war dafür wenig Hoffnung vorhanden. Nachdem mit dem Herannahen des Winters der königliche Hof wieder in die Stadt zurückgekehrt war, und als dieser nun die Theatervorstellungen von Neuem öfter besuchte, wurden mir wiederholt Zeichen hoher Unzufriedenheit mit meiner Wirksamkeit als Kapellmeister insinuirt. Es schien der Königin einmal, dass ich in «Norma» «*schlecht dirigirt*», ein anderes Mal in «Robert dem Teufel» «*den Takt unrichtig geschlagen*» habe, und da mir Herr *von Lüttichau* diese Reprimanden zu notificiren hatte, konnten die bei solchen Gelegenheiten gepflogenen Unterhaltungen natürlich nicht zur Wiederherstellung eines erspriesslichen Vernehmens zwischen uns Beiden beitragen.

Demungeachtet schien es immer noch nicht zu einem Aeussersten kommen zu dürfen, da eben Alles gährte und in einer leidenschaftlichen Ungewissheit sich erhielt. Jedenfalls war die nach jeder Seite hin sich vorbereitende Reaktion wenigstens des Zeitpunktes ihres vollkommenen Sieges noch nicht so sicher, dass nicht für jetzt jedes Aufsehen noch zu vermeiden als räthlich angesehen worden wäre. So liess auch unsere Generaldirektion die Musiker der k. Kapelle unbehindert gewähren, welche, dem Geiste der Zeit folgend, sich zu einem Verein zur Berathung und Wahrung ihrer künstlerischen wie bürgerlichen Interessen konstituirt hatten. Hierfür war besonders einer der jüngsten Musiker, *Theodor*

Uhlig, von besonderer Thätigkeit gewesen. Dieser, als Violinist im Orchester angestellt, war ein junger Mensch in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre, von auffallend zarter, intelligenter und edler Gesichtsbildung, der sich durch seinen grossen Ernst, seinen ruhigen, und doch ungemein festen Charakter vor all' seinen Genossen auszeichnete, meine besondere Aufmerksamkeit aber durch einige Gelegenheiten, in welchen er mir seinen scharfen Blick und seine umfassenden musikalischen Kenntnisse gezeigt hatte, auf sich zog. Bald erwählte ich ihn mir, da ich in jeder Hinsicht Aufgewecktheit und einen ungemeinen Bildungstrieb an ihm wahrnahm, als Begleiter auf den von mir fortgesetzten Spaziergängen, auf welchen sonst *Röckel* mir zur Seite gewandert hatte. Er veranlasste mich nun auch, zur Belebung und Befruchtung der dort sich kund thuenden löblichen Tendenzen, mich in einer Versammlung jenes Kapellmitglieder-Vereines zu zeigen und vernehmen zu lassen. Ich theilte den Leuten, welche mich mit grosser Spannung anhörten, den Inhalt meiner vor einem Jahre von dem Generaldirektor zurückgewiesenen Arbeit über eine Reform der Kapelle, sowie meine damit verfolgten Absichten und Pläne mit. Zugleich musste ich ihnen bezeugen, dass ich für die Ausführung ähnlicher Entwürfe alle Hoffnung auf die Generaldirektion verloren habe, und dagegen es ihnen selbst nun anempfehlen müsse, kräftig die Initiative dafür zu ergreifen. Man nahm dies mit enthusiastischem Beifall auf. Liess nun, wie ich vorhin sagte, Herr *v. Lüttichau* diese Musiker in ihrer einigermassen demokratisch sich gebahrenden Vereinigung wohl gewähren, so sorgte er doch dafür, durch Spione, namentlich einen zum Abscheu aller Kapellmitglieder von der Intendanz besonderlich protegirten widerwärtigen Hornisten *Lewy*, sich stets über die hochverrätherischen Bewegungen des Vereines unterrichten. So hatte er denn auch von meinem Auftreten daselbst genaue, ja wohl übertriebene Kenntniss erhalten, und hielt es nun für an der Zeit, mich einmal wieder seine Autorität fühlen zu lassen. Ich wurde officiel zu ihm citirt, und hatte nun den Ausdruck seines lang verhaltenen Zornes über verschiedenes Vorgefallene zu vernehmen, bei welcher Gelegenheit ich auch von seiner Kenntnissnahme meines den Ministern überreichten Theaterreformplanes erfuhr. Er verrieth mir diess mit einer populären Dresdener Redensart, welche ich bis dahin noch nicht vernommen hatte; er wisse nämlich — so sagte er — recht gut, dass ich auch mit einer Eingabe über das Theater mich ihm *an den Laden gelegt hätte*. Ich hielt denn nun mit meinen Gegenansichten über das zwischen uns bestehende Verhältniss nicht zurück; da er mir drohte,

an den König zu berichten, und auf meine Entlassung anzutragen, so überliess ich ihm mit grosser Ruhe, hierin ganz nach seinem Belieben zu verfahren, da ich von der Gerechtigkeit des Königs wohl jedenfalls mir zu verhoffen habe, dass derselbe auf meine Anklage auch meine Vertheidigung hören werde, zu welcher veranlasst zu werden ich mir nur wünschen könne, da ich sonst keinen andern schicklichen Weg ersähe, mich über Das an den König auszusprechen, worüber ich mich nicht nur in meinem, sondern auch im Interesse des Theaters und der Kunst zu beklagen habe. Das hörte nun Herr *v. Lüttichau* wieder nicht gern, und frug mich dagegen, wie denn nur, wenn er mit mir auszukommen suchen wolle, ihm diess meinerseits ermöglicht werden sollte, da ich doch unverhohlen erkläre, dass an ihm (wie er sich ausdrückte) «Hopfen und Malz verloren» seien. Mit gegenseitigem Achselzucken waren wir genöthigt, von dieser Konferenz auseinander zu gehen. Diess schien meinen ehemaligen Gönner denn doch in Pein versetzt zu haben; er wandte sich an die Besonnenheit und Mässigung *Eduard Devrient*'s, um mir durch Zureden es anzuempfehlen, ein ferneres Auskommen zwischen uns zu ermöglichen. Trotz seines Ernstes musste *Devrient*, nachdem wir seinen Auftrag diskutirt, lächelnd zugestehen, dass hier eben nicht viel zu thun sei, und da ich standhaft erklärte, unter keiner Bedingung mehr mich zu theaterdienstlichen Berathungen bei ihm einzustellen, am Ende der Direktor wohl sehen müsste, wie seine Weisheit die Sache auch allein fortführe.

Die Folge der höfischen und direktorialen Ungnade liess sich für die Zeit, welche das Schicksal mir noch als Dresdener Kapellmeister auszuhalten bestimmt hatte, in Allem gewahren. Die im vorigen Winter von mir eingerichteten Kapellkonzerte wurden für dieses Jahr unter *Reissiger*'s Direktion gestellt. Sie nahmen in jeder Beziehung sogleich wieder die allgewohnte Unbedeutendheit gewöhnlicher Konzertaufführungen an; die Theilnahme des Publikum's verlor sich schnell, mit Mühe wurde die Unternehmung für einen spätern Fortgang erhalten. In der Oper hatte ich die Wiederaufnahme des «fliegenden Holländer's», für welchen ich nun in dem gereiften Talent *Mitterwurzer*'s einen vorzüglich hoffnungsvollen Darsteller gefunden hatte, nicht durchsetzen können. Meine Nichte *Johanna*, welche ich für die Rolle der «Senta» bestimmt hatte, fand die Partie unbequem, zudem wenig Gelegenheit zu glänzendem Kostüme bietend, wogegen sie «Zampa» und «Favorite» ihrem neuen Protektor, meinem ehemaligen Rienzi-enthusiastischen *Tichatscheck* zulieb, auch der für jede dieser Rollen von der Direktion ihr zu liefernden *drei*

brillanten Anzüge wegen, vorzog. Ueberhaupt war zwischen diesen beiden damaligen Matadoren der Dresdener Oper es zu einem Widerstands-Bündniss gegen meinen Rigorismus im Betreff des Opernrepertoire's gekommen, dessen Feindseligkeit sich mit dem Durchsetzen eben jener *Donizetti*'schen «Favorite», deren Arrangements ich einst in Paris für *Schlesinger* hatte anfertigen müssen, zu meiner Beschämung entschied. Diese Oper, deren Hauptparthie meiner Nichte, auch nach dem Dafürhalten ihres Vaters, sehr bequem in der Stimme lag, hatte ich zwar Anfangs mit aller Energie abgewiesen; da man nun aber meines Zerwürfnisses mit der Direktion und meiner freiwilligen Einflusslosigkeit, endlich meiner offenbaren Ungnade inne wurde, hielt man die Umstände für günstig, gerade mich selbst, da die Reihe an mir war, zu zwingen, diese widerwärtige Oper zu dirigiren. Ausserdem bestand meine Hauptbeschäftigung im k. Theater in der Direktion der Oper «Martha» von *Flotow*, welche zwar nie das Publikum eigentlich anzog, ihrer Repertoir-Bequemlichkeit wegen aber übermässig oft zur Aushülfe herbeigezogen wurde. Blickte ich somit auf den Erfolg meiner nun in das siebente Jahr reichenden Dresdener Thätigkeit zurück, so war diess mehr als demüthigend, in Betracht der vielen und energischen Anregungen, die ich mir nach allen Seiten hin dem k. Institut zugewendet zu haben bewusst war. Ich hatte mir deutlich zu sagen, dass, wenn ich jetzt Dresden verliesse, nicht die mindeste Spur davon dort zurückbleiben würde. Aus vielen Anzeichen hatte ich auch abzunehmen, dass, wenn es je zu Klage und Verantwortung zwischen mir und dem Generaldirektor vor dem Könige kommen sollte, möge das Urtheil des Monarchen auch mir günstig ausfallen, dennoch der Konsequenz wegen dem Hofmann gegen mich Recht gegeben werden würde. — Noch einmal am Palmsonntage des neuen Jahres 1849 erlebte ich eine schöne Genugthuung. Die Kapelle hatte, um sich einer grossen Einnahme zu versichern, nochmals zur Aufführung der 9ten Symphonie *Beethoven*'s gegriffen; Alles bot seine besten Kräfte auf, diese zu einer der schönsten zu machen; das Publikum nahm sie mit offenbarer Begeisterung auf. Der Generalprobe hatte heimlich, und vor der Polizei verborgen, *Michael Bakunin* beigewohnt; er trat ohne Scheu nach der Beendigung derselben zu mir an das Orchester, um mir laut zuzurufen, dass, wenn alle Musik bei dem erwarteten grossen Weltenbrande verloren gehen sollte, wir für die Erhaltung dieser Symphonie mit Gefahr unseres Lebens einzustehen uns verbinden wollten. Wenige Wochen nach dieser letzten Aufführung schien dieser «Weltenbrand» von den Strassen Dresden's aus sich wirklich entzünden

zu wollen, und *Bakunin*, mit welchem ich bis dahin in sonderbarer und ungewöhnlicher Weise in näheren Umgang getreten war, schien dabei wirklich das Amt eines Oberfeuerwerker's übernehmen zu sollen.

Bereits seit längerer Zeit hatte ich die Bekanntschaft dieses sehr ungewöhnlichen Menschen gemacht. Schon vor Jahren war mir sein Name aus den Zeitungen unter ausserordentlichen Umständen aufgestossen. Als Russe war er in einer Pariser Polenversammlung aufgetreten, mit der Erklärung, ob Russe oder Pole gelte nichts, aber ob man ein freier Mann sein wolle, gelte alles. In späterer Zeit erfuhr ich durch *Georg Herwegh*, dass er eben damals in Paris allen seinen Hülfsquellen als Glied einer bedeutenden russischen Familie entsagt hatte und eines Tages, da sein Vermögen noch aus zwei Franken bestand, diese auf dem Boulevard einem Bettler abgetreten habe, weil es ihm peinlich war, durch diesen Besitz an irgend eine Vorsicht für das Leben noch gebunden zu sein. Sein Aufenthalt in Dresden wurde mir eines Tages von *Röckel*, als dieser schon gänzlich in die Wildniss übergetreten war, gemeldet und zwar mit der Einladung, in *Röckel's* eigener Wohnung, wo jener aufgenommen worden war, seine Bekanntschaft zu machen. *Bakunin* war nämlich wegen seiner Betheiligung an den Prager Ereignissen im Sommer 1848, als Theilnehmer an dem ihnen vorangehenden Slavencongress daselbst, von der österreichischen Regierung verfolgt, und hatte sich nun hiergegen zu schützen, indem er zugleich nicht weit von Böhmen sich zu entfernen suchte. Das besondere Aufsehen, welches er auch in Prag erregt, war daher gekommen, dass er den Tschechen, welche besonders in Russland ihre Stütze gegen die gefürchtete Germanisirung gesucht hatten, zurief, eben gegen diese Russen, wie gegen jeden andern Volksstamm, sich mit Feuer und Schwert zu vertheidigen, sobald sie unter der Führung eines Despotismus wie der des russischen Czaren sich befinden. Diese oberflächliche Kenntnissnahme von der Tendenz *Bakunin's* hatte genügt, die rein nationalen Vorurtheile des Deutschen gegen ihn in anziehender Weise zu zerstreuen. Als ich ihn nun selbst im dürftigen Schutze der *Röckel*'schen Gastfreundschaft antraf, war ich zunächst durch die fremdartige, durchaus imposante Persönlichkeit dieses Mannes, der damals in der Blüthe der dreissiger Jahre stand, wahrhaft überrascht. Alles war an ihm kolossal, mit einer auf primitive Frische deutenden Wucht. Ich habe nie den Eindruck von ihm empfangen, als ob er besonders viel auf meine Bekanntschaft gäbe, da ihm im Grunde auf geistig begabte Menschen nicht mehr viel anzukommen schien, wogegen er einzig rücksichtslos thatkräftige Naturen verlangte; wie es mir späterhin auf-

ging, war aber auch hierin die theoretische Forderung in ihm thätiger, als das rein persönliche Gefühl, denn er konnte eben hierüber viel sprechen und sich erklären: überhaupt hatte er sich an das Sokratische Element der mündlichen Diskussion gewöhnt, und augenscheinlich war es ihm wohl, wenn er sich, auf dem harten Canapé seines Gastfreundes ausgestreckt, mit recht viel verschiedenartigen Menschen über die Probleme der Revolution diskursiv vernehmen lassen konnte. Bei diesen Gelegenheiten blieb er stets siegreich; es war unmöglich, gegen seine bis über die äussersten Grenzen des Radikalismus nach jeder Seite hin, mit grösster Sicherheit ausgedrückten Argumente sich zu behaupten. Er war so mittheilsam, am ersten Abend unserer Zusammenkunft, mich über den Gang seiner Entwickelung zu unterrichten. Als russischer Offizier von vornehmer Familie hatte ihn, den unter dem Drucke des bornirtesten Militairzwangs Leidenden, die Lektüre *Rousseau*'scher Schriften dahin gebracht, unter dem Vorwand eines Urlaubes nach Deutschland sich zu flüchten; dort in Berlin hatte er sich mit dem Eifer eines zur Kultur erwachenden Barbaren auf die Philosophie geworfen; es war die *Hegel*sche Philosophie, welche er als herrschende antraf, und in welcher er sich schnell so weit schulte, dass er die renommirtesten Jünger des Meisters mit einem, in streng *Hegel*'scher Dialektik sich bewegenden Aufsatze, aus dem Sattel ihrer eigenen Philosophie warf. Nachdem er so die Philosophie, nach seinen Aussprüchen, in sich bei Seite gebracht, war er nach der Schweiz gegangen, hatte dort den Communismus gepredigt, und war über Frankreich und Deutschland nun wieder an die Grenzen der slavischen Welt zurückgekehrt, von welcher er, ihrer mindesten Verdorbenheit durch die Civilisation wegen, das Heil der Regeneration der Menschheit erwartete. Seine Hoffnung in diesem Betreff gründete er in Wirklichkeit auf den im russischen Nationalcharakter am stärksten ausgeprägten Typus der Slaven. Als Grundzug desselben glaubte er naive Brüderlichkeit und den Instinkt des Thieres gegen den verfolgenden Menschen im natürlichen Hasse des russischen Bauers gegen den ihn quälenden Edelmann zu erkennen. Hierfür berief er sich auf die kindisch-dämonische Freude des russischen Volkes am Feuer, auf welche schon *Rostopschin* sein Stratagem gegen Napoleon beim Brande von Moskau berechnet hatte. Er meinte, dem russischen Bauer, in welchem die natürliche Güte der bedrückten menschlichen Natur sich am kindlichsten erhalten habe, sei nur beizubringen, dass die Verbrennung der Schlösser seiner Herren mit allem, was darin und daran, vollkommen gerecht und Gott wohlgefällig sei, um eine Bewegung über die Welt

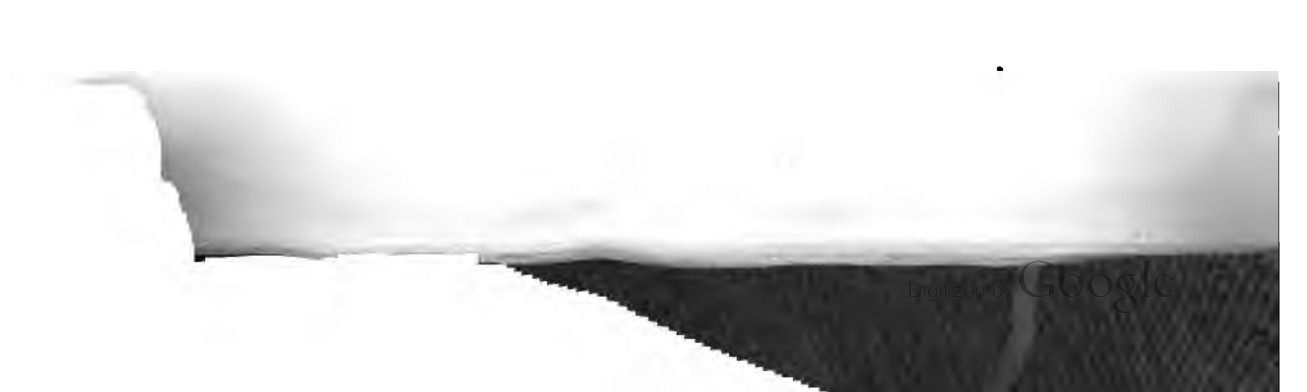
hervorzurufen, aus welcher mindestens doch eben die Zerstörung alles dessen hervorgehen müsse, was, aus dem tiefsten Grunde beleuchtet, selbst dem philosophischsten Denker des civilisirten Europa's als eigentlicher Quell des Elendes der ganzen modernen Welt erkenntlich sein müsste. Diese zerstörende Kraft in Bewegung zu setzen, dünkte ihm das einzig würdige Ziel der Thätigkeit eines vernünftigen Menschen. (Während *Bakunin* solche furchtbare Lehren in seiner Weise predigte, unterliess er nicht, da er bemerkte, dass ich an den Augen litt, trotz meiner Abwehr, den grellen Schein des Lichtes auf mich durch seine vorgehaltene breite Hand eine volle Stunde lang abzuhalten.) Diese Zerstörung aller Civilisation war das seinem Enthusiasmus vorschwebende Ziel; hierfür aller Hebel der politischen Bewegung als Hülfsmittel sich zu bedienen, war seine einstweilige, oft zur ironischen Heiterkeit dienende Unterhaltung. Er empfing in seinem Versteck allen Nüancen der Revolution angehörende Persönlichkeiten; am nächsten standen ihm diejenigen der slavischen Nationalität, weil er diese für das erste am erfolgreichsten auf die Zerstörung des russischen Despotismus zu verwenden erachten konnte. Von den Franzosen, trotz ihrer Republik und ihres *Proudhon*'schen Socialismus, hielt er nicht das Mindeste. Ueber die Deutschen äusserte er sich mir nie. Demokratie, Republik, und Alles, was ihnen gleicht, war ihm keiner ernstlichen Beachtung werth; jedem Einwurf der ihm von Solchen gemacht wurde, welche an die Rekonstruktion des zu zerstörenden dachten, wusste er mit vernichtender Kritik entgegen zu treten. Ich entsinne mich, dass ein Pole, von seinen Theorien erschreckt, ihm entgegenhielt, dass denn doch immer eine staatliche Organisation vorhanden sein müsse, welche dem Einzelnen die Ausbeute des von ihm bebauten Feldes gewährleiste; diesem erwiderte er: «Du wirst also dein Feld sorgfältig abzäunen, und somit der Polizei von Neuem zu leben geben müssen». Der Pole schwieg betroffen. Seine Tröstung bestand dann darin, dass er darauf deutete, wie Konstruktoren der neuen Weltordnung sich ganz von selbst finden würden; dass wir dagegen nach nichts anderem zu fragen hätten, als woher die Kraft der Zerstörung zu nehmen; ob denn einer von uns so wahnsinnig sein könne, zu glauben, dass er über das Ziel der Zerstörung hinaus noch bestehen würde können? Man solle sich nur die ganze europäische Welt, mit Petersburg, Paris und London, in einen Schutthaufen verwandelt denken: ob den Brandstiftern über diese ungeheuren Trümmer hinweg noch eine Besinnung zuzutrauen sein könnte? Jeden, der sich bereit zur Aufopferung erklärte, wusste er zu verwirren, wenn

er ihn darauf verwies, dass nicht die sogenannten Tyrannen das Furchtbare seien, sondern die behaglichen Philister, unter denen er als Typus den protestantischen Pfarrer aufstellte, an dessen Menschwerdung er nicht eher glauben wolle, als bis er selbst sein Pfarrhaus mit Weib und Kind den Flammen übergeben hätte.

Gegen so furchtbare Behauptungen blieb ich eine Zeit lang um so verlegener, als *Bakunin* andrerseits sich als wirklich liebenswürdiger, zartfühlender Mensch mir kund that. Keine meiner tief verzweifelten Besorgnisse vor der ewigen Gefährdung meiner idealen Wünsche für die Kunst schien ihm unverständlich zu bleiben. Zwar wies er es zurück, über meine Kunstpläne näher unterrichtet zu werden. Meine Nibelungenarbeiten wollte er nicht kennen lernen. Ich hatte damals, von der Lektüre der Evangelien angezogen, einen für die ideale Bühne der Zukunft entworfenen Plan zu einer Tragödie: «Jesus von Nazareth», verfasst; *Bakunin* bat mich, ihn mit der Bekanntmachung damit zu verschonen; da ich ihn durch einige mündliche Andeutungen meines Planes dafür zu gewinnen schien, wünschte er mir Glück, bat mich aber völlig inständig, *Jesus* jedenfalls als schwach erscheinen zu lassen. In Betreff der Musik rieth er mir in allen Variationen die Composition nur eines Textes an: der Tenor solle singen: «köpfet ihn», der Sopran: «hängt ihn», und der Basso continuo: «Feuer, Feuer». Nun wurde ich mir doch eines seltsam behaglichen Gefühles über diesen ungeheuerlichen Menschen bewusst, als ich ihn eines Tages dazu brachte, die ersten Scenen meines «fliegenden Holländer» von mir sich vorspielen und vorsingen zu lassen. Als ich eine Pause machte, rief er, nachdem er mich aufmerksamer, als irgend ein andrer angehört, zu: «Das ist ungeheuer schön», und wollte immer mehr davon hören. Da er das traurige Leben eines ewig Versteckten zu führen hatte, lud ich ihn des Abends manchmal zu mir ein; meine Frau setzte ihm zum Abendbrot zierlich geschnittene Wurst und Fleischstückchen vor, welche er, ohne sie nach sächsischer Weise spärlich auf das Brod zu vertheilen, sogleich haufenweise verschlang; da ich *Minna*'s Entsetzen hierüber gewahrte, machte ich mich wirklich der Schwäche schuldig, ihn darauf aufmerksam zu machen, wie man bei uns sich dieser Zubereitung bediene, worauf er mir lächelnd betheuerte, er habe ja genug, man solle es ihm nur gönnen, das Vorgesetzte auf seine Weise zu verzehren. In gleicher Weise befremdete mich sein Genuss des Weines in den üblichen kleinen Gläsern; überhaupt war ihm der Wein widerwärtig, welcher das Bedürfniss nach alkoholischer Aufregung in so philisterhaft ausgedehnten und vertheilten Dosen zu befriedigen suchte, wogegen ein kräftiger

Zug Branntwein mit einem Mal und schnell diesen doch immer nur beiläufig zu erzielenden Zweck erreiche. Das Widerwärtigste in Allem war ihm das Behagen an der Ausdehnung des Genusses durch berechnete Mässigung, während einem wahren Menschen doch nur die nöthige Stillung des Bedürfnisses hieraus erwachsen dürfe, und der einzige Genuss des Lebens menschenwürdig allein in der Liebe bestehen könnte.

Wie an diesen und ähnlichen unscheinbaren Zügen es sich herausstellte, dass in diesem merkwürdigen Menschen eine völlig kulturfeindliche Wildheit mit der Forderung des reinsten Ideales der Menschlichkeit sich berührte, so waren die Eindrücke meines Umganges mit ihm schwankend zwischen unwillkürlichem Schrecken und unwiderstehlicher Angezogenheit. Ich holte ihn öfters zu meinen einsamen Wanderungen ab, auf denen er mir, da er hier seinen Verfolgern nicht zu begegnen fürchten durfte, schon der ihm nöthigen Leibesbewegung wegen, gern folgte. Meine Versuche, ihn bei den hierbei gepflogenen Besprechungen mit der Bedeutung meiner Kunsttendenzen eindringlicher bekannt zu machen, blieben, so lange wir eben das Feld der blossen Diskussion nicht verlassen konnten, ohne Erfolg. Alles diess schien ihm zu verfrüht; er wollte durchaus nicht zugeben, dass aus den Bedürfnissen der schlechten Gegenwart die Gesetze für eine Zukunft bestimmt würden, welche aus ganz anderen Voraussetzungen der gesellschaftlichen Bildung sich zu gestalten habe. Während er so schliesslich immer nur auf Zerstörung und wieder Zerstörung drang, hatte ich mich endlich zu fragen, wie mein wunderlicher Freund denn eigentlich diese Zerstörung in's Werk zu setzen gedächte; und hier traf es sich denn, dass, wie ich damals schon ahnte und es sich bald sehr klar herausstellte, bei diesem Manne der unbedingten Aktion in diesem Bezug Alles auf den bodenlosesten Voraussetzungen beruhte. Musste ich mit meinen Hoffnungen für eine künftige künstlerische Gestaltung der menschlichen Gesellschaft ihm gänzlich unpraktisch in der Luft schwebend erscheinen, so lag es bald am Tage, dass seine Annahmen in Betreff der unerlässlichen Zerstörung aller vorhandenen Kultur-Institutionen, zum Mindesten nicht weniger unbegründet waren. Dem ersten Anschein nach bedünkte es mich allerdings, als ob *Bakunin* das Centrum einer Universal-Konspiration sei; am Ende führten sich seine praktischen Pläne jedoch zunächst auf das ungefähre Vorhaben einer neuen Revolutionirung Prag's zurück, welche sich auf nichts anderes, als eine Verbindung einiger Studenten begründete. Als er glaubte, dass die Zeit des Losbruchs hierfür gekommen sei, bereitete er sich eines Abends auf die für



ihn nicht gefahrlose Reise nach Prag unter dem Schutze eines Passes für einen englischen Kaufmann vor. Hierzu musste er sein ungeheures lockiges Bart- und Haupthaar, der philisterhaftesten Kultur entsprechend, verschneiden und rasiren lassen; da hierzu kein Barbier zu verwenden war, hatte *Röckel* dessen Amt zu übernehmen; ein kleiner Kreis von Bekannten wohnte dieser Operation bei, welche mit einem stumpfen Rasiermesser unter anhaltenden Schmerzen, gegen die nur der Patient unempfindlich blieb, ausgeführt wurde. Man entliess *Bakunin* mit der Voraussetzung, ihn lebendig nicht mehr zu sehen. Nach acht Tagen war er aber bereits wieder zurück, da er erkannt, wie leichtsinnig er über die Prager Angelegenheiten unterrichtet gewesen war, und er mit nichts als einer Hand voll halb kindischer Studenten zu thun gehabt hatte. Er zog sich durch diese Bekenntnisse *Röckel*'s gutmüthigen Spott zu, und gerieth bei uns nun überhaupt in den Ruf eines Revolutionär's, welcher in der theoretischen Konspiration stehen bliebe. Ungefähr wie seine Erwartungen von den Prager Studenten haben sich später alle seine Voraussetzungen im Betreff des russischen Volkes als grundlos und auf willkürliche Annahme von der Natur der Dinge beruhend, herausgestellt, so dass ich den Ruf der ungeheuren Gefährlichkeit, in welchen dieser Mann nach jeder Seite hin gerathen war, nur aus seinen hie und da verlauteten theoretischen Ansichten, nie aber aus einem wirklichen Bekanntwerden mit seiner praktischen Thätigkeit mir zu erklären hatte. Nur sollte ich allerdings auch fast als Augenzeuge erfahren, dass sein ganz persönliches Benehmen nie einen Augenblick durch Rücksichten bestimmt wurde, wie man sie bei Denjenigen anzutreffen gewohnt ist, welchen es mit ihren Theorien nicht wahrhafter Ernst ist. Diess sollte sich bald bei dem verhängnissvollen Aufstand im Mai 1849 zeigen. —

Der Winter dieses Jahres bis zum Frühjahr 1849 war mir unter der verschiedenartigen Entwickelung meiner Lage und Stimmung, wie ich sie bezeichnet, in dumpfer Gährung verstrichen. Jener kurz erwähnte Entwurf zu einem fünfaktigen Drama «Jesus von Nazareth», gegen Neujahr, war meine letzte künstlerische Beschäftigung geblieben. Von nun an dämmerte ich unstät brütend und wunschlos erwartungsvoll dahin. Dass es mit meiner Dresdener Wirksamkeit als Künstler ein Ende hatte, auch meine dortige Stellung mir nur noch eine Last war, für deren Abschüttelung ich bloss der Nöthigung der Verhältnisse entgegen sah, lag mir klar im Bewusstsein. Auf der andern Seite drängte die ganze politische Situation Deutschland's, wie Sachsen's, auf eine unausbleibliche Katastrophe hin: mit jedem Tage rückte diese näher, und mir

behagte es, mein persönliches Schicksal mit dieser allgemeinen Lage verwachsen mir vorzustellen. Letzte entscheidende Kämpfe, wie sie durch die überall nun immer unverhüllter auftretende Reaktion absichtlich hervorgerufen zu werden schienen, standen in nächster Aussicht; ich fühlte in keiner Weise Leidenschaftlichkeit genug, um mir in diesen Kämpfen selbst eine antheilvolle Rolle zugetheilt wissen zu wollen, dagegen nur die Neigung, rücksichtslos dem Strome der Ereignisse mich zu überlassen, möge er auch hinführen, wohin es immer auch sei. Sehr eigenthümlich drängte sich nun gerade um diese Zeit ein ganz neuer, und zunächst mit zweifelhaftem Lächeln aufgenommener Einfluss in mein Schicksal: *Liszt* meldete mir im März die unter seiner Leitung bevorstehende Aufführung des «Tannhäuser» in Weimar, der ersten nach der Dresdener. Sehr bescheiden hatte er mir dieses Unternehmen nur als die Erfüllung seines persönlichen Wunsches angekündigt; um ihm einen guten Ausfall zu sichern, hatte er *Tichatscheck* für die beiden ersten Aufführungen als Gast nach Weimar geladen; dieser kehrte nun zurück, und berichtete mir von dem wahrhaft guten Erfolge, davon zu hören ich wahrhaft überrascht war. Zu meinem Honorar erhielt ich vom Grossherzog eine goldene Tabatière, welche mir bis zum Jahr 1864 persönlich gedient hat. Das war mir alles neu und seltsam, und ich blieb geneigt, in diesem, an sich so erfreulichen Vorgange, eben nur eine Episode, der Freundeslaune eines grossen Künstlers verdankt, zu sehen. Was soll mir das jetzt, frug ich mich, kommt diess zu früh oder zu spät? Doch bestimmte mich namentlich ein liebenswürdiger Brief *Liszt*'s, für den bevorstehenden Mai zur dritten Aufführung des «Tannhäuser's», welche nun, da man die Oper auf dem Repertoir zu erhalten wünschte, ganz nur mit einheimischen Kräften versucht werden sollte, auf einige Tage Weimar zu besuchen. Hierzu nahm ich mir von meiner Direktion für die zweite Woche des Mai Urlaub. Wenige Tage lagen noch vor der Ausführung dieses kleinen Vorhabens; aber diese waren verhängnissvoll. Am ersten Mai löste das neue, vom König bestellte und mit der Durchführung der Reaktion beauftragte Ministerium *Beust*, die Kammern auf. Hieraus erwuchs mir zunächst die Pflicht der Freundessorge für *Röckel* und dessen Familie. *Röckel* war bisher durch seine Eigenschaft als Deputirter in Funktion gegen die ihn bedrohende kriminalrechtliche Verfolgung geschützt gewesen. Im Augenblicke der Kammer-Auflösung war er dagegen schutzlos, und hatte sich sofort durch Flucht einer neuen Verhaftung zu entziehen. Da ich ihm hierbei wenig helfen konnte, versprach ich ihm mindestens

für das vorläufige Forterscheinen seines Volksblattes schon aus dem Grunde, weil der Ertrag desselben seiner Familie einige Unterstützung bieten sollte, Sorge zu tragen. Kaum war *Röckel* über die böhmische Grenze entflohen, als, während ich zu meiner Verlegenheit in der Druckerei mich damit abquälte, für eine Nummer des Volksblattes Stoff zu schaffen, von allen Seiten die längst erwarteten Gewitter auf Dresden sich entluden. Sturm-Deputationen, abendliche Pöbeldemonstrationen, wüthende Sitzungen der Vereine und alle die Vorläufer der Strassenentscheidung, stellten sich ein. Am 3. Mai verrieth das Aussehen der durch die Strassen wogenden Bevölkerung, dass es dahin kommen würde, wohin unstreitig man es gebracht zu sehen wünschte, da allen Landesdeputationen die Anerkennung der deutschen Reichsverfassung, um welche es sich damals handelte, mit einer zuletzt ausser Gewöhnung gekommenen Bestimmtheit von der Regierung abgelehnt worden war. Ich fand mich am Nachmittag, eigentlich immer nur im Interesse des *Röckel*'schen Volksblattes, für dessen Fortbestehen ich mich aus ökonomisch-humanen Rücksichten verpflichtet fühlte, durchaus nur als Hospitant in einer Vorstandsitzung des Vaterlands-Vereines ein. Hier fesselte mich nun plötzlich die Beobachtung des Benehmens und der Fassung solcher Menschen, welche durch die Volksgunst getragen, bis dahin an die Spitze solcher Vereinigungen gestellt waren. Offenbar ging diesen Leuten der Vorgang über die Köpfe hinweg, namentlich, als der gewisse Terrorismus eintrat, welchen bei solchen Gelegenheiten die Angehörigen der niederen, thatbereiteren Volksklassen auf die Repräsentanten der demokratischen Theorien ausüben. Ich hörte da allerhand wüste Vorschläge und unschlüssige Erwiderungen durcheinander; ein Hauptthema bildete die Nothwendigkeit, auf Vertheidigung zu sinnen; Bewaffnung und Anschaffung dafür ward diskutirt, aber alles in höchster Konfusion, und als man plötzlich fand, dass man für diesmal auseinander zu gehen habe, blieb mir der Eindruck der höchsten Verwirrung zurück. Ich entfernte mich mit dem Maler *Kaufmann*, einem jüngeren Künstler, von welchem ich zuvor auf der Dresdener Kunstausstellung eine Reihe von Cartons, die «*Geschichte des Geistes*» darstellend, gesehen hatte. Vor einem dieser Cartons, welcher die Folterung eines Ketzers im spanischen Inquisitions-Gerichte vorführte, hatte ich den König von Sachsen, welcher die Ausstellung durchwanderte, beobachtet, wie er mit missbilligendem Kopfschütteln von diesem abstrusen Gegenstande sich abwandte. Mit Diesem, welcher bleich und bedenklich dem Kommenden entgegensah, mich unterhaltend, gelangte

ich auf dem Postplatze in die Nähe des nach Semper's Angabe errichteten Brunnens, als plötzlich vom nahen Thurme der Annenkirche das Zeichen zum Ausbruche mit der Sturmglocke sich vernehmen liess: «Gott, da geht's los!» rief erschüttert mein Begleiter, und verschwand sofort von meiner Seite. Ich erfuhr später noch einmal von ihm, dass er als politischer Flüchtling in Bern weile, habe ihn aber nie wieder gesehen.

Auch auf mich machte der Klang dieser aus der Nähe sich vernehmen lassenden Glocke einen entscheidenden Eindruck. Es war an einem sehr sonnigen Nachmittag, und sogleich stellte sich bei mir fast dasselbe Phänomen ein, welches Goethe beschreibt, als er die Eindrücke der Kanonade von Valmy auf seine Sinneswahrnehmung zu verdeutlichen sucht. Der ganze Platz vor mir schien von einem dunkelgelben, fast bräunlichen Lichte beleuchtet zu sein, ähnlich wie ich es bei einer Sonnenfinsterniss in Magdeburg wahrgenommen. Die dabei sich kundgebende Empfindung war die eines grossen, ja ausschweifenden Behagen's; ich fühlte plötzlich Lust, mit irgend etwas, sonst für wichtig gehaltenem zu spielen; so gerieth ich, vermuthlich wegen der Nähe des Platzes, zunächst auf den Einfall, in *Tichatscheck*'s Wohnung den von ihm, als passionirtem Sonntagsjäger, gepflegten Schiessgewehren nachzufragen; ich traf dort nur seine Frau an, da er selbst auf einer Urlaubsreise begriffen war; ihre Angst vor den bevorstehenden Ereignissen stimmte mich zur ausgelassensten Heiterkeit; ich gab ihr den Rath, die Jagdgewehre ihres Mannes, welche sehr leicht bald von dem Pöbel requirirt werden könnten, dadurch in Sicherheit zu bringen, dass sie dieselben dem Comité des Vaterlandsvereins gegen Certifikat zur Disposition stellte. Ich habe später erfahren, dass meine hierbei geäusserte excentrische Laune in bedenklichster Weise zum Verbrechen angerechnet worden ist. Jetzt begab ich mich wieder in die Strassen, um nachzusehen, was ausser Glockengeläute und gelblicher Sonnenverfinsterung denn eigentlich in der Stadt los wäre. Ich gelangte zunächst auf den alten Markt, und beachtete dort eine Gruppe, in welcher lebhaft perorirt wurde. Zu meinem fast angenehmen Erstaunen gewahrte ich Mme *Schröder-Devrient*, welche soeben aus Berlin anlangend vor einem Hôtel abgestiegen, und von den ihr sofort zukommenden Nachrichten, dass man bereits auf das Volk geschossen habe, im höchsten Grade aufgeregt war. Sie hatte soeben in Berlin einem mit den Waffen unterdrückten Aufstandsversuche zugesehen, und war nun empört, in ihrem friedlichen Dresden, wie sie meinte, dasselbe wiederfinden zu müssen. Da sie von

der höchst stumpfsinnigen Masse, welche ihren leidenschaftlichen Auslassungen mit unsinnigem Behagen zuhörte, zu mir sich abwandte, schien sie befriedigt zu sein, Jemanden zu finden, an den sie den Aufruf richten konnte, nach Kräften den widerwärtigen Vorgängen zu wehren. Ich traf sie des andern Tags noch bei meinem alten Freund *Heine*, in dessen Wohnung sie sich geflüchtet hatte; dort beschwor sie mich, da sie an mir Kaltblütigkeit wahrnahm, von Neuem, alles aufzubieten, um dem unsinnigen, volksmörderischen Kampfe mit Allem, was mir zu Gebote stehe, zu wehren. Aus ihrem Benehmen bei dieser Gelegenheit, so erfuhr ich später, ist Frau *Schröder-Devrient* die Anklage auf Hochverrath wegen Volksaufreizung erwachsen; sie hatte auf dem Wege des Prozesses ihre Unschuld darzuthun, um ihre durch langjährige Dienste als Dresdener Opernsängerin kontraktlich ihr zugesicherte Pension unangefochten sich zu erhalten.

An jenem dritten Maitage wendete ich mich nun unmittelbar nach derjenigen Stadtgegend, von welcher unheimliche Gerüchte über blutige Konflikte soeben zu mir gelangt waren. So viel ich nachher erfuhr, war es über eine Ablösung der Bürgerwache vor dem Zeughause zu thatsächlichen Diskussionen zwischen der bürgerlichen und militärischen Gewalt gekommen, welche von einem verwegen angeführten Volkshaufen zur gewaltsamen Besitznahme dieses Waffenplatzes hatten benutzt werden sollen. Gegen diesen war mit grosser soldatischer Bravour durch Lösung einiger mit Kartätschen geladener Geschütze verfahren worden. Als ich dem Schauplatze dieser Vorfälle durch die Rampische Gasse mich näherte, begegnete ich einer Kompagnie der Dresdener Kommunalgarde, welche, wie es scheint, gänzlich unschuldig der Wirkung jenes Feuers ausgesetzt gewesen war. Mir fiel einer der Bürgergardisten auf, welcher, von seinem Kameraden sorgsam unter'm Arm gefasst, hastig weiter zu marschiren sich bemühte, trotzdem sein rechtes Bein willenlos umherzuschlottern schien; Einige aus dem Volke riefen: «der blutet ja», als sie die von ihm nachgelassenen Tropfen auf dem Pflaster gewahrten. Dieser Anblick wirkte höchst aufregend auf mich, ich begriff plötzlich den jetzt von allen Seiten von mir gehörten Ruf: «Zu den Barrikaden, zu den Barrikaden»; mechanisch getrieben folgte ich dem Strome, welcher sich wieder dem Rathhaus auf dem alten Markte zu bewegte. Während der ungeheuren Aufregung auf den Strassen bemerkte ich besonders eine, strassenbreit durch die Rosmaringasse dahinschreitende, höchst bedeutungsvolle Gruppe, welche mich, wenn auch diesmal mit einiger Uebertreibung, an diejenige Gesellschaft erinnerte, welche mich damals vor dem Theater

um freies Entrée zu »Rienzi« gebeten; auch ein Buckeliger war dabei, und diesen, der mich sofort an den *Goethe*'schen «Vansen» im «Egmont» erinnerte, sah ich, während rings der aufrührerische Ruf ertönte, mit seltsamem Behagen die langgestreckten Hände vor endlich, nach langer Erwartung eintretender, revolutionärer Freude sich reiben. Von hier an entsinne ich mich ganz deutlich, durch das Unerhörte des Schauspiels mich angezogen gefühlt zu haben, ohne je das Verlangen zu empfinden, in Reih' und Glied unter die von mir beobachteten Streiter mich zu stellen. Die Aufregung der beobachtenden Theilnahme steigerte sich aber mit jedem Schritt, zu dem es mich nun trieb: so wusste ich mich, ohne unter dem wilden Haufen beachtet zu werden, bis in die Sitzungssäle des Rathes der Stadt selbst zu drängen; es schien, als ob es sich hier um eine übereinstimmende Handlung mit den Stadtverordneten handle; auch in den Sitzungssaal dieser wusste ich mir unbeachtet Eintritt zu verschaffen: was ich da wahrnahm, war allgemeine Auflösung und Rathlosigkeit. Während nun der Abend und die Nacht hereinbrach, wanderte ich durch die jetzt schnell, meistens durch Marktbuden aufgeworfenen Barrikaden, langsam nach meiner Wohnung in der entfernten Friedrichstadt zurück, um des andern Morgens mich zur Fortsetzung meiner beobachtenden Theilnahme an den unerhörten Ereignissen wiederum in das Centrum der Stadt aufzumachen. Es war Donnerstag der 4. Mai, an welchem ich das Rathhaus in der allmählich immer mehr heraustretenden Eigenschaft des Sitzes einer revolutionären Bewegung antraf. Die Nachricht, dass der König mit dem gesammten Hof, auf den Rath seines Ministers *Beust*, das Schloss verlassen, und zu Schiff auf der Elbe nach der Festung Königstein abgereist sei, erfüllte denjenigen Theil der Bevölkerung, welcher auf ein friedliches Abkommen mit dem Monarchen gerechnet hatte, mit höchstem Schreck. Unter solchen Umständen sah sich der Stadtrath nicht mehr der Situation gewachsen, und trug selbst zur Berufung der noch in Dresden anwesenden Mitglieder der sächsischen Kammer bei, welche nun in dem Rathhause sich versammelten, um über die jetzt zum Schutze des aufgelöst dünkenden Staatswesen's nöthig erscheinenden Maassregeln Beschluss zu fassen. Eine Deputation wurde an das Ministerium abgesandt, und kehrte von dort mit dem Bescheid zurück, das Ministerium sei nicht aufzufinden. Zugleich bestätigte sich von allen Seiten die Kunde davon, dass nach einem im Voraus abgeschlossenen Vertrage Truppen des Königs von Preussen einrücken würden, um Dresden zu occupiren. Jetzt herrschte nur ein Ruf nach zweckmässigen Maassregeln gegen diesen Einmarsch fremder Truppen. Da

zu gleicher Zeit die Nachrichten des Erfolges der deutschen Bewegung in Würtemberg eintrafen, wo die Truppen selbst durch ihre parlamentsgetreue Erklärung die Absicht der Regierung in der Weise vereitelt hatten, dass diese willenlos der Anerkennung der deutschen Reichsverfassung sich hatte fügen müssen, entstand unter unseren im Rathhaus versammelten Politikern die Meinung, auch hier könne die Sache sich noch friedlich gestalten, wenn es möglich sei die sächsischen Truppen zu einer ähnlichen Haltung zu veranlassen, da hierdurch der König in die heilsame Nothwendigkeit versetzt sein würde, mindestens als guter Patriot der preussischen Occupation seines Landes zu widerstehen. Somit schien alles darauf anzukommen, den noch in Dresden stehenden sächsischen Truppentheilen den Begriff der entscheidenden Wichtigkeit ihrer Haltung beizubringen: da ich hierin die einzige Hoffnung auf einen ehrenvollen Frieden in dem Chaos der sinnlosesten Wirrnisse vor mir sah, gestehe ich, dass ich dieses einzige Mal mich so weit verleiten liess, eine, wenn auch durch den Erfolg gänzlich fruchtlos herausgestellte, Demonstration zu veranlassen. Ich brachte nämlich den Drucker des Röckel'schen Volksblattes, um welches es doch nun gethan war, dahin, alles was er von Typen auf die nächste Nummer desselben zu verwenden gehabt haben würde, im allergrössesten Format auf einen einzigen Streifen Papier zusammen zu fassen, auf welchem nur die Worte zu lesen sein sollten: »Seid ihr mit uns gegen fremde Truppen?« Diese Blätter wurden wirklich auf diejenigen Barrikaden, auf welche man zunächst des Angriffes gewärtig sein musste, geheftet. Sie sollten den sächsischen Truppen, falls sie zuerst zum Angriffe geführt würden, ihr Verhalten vorzeichnen. Natürlich wurden diese Plakate von Niemandem beachtet als von späteren Denuncianten. Für diesen Tag verlief im Uebrigen Alles in verwirrten Verhandlungen und wüsten Aufregungen, ohne irgend eine Klarheit in die Lage zu bringen. Die verbarrikadirte Altstadt Dresden's bot für den Beobachter genug des Interessanten, und mir, der ich nun immer verwunderungsvoll der Bewegung zu wirklichem Widerstand folgte, war es einzig zerstreuend, plötzlich *Bakunin* aus seinem bisher sorgsam gewahrten Versteck, im schwarzen Frack, über diese Hindernisse des Strassenverkehres daher wandeln zu sehen. Gar sehr irrte ich mich aber, da ich glaubte das von ihm Wahrgenommene müsse ihn unterhalten; er gewahrte in allen angetroffenen Vertheidigungsmaassregeln bloss die kindische Unvollkommenheit derselben, und erklärte, in dem gegenwärtigen Zustande der Dinge in Dresden für sich nur das einzige Angenehme zu erkennen, dass er sich jetzt vor der Polizei

nicht mehr zu hüten habe, und ungestört an sein Weiterkommen denken könne; denn hier, so vermeinte er, sei unter so schlaffen Verhältnissen, jedenfalls keine Verlockung zur Betheiligung für ihn vorhanden. Während er sich mit der Cigarre herumtrieb, um über den naïven Stand der Dresdener Revolution sich lustig zu machen, fesselte mich der Anblick der vor dem Rathhaus, auf den Appell ihres Commandanten, im Gewehr versammelten Communal-Garde. Aus einem besonders begünstigten Corps derselben, der sogenannten Schützen-Compagnie, trat ausser *Rietschel*, welcher in grosser Aengstlichkeit über den Charakter der Bewegung war, auch *Semper* auf mich zu. Er schien anzunehmen, ich sei näher in die Vorgänge eingeweiht, und betheuerte mir, sich in einer sehr schwierigen Lage zu fühlen. Die Elite-Compagnie, zu welcher er gehöre, sei von entschiedenem demokratischen Geiste erfüllt; da er nun vermöge seiner Professur bei der Akademie der Künste eine besondre Stellung einnehme, wisse er nicht, wie er den, von ihm übrigens getheilten, Geist seiner Compagnie mit seinem Charakter als Staatsbürger in Uebereinstimmung bringen sollte. Das Wort »Staatsbürger« wirkte unwiderstehlich komisch auf mich; ich sah nur *Semper* scharf in die Augen und wiederholte das Wort: «Staatsbürger!» — worauf dieser, mit einem sonderbaren Lächeln erwiderte, indem er sich für diessmal ohne weitere Explikation von mir entfernte.

Des anderen Tages (Freitag den 5. Mai), wo ich mich wieder mit meiner sonderbar leidenschaftlichen Theilnahme als Beobachter der Vorgänge auf dem Rathhause einstellte, nahmen nun die Dinge eine entscheidende Wendung an. Der Rumpf der hier versammelten Vertreter des sächsischen Volkes fand es gerathen, da für Verhandlungen faktisch eine sächsische Regierung nicht mehr anzutreffen war, aus sich selbst eine provisorische Regierung zu constituiren. Professor *Köchly* wurde, seiner grossen rhetorischen Fähigkeiten wegen, zum Proklamator dieser Regierung bestellt; vom Balkon des Rathhauses herab vollzog er diesen feierlichen Akt, gegenüber dem auf dem Platze versammelten treu gebliebenen Reste der Communal-Garde und den nicht übermässig zahlreichen Schaaren des Volkes. Zugleich ward die deutsche Reichsverfassung als zu Recht bestehend proklamirt, und die bewaffnete Volksmacht auf dieselbe vereidigt. Ich entsinne mich, dass diess alles durchaus keine erhebende Wirkung auf mich machte; wogegen die von Neuem mir geäusserten Bedenken des immer umher schweifenden *Bakunin*, über die Nichtigkeit all' dieser Dinge, allmählich mir immer verständlicher wurden. Selbst von rein technischer Seite wurden diese

Bedenken bestätigt, als zu meinem lächelnden Erstaunen *Semper,* in voller Uniform als Bürger-Schütze mit dem Bannerhute, auf dem Rathhause nach mir verlangte, und mich von der höchst fehlerhaften Construktion der Barrikade an der Wildstrufergasse und der sie flankirenden Brüdergasse in Kenntniss setzte. Um sein artistisches Gewissen als Ingenieur zu beruhigen, wies ich ihn an, in das Kabinet der für die Vertheidigung ernannten militairischen Commission einzutreten. Er folgte meiner Empfehlung wie im Gefühle einer zu erfüllenden Pflicht; vermuthlich erhielt er dort die nöthige Autorisation zur Anleitung des wichtigen Baues der Vertheidigungsarbeiten auf jenem schlecht verwahrten Punkte. Ich habe ihn seitdem in Dresden nicht wiedergesehen, muss aber annehmen, dass er mit dem künstlerischen Pflichtgefühl eines Michel Angelo oder Leonardo da Vinci den in jenem Comité ihm aufgetragenen strategischen Arbeiten als gewissenhafter Architekt nachgekommen ist.

Im Uebrigen verging dieser Tag unter fortgesetzten Verhandlungen über den Waffenstillstand, welcher bis zu dem folgenden Mittag mit dem sächsischen Commando abgeschlossen worden war; hierbei bemerkte ich die besonders laute Thätigkeit eines ehemaligen Universitätsfreundes, des damaligen Advokaten *Marschall von Bieberstein,* welcher in seiner Eigenschaft als höherer Officier der Dresdener Communal-Garde sich unter dem Lärm einer starken Schaar von Mit-Rednern durch gränzenlosen Eifer vortheilhaft auszeichnete. Auch wurde an diesem Tage in einem ehemaligen griechischen Obersten *Heinz* ein Commandant für die Dresdener Streitkräfte bestellt. Alles diess erschien jedoch *Bakunin,* der sich immer einmal wieder blicken liess, nicht beruhigend; während von Seiten der provisorischen Regierung Alles auf die Hoffnung gesetzt war, durch moralischen Druck den Konflikt zur friedlichen Lösung zu bringen, sah er mit klarem Blicke das Gegentheil eines wohl überlegten militairischen Angriffes von Seiten der erwarteten Preussen voraus, und meinte dass dem wiederum nur durch gute strategische Maassregeln zu begegnen sei, wesshalb er, da es dem sächsischen Aufstande an allen militairischen Capacitäten zu mangeln schien, die Acquisition einiger erfahrenen polnischen Officiere, welche sich in Dresden befanden, eindringlich anrieth. Hiervor entsetzte sich alles; dagegen schien man viel von Unterhandlungen mit der in den letzten Zügen liegenden Reichsgewalt in Frankfurt zu erwarten; Alles sollte nach dem parlamentarischen Begriff so legal wie möglich vor sich gehen. Im Uebrigen verstrich die Zeit gemüthlich; am herrlichen Frühlingsabend promenirten vor-

nehme Damen mit ihren Kavalieren durch die verbarrikadirten Strassen; Alles schien nur ein Schauspiel zur Unterhaltung zu sein. Auch mich erfasste diesem ungewohnten Anblick gegenüber ein völliges Behagen, in welches sich die ironische Vorstellung davon mischte, dass das alles doch wohl nicht rechter Ernst sei, und schliesslich irgend eine gemüthliche Proklamation der Regierung ein Ende machen müsste. So schlenderte ich mit wohlgemuthem Zögern durch die zahlreichen Verhaue spät nach meiner fernen Wohnung zurück, und arbeitete unterwegs in mir den seit einiger Zeit mich beschäftigenden Stoff zu einem Drama «Achilleus» aus. Zu Haus traf ich meine beiden Nichten *Klara* und *Ottilie Brockhaus,* die Töchter meiner Schwester *Luise,* welche, seit einem Jahre bei einer Erzieherin in Dresden verweilend, durch ihren allewöchentlichen Besuch und die dabei kundgegebene gute Laune mich erfreut hatten. Hier war Alles in der behaglichsten Revolutionslaune; man sympathisirte mit den Barrikaden, und trug kein Bedenken den Vertheidigern derselben den Sieg zu wünschen. Diese Stimmung hielt unter dem Schutz des Waffenstillstandes den ganzen Freitag (5. Mai) ungetrübt an. Von allen Seiten trafen Nachrichten ein, welche an eine allgemeine Erhebung Deutschland's glauben liessen: Baden, die Pfalz, waren in offener Empörung für das Reich begriffen; von einzelnen Städten, wie Breslau, drangen ähnliche Gerüchte her; in Leipzig hatten sich Freicorps von Studenten zum Zuzug nach Dresden gebildet; diese langten unter dem Jubel der Bevölkerung an; auf dem Rathhause war ein vollständiges Vertheidigungs-Departement organisirt, in welchem sich auch der in seinen Intentionen für die Aufführung des «Lohengrin» gleich mir verunglückte jüngere *Heine* befand; namentlich aus dem sächsischen Erzgebirge stellten sich lebhafte Zustimmungen und Ankündigungen von wehrhaften Zuzügen ein, und so glaubte man, wenn nur die eigentliche Altstadt tüchtig mit Barrikaden besetzt blieb, dem Schicksal der fremden Occupation mit gutem Erfolge Trotz bieten zu können. — Am Sonnabend, den 6. Mai früh, sah man nun ein, dass die Sache ernster werde; die preussischen Truppen waren in der Neustadt eingerückt, und das sächsische Militär, mit welchem man den Angriff zu wagen doch nicht für räthlich gehalten hatte, ward so in strenger Fahnenpflicht erhalten. Am Mittag ging der Waffenstillstand zu Ende, und sogleich eröffneten die Truppen, von mehreren Geschützen unterstützt, den Angriff auf eine der Hauptpositionen der Volkskämpfer, am Neumarkt. Noch hatte ich keinen anderen Glauben, als dass, sobald es zum wirklichen Kampfe käme, die Sache in kürzester Frist

entschieden sein würde, da weder in meiner Stimmung, noch in dem was ich sonst wahrnahm, jener leidenschaftliche Ernst sich zeigte, ohne welchen so harte Proben nie überstanden worden sind. Mir war es nun peinlich, während ich das starke Schiessen vernahm, nichts von dem Vorgange selbst wahrnehmen zu können, und ich gerieth auf den Gedanken, hierzu den Kreuzthurm zu besteigen. Ohne auch von dieser Höhe herab einen klaren Einblick gewinnen zu können, vernahm ich doch genug, um nach einer Stunde heftigen Feuerns die bis dahin immer vorgerückten Geschütze der preussischen Truppen wieder zurückgehen und endlich gänzlich verstummen zu hören, was mit einem ungeheuren Jubelgeschrei von der Volksseite her begleitet wurde: somit schien der erste Angriff abgeschlagen; und nun begann in mir die Theilnahme an den Vorgängen eine immer leidenschaftlichere Farbe anzunehmen. Um nähere Erkundigung einzuziehen, eilte ich auf das Rathhaus zurück, konnte aber zunächst aus der ungeheuren Verwirrung, welche ich vorfand, mir nichts entnehmen, bis ich endlich mitten unter der Hauptgruppe *Bakunin* antraf, welcher mit ungemeiner Präcision mir folgendes berichtete: — es sei von dem bedrohtesten Punkte einer Barrikade am Neumarkt der Bericht nach dem Hauptquartier gelangt, dass dort vor dem Angriffe der Truppen Alles in Auflösung begriffen sei; hierauf hatte mein Freund *Marschall von Bieberstein* mit *Leo von Zichlinsky*, einem gleich betheiligten Chargirten der Bürgerwehr, Freiwillige aufgerufen, und diese nach dem bedrohten Punkte hingeführt. Ohne alle Waffen und mit entblösstem Haupte, hatte der Freiberger Kreis-Amtmann *Heubner* als einziges auf dem Flecke gebliebenes Mitglied der provisorischen Regierung, deren beide andere Häupter *Todt* und *Tschirner* im ersten Schreck verschwunden waren, sich zuerst auf die bereits von allen Vertheidigern verlassene Barrikade gestellt, um, rückwärts gewandt die Freiwilligen mit erhabenen Worten zur Nachfolge anzufeuern. Der Erfolg war vollständig, die Barrikade ward wieder genommen, und von da herab ein eben so unerwartetes als energisches Feuer auf die Truppen gerichtet, wodurch der von mir wahrgenommene Rückzug derselben veranlasst worden war. Diesem Auftritte hatte *Bakunin*, welcher den Freiwilligen gefolgt war, in unmittelbarer Nähe beigewohnt; jetzt erklärte er mir, *Heubner* möge eine noch so bornirte politische Meinung haben (er gehörte der gemässigten Linken der sächsischen Kammer an), er sei ein edler Mensch, dem er sich sofort mit seinem Kopfe zur Verfügung gestellt habe. Dieses Beispiel habe er nur erleben wollen, um nun zu wissen was für ihn zu thun sei; er sei entschlossen,

seinen Hals daran zu wagen, und nach nichts weiter zu fragen. Auch *Heubner* mochte nun die Nothwendigkeit der energischesten Maassregeln erkannt haben, und schreckte vor keinem hierauf zielenden Vorschlage *Bakunin's* mehr zurück. Dem Commandanten, dessen Unfähigkeit sich wohl schnell herausgestellt hatte, wurde der Kriegsrath erfahrener polnischer Officiere zur Seite gesetzt; *Bakunin*, der von der eigentlichen Strategie nichts zu verstehen erklärte, verliess das Rathhaus und *Heubner* nicht mehr, um nach jeder Seite hin mit merkwürdiger Kaltblütigkeit Rath und Auskunft zu ertheilen. Der Kampf beschränkte sich für den Rest des Tages auf Scharfschützen-Geplänkel aus den verschiedenen Positionen; mich reizte es, wieder den Kreuzthurm zu besteigen, um immer den grösst möglichen Ueberblick über die Gesamtheit der Vorgänge zu haben. Um von dem Rathhause dahin zu gelangen, war eine Strecke zu durchschreiten, welche fortgesetzt durch die Flintenkugeln der im königlichen Schloss postirten Truppen bestrichen wurde. Während diese Strecke ganz menschenleer blieb, gab ich dem übermüthigen Reize nach, sie auf meinem Weg nach dem Kreuzthurm langsamen Schrittes zu durchschreiten, wobei es mir zugleich einfiel, dass es jungen Soldaten gerathen wird bei solchen Gelegenheiten sich nie hastig zu benehmen, weil diess die Kugeln auf sich zöge. Auf meinem erhabenen Posten angelangt, traf ich dort mit Mehreren zusammen, welche theils durch gleiche Theilnahme, theils durch den Auftrag des aufständischen Commando's zum Recognosciren der feindlichen Bewegung veranlasst, sich dort eingefunden hatten. Unter ihnen machte ich die nähere Bekanntschaft mit einem Lehrer *Berthold*, einem ruhigen sanften, aber überzeugungsvollen, entschlossenen Menschen, mit welchem ich mich in ernsthafter philosophischer Diskussion bis in die weitesten Gebiete der Religion verlor. Zugleich war er aber mit völlig häuslicher Sorgfalt darauf bedacht, uns durch geschickte Placirung und Befestigung einer dem Thürmer abgewonnenen Strohmatratze, gegen die Spitzkugeln der preussischen Scharfschützen zu bewahren, welche, auf dem entfernteren Thurme der Frauenkirche postirt, die von uns okkupirte feindliche Höhe sich zum Zielpunkt erkoren hatten. Es war mir unmöglich, von meinem interessanten Zufluchtsorte beim Einbruche der Nacht mich nach Haus aufzumachen, und ich bestimmte daher den Thürmer, seinen Gehülfen mit einigen Zeilen an meine Frau nach Friedrichstadt abzuschicken, und zugleich mir einigen nöthigen Proviant von ihr zu erbitten. So verbrachte ich in der unmittelbaren Nähe der schrecklich dröhnenden Thurmglocke, und unter beständigem Anprallen

der preussischen Kugeln gegen die Mauern des Thurmes eine der merkwürdigsten Nächte meines Lebens, abwechselnd mit *Berthold* Wache und Schlaf theilend. Der Sonntag (7. Mai) war einer der schönsten Tage dieses Jahres; ich wurde durch den Gesang einer Nachtigall geweckt, welcher aus dem unweiten *Schütze*'schen Garten zu uns herauf drang; eine selige Ruhe und Stille lag über der Stadt und der, von meinem Standpunkt aus übersehenen, weiten Umgegend Dresden's; nur gegen Sonnenaufgang senkte sich ein Nebel auf diese letztere herab: durch ihn vernahmen wir plötzlich, von der Gegend der Tharander Strasse her, die Musik der Marseillaise klar und deutlich zu uns herdringen; wie sie immer mehr sich näherte zerstreuten sich die Nebel, und hell beschien die glutroth aufgehende Sonne die blitzenden Gewehre einer langen Colonne, welche von dort her der Stadt zuzog. Es war unmöglich dem Eindrucke dieser andauernden Erscheinung zu wehren; dasjenige Element, welches ich so lange im deutschen Volke vermisst, und auf dessen Kundgebung verzichten zu müssen nicht wenig zu den bisher mich beherrschenden Stimmungen beigetragen hatte, trat plötzlich sinnfällig in lebensfrischester Farbe an mich heran; es waren diess nicht weniger als einige Tausend gut bewaffneter und organisirter Erzgebirger, meist Bergleute, welche zur Vertheidigung Dresden's herangekommen waren. Bald sahen wir sie auf dem Altmarkte, dem Rathhaus gegenüber, aufmarschiren, und nach jubelnder Bewillkommung dort zur Erholung vom Marsche sich lagern. Gleiche Zuzüge setzten sich fast den ganzen Tag über fort; und der Lohn der tapferen That des vorigen Tages schien sich jetzt in erhebender Weise einstellen zu wollen. Im Angriffsplane der Truppen schien eine Veränderung eingetreten zu sein, was aus den mehrseitigen, aber nicht mehr so konzentrirten Attaken auf verschiedene Punkte zugleich sich erkennen liess. Die Zugezogenen hatten vier kleine Kanonen mitgebracht, das Eigenthum eines Herrn *Thade von Burgk*, welcher mir früher durch eine sehr wohlwollende, aber bis zur Lächerlichkeit langweilige Rede beim Stiftungsfest der Dresdener Liedertafel bekannt geworden war; woran es mich, da nun sein Geschütz von den Barrikaden gegen die Truppen abgefeuert wurde, sonderbar ironisch gemahnte. Einen ungleich bedeutungsvolleren Eindruck erhielt ich aber, als ich gegen eilf Uhr das alte Opernhaus, in welchem ich vor wenigen Wochen noch die letzte Aufführung der neunten Symphonie dirigirt hatte, in hellem Brand aufgehen sah. Von je, wie ich gelegentlich schon erwähnt, war die Feuergefährlichkeit dieses mit Holz und Leinwand angefüllten,

seiner Zeit nur provisorisch errichteten Gebäudes, der schreckende Gegenstand der Befürchtung der Besucher gewesen. Man sagte mir, es sei, um einem gefährlichen Angriffe der Truppen von dieser blossgelegten Seite her zu begegnen, und zugleich die berühmte *Semper*'sche Barrikade vor einer übermächtigen Ueberrumpelung zu schützen, aus strategischen Gründen in Brand gesteckt worden: woraus ich mir entnahm, dass derlei Gründe in der Welt ein für allemal mächtiger als ästhetische Motive blieben, aus welchen seit langer Zeit vergeblich nach Abtragung dieses hässlichen, den eleganten Zwinger so arg entstellenden Gebäudes, verlangt war. Von so ungemein leicht brennbarem Stoff angefüllt, brach dieses, in seinen Dimensionen sehr imposante Haus, in kürzester Zeit in ein ungeheures Flammenmeer aus. Als dieses auch die Metalldächer der anliegenden Galerien des Zwingers erreichte, und diese in wunderbar bläulichen Flammenwellen zu wogen begannen, äusserte sich unter uns Zuschauenden das erste Bedauern über den Vorgang; man glaubte, das Naturalienkabinet sei bedroht; Andere dagegen bewiesen, es sei die Rüstkammer, wogegen ein Bürger-Schütz äusserte: in diesem Fall sei es nicht Schade wenn dort die «ausgestopften Adeligen» verbrennten. Es schien aber, dass man aus Kunsteifer dem Weitergreifen des Brandes zu wehren wusste, welcher in Wahrheit dort nur geringen Schaden angerichtet hatte. — Endlich füllte sich unser, bis dahin verhältnissmässig ziemlich ruhiges, Observations-Asyl mit immer grösseren Schaaren von Bewaffneten, welche hieher kommandirt waren, um von der Kirche aus den Zugang nach dem alten Markt, dessen Angriff von der Seite der schlecht verwahrten Kreuzgasse her man befürchtete, zu vertheidigen. Unbewaffnete hatten nun hier nichts mehr zu suchen; ausserdem war mir eine Botschaft meiner Frau zugekommen, welche nach ausgestandener schrecklicher Beängstigung mich nach Hause rief. Nur mit grosser Mühe, und unter den zeitraubendsten Schwierigkeiten, gelang es mir auf allerhand Umwegen in meine abgelegene Vorstadt, von welcher ich durch die kampferfüllten Theile der Stadt, und namentlich durch eine Kanonade vom Zwinger aus, abgeschnitten war, zurückzugelangen. Meine Wohnung war ganz erfüllt von aufgeregten Frauenzimmern, welche sich um *Minna* versammelt hatten, darunter die Schreck-verstörte Frau *Röckel*'s, welche ihren Mann im dicksten Kampfe vermuthete, da sie wohl annahm, dass er auf die Nachricht des Dresdener Aufstandes hin zurück gekehrt sein möchte. Wirklich hatte ich auch gehört, dass *Röckel* an diesem Tage eingetroffen sei, jedoch ihn selbst noch nicht zu sehen bekommen. Ausserdem er-



heiterten mich wieder meine jungen Nichten, welche vor Freude über das Schiessen in die übermüthigste Laune gerathen waren, welche selbst meine Frau, nachdem ich sie über mich persönlich beruhigt hatte, einigermaassen ansteckte. Alle hatten sich über den Bildhauer *Hänel* geärgert, welcher durchaus das Haus immer gesperrt halten wollte, damit dort keine Revolutionäre eindrängen; über seine Furcht, namentlich vor den Sensenmännern, welche sich auf der Strasse gezeigt hatten, machten sich alle Frauenzimmer ausnahmslos lustig. So verging dieser Sonntag wie eine Art von freudigem Familienfest.

Am folgenden Morgen des Montags, 8. Mai, versuchte ich von meiner, vom Kampfplatz abgeschnittenen Wohnung aus, um Erkundigungen über den Stand der Dinge willen, nochmals bis zum Rathhause vorzudringen. Als ich hierbei über eine Barrikade bei der Annenkirche mich verfügte, rief mir ein Communal-Gardist die Worte zu: «Herr Kapellmeister, der Freude schöner Götterfunken hat gezündet, das morsche Gebäude ist in Grund und Boden verbrannt». Offenbar war diess ein begeisterter Zuhörer der letzten Aufführung der neunten Symphonie gewesen. Auf mich wirkte dieses Pathos, welches so unerwartet mich betraf, seltsam kräftigend und befreiend. Ein wenig weiter traf ich in einsamen Gassen der Plauen'schen Vorstadt auf den Kammermusikus *Hiebendahl*, den jetzt noch sehr belobten ersten Oboebläser der k. Kapelle; er war in der Uniform der Communal-Garde, jedoch ohne Gewehr, und plauderte mit einem gleich ausgerüsteten Bürger. Da er meiner ansichtig wurde, glaubte er zunächst meine Intervention gegen *Röckel* anrufen zu müssen, welcher, von einer revolutionären Ordonanz begleitet, in diesem Quartier Haussuchung nach Gewehren anstellte. Da er sogleich meine theilnehmende Frage nach *Röckel* selbst vernahm, schrack er zurück, und frug mich in höchster Besorgniss: «aber, Herr Kapellmeister, denken Sie denn gar nicht an Ihre Stellung, und was Sie, wenn Sie sich so aussetzen, verlieren können?» Diese Ermahnung wirkte höchst drastisch auf mich; ich brach in ein lautes Gelächter aus, und erklärte dass es damit nicht viel auf sich habe. In der That sprach ich hiermit den Grundton meiner lange verhaltenen, und nun fast zu freudigem Ausbruch kommenden Stimmung aus. Da sah ich *Röckel* mit zwei Männern der Volkswehr, welche einige Gewehre trugen, auf mich zukommen. Er begrüsste mich freundlichst, wandte sich aber sofort an *Hiebendahl* und dessen Nachbar mit der Vermahnung: warum er denn im Bürgerwehrrock hier so herum lungere, und nicht auf seinem Posten stünde? Da *Hiebendahl* sich damit entschuldigte, dass man

von ihm das Gewehr requirirt habe, rief ihm jener zu: «Ihr seid mir schöne Kerle!» und liess ihn lachend stehen. Er berichtete mir kurz beim Weitergehen, was sich, seit ich ihn nicht gesehen, mit ihm begeben, erliess mir den Bericht über sein Volksblatt, und wir beide wurden bald durch eine stattliche Truppe wohlbewaffneter jugendlicher Turner unterbrochen, welche so eben von aussen zugezogen kam, und den sicheren Weg nach seinem Sammelplatz geführt zu werden begehrte. Der Anblick dieser, wohl mehrere Hunderte zählenden, Schaar jugendlichster und fest daher schreitender Gestalten konnte den erhebendsten Eindruck auf mich nicht verfehlen; *Röckel* übernahm es, über die Barrikaden sie sicher zu dem Waffenplatze vor dem Rathhause zu begleiten. Er klagte hierbei noch über den Mangel der rechten Energie, den er bisher bei den Commandirenden angetroffen habe. Er habe vorgeschlagen, die gefährdetsten Barrikaden für den äussersten Fall durch Anzündung von Pech-Kränzen zu vertheidigen; vor dem blossen Worte sei aber die provisorische Regierung in sittlichen Schreck gerathen. — Ich liess ihn seines Weges ziehen, um als Einzelner auf kürzerem Pfade zum Rathhause zu gelangen, und habe ihn seitdem erst nach 13 Jahren wiedergesehen. Dort erfuhr ich nun von *Bakunin*, dass die provisorische Regierung auf seinen Rath sich entschlossen habe, die von Anfang herein gänzlich verwahrloste, und somit auf die Länge unhaltbare Position in Dresden aufzugeben, und einen bewaffneten Rückzug nach dem Erzgebirge anzutreten, wo die von allen Seiten, namentlich auch von Thüringen herbeiströmenden Zuzüge, sich in solcher Stärke zu sammeln anliessen, dass dort wohl die vortheilhafte Position zu einem, ohne Zweifel beginnenden, deutschen Volkskriege einzunehmen sein würde, während das längere Festhalten der einzelnen verbarrikadirten Strassen Dresden's dem so muthig geführten Kampfe doch nur den Charakter einer städtischen Emeute belassen würden. Ich muss gestehen, dass dieser Gedanke mir grossartig und bedeutend erschien: war bis hierher durchaus nur die Theilnahme für einen, anfangs mit fast ironischer Ungläubigkeit, dann mit Ueberraschung aufgenommenen Vorgang, angeregt gewesen, so dehnte sich jetzt bald vor meinen Blicken das bisher Unbegreifliche zu einer grossen und hoffnungsvollen Bedeutung aus. Ohne in mir den Drang, und namentlich den Beruf zu fühlen, in irgend welcher Weise mir eine Rolle oder Funktion hierbei zugetheilt zu sehen, liess ich doch nun mit vollem Bewusstsein jede Rücksicht auf meine persönliche Lage fahren, und beschloss, mich dem Strome der Ereignisse nach der Richtung zu überlassen, in welche meine Lebensstimmung

mit verzweiflungsvollem Behagen mich hingetrieben hatte. Doch wollte ich meine Frau nicht hülflos in Dresden zurücklassen, und schnell erfand ich das Auskunftsmittel, um sie von dort hinweg in die von mir gewählte Richtung zu ziehen, ohne dass sie sogleich von dem Sinne dieses Entschlusses zu unterrichten war. Bei meiner eilig angetretenen Rückkehr nach der Friedrichstadt erkannte ich, dass dieser Stadttheil bereits durch die Aufstellung der preussischen Truppen fast gänzlich von der inneren Stadt abgeschnitten war; ich sah die Okkupation unserer Vorstadt und die Folgen des militairischen Belagerungszustandes in ihrer widerwärtigsten Bedeutung voraus, und hatte es leicht, *Minna* zu bereden, sofort durch die noch freie Tharander Strasse mit mir nach *Chemnitz*, zu meiner dort verheiratheten Schwester *Klara* gleichsam zum Besuch sich aufzumachen. Wirklich bestellte sie im Augenblick das Haus, und versprach in einer Stunde mit dem Papagei nach dem nächsten Dorfe mir nachzukommen, wohin ich mit meinem Hündchen *Peps* voraus ging, um dort einen Wagen zur Weiterreise nach *Chemnitz* zu miethen. Es war ein lachender Frühlingsvormittag, als ich zum letzten Mal die so oft auf einsamen Spaziergängen beschrittenen Pfade mit dem Bewusstsein, nie wieder sie wandeln zu werden, dahin schritt. Während die Lerchen über mir schwirrten und aus den Furchen der Felder sangen, donnerte unablässig das grosse und kleine Geschütz aus den Dresdener Strassen herüber. Das nun seit mehreren Tagen vernommene unaufhörliche Getöse dieses Schiessens, hatte sich so stark meinen Gehirnnerven eingeprägt, dass es in ähnlicher Weise lange Zeit mir nachklang, wie damals die Bewegung des Seeschiffes in London lange Zeit mich in wankendem Zustande erhalten hatte. Unter der Begleitung dieser fürchterlichen Musik rief ich der heiter daliegenden Stadt mit ihren Thürmen meinen Abschiedsgruss zu, indem ich mir lächelnd sagte, dass, wenn vor sieben Jahren auch mein Eingang recht unscheinbar stattgefunden habe, doch jetzt mein Auszug nicht ohne allerhand feierlichen Pomp vor sich ginge.

Als ich endlich mit *Minna* vereinigt im Einspänner mich auf dem Wege in das Erzgebirge befand, begegneten wir häufig frischen bewaffneten Zuzügen nach Dresden; ihr Anblick machte uns stets unwillkürliche Freude, und selbst meine Frau konnte sich nicht enthalten, den Leuten ermuthigend zuzusprechen: noch keine Barrikade sei verloren. Einen dumpfen Eindruck machte uns dagegen eine Compagnie Linien-Militär, welche schweigsam ihrerseits nach Dresden zog. Einige Angeredete erwiderten die Frage, wohin sie gingen, die offenbar im Voraus komman-

dirte trockene Antwort: ihre Pflicht zu thun. Endlich bei meinen Verwandten in *Chemnitz* angekommen, setzte ich alle meine Angehörigen in Schrecken, als ich ihnen erklärte, andern Tag's mit dem Früheſten sofort nach Dresden zurückkehren zu wollen, um zu erfahren wie es dort stehe. Trotz aller Gegenbitten führte ich meinen Entschluss aus, immer in der Vermuthung, dem bewaffneten Auszuge der Dresdener Volksstreit-Kräfte auf der Landstrasse zu begegnen. Je näher ich der Hauptstadt kam, desto mehr bestätigten sich jedoch die Gerüchte dass man in Dresden noch nicht an Uebergabe oder Rückzug denke, da im Gegentheil der Kampf sehr vortheilhaft für die Volkspartei stehe. Diess kam mir nun alles wirklich wie Wunder über Wunder vor; mit hochgespannter Erregung drängte ich mich an diesem Dienstag, den 9. Mai, von Neuem durch das nun immer schwieriger gewordene Terrain, auf welchem alle Strassen vermieden werden mussten, und mit Sicherheit nur durch die durchbrochenen Häuser vorwärts zu kommen war, bis zum Altstädter Rathhause vor. Es war bereits voller Abend; was ich sah, bot einen wahrhaft furchtbaren Anblick, da ich diejenigen Stadttheile durchzog, in welchen man sich auf den Kampf von Haus zu Haus vorbereitet hatte. Unaufhörliches Dröhnen des grossen und kleinen Gewehrfeuers liess alles übrige Geräusch der rastlos von Barrikade zu Barrikade, von Durchbruch zu Durchbruch sich zurufenden bewaffneten Menschen, nur wie unheimliches Gemurmel erscheinen. Pechfeuer brannten hie und da, übermüdete bleiche Gestalten lagerten auf den Wachtposten umher, strenge Anrufe empfingen den unbewaffneten Durchdringling. Nichts je von mir Erlebtes kann ich aber dem Eindrucke vergleichen, welchen ich mit meinem Eintritt in die Räume des Rathhauses empfing. Es war ein dumpfes, und doch ziemlich geordnetes, ernsthaftes Gewühle; grösste Uebermüdung lag auf allen Gesichtern; keine Stimme hatte mehr ihren natürlichen Klang, Alles krächzte wie mit höchster Anstrengung heiser durcheinander. Den einzigen gemüthlichen Anblick boten die alten Rathsdiener in ihrer seltsamen, wohlvertrauten Uniform und dreieckigem Hut; diese sonst so gefürchteten langen Männer traf ich, theils Butterbröde schmierend, Schinken und Würste zerschneidend an, während andere in Körben die riesigen Provisionen zur Verpflegung der Barrikaden-Kämpfer an die von dort abgesandten Deputationen vertheilten. Sie waren entschieden zu den Hausmüttern der Revolution geworden. Als ich näher zuschritt, traf ich endlich auf die Glieder der provisorischen Regierung, von denen *Todt* und *Tzchirner* nach ihrer ersten Schreckensflucht wieder aufgefunden worden waren, und nun trübselig wie Schatten, an ihre

schwere Verpflichtung angekettet, hin und her schwankten. Nur *Heubner* hatte die volle Energie bewahrt; doch war sein Anblick wahrhaft Mitleid erregend: ein geisterhaftes Feuer leuchtete aus den Augen des Mannes, über den seit sieben Nächten kein Schlaf gekommen war. Er freute sich, mich wiederzusehen, weil ihm diess ein gutes Zeichen für die von ihm vertheidigte Sache zu sein schien, während er andrerseits in Berührung mit Elementen getreten war, über die er im Drängen der Ereignisse zu keiner beruhigenden Klarheit mit sich gekommen war. Ganz ungestörte Sicherheit und feste ruhige Haltung traf ich bei *Bakunin*, welcher auch in seinem Aussehen nicht die mindeste Veränderung zeigte, trotzdem, wie ich nachher bestätigen hörte, auch er in der ganzen Zeit zu keinem Nachtschlaf gekommen war. Er empfing mich auf einer der Matratzen, welche im Rathhaussaale ausgebreitet lagen, mit der Cigarre im Munde, zu seiner Seite ein sehr junger Pole (Gallizier) Namens *Haimberger*, ein junger Violinist, welchen er mir vor einiger Zeit zur Empfehlung an *Lipinsky*, für Unterricht auf seinem Instrument, übergeben hatte, da er nicht wollte dass dieser ganz junge, unerfahrene Mensch, welcher mit Leidenschaft sich an ihn angeschlossen hatte, in den unmittelbaren Strudel der Ereignisse hineingezogen werde. Jetzt hatte er ihn doch freudig begrüsst, da er mit dem Gewehr im Arme sich für die Barrikade eingefunden hatte. Er hatte ihn zu sich auf das Lager niedergezogen, und gab ihm jedesmal einen starken Schlag, wenn er, von einem heftigen Kanonenschuss erschreckt, aufzuckte. «Hier bist Du nicht bei Deiner Geige», rief er ihm zu, «wärst Du da geblieben, Musikant!» Von *Bakunin* erfuhr ich nun in Kürze, und mit höchster Präcision, was, seitdem ich ihn am vorigen Morgen verlassen, vorgefallen war. Der damals beschlossene Rückzug habe sich bald als unräthlich herausgestellt, weil er die an jenem Tage noch eingetroffenen zahlreichen Zuzüge entmuthigt haben würde; dagegen sei die Kampflust so gross, und die Stärke der Vertheidiger so bedeutend gewesen, dass man bis jetzt den Truppen überall erfolgreichen Widerstand habe leisten können; bei grosser Verstärkung der letzteren sei jedoch neuerdings ein kombinirter Angriff auf die starke Wildstrufer Barrikade von Wirkung gewesen; die preussischen Truppen hätten dem Kampf auf den Strassen entsagt, und dafür die Kampfweise von Haus zu Haus durch Durchbrüche der Mauern ergriffen; auf diese Weise sei vorauszusehen, dass die bisherigen Vorkehrungen der Barrikaden-Vertheidigung unnütz geworden seien, und der Feind, wenn auch langsam, doch sicher dem Sitze der provisorischen Regierung auf dem Rathhause sich nähern werde. Er habe nun vorgeschlagen, alle Pulvervorräthe in den unteren Räumen

des Rathhauses zusammenbringen zu lassen, und dieses bei der Annäherung der Truppen in die Luft zu sprengen. Der Rath der Stadt, welcher während dem in einem Hinterstübchen immer noch seinen Berufsgeschäften nachging, habe auf das Energischeste hingegen remonstrirt; er, *Bakunin*, habe zwar auf das Bestimmteste auf der Ausführung der Maassregel bestanden, sei aber endlich dadurch überlistet worden, dass man alle Pulvervorräthe entfernt, und ausserdem *Heubner* für sich gewonnen habe, welchem *Bakunin* nichts abzuschlagen vermöge. So sei denn nun, da übrigens Alles in voller Kraft sei, der bereits für gestern beschlossene Rückzug nach dem Erzgebirge, für Morgen in der Frühe beschlossen, und der junge *Zichlinsky* habe bereits die Ordre, die Strasse nach Plauen zu strategischer Sicherheit zu decken. Ich erkundigte mich nach *Röckel; Bakunin* erwiderte kurz: man habe ihn seit gestern Abend nicht wieder gesehen, er werde sich haben fangen lassen; er sei *nervös* gewesen. Ich berichtete nun, was ich auf meinem Hin- und Herwege von Chemnitz wahrgenommen, nämlich die starken Massen von Zuzügen, worunter die Chemnitzer Communal-Garde mit mehreren Tausenden sich befand. In Freiberg sei ich auf einen Zug von 400 Militär-Reservisten gestossen, welche in vortrefflichster Haltung den Volkskämpfern zu Hülfe zogen, jedoch vor Uebermüdung vom Marschiren nicht weiter gekommen seien. Es schien auf der Hand zu liegen, dass es hier an der nöthigen Energie zur Requisition von Fuhrwerk fehlte, und dass, wenn man hierin die Grenzen der loyalen Rücksichten überschritt, der Vereinigung frischer Streitkräfte sehr förderlich zu helfen sei. Man bat mich, sogleich den Weg wieder zurück zu machen, um den mir bekannt gewordenen Leuten diese Meinung von Seiten der provisorischen Regierung zu überbringen. Sogleich meldete sich mein alter Freund *Marschall von Bieberstein*, mich hierzu zu begleiten, was mir, da er als ein Chargirter der provisorischen Regierung zur Ueberbringung von Befehlen derselben bei weitem geeigneter war als ich, sehr recht war. Der bis dahin übereifrige Mensch, der ebenfalls von gänzlicher Schlaflosigkeit erschöpft war, und kein lautes Wort aus seiner heiseren Kehle mehr hervorbringen konnte, machte sich nun mit mir vom Rathhaus aus durch all' die bezeichneten schwierigen Wege zu seiner Wohnung in der Plauen'schen Vorstadt auf, um dort in der Nacht bei einem ihm bekannten Kutscher noch einen Wagen für unsre Absicht aufzutreiben, und zugleich auch von seiner Familie, von der er wohl auf länger sich trennen zu sollen voraussetzen musste, Abschied zu nehmen. Während wir auf den Kutscher warteten, nahmen wir, unter ziemlich ruhiger und gefasster Unter-

haltung, mit den Frauen des Hauses unsren Thee mit Abendbrot zu uns. Nach mancherlei Abenteuern gelangten wir am frühen Morgen nach Freiberg, wo ich mich alsbald aufmachte, die zuvor mir bekannt gewordenen Führer des Reservisten-Zuzuges aufzusuchen. *Marschall* empfahl ihnen Wagen und Pferde auf den Dörfern zu requiriren wo sie nur könnten; als alles sich in Marsch nach Dresden gesetzt hatte, und ich immer wieder von der leidenschaftlichsten Theilnahme an den dortigen Vorgängen zu einer abermaligen Rückkehr eben dahin gedrängt wurde, begehrte *Marschall*, seine Aufträge noch weiter in das Land hin auszuführen und sich von mir trennen zu dürfen. In einem Extra-Postwagen wendete ich mich nochmals von den Anhöhen des Erzgebirges der Gegend von Tharand zu, als auch mich die Schlafsucht überwältigte, bis ich von heftigem Schreien und Parlamentiren mit dem Postillon geweckt wurde. Ich fand, da ich die Augen öffnete, zu meiner Ueberraschung die Strasse mit bewaffneten Freischärlern erfüllt, welche aber nicht nach, sondern von Dresden her zogen, und davon Einige den Wagen für ihre eigene Ermüdung zur Umkehr zu benutzen suchten. «Was ist?» rief ich, «wo zieht Ihr hin?» «Nach Haus», war die Antwort, «in Dresden ist's aus! Dort unten in dem Wagen kommt auch die provisorische Regierung nach». Wie ein Pfeil schoss ich aus dem Wagen, den ich nun den Ermüdeten nach Belieben überliess, und eilte vorwärts, die steil ab sich biegende Strasse dahin, um dem verhängnissvollen provisorischen Regierungsgefährte zu begegnen. Wirklich traf ich in diesem, langsam bergauf sich bewegenden Fuhrwerke, einer eleganten Dresdner Lohnkutsche, *Heubner*, *Bakunin*, und den energischen Post-Sekretair *Martin* an, beide letztere mit Flinten bewaffnet; auf dem Bock hatte vermuthlich das Sekretariat Platz genommen; hinten auf strebte, was von der ermüdeten Volkswehr nur konnte, sich ebenfalls zu setzen. Da ich mich nun eiligst ebenfalls in den Wagen hinein schwang, ward ich vor Allem Zeuge einer wunderlichen Unterhandlung des Wagenbesitzers und Lohnkutschers mit der provisorischen Regierung. Der Mann bat flehentlichst, doch nur seinen Wagen, welcher auf ganz zarten Federn ruhe, und keineswegs solche Last zu tragen im Stande sei, zu schonen, und den vielen Menschen zu sagen, dass sie sich nicht hinten und vorne aufsetzen sollten. *Bakunin* zog dagegen vor, ungestört mir einen kurzen Bericht über den ohne allen Verlust geglückten Rückzug aus Dresden abzustatten. Er habe noch in der Frühe die Bäume der neugepflanzten Maximilians-Allee fällen lassen, um durch diese Verhaue sich gegen einen Flanken-Angriff der Cavallerie sicher zu stellen. Hierbei habe ihn besonders der Jammer der Bewohner

dieser Promenade unterhalten, welche laut nur um die «*scheenen Beeme*» geklagt hätten. Während dem wurde nun aber der Jammer unsres Fuhrhalters um seinen Wagen immer zudringlicher; er brach in lautes Schluchzen und Weinen aus: *Bakunin* beobachtete ihn mit wahrer Befriedigung, ohne ihn eines Wortes zu würdigen, und rief nur: «die Thränen eines Philisters sind Nektar für die Götter». Nur *Heubner* und mir selbst wurde die Scene lästig; er frug, ob *wir* denn nicht wenigstens aussteigen sollten, da er diess den andern nicht zumuthen wollte. Wirklich zeigte es sich, dass das Verlassen des Wagens jetzt überhaupt räthlich war, da rings an der Chaussée die von Neuem zuziehenden Freischaaren sich zur Begrüssung der provisorischen Regierung und zum Empfang ihrer Befehle in Reih' und Glied aufgestellt hatten. *Heubner* schritt nun mit grosser Würde die Reihen entlang, theilte den Führern den Stand der Dinge mit, und forderte sie auf, der Gerechtigkeit der Sache, für die so Viele nun schon ihr Blut vergossen, ferner zu vertrauen; Alles möge sich jetzt auf Freiberg zurückziehen, um dort die weiteren Verfügungen zu erfahren. Bei dieser Gelegenheit trat ein gewisser *Menzdorff*, deutschkatholischer Prediger, ein ernster jüngerer Mann, den ich bereits in Dresden vortheilhaft kennen gelernt, und der mich bei einem bedeutenden Gespräche zum ersten Male auf die Lektüre *Feuerbach*'s verwiesen hatte, aus dem Gliede der Freischaar hervor, um sich besonders dem Schutze der provisorischen Regierung anzuempfehlen: er sei von dem Commando der Chemnitzer Communal-Garde, deren bewaffneten Auszug nach Dresden er durch eine von ihm geleitete Volksdemonstration erzwungen habe, auf diesem jetzt von jenem Bürgerwehrcorps angetretenen Marsche unter schlechtester Behandlung als Gefangener mitgeschleppt worden, und verdanke seine Befreiung eben nur dem Zusammentreffen mit anderen, besser gesinnten Frei-Corps. Diese Chemnitzer Communal-Garde gewahrten wir nun ebenfalls in weiter Entfernung auf einer Anhöhe aufgestellt. Abgeordnete derselben kamen heran, und begehrten von *Heubner* Aufschluss über den Stand der Dinge; hierüber, und über die Vornahme, den Kampf in entscheidender Weise fortzusetzen, unterrichtet, luden sie die provisorische Regierung ein, ihren Sitz in Chemnitz aufzuschlagen. Als sie zu ihrem Truppen-Körper zurück gekehrt waren, sahen wir diesen sofort abschwenken und umkehren. Mit allerlei ähnlichen Unterbrechungen gelangte der ziemlich confuse Zug nach Freiberg, in dessen Strassen Freunde *Heubner*'s diesem entgegen kamen, um ihn dringend aufzufordern, über ihre Vaterstadt nicht das Unglück eines verzweiflungsvollen Strassenkampfes durch Festsetzung der provisorischen Regierung

daselbst zu bringen; dieser schwieg dazu, und bat *Bakunin* und mich, ihm in seine Wohnung zu einer Berathung zu folgen. Dort wohnten wir zunächst seinem schmerzlichen Wiedersehen seiner Frau bei, welche er mit wenigen Worten auf den Ernst und die Bedeutung der ihm zugetheilten Aufgabe hinwies: es gelte Deutschland und seiner edlen Zukunft, für welche er sein Leben eingesetzt habe. Ein Frühstück ward bereitet, und nachdem man sich zunächst in ziemlich guter Laune gestärkt, hielt nun *Heubner* eine kurze ruhige, aber feste Anrede an *Bakunin*, welchen er vorher nur so oberflächlich kennen gelernt hatte, dass er nicht einmal seinen Namen richtig auszusprechen wusste: «lieber *Bukanin*», sprach er zu ihm, «ehe wir jetzt weiteres beschliessen, muss ich von Dir eine Erklärung darüber haben, ob Dein politisches Ziel wirklich die rothe Republik ist, von welcher man mir gesagt hat, dass Du ihr Parteigänger seist: erkläre Dich mir offen, damit ich weiss, ob ich ferner Deiner Freundschaft vertrauen darf?» Unumwunden erklärte ihm *Bakunin*, dass er kein Schema für irgend welche politische Regierungsform habe, und weder für das Eine noch das Andre sein Leben daran setze. Was seine weit reichenden Wünsche und Hoffnungen betreffe, so hätten diese mit dem Strassenkampf in Dresden, und Allem, was sich für Deutschland daran knüpfen könnte, nichts eigentlich zu thun. Er habe den Dresdener Aufstand so lange für eine thörige und zu bespöttelnde Bewegung angesehen, bis er die Wirkung des edlen und muthigen Beispiels *Heubner*'s wahrgenommen habe. Von da ab sei jede politische Rücksicht und Absicht in ihm gegen die Theilnahme an dieser begeisterten Haltung zurückgetreten, und er habe sofort den Entschluss gefasst, als ergebener thatkräftiger Freund dem trefflichen Manne zur Seite zu stehen, von dem er wohl gewusst habe, dass er zur sogenannten gemässigten Partei gehöre, deren politische Zukunft er nicht zu beurtheilen vermöge, da er sich über den Stand der politischen Parteien in Deutschland wenig zu unterrichten Gelegenheit genommen habe. — Hierdurch erklärte sich *Heubner* befriedigt, und frug jetzt nur nach *Bakunin*'s Meinung über den jetzigen Stand der Dinge: ob es nicht gewissenhaft und redlich sei, die Leute zu entlassen, und einen doch wohl hoffnungslosen Kampf aufzugeben. Hiergegen erklärte nun *Bakunin* mit seiner gewohnten Ruhe und Sicherheit, dass den Kampf aufgeben dürfe wer wolle, nur er, *Heubner*, nicht. Er, als erstes Mitglied der provisorischen Regierung, habe zu den Waffen gerufen, seinem Rufe sei man gefolgt; hunderte von Leben seien geopfert: die Leute jetzt wieder auseinander zu schicken, heisse so viel, als ob man diese Opfer einem eitlen Wahne gebracht habe, und wenn

sie Beide allein übrig blieben, so hätten sie ihren Platz nicht zu verlassen; ihr Leben hätten sie verwirkt im Falle des Erliegens, ihre Ehre müsse aber unangetastet bleiben, damit in Zukunft nicht alle Welt einem gleichen Aufruf gegenüber in Verzweifelung gerathe. — Diess bestimmte *Heubner;* er verfasste sofort den Aufruf zu den Wahlen einer constituirenden Versammlung für Sachsen, welche er nach Chemnitz berief. Er nahm an, dass er dort, sowohl durch die Bevölkerung, als die von überall her noch angemeldeten zahlreichen Volks-Kämpferschaaren unterstützt, das Centrum einer provisorischen Regierung bis zur Klärung der allgemeinen Lage Deutschlands, aufrecht erhalten können würde. — Unter diesen Berathungen trat *Stephan Born*, ein Typograph, welcher zu *Heubner*'s grösster Beruhigung während der drei letzten Dresdener Tage das Ober-Kommando übernommen hatte, in das Zimmer, um anzumelden, dass er den Rückzug der Bewaffneten in guter Ordnung und ohne irgend welchen Verlust zu erleiden, wirklich bis Freiberg geleitet habe. Der junge einfache Mann machte, namentlich durch die Wirkung dieser Meldung, einen sehr erhebenden Eindruck auf uns; nur auf die Frage *Heubner*'s, ob er es übernehmen werde, Freiberg gegen einen nun baldigst zu erwartenden Angriff der Truppen zu vertheidigen, erklärte dieser, er sei nicht Militair und verstehe nichts von Strategie; diess könne nur ein gewiegter Offizier übernehmen. Unter solchen Umständen schien es besser, schon um Zeit zu gewinnen, nach dem volksreicheren Chemnitz sich zurückzuziehen; zunächst aber schien es erforderlich, vor Allem für die Verpflegung der nun in grossen Haufen zu Freiberg versammelten Freischaaren zu sorgen. *Born* entfernte sich sofort, um die ersten Maassregeln hierfür zu treffen. *Heubner* verabschiedete sich ebenfalls, um eine Stunde seine müden Geister durch Schlaf zu kräftigen. Ich blieb mit *Bakunin* allein auf dem Sopha zurück; dieser sank bald, von unabweisbarem Schlaf überwältigt, zur Seite, und kam dabei mit der furchtbaren Wucht seines Kopfes auf meine Schulter. Da ich bemerkte, dass es ihn nicht erwecken würde, wenn ich mich von dieser Last befreite, schob ich ihn mit Mühe zur Seite, und entfernte mich von dem Schlafenden sofort aus dem *Heubner*'schen Hause, um, wie ich es nun so viele Tage schon gethan hatte, mit Eifer von der Physiognomie der unerhörten Vorgänge mich zu überzeugen. So gelangte ich nach dem Rathhaus, vor welchem und in welchem die tobende Masse der leidenschaftlich aufgeregten Freischärler von der Bürgerschaft nach Kräften bewirthet wurde. Zu meinem Erstaunen traf ich auch *Heubner*, welchen ich noch zu Hause im Schlaf wähnte, bereits in voller Thätigkeit hier wieder an.

Es hatte ihn nicht ruhen lassen, die Leute auch nur eine Stunde ohne Rath zu wissen. Sogleich war unter seiner Anleitung eine Art Commandatur-Bureau organisirt worden, und nun hatte er von Neuem wieder auszufertigen und zu signiren, während von allen Seiten ein tobender Lärm ihn umdrängte. Nicht lange dauerte es, so stellte sich auch *Bakunin* ein: er drang hauptsächlich auf einen guten Offizier; der war aber nicht zu finden: ein leidenschaftlicher älterer Mann, welcher als Commandant eines bedeutenden Zuzuges aus dem Vogtlande hergekommen war, fiel durch seine energischen Reden *Bakunin* ermuthigend auf; er wünschte, dass dieser sogleich zum Generalcommandanten erwählt würde. Doch schien jetzt in dem leidenschaftlichen Durcheinander jeder ordentliche Entschluss unmöglich; erst in Chemnitz hoffte man dieser wilden Bewegung Herr zu werden, und *Heubner* befahl daher, sobald Alles gestärkt sei, den Weitermarsch nach Chemnitz alsbald in Ausführung zu bringen. Da diess entschieden war, und ich selbst aus diesem Chaos mich hinweg sehnte, erklärte ich den Freunden, sofort den Zügen nach Chemnitz, wo ich sie morgen wiedertreffen würde, vorauszureisen. Wirklich traf ich den Postwagen, dessen Abfahrt für diese Stunde bestimmt war, noch an, und erhielt einen Platz in ihm. Da sich soeben die Freischaaren auf der gleichen Strasse zum Abmarsch in Bewegung setzten, erklärte man jedoch erst den Vorüberzug derselben abwarten zu müssen, um mit der Diligence nicht in den Strudel hineingerissen zu werden. Diess verzögerte sich nun sehr. Ich sah lange Zeit der merkwürdigen Haltung der ausziehenden Freischaaren zu: namentlich fiel mir eine Vogtländische Truppe auf, welche ziemlich pedantisch dahin marschirte; sie folgte dem Schlage eines Tambour's, welcher in kunstvoller Weise die Monotonie seines Instrumentes dadurch zu variiren suchte, dass er abwechselnd auf den Holzrand der Trommel schlug. Der unangenehm klappernde Ton hiervon gemahnte mich in gespenstischer Weise an das Knochen-Geklapper von Todten-Gerippen beim nächtlichen Tanz um den Rabenstein, wie ihn *Berlioz* im letzten Satze seiner «Sinfonie fantastique», mit so schrecklicher Realität in Paris meiner Phantasie vorgeführt hatte. — Plötzlich kam mir der Wunsch an, noch einmal nach den hinterlassenen Freunden zu sehen, und wo möglich mit ihnen gemeinschaftlich nach Chemnitz zu reisen; ich fand sie nicht mehr auf dem Rathhause: in *Heubner*'s Wohnung angelangt, erfuhr ich, dieser schlafe. Ich kehrte nach der Post zurück; immer noch zögerte die Diligence mit der Abfahrt, noch war die Strasse mit Freischaaren gefüllt: beklommen ging ich längere Zeit auf und ab; da ich endlich an die Postfahrt meinen Glauben verlor, kehrte ich noch-

mals nach *Heubner's* Hause zurück, um mich diesem bestimmt als Reisegefährten anzubieten. *Heubner* und *Bakunin* hatten aber bereits Abschied vom Hause genommen, und waren von mir nicht zu erfragen. Nun wandte ich mich verzweiflungsvoll nochmals zur Post zurück, und fand jetzt allerdings den Wagen zur Abfahrt bereit. Mit diesem gelangte ich nach mancherlei aufhaltenden Abenteuern in später Nacht nach Chemnitz, stieg dort aus, und begab mich in den nächstliegenden Gasthof, wo ich wenige Stunden schlief, um des andren Morgens um fünf Uhr mich nach der ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt abgelegenen Wohnung meines Schwagers *Wolfram* zu verfügen. Unterwegs frug ich einen Communal-Wachtposten, ob er etwas vom Eintreffen der provisorischen Regierung wisse; «provisorische Regierung?» war die Antwort: «na, damit ist es auch aus!» Ich verstand ihn nicht, und konnte auch, als ich zu meinen Verwandten gelangte, zunächst nichts weiteres über den Stand der Dinge in Chemnitz erfahren, da mein Schwager selbst als Schutzmann nach der Stadt kommandirt war. Erst als dieser am späteren Vormittag nach Hause zurückkehrte, erfuhr ich, was, während ich im Chemnitzer Gasthofe einige Stunden geruht hatte, in einem andren Hôtel daselbst sich zugetragen hatte. *Heubner*, *Bakunin* und jener schon erwähnte *Martin*, waren, wie es scheint noch vor mir, in einem Privatwagen an das Thor von Chemnitz gelangt; dort nach ihren Namen befragt, hatte *Heubner* mit voller Autorität sich genannt, und die Behörden des Ortes zu sich in das von ihm angegebene Hôtel beschieden. Dort angelangt, waren alle drei von übermässiger Müdigkeit zusammengebrochen, als plötzlich Gendarmerie in ihre Zimmer trat und sie im Namen der k. Kreis-Regierung verhaftete. Sie baten zunächst nur um einige Stunden ruhigen Schlafes: man möge sich versichert halten, dass in dem Zustand, in welchem sie seien, an keine Flucht gedacht werden könnte. Des weiteren erfuhr ich, dass sie am Morgen unter starker Militair-Escorte nach Altenburg abgeführt worden seien; leider, so musste mein Schwager mir bekennen, habe das Commando der Chemnitzer Communal-Garde, welches sehr wider Willen zum Abzug nach Dresden gezwungen worden sei, und sich bereits mit dem Vorsatz, bei ihrer Ankunft daselbst sofort den k. Truppen sich zur Disposition zu stellen, den Marsch angetreten habe, *Heubner* durch seine Einladung nach Chemnitz getäuscht und in die Falle gebracht. Lange vor diesem sei jenes in Chemnitz angelangt gewesen, und habe die Wache am Thore wieder in der Absicht besetzt, sofort von *Heubner's* Ankunft zu erfahren, um seine Verhaftung ausführen zu können. Auch für mich war mein Schwager in grosser Angst,

da er von den Hauptleuten der Communal-Garde in wüthender Weise vernommen, dass man mich mit jenen Revolutionären zusammen und in Gemeinschaft gesehen habe. Jedenfalls sei es ein wunderbares Schicksalszeichen gewesen, dass ich nicht gemeinsam mit Jenen auch in Chemnitz angekommen und den gleichen Gasthof bezogen hätte, weil sonst ich unerlässlich nun ihr Schicksal getheilt haben würde. Wie ein Blitz zog es mir durch die Seele, auf welch' sonderbare Weise ich schon einmal als Student vor den voraussichtlichen Niederlagen in den mit den erfahrensten Raufdegen engagirten Duellen bewahrt worden war. Das letzte furchtbare Ereigniss machte den Eindruck auf mich, dass ich nun kein Wort mehr über Alles, was mit den Vorgängen zusammenhing, über meine Lippen brachte. Auf das Andringen, namentlich meiner Frau, welche nun für meine eigene Sicherheit in die grösste Sorge gerieth, übernahm es mein Schwager, mich des Nachts in seinem Wagen nach Altenburg zu begleiten, von wo ich mit dem Postwagen alsbald die Reise nach Weimar fortsetzte, wohin mein eigentlicher Kapellmeister-Urlaub mich zu führen gehabt hätte, und wo ich nun allerdings auf sonderbaren und unvorhergesehenen Abwegen anlangte. —

Den Zustand von träumerischer Entrücktheit, in welchem ich mich damals befand, kann ich nicht besser als dadurch bezeichnen, dass ich bei diesem erneueten Zusammentreffen mit *Liszt* sogleich auf die, ihm in meinem Betreff einzig nahe liegend scheinenden Beziehungen, auf die bevorstehende Wiederaufführung des «Tannhäusers» in Weimar, einzugehen den Anschein hatte. Es fiel schwer, den Freund damit vertraut zu machen, dass ich in nicht ganz regelmässiger Weise als königlicher Kapellmeister mich aus Dresden entfernt hatte. In Wahrheit hatte ich über mein Verhältniss zur öffentlichen Gerechtigkeit meines engeren Vaterlandes einen sehr unklaren Begriff. Hatte ich etwas nach den Gesetzen strafbares begangen, oder nicht? Mir war es unmöglich darüber zu einer festen Ansicht zu gelangen. Unterdessen trafen aber immer neue Schreckensnachrichten über den grauenhaften Zustand der Dresdener Vorgänge auch in Weimar ein; namentlich der Regisseur *Genast* regte Alles durch die von ihm verbreiteten Nachrichten über den mordbrennerischen Charakter der dort bewährten Thätigkeit *Röckel*'s, welcher in Weimar sehr bekannt war, auf. Aus meinen unverhohlenen persönlichen Aeusserungen durfte *Liszt* bald ersehen, dass auch ich mit diesen erschreckenden Ereignissen in einem bedenklichen Zusammenhange stand; ihn beirrte jedoch eine Zeit lang meine Haltung in diesem Betreff, da es mir aus ganz andren Gründen, als den Gerichten sie einleuchtend gewesen sein

würden, nicht beikommen konnte, mich für einen Kämpfer in den vorgefallenen Schlachten auszugeben. Mein Freund blieb demnach in einer von mir unabsichtlich aufrecht erhaltenen Täuschung. Bei Frau *Caroline*, Fürstin *v. Wittgenstein*, welche ich schon im vergangenen Jahre bei ihrem flüchtigen Besuche Dresden's kennen gelernt hatte, vermochten wir uns mit Aufregung über allerhand künstlerische Probleme zu unterhalten. So entspann sich eines Nachmittags eine lebhafte Diskussion über meinen mündlich mitgetheilten Entwurf zu einer Tragödie «Jesus von Nazareth», nach dessen Mittheilung *Liszt* ein bedenkliches Schweigen beobachtete, die Fürstin *v. Wittgenstein* jedoch lebhaft gegen das Vorhaben, einen solchen Stoff auf das Theater zu bringen, sich ereiferte. An dem wenigen Ernst, meine in diesem Betreff aufgestellten paradoxen Thesen fest zu halten, merkte ich selbst, wie um diese Zeit es innerlich mit mir stand; ich war und blieb, ohne dass man mir es deutlich anmerkte, von den erlebten Ereignissen bis auf den tiefsten Grund meines Wesens erschüttert. So kam es zu einer Orchester-Probe des «Tannhäuser», welche mich wiederum künstlerisch mannigfaltig anregte. *Liszt*'s Direktion, wenn sie auch mehr dem musikalischen als dem dramatischen Theile galt, erfüllte mich zum ersten Male mit der schmeichelhaften Wärme des Gefühles, von einem Anderen begriffen und innig mitgefühlt zu sein. Zugleich machte ich hier, trotz meines träumerischen Zustandes, entscheidende Beobachtungen über den Stand der Befähigung unserer Opernsänger und der sie leitenden Regie. Nach dieser Probe folgte ich mit dem Musikdirektor *Stöhr* und dem Sänger *Götze* der Einladung *Liszt*'s zu einem einfachen Diner in einem andren, als in dem von ihm bewohnten Gasthof, und hatte in Folge dessen über einen bis dahin mir gänzlich unbekannten Zug aus *Liszt*'s Temperament mich zu erschrecken. In Folge besondrer Anregungen gerieth er, der sonst so harmonisch sicher sich gebende, in eine wahrhaft erschreckende Stimmung, in welcher er gegen dieselbe Welt, gegen die auch ich mich in vollster Empörung befand, mit fast zähneknirschender Wuth sich ereiferte. Sehr tief von diesem wunderbaren Contakt mit dem ausserordentlichen Manne ergriffen, doch unfähig dem eigentlichen Zusammenhange seiner grauenhaften Kundgebungen zu folgen, verblieb ich im tiefsten Erstaunen, während *Liszt* von einem heftigen Nervenanfall im Laufe der darauf folgenden Nacht sich zu erholen hatte. Sehr erstaunt war ich nun wiederum, als ich des andern Morgens in erster Frühe den Freund vollkommen gerüstet fand, eine, in mir unklaren Beziehungen für nöthig gehaltene Reise, nach Karlsruhe anzutreten, auf welcher ihn bis Eisenach zu begleiten ich, mit dem

Musikdirektor *Stöhr*, von ihm eingeladen war. Auf der Fahrt nach Eisenach wurden wir vom Kammerherrn *Beaulieu* angehalten, welcher wissen wollte, ob ich bereit sei von der Frau Grossherzogin von Weimar, einer Schwester des Kaiser's *Nikolaus* im Eisenacher Schlosse empfangen zu werden; da meine Einrede wegen unziemlicher Reisekleidung nicht gelten gelassen wurde, sagte *Liszt* in meinem Namen zu. Wirklich ward ich am Abend von der Grossherzogin, welche sich auf das Freundlichste mit mir unterhielt, und ihrem Kammerherrn mich zu gebührender Achtung empfahl, in überraschend wohlwollender Weise aufgenommen. *Liszt* behauptete späterhin, seine hohe Gönnerin habe bereits Nachricht davon gehabt, dass ich in den nächsten Tagen von Dresden aus verfolgt werden würde, und desswegen damit geeilt, eben jetzt noch meine persönliche Bekanntschaft zu machen, weil sie wusste, dass sie in wenig Tagen sich damit stark kompromittirt haben würde. — *Liszt*, der von Eisenach weiter gereist war, überliess mich *Stöhr* und dem Eisenacher Musikdirektor *Kühmstedt*, einem eifrigen und gewiegten Contrapunktisten, zur weiteren Unterhaltung und Verpflegung. Mit diesem besuchte ich zum ersten Mal das damals noch nicht restaurirte Schloss der *Wartburg*. Seltsame Gedanken über mein Schicksal stiegen mir bei diesem Besuch auf; nun zum ersten Mal sollte ich diess mir so innig bedeutungsvolle Gebäude wirklich betreten, wo ich zugleich mir sagen musste, dass die Tage meines ferneren Verbleibens in Deutschland gezählt waren. Wirklich trafen, als wir anderen Tages nach Weimar zurückkehrten, die bedenklichsten Nachrichten aus Dresden ein. Da am dritten Tage *Liszt* wieder zurückkehrte, fand er einen Brief meiner Frau vor, welche nicht mehr direkt an mich zu schreiben gewagt hatte; sie meldete, dass eine polizeiliche Haussuchung in meiner Dresdener Wohnung, wohin *Minna* seither zurückgekehrt war, stattgefunden hatte, und ausserdem die Warnung ihr zugekommen war, mich ja nicht etwa zur Rückkehr nach Dresden zu veranlassen, da der Verhaftsbefehl gegen mich ertheilt sei, und ich alsbald steckbrieflich verfolgt werden würde. *Liszt*, von jetzt an nur von Sorge für meine Person erfüllt, berief alsbald einen Rath erfahrener Freunde, um zu überlegen, was mit mir zu thun sei, um der mir drohenden Gefahr mich zu entziehen. Der Minister von *Watzdorf*, welchen ich bereits besucht hatte, war der Meinung gewesen, ich solle mich im Fall einer Requisition ruhig nach Dresden, wohin man mich sehr anständig in einem besondren Wagen bringen werde, abführen lassen. Andrerseits waren aber die zu uns gelangten Gerüchte über das rohe Verfahren, mit welchem die preussischen Truppen in Dresden bei der Ausführung des Belagerungs-

zustandes zu Werke gingen, so beängstigender Natur, dass von *Liszt* und seinen zu Rath gezogenen Freunden auf meine schnelle Entfernung von Weimar, wo man mich nicht zu schützen vermögen würde, gedrungen wurde. Ich bestand jedoch darauf, bevor ich Deutschland verliesse, von meiner so sehr geängstigten Frau noch Abschied zu nehmen, und desshalb mich noch einige Zeit wenigstens in der Nähe von Weimar verhalten zu dürfen. Hierauf ward Rücksicht genommen, und Professor *Siebert* schlug einen gut gesinnten Oekonomen in dem drei Stunden entfernten Magdala zu meiner einstweiligen Beherbergung vor. Dahin fuhr ich nun am nächsten Morgen ab, um, durch einen Brief *Siebert*'s empfohlen, dem schutzfreundlichen Oekonomen mich als Professor *Werder* vorzustellen, welcher, aus Berlin kommend, seine kameralistischen Studien durch einen Besuch auf den dort verwalteten Gütern praktisch zu verwerthen suchen wollte. Hier in ländlicher Stille verweilte ich drei Tage, genoss auch der sonderbaren Unterhaltung einer dort abgehaltenen Volksversammlung, welche von Resten der zum Zuzug nach Dresden ausgezogenen, und nun zersprengt zurückkehrenden Freischaaren, veranstaltet wurde. Ich hörte bei dieser Gelegenheit mit sonderbaren, wohl an das Lächerliche streifenden Gefühlen, den allerhand vorkommenden Reden zu. Am zweiten Tage meines dortigen Aufenthaltes kehrte die Frau meines Wirthes vom Markttage in Weimar zurück, und berichtete den merkwürdigen Fall, dass der Componist einer Oper, welche man am selben Tage dort aufführe, plötzlich Weimar habe verlassen müssen, weil die steckbriefliche Verfolgung aus Dresden gegen ihn dort eingetroffen sei. Mein durch Professor *Siebert* in das Geheimniss gezogener Wirth frug launig, wie er denn heisse? Da die Frau nicht recht Bescheid wusste, half er ihr mit dem in Weimar bekannten Namen des Musikdirektors *Röckel* nach; «ja», sagte sie, «*Röckel*, so hiess er, ganz richtig». Nun lachte mein Wirth hell auf, und meinte, der werde wohl nicht so dumm sein, trotz seiner Oper sich erwischen zu lassen. — Endlich am 22. Mai, meinem Geburtstage, traf *Minna* wirklich in Magdala ein. Sie hatte sich auf meinen Brief schleunigst nach Weimar, und, von dort angewiesen, weiter zu mir begeben, um eben nur Alles anzuwenden, mich zur schnellsten gänzlichen Flucht aus Deutschland zu bewegen. Kein Versuch, sie auf die Höhe meiner Stimmung zu bringen, glückte mir; sie blieb dabei, in mir nur einen übel berathenen, unbesonnenen Menschen zu ersehen, der sich und sie in die schrecklichste Lage gestürzt habe. Es war verabredet worden, dass ich, während sie über Weimar gleichzeitig sich dahin begebe, von Magdala aus auf Fusspfaden anderen Abends

in Jena eintreffen sollte, wo ich, im Hause des Professor *Wolff*, sie zu einem letzten Abschied wiedertreffen werde. Diese etwa sechsstündige Wanderung trat ich denn an, und gelangte über eine Hochebene, mit Sonnenuntergang in das jetzt zum ersten Mal mir sich freundlich aufthuende Universitätsstädtchen. Wirklich traf ich im Hause des mir bereits durch *Liszt* befreundeten *Wolff* meine Frau wieder an. Abermals ward, unter besonderer Mitwirkung eines Professors *Widmann*, dort Rath über mein weiteres Fortkommen gehalten; von Dresden aus war ich wirklich, wegen dringenden Verdachtes der Betheiligung am Dresdener Aufstande, steckbrieflich verfolgt, und durfte somit in keinem der deutschen Bundesstaaten auf sichere Zuflucht mehr rechnen. *Liszt*'s Weisung ging durchaus auf Paris, wo ich ein Feld neuer Thätigkeit mir gewinnen könnte; *Widmann* rieth jedoch, hierzu nicht den geraden Weg über Frankfurt und Baden einzuschlagen, weil dort der Aufstand noch im Gange sei, und dahin reisende, verdächtig legitimirte Individuen jedenfalls von der Polizei mit vorzüglicher Wachsamkeit in das Auge gefasst würden; am sichersten sei es durch Bayern, welches jetzt ganz ruhig sei, zunächst die Schweiz zu gewinnen, von wo aus meine Reise nach Paris ohne jede Gefahr zu bewerkstelligen sein würde. Da ich hierzu eines Passes bedurfte, bot mir Professor *Widmann* seinen eigenen, in Tübingen ausgestellten, bereits aber abgelaufenen, an. Ich reiste nun mit dem Postwagen ab, nachdem ich unter dem Abschied von meiner ganz verzweiflungsvollen Frau wahrhaft und schmerzlich gelitten hatte. Ohne weitere Anfechtungen gelangte ich, unter andrem auch an Rudolstadt, dem für mich nicht erinnerungslosen Orte, vorbei, an die Grenze Bayerns, von wo ich nun mit dem Postwagen ohne Unterbrechung, meine Reise nach Lindau fortsetzte. Dort wurde mir am Thore mit den übrigen Passagieren der Pass abverlangt; unter der seltsamsten fieberischen Aufregung verbrachte ich die Nacht bis zur frühen Abfahrt des Bodensee-Dampfschiffes. Mir war besonders die schwäbische Sprache des Professor's *Widmann*, auf dessen Pass ich reiste, in lebhafter Erinnerung geblieben; ich stellte mir vor, wie ich nun mit der bayerischen Polizei zu verkehren haben würde, wenn ich über die erwähnten Unregelmässigkeiten des Passes mit ihr mich zu unterhalten haben sollte. Von fieberhafter Unruhe beherrscht, versuchte ich die ganze Nacht über mich im schwäbischen Dialekte zu üben, was aber, zu meiner grössten Erheiterung, wiederum nicht gelingen wollte. Gespannt sah ich am Frühmorgen dem Augenblick entgegen, als der Gendarm zu mir in das Zimmer trat, und, unwissend wem die Pässe gehörten, drei derselben mir

zur gefälligen Auswahl übergab. Mit lachendem Herzen ergriff ich den meinigen, und entliess den zuvor so gefürchteten Mann in freundlichster Weise. Auf dem Dampfschiff angelangt, erkannte ich mit wahrhaftem Behagen, dass ich mit seiner Besteigung mich bereits auf schweizerischem Boden befände; ein wundervoller Frühlingsmorgen liess mich auf dem weiten See in die vor mir sich ausbreitende Alpenlandschaft ausblicken; als ich in Rorschach das eidgenössische Land betrat, benutzte ich den ersten Augenblick zu wenigen Zeilen nach heimwärts, womit ich meine glückliche Ankunft in der Schweiz, somit die Befreiung aus jeder Gefahr meldete. Die Fahrt im Postwagen, durch das freundliche St. Galler-Ländchen nach *Zürich*, erheiterte mich ungemein: als ich am letzten Mai, Abends gegen sechs Uhr, von Oberstrass hinab nach Zürich einfuhr, und zum ersten Mal in glänzender Sonnenbeleuchtung die den See begränzenden Glarner Alpen glänzen sah, beschloss ich sofort, ohne diess deutlich im Bewusstsein zu fassen, allem auszuweichen, was mir hier eine Niederlassung verwehren könnte.

Den Vorschlag meiner Freunde, über die Schweiz nach Paris zu reisen, hatte ich besonders aus dem Grunde angenommen, weil ich in Zürich einen alten Bekannten anzutreffen wusste, durch dessen Hülfe ich mir einen Pass nach Frankreich zu erlangen hoffen durfte, da ich es vermeiden wollte, dort als politischer Flüchtling anzukommen. *Alexander Müller*, mit dem ich in Würzburg seiner Zeit in vielem freundschaftlichem Verkehre gestanden, war, wie ich erfahren, seit lange als Musiklehrer in Zürich niedergelassen. Einer seiner Schüler, *Wilhelm Baumgartner*, hatte mich vor einigen Jahren in Dresden besucht, und mir Grüsse von meinem alten Freunde überbracht; für Diesen übergab ich Jenem damals ein Exemplar der Partitur des «Tannhäuser's», um es ihm als Andenken zuzustellen. Mein freundliches Benehmen war auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen: *Müller* und *Baumgartner*, welche ich alsbald aufsuchte, machten mich sogleich mit den beiden Staatsschreibern *Jacob Sulzer* und *Franz Hagenbuch*, als denjenigen ihrer guten Freunde, welche meinem Wunsche am unmittelbarsten nachzukommen vermöchten, bekannt. Ich wurde von diesen Menschen, zu denen sich noch einige Vertraute gesellten, sogleich mit so achtungsvoll neugieriger Theilnahme empfangen, dass ich mich in ihrer Gesellschaft augenblicklich wohl fühlte. Die grosse bescheidene Sicherheit, mit der sie sich, von ihrem naïv gewohnten republikanischen Standpunkte aus, über die Verfolgungen, die mich betroffen, äusserten, versetzte mich in eine ganz neue Sphäre der bürgerlichen Anschauung des Lebens. Ich kam mir hier so sicher und geborgen vor, wäh-

rend ich dort, durch den sonderbaren Zusammenhang meines Ekels vor den öffentlichen Kunstzuständen mit der allgemeinen politischen Aufregung, ohne genaues Bewusstsein davon, in die Lage, als Verbrecher angesehen zu werden, gerathen war. Um die beiden Staatsschreiber, von denen namentlich *Sulzer* eine ausgezeichnet klassische Bildung genossen, mir vollkommen geneigt zu machen, hatten die Freunde eine Abendzusammenkunft veranstaltet, in welcher man mich dahin brachte, meine Dichtung von «Siegfried's Tod» vorzulesen. Ich kann beschwören, unter Männern nie aufmerksamere Zuhörer hierfür gefunden zu haben, als an diesem Abend. Für jetzt verhalf mir mein Erfolg zunächst zur Ausstellung eines vollgültigen eidgenössischen Passes für den in Deutschland steckbrieflich Verfolgten, mit welchem ich nun unbesorgt, nach einem nur kurzen Aufenthalte in Zürich, meine Weiterreise nach Paris antrat. — Nachdem mich auf dieser Reise in Strassburg das weltberühmte Münster gefesselt und ergriffen hatte, reiste ich mit der damals noch besten Fahrgelegenheit, der sogenannten *Malle-poste,* nach Paris weiter. Eines sonderbaren Phänomen's entsinne ich mich hierbei: bis hierher hatte die Nachwirkung der Kanonen- und Flintenschüsse des Dresdener Kampfes, namentlich im halb wachen Zustande, immer noch fortgewährt; jetzt fesselte mich das Summen der schnell rollenden Räder auf der Landstrasse, und auf der ganzen Reise glaubte ich in ihm, wie von tiefen Bassinstrumenten vorgetragen, die Melodie von «Freude schöner Götterfunken» aus der 9. Symphonie zu vernehmen.

Seit meinem Eintritt in die Schweiz, bis zu meiner Ankunft in Paris, hatte sich meine, vorher zu traumartiger Dumpfheit herabgedrückte Stimmung, zu einem noch nie gefühlten, frei behaglichen Wohlgefühl erhoben. Ich kam mir wie der Vogel in der Luft vor, der nicht bestimmt sei, in einem Sumpfe zu Grunde zu gehen. Bald nach meiner Ankunft in Paris, in der ersten Woche des Juni, trat hiergegen jedoch wieder eine sehr fühlbare Reaktion ein. Ich war von *Liszt* an seinen ehemaligen Sekretair *Belloni* empfohlen; dieser glaubte, treu den erhaltenen Weisungen, mich alsbald mit einem «Auteur» *Gustave Vaisse,* den ich jedoch nicht persönlich kennen lernte, wegen eines für Paris zu komponierenden Operntextes in Verbindung setzen zu müssen. Davon hörte ich nun nicht gern, und fand genügenden Grund zur Abwehr der hierauf zielenden Unterhandlungen in den Mittheilungen, die man sich gegenwärtig über den Stand der damals in Paris wüthenden Cholera machte. Ich war, um in *Belloni's* Nähe zu sein, in der *rue Notre-Dame de Lorette* abgestiegen; dort kamen fast stündlich, von dumpfem Trommelschlag angekündigt,

Leichenkondukte der Nationalgarde vorbei. Bei drückender Hitze war mir der Genuss des Wassers streng verboten, und überhaupt in jedem Bezug der Diät auf das Strengste Vorsicht anempfohlen. Drückte bereits dieses die Stimmung in unbehaglichster Weise herab, so machte ausserdem die ganze damalige äussere Physiognomie von Paris auf mich den niederschlagendsten Eindruck. Noch las man die Devise: «liberté, égalité, fraternité» an allen öffentlichen Gebäuden und sonstigen Etablissements; dagegen erschreckte mich der Anblick der ersten *garçons caissiers* der Bank, welche, mit ihren langen Geldsäcken über den Schultern und dem grossen Portefeuille in der Hand, mir nie so häufig begegneten, als gerade damals, wo, im siegreichen Kampfe gegen die zuvor so gefürchtete Propaganda des Sozialismus, die alte Kapital-Herrschaft mit fast verhöhnendem Pompe das öffentliche Vertrauen wieder zu gewinnen auf das Eifrigste sich anliess. Wie mechanisch hatte ich einen Besuch in dem Musikladen *Schlesinger's*, für welchen jetzt ein noch bei weitem decidirterer Jude, Herr *Brandus*, mit schmutzigster Persönlichkeit als Nachfolger eingetreten war, gemacht. Nur der alte Commis, M[r] *Henri*, bewillkommnete mich freundlich, und nachdem ich mit ihm eine Zeit lang in dem anscheinend menschenleeren Magazine mich laut unterhalten hatte, frug er mich endlich mit einiger Verlegenheit, ob ich denn meinen Lehrer («votre maître») *Meyerbeer*, noch nicht begrüsst habe. «Ist Herr *Meyerbeer* hier?» frug ich. «Gewiss», war die noch verlegenere Antwort, «ganz in der Nähe, dort hinter dem Bureau.» Da ich auf dasselbe zuschritt, kam wirklich mit allergrössester Verlegenheit *Meyerbeer* von dort, wo er sich über zehn Minuten, nachdem er meine Stimme vernommen, still verborgen gehalten hatte, hervor, sich lächelnd mit einer dringenden Correktur entschuldigend. Ich hatte an dieser Erscheinung und diesem sonderbaren Wiedersehen genug; es kam so Vieles im Betreff dieses Mannes bedenklich mir widerfahrenes, namentlich die Bedeutung seines letzten Benehmen's in Berlin gegen mich, in meine Erinnerung; da ich nun aber jetzt gar nichts mehr mit ihm zu thun hatte, begrüsste ich ihn mit einer gewissen heitern Freiheit, welche mir von dem Bedauern eingegeben ward, das ich über die von ihm, bei der Kenntnissnahme meiner Ankunft in Paris geäusserte Verlegenheit, empfand. Er nahm an, ich würde jetzt neuerdings versuchen, in Paris mein Glück zu machen, und schien sehr verwundert, als ich ihm im Gegentheil versicherte, dass mich der Gedanke, hier etwas zu suchen zu haben, anekele. «Aber *Liszt* hat doch ein brillantes Feuilleton über Sie im Journal des Débats veröffentlicht.» «Ah so», sagte ich, «ja, daran hatte ich nicht gedacht, dass die enthu-

siastische Ergebenheit eines Freundes sogleich als gemeinsame Spekulation aufgefasst werden müsste.» «Der Artikel hat aber viel Aufsehen gemacht. Es ist doch undenklich, dass Sie hieraus keinen Vortheil zu ziehen suchen sollten.» Diese widerliche Vermengung reizte mich zu einiger Heftigkeit, mit welcher ich *Meyerbeer* nun betheuerte, dass ich namentlich bei dem Laufe der Dinge, welchen jetzt die Welt unter der Herrschaft der Reaktion zu nehmen schien, an alles Mögliche, nur nicht an öffentliche Kunstproduktion dächte. «Aber was verhoffen Sie sich denn von der Revolution?» erwiderte er, «wollen Sie Partituren für die Barrikaden schreiben?» worauf ich ihm versicherte, dass ich ja überhaupt an Partiturschreiben gar nicht dächte. Wir schieden, offenbar ohne es zu einem gegenseitigen Verständniss gebracht zu haben. Noch begegnete ich *Moritz Schlesinger* auf der Strasse, der mich, ebenfalls unter dem Eindrucke des glänzenden *Liszt*'schen Feuilletons, als eine ihm sehr begreiflich dünkende Erscheinung anhielt. Auch er glaubte, ich müsste es durchaus auf Etwas in Paris abgesehen haben, und fand, dass ich dafür jetzt sehr gute Chancen hätte. «Wollen Sie mein Geschäft machen?» frug ich ihn, «Geld habe ich nicht. Glauben Sie aber, dass die Aufführung der Oper eines Unbekannten etwas anderes als eine *affaire d'argent* sein könne?» «Da haben Sie Recht», sagte *Moritz*, und liess mich augenblicklich stehen. — Von diesen widerlichen Berührungen mit der, jetzt von voller Pest behafteten Hauptstadt der Welt, wandte ich mich zu dem Schicksale meiner Dresdener Genossen zurück, von denen einige der mir nächst Stehenden ebenfalls in Paris angelangt waren. Bei dem Maler meiner Dekorationen zu «Tannhäuser», *Desplèchins*, traf ich den, so eben gleich mir hierher versprengten, *Semper*. Die Freude dieses Wiedersehens war nicht gering, trotzdem wir beide nicht umhin konnten, das Groteske unserer Lage zu belächeln. *Semper* hatte sich, nachdem die berühmte Barrikade, welche er als Architekt fortwährend unter Inspektion gehalten hatte, umgangen worden war (denn dass sie eingenommen worden wäre, hielt er für unmöglich), von dem übrigen Kampfe zurückgezogen. Dennoch glaubte er sich so weit der Denunciation bloss gestellt zu haben, dass er bei Ankündigung des Belagerungszustandes durch die Dresden okkupirenden Preussen, sich dort nicht mehr für sicher hielt. Er schätzte sich glücklich, als holsteinischer Landesangehöriger nicht von den deutschen Regierungen, sondern vom dänischen Gouvernement in Betreff eines Passes abhängig gewesen zu sein, welcher ihm zur ungestörten Flucht nach Paris verholfen hatte. Als ich ihn aufrichtig und herzlich über diese Wendung der Dinge, welcher ihn aus einer so eben begonnenen grossen

Berufsthätigkeit, der Vollendung des Baues des Dresdener Museums, heraus gerissen habe, beklagte, wollte er hierauf nicht viel geben, und meinte, er habe Aerger genug damit gehabt. Trotz unserer gedrückten Lage, verbrachte ich mit *Semper* die einzigen heiteren Stunden dieses Pariser Aufenthaltes. Bald fand sich auch noch der junge *Heine*, mein ehemaliger Lohengrin-Dekorationsaspirant, ebenfalls als Flüchtling dazu. Ihm war für sein Fortkommen nicht bange, da ihn sein Lehrer *Desplèchins* gern in Beschäftigung zu nehmen sich erbot. Nur ich erkannte mich gänzlich zwecklos nach Paris verschlagen, und sehnte mich auf das Heftigste aus dessen Choleraatmosphäre hinweg. Hierzu erbot mir *Belloni* eine Gelegenheit, welche ich sogleich freudig ergriff: er lud mich ein, ihm und seiner Familie nach einem Landaufenthalte bei *La Ferté sous Jouarre* zu folgen, wo ich, in reiner Luft und vollkommener Stille, mich erholen, und die Wendung der Dinge für mich abwarten könnte. Dort hinaus, nach *Rueil*, ging nun nach acht Tagen, welche ich in Paris verbracht, die kleine Reise, und bei einem marchand de vin, Monsieur *Raphaël*, in unmittelbarer Nachbarschaft des Maire's des Dorfes, bei welchem die Familie *Belloni* ihren Aufenthalt nahm, fand ich für jetzt mein dürftiges Unterkommen in einer Stube mit Alkoven, in welcher ich nun meinem weiteren Schicksale entgegensah. Während eine Zeit lang alle Nachrichten aus Deutschland ausblieben, suchte ich so gut wie möglich mit Lekture mich zu beschäftigen, und nachdem ich mit *Proudhon*'s Schriften, namentlich mit seinem «De la Propriété», mich in der Weise beschäftigt hatte, dass ich für meine Lage sonderbar ausschweifende Tröstungen daraus gewann, unterhielt mich längere Zeit die zerstreuend anziehende «Histoire des Girondins» von *Lamartine*. Eines Tages brachte mir *Belloni* die Nachricht von dem verunglückten Emeute-Versuch der Republikaner unter *Ledru-Rollin*'s Führung, welcher soeben, am 13. Juni, in Paris gegen das bereits in voller Reaktion segelnde provisorische Gouvernement unternommen worden war. So viel Entrüstung diese Nachricht bei meinem Versorger und dem Maire des Ortes, seinem Verwandten, an dessen Tisch wir täglich unsere bescheidene Mahlzeit einnahmen, hervorbrachte, so machte sie im Ganzen doch weniger Eindruck auf mich, da mein Augenmerk immer noch in sehr aufgeregter Stimmung auf die deutschen Vorgänge am Rheine, namentlich auf das, einer provisorischen Regierung verfallene Grossherzogthum Baden, gerichtet war. Als nun aber auch von dort die Nachrichten von der durch die Preussen herbeigeführten Niederlage der, Anfangs nicht hoffnungslos erscheinenden Bewegung eintrafen, wurde mir sonderbar wehe zu Muthe: die Nüchtern-

heit, mit welcher ich auf meine persönliche Lage zu blicken genöthigt war, übermannte mich; das, bisher meine Aufregung rechtfertigende, Ungemeine derselben verlor sich immer mehr in die gemeine Nöthigung der praktischen Sorgen. Zu meiner vollständigsten Ernüchterung hätten die endlich eintreffenden Mittheilungen von Seiten meiner weimaranischen Freunde, sowie von meiner Frau, führen sollen. Ich erfuhr von den ersteren eine ziemlich trockene Beurtheilung meines Verhaltens in der letzten Vergangenheit; man fand, dass vorläufig nichts für mich zu thun sei, namentlich nicht in Dresden, oder etwa bei dem grossherzoglichen Hofe, da man an «eingeschlagene Thüren füglich nicht gut anklopfen könnte»; «on ne frappe pas à des portes enfoncées» — (Fürstin *v. Wittgenstein* an *Belloni*). Ich wusste nicht, was ich hierzu sagen sollte, da es mir keineswegs eingefallen war, durch eine Vermittelung nach jenen Seiten hin etwas für mich zu erwarten, und nahm es dagegen mit unbefangener Genugthuung auf, dass man für das Nächste mir einige Hülfsmittel zukommen liess. Mit diesen beschloss ich, mich nach Zürich aufzumachen, um dort bei *Alex. Müller*, in dessen Wohnung ich genügenden Raum bemerkt hatte, ein vorläufiges Unterkommen zu suchen. Am traurigsten war mir ein Brief meiner Frau, welche längere Zeit gar nichts von sich hören gelassen hatte. Sie kündigte mir an, unmöglich an eine Wiedervereinigung mit mir denken zu können; denn nachdem ich so gewissenlos eine Anstellung, und überhaupt ein Verhältniss, wie sie nie wieder sich mir bieten würden, verscherzt und zertrümmert hätte, wäre einer Frau wohl schwerlich zuzumuthen, an meinen etwaigen Unternehmungen für eine zukünftige Versorgung Theil zu nehmen. Ich fühlte mich zunächst zu einer gerechten Würdigung der üblen Lage meiner Frau gestimmt; indem ich sie vollkommen hülflos meinerseits lassen musste, konnte ich sie zunächst nur auf den möglichen Erlös aus dem Verkauf unseres Dresdener Mobiliars, sowie auf die Theilnahme meiner Leipziger Verwandten anweisen. Die Vorstellung von dem Bedrückenden dieser Lage hatte bisher nur dadurch mir erleichtert werden können, dass ich sie als einigermaassen an der mich beherrschenden Aufregung Theil nehmend gedacht hatte, wofür ich während jenen ausserordentlichen Vorgängen selbst mancherlei Anzeigen wahrgenommen zu haben glaubte. Diess stellte sie nun aber vollständig in Abrede, wollte in mir durchaus nur Das ersehen, was die öffentliche Meinung daheim allgemein sah, welche sie einzig darin milderte, dass sie meinen unerhörten Leichtsinn als Entschuldigung dafür annahm. Nachdem ich nun *Liszt* herzlich empfohlen hatte, zunächst nach Kräften für meine Frau einige

Sorge zu tragen, gelangte ich jetzt aber bald zu einiger Beruhigung über dieses im ganzen so unerwartete Benehmen meiner Frau. Ihrer Erklärung, mir zunächst nun nicht wieder schreiben zu wollen, erwiderte ich durch meine Vornahme, sie gleichfalls durch Mittheilung über mein sehr zweifelhaftes Schicksal nicht in neue Beunruhigung zu versetzen. Es ging mir der Verlauf unseres langjährigen Zusammenlebens, seit jenem ersten, so stürmischen und leidenvollen Jahre unserer Verheiratung, an meinem prüfenden Bewusstsein vorüber. Unzweifelhaft waren die bedrängnissvollen Jugendjahre unseres ersten Pariser Aufenthaltes wohlthätig wirksam gewesen. Die Noth, in welcher sie sich so ausdauernd benahm, wie ich mich arbeitsam gegen sie wehrte, hatte die Seele unserer Gemeinsamkeit wie in eisernen Banden gefesselt. Einen schönen Lohn für das Ausgestandene fand dann *Minna* in meinem Dresdener Erfolge, und namentlich der dortigen, so beneideten Anstellung. Als *Frau Kapellmeisterin* war sie offenbar auf der Höhe aller ihrer Erwartungen vom Leben angelangt, und was mir endlich meine Wirksamkeit als Dresdener Kapellmeister verbitterte, empfand sie nur als eine Bedrohung jenes ihres Wohlbehagens. Bereits mit der Richtung, welche ich mit dem «Tannhäuser» einschlug, und durch welche sie meine Erfolge auf den Theatern so bedenklich bedroht sah, schwand ihr eigentlich der Muth und das Vertrauen auf unsre Zukunft. Je mehr ich endlich, theils in meinen Conceptionen, für welche ich mich immer unmittheilsamer gegen sie verhielt, theils aber gar in meinem Verhalten zu dem Theater und seinem Chef, immer mehr aus dem ihr einzig erspriesslich dünkenden Geleise mich entfernte, verlor sie nun gar jenen Zusammenhang mit mir, in welchem sie in früheren Jahren, wie sie aus den Erfolgen nachweisen zu dürfen glaubte, mit mir gestanden zu haben vermeinte. Mein Benehmen in der Dresdener Katastrophe sah sie als Folge dieser Abirrungen vom richtigen Wege an, und erkannte darin nur den Einfluss gewissenloser Menschen auf mich, namentlich des unglücklichen *Röckel*, welche meiner Eitelkeit geschmeichelt und mit sich mich in das Verderben gezogen hätten. Tiefer als dieser, doch immer nur noch die äusseren Lebensverhältnisse betreffende Zwiespalt, hatte aber von jeher, seit unserer Wiedervereinigung, die innere Unübereinstimmung zwischen uns sich meines Bewusstseins bemächtigt. Von je war es zwischen uns zu Auftritten von der allerleidenschaftlichsten Heftigkeit gekommen: nie hatten diese Auftritte sich durch eine Versöhnung, oder gar ein Bekenntniss ihres Unrechtes, ausgeglichen; sowohl das Bedürfniss schneller Wiederherstellung des häuslichen Friedens, als auch die nach jedem

Excess der Aufregung sogleich mir nahe tretende Erkenntniss, dass bei der grossen Ungleichheit der Charakteranlagen, und namentlich des Bildungszustandes, es an mir sei, durch das richtige Benehmen solchen Auftritten vorzubeugen, hatten mich stets vermocht, alle Schuld der vorgefallenen Ereiferungen auf mich zu nehmen, und *Minna* durch das Bekenntniss meiner Reue darüber, zu besänftigen. Leider musste ich endlich gewahren, dass ich dadurch mich aller Macht über ihr Gemüth, namentlich über ihren Charakter begeben hatte; denn trat nun der Fall ein, in welchem ich ganz unmöglich zu dem gleichen Versöhnungsmittel greifen konnte, weil es der ganzen Consequenz meiner Anschauung und meiner Handlungsweise galt, so traf ich jetzt auf ein durch meine frühere Nachgiebigkeit in dem Grade verhärtetes weibliches Gemüth, dass nie und unter keinen Umständen ein je gegen mich begangenes Unrecht nur als möglich eingeräumt wurde. Genug, was zu dem Verfall meiner Dresdener Lage, meiner grossen Rücksichtslosigkeit gegen meine dortige Stellung, unbeachtet nicht wenig beigetragen hatte, war der nicht mindere Verfall meines ehelichen Lebens, in welchem ich nicht nur keinen Halt, keine Tröstung und Stärkung fand, sondern sogar auf den unbewussten Mitverschwornen der mich bedrückenden feindseligen Verhältnisse traf. Diese Einsicht stellte sich jetzt, nachdem ich die erste Erschütterung über das offenbar lieblose Benehmen meiner Frau überstanden, deutlich in mir heraus. Ich entsinne mich jedoch, dass ich hierdurch nicht eigentlich von einem Schmerze erfasst wurde, dass im Gegentheil, da ich denn nun einmal gänzlich hülflos war, die Erkenntniss, bisher mein ganzes Leben auf Sand gebaut zu haben, mit einer fast erhabenen Beruhigung auf mich wirkte. Was diese schnell gewonnene Ruhe mir allerdings einzig ermöglichte, war aber eben das Bewusstsein dieser vollständigen Verlassenheit, für welche ich nun in meiner gänzlichen Armuth einen mich stärkenden Trost fand. So ergriff ich die zuletzt aus Weimar mir gebotene Hülfe mit Eifer, um meinem zwecklosen Aufenthalte, in welchem ich nach irrig mir gesteckten Zielen streben sollte, mich zu entziehen, und einen Zufluchtsort aufzusuchen, welcher nichts anziehendes für mich hatte, als gerade nur die gänzliche Aussichtslosigkeit, auf den bisher von mir betretenen Lebensbahnen es dort zu etwas zu bringen. Diess war eben das von aller öffentlichen Kunst gänzlich entblösste *Zürich*, wo zum ersten Male mir einige einfache Menschen begegnet waren, welche von meinen künstlerischen Arbeiten nichts kannten, wie es aber schien, an meiner nackten Person ein freundschaftliches Wohlgefallen gefunden hatten. —

Ich kam im Hause *A. Müller's* an, begehrte irgendwo eine Kammer zu meinem Unterkommen, und wies ihm, als den Rest meines ganzen Vermögens, 20 Franken an. Zwar musste ich bald bemerken, dass mein alter Bekannter durch mein ihm äusserlich bezeigtes Zutrauen in Verlegenheit gesetzt wurde, und darüber in Besorgniss gerieth, was mit mir anzufangen sein sollte. Ein in der ersten Aufwallung von ihm mir zur Verfügung gestelltes grösseres Zimmer, in welchem ein Flügel stand, gab ich alsbald freiwillig auf, um mich in ein blosses Schlafzimmer zurückzuziehen. Peinlich war es mir nur, an seinen häuslichen Mahlzeiten Theil zu nehmen, nicht, weil sie meinem Geschmack unangenehm, sondern meinen Verdauungswerkzeugen nachtheilig waren. Dagegen fand ich ausser dem Hause meines Gastfreundes die entgegengesetzte, vom lokalen Standpunkte betrachtet, schwelgerischeste Aufnahme. Dieselben jüngeren Männer, welche bei meiner vorherigen Durchreise durch Zürich so theilnehmend sich zu mir gefunden hatten, zeigten fortwährend grosse Neigung zu meinem Umgang. Bald trat unter ihnen *Jakob Sulzer* mit auffallender Bedeutung hervor. Dieser blieb noch längere Jahre in dem Fall, wegen unzureichenden Alters nicht zum Mitglied der Züricher Regierung berufen werden zu können, weil hierzu das dreissigste Jahr nöthig war. Trotz seiner Jugendlichkeit, übte er jedoch auf alle seine Umgebung den Einfluss der vollsten Mannesreife aus. Wenn man mich in späteren Zeiten frug, ob ich in meinem Leben je Dem begegnet sei, was man, im moralischen Sinne, wirklichen Charakter und eigentliche Rechtschaffenheit nennt, so konnte ich nach genauer Prüfung niemand anders, als diesen jetzt neu mir gewonnenen Freund, *Jakob Sulzer*, nennen. Er verdankte seine frühe Beförderung zu einer der vorzüglichsten Anstellungen im Canton Zürich, nämlich als Staatsschreiber, dem Bedürfnisse der vor Kurzem zur Regierung gelangten, von *Alfred Escher* geführten liberalen Partei, welche, da sie die öffentlichen Aemter nicht füglich mit den hierfür geübteren Gliedern der älteren konservativen Partei besetzt lassen konnte, darauf angewiesen war, ihr eifrigstes Augenmerk auf besonders begabte jüngere Leute zu richten. Als ein solcher war *Sulzer* vor allen in das Auge gefasst worden. Er war soeben von den Universitäten in Bonn und Berlin zurückgekommen, um als Docent der Philologie in seiner Heimath sich zu habilitiren, als er von der neuen Regierung zu ihrem Mitgliede geworben wurde. Um dem ihm gestellten Ansinnen zu entsprechen, hatte er nöthig gehabt, sich ein halbes Jahr nach Genf zu begeben, um sich im Gebrauch der französischen Sprache, welche er bei seinen ernsten philologischen Studien bisher vernachlässigt

hatte, nothdürftig zu üben. Sein grosser Scharfblick, sein ungemeiner Fleiss, sowie die grosse Selbstständigkeit und Unbeugsamkeit seines, jedem Partei-Manövre unzugänglichen Charakter's, verschafften ihm in wenigen Jahren eine der wichtigsten Stellungen in der Regierung, welcher er längere Zeit als Direktor der Finanzen, und namentlich als Mitglied des eidgenössischen Schulrathes, zu bedeutender und segensreicher Wirksamkeit nützte. Seine so unerwartete Bekanntschaft mit mir schien ihn in eine eigenthümliche Schwankung zu versetzen; von seinen philologischen und humanioren Studien, zu welchen er aus Neigung bestimmt worden, war er durch die unerwartete Berufung in die Regierung in überraschender, fast betäubender Weise abgelenkt worden. Fast schien es, als ob sein Bekanntwerden mit mir ihn in Reue desswegen versetzte. Meine Dichtung von «Siegfried's Tod» deckte ihm, dem Kenntnissvollen, mein Studium des deutschen Alterthum's auf, welchem auch er, jedoch mit grösserer philologischer Genauigkeit, als mir diess möglich geworden war, sich beschäftigt hatte. Namentlich aber durch sein etwas späteres Bekanntwerden mit meiner Art, die Musik zu betreiben, war der so eigenthümlich ernste und zurückhaltende Mensch in so warme Theilnahme für eine seinem erwählten Berufe fern abliegende Sphäre versetzt, dass er endlich, wie er deutlich bekannte, ganz bestimmt sich bemühen zu müssen glaubte, gegen diese störenden Einflüsse sich mit einer absichtlichen Schroffheit zu behaupten. In dieser ersten Zeit meines Züricher Aufenthaltes liess er sich jedoch mit wirklichem, liebenswürdigem Freimuth in dieser Richtung gehen. Die altehrbare officielle Wohnung des ersten Staatsschreibers beherbergte häufiger, als diess dem Ansehen des Staatsbeamten des kleinen Philisterstaates dienlich sein konnte, gastliche Zusammenkünfte einer Gesellschaft, wie sie nur um mich als Mittelpunkt sich bilden konnte. Besonders dem Musiker *Baumgartner* erschienen bei solchen Gelegenheiten die Produkte von *Sulzer*'s Weinbergen in Winterthur, welcher diese mit vieler Liberalität spendete, von grosser Anziehungskraft. Wenn auch ich, bei meiner damaligen verzweiflungsvoll heiteren Losgebundenheit, in den äussersten Consequenzen meiner jetzt sich bildenden Kunst- und Lebenstheorien mich bis zu dithyrambischen Ergüssen hatte hinreissen lassen, wurde mir oft von meinen Zuhörern in einer Laune erwidert, welche ich nicht unrichtig häufiger dem genossenen Weine, als der Einwirkung meiner Begeisterung zuschreiben musste. Als einst der Professor *Ettmüller*, der Germanist und Edda-Gelehrte, nachdem er auf *Sulzer*'s Einladung einer Vorlesung meines «Siegfried» beigewohnt hatte, in schwerfällig begeister-

tem Zustand auf den Heimweg geleitet worden war, brach unter den zurückbleibenden Genossen ein sonderbarer Uebermuth aus: ich gerieth auf den Gedanken, dem Herrn Staatsschreiber die schweren Thüren seiner Wohnung aus den Angeln zu heben; als der Staatsschreiber *Hagenbuch* die grosse Anstrengung, die mir diess kostete, gewahrte, stellte er mir seine ausserordentliche Körperkraft hülfreich zu Gebote, und mit ziemlicher Leichtigkeit wurden nun gemeinschaftlich wirklich sämmtliche Thüren ausgehoben und zur Seite gestellt, worüber *Sulzer* keine Miene anders, als zu freundlich wohlwollendem Lächeln, verzog. Nur des anderen Tages bekannte er uns, auf unsre Erkundigung danach, dass ihn das mühsame Wiedereinheben der Thüren, welches er mit seiner geringen Kraft allein hatte bewerkstelligen müssen, die ganze Nacht bis zum Morgen beschäftigt habe, da es ihm natürlich daran gelegen gewesen, dem sehr früh erscheinenden Weibel die wilden Vorgänge der Nacht geheim zu halten.

Die eigenthümliche Vogelfreiheit, in welcher ich mich befand, wirkte mit zunehmender Aufregung auf mich. Oft bangte mir selbst vor der übermässigen Exaltation meines ganzen Wesens, in welcher ich stets und gegen Jeden aufgelegt war, in den seltsamsten Paradoxen mich zu ergehen. Alsbald nach meiner Ankunft in Zürich machte ich mich daran, meine Ansichten über das Wesen der Dinge, wie sie unter dem Drange meiner künstlerischen Lebenserfahrungen und dem Einflusse der politischen Aufregung der Zeit sich gebildet hatten, aufzuzeichnen. Da mir überhaupt jetzt nichts übrig zu bleiben schien, als mit der schriftstellerischen Feder, so gut es ging, mir etwas zu verdienen zu suchen, war ich auf den Gedanken gekommen, für ein grosses französisches Journal, etwa den damals noch bestehenden «National», eine Reihe von Artikeln zu liefern, in welchen ich mich, in meinem revolutionären Sinne, über die moderne Kunst und ihr Verhalten zur Gesellschaft aussprechen wollte. Sechs dieser zusammenhängenden Aufsätze sandte ich meinem älteren Bekannten *Albert Frank*, dem Bruder jenes bedeutenderen *Hermann Frank*, welcher in Paris die früher durch meinen Schwager *Avenarius* geleitete deutsch-französische Buchhandlung als Eigenthümer übernommen hatte, mit dem Wunsche zu, für ihre Uebersetzung in das Französische, und geeignete Veröffentlichung sorgen zu wollen. Ich erhielt diese Artikel mit der bald als sehr richtig befundenen Bemerkung, dass sowohl ihr Verständniss, wie selbst nur ihre Beachtung seitens des Pariser Publikum's, namentlich in dieser Zeit, durchaus unmöglich erschien, zurückgeschickt. Ich versah das Manuskript nur mit der Ueberschrift

«Kunst und Revolution», und sandte es an den Buchhändler *Otto Wigand* nach Leipzig, welcher auch wirklich seine Herausgabe als Broschüre übernahm, und mir fünf Louis d'or als Honorar dafür übersandte. Dieser ausserordentliche Erfolg bestimmte mich, an eine weitere Ausbeutung meiner schriftstellerischen Anlage zu denken. Ich suchte unter meinen Papieren die Abhandlung hervor, welche ich im vergangenen Jahre, als Ausbeute meiner historischen Studien über die Nibelungen-Sage, für mich aufgezeichnet hatte, gab ihr den Titel: «*Die Wibelungen, Weltgeschichte aus der Sage*», und versuchte damit mein Glück sofort wieder bei *Wigand*. Der aufregende Titel von «Kunst und Revolution», sowie das ungeheure Aufsehen, welches mein Charakter als zum politischen Flüchtling gewordenen königlichen Kapellmeister machte, hatte den radikal gesinnten Verleger mit der Hoffnung auf ergiebigen Skandal aus der Veröffentlichung meiner Schriften erfüllt. Wirklich erfuhr ich sehr bald, dass er einen zweiten Druck von «Kunst und Revolution», ohne mir jedoch als von einer zweiten Auflage davon Notiz zu geben, in kürzester Zeit hatte vornehmen lassen. Auch mein neues Manuskript nahm er mir daher, gegen fünf Louis d'or Honorar, ab. Diess war zum ersten Male, dass ich von der Veröffentlichung meiner Arbeiten einen Gewinn zog, und wirklich glaubte ich, nun auf dem rechten Punkte angelangt zu sein, um meinem Schicksale in aktiver Weise beizukommen. Ich ging mit mir zu Rathe darüber, nächsten Winter öffentliche Vorlesungen über ähnliche Gegenstände in Zürich zu halten, und überhaupt in dieser freien gelegentlichen Weise mich in der Lage zu erhalten, ohne Anstellung, und namentlich ohne Musik, mir eine, wenn auch dürftig lohnende, Wirksamkeit für die nächste Zeit einzurichten.

Es schien mir nöthig, dass ich auf solche Auskunftsmittel verfiel, da andrerseits die Welt sich ganz wieder in der Weise einrichtete, dass ich, ohne etwas Geldverdienst, nicht gewusst hätte, wie ich in ihr bestehen sollte. Kurz nach meiner Ankunft in Zürich hatte ich die Reste der auf Schweizer Gebiet versprengten badischen Armee, mit den sie begleitenden flüchtigen Freischaaren, anlangen sehen, was mir einen jammervollen und unheimlichen Eindruck machte. Die Nachricht von der Uebergabe bei *Villagos* durch *Görgey* lähmte die letzten Hoffnungen für die Behauptung der bis dahin immer noch unentschiedenen Stellung des grossen europäischen Freiheitskampfes. Erst jetzt wendete ich, jedoch mit grosser und banger Erschütterung, meinen Blick von den äusseren Weltbegebenheiten auf mein Inneres zurück. In dem *Café littéraire*, wo ich täglich nach meiner beschwerlichen Mahlzeit unter einem Domino

und Jast spielenden und qualmenden Männerjux meinen Kaffee zu nehmen pflegte, betrachtete ich träumerisch die ordinären Wandtapeten, welche antike Gegenden darstellten, und mir in wunderlicher Weise den in früher Jugend von einem *Genelli*'schen Aquarell, die Erziehung des Dionysos durch die Musen darstellend, im Hause meines Schwagers *Brockhaus* empfangenen Eindruck zurückriefen. Ich conzipirte da die Ideen zu meinem «Kunstwerk der Zukunft», und wunderbar bedeutungsvoll war es mir, dass ich aus einer solcher Träumereien einmal durch die Anzeige des Aufenthaltes der *Schröder-Devrient* in Zürich geweckt wurde. Hastig machte ich mich auf, um sie im nahe gegenüber liegenden Gasthofe «Zum Schwerte» aufzusuchen, erfuhr aber zu meinem fast heftigen Schrecken, dass sie so eben mit dem Dampfschiff bereits wieder abgereist sei. Ich habe sie nun nie wieder gesehen, sondern hatte nur nach längeren Jahren durch meine Frau, welche später in Dresden wieder in näheren Umgang mit ihr gelangte, ihren schmerzlichen Tod zu erfahren.

Nachdem ich so zwei merkwürdige Monate des Sommers in dieser wilden, sonderbar losgelösten Lage verbracht, erhielt ich auch wieder tröstliche Lebenszeichen von der in Dresden zurückgebliebenen *Minna*. Obgleich diese sich so schroff und verletzend von mir abgesondert hatte, brachte ich es doch nicht über mich, von ihr mich als völlig losgebunden anzusehen. Ich erkundigte mich bei einer ihrer Verwandten durch einen Brief, von dem ich anzunehmen hatte dass er ihr zugesendet würde, theilnehmend nach ihrem Schicksal, für welches ich andrerseits durch wiederholte Anempfehlung an *Liszt*, so weit es mir eben einzig möglich war, gesorgt hatte. Hierauf bekam ich nun eine direkte Antwort, welche mir, neben den Beweisen für die Rüstigkeit der thätigen Frau gegenüber ihrer schwierigen Lage, zugleich Zeugniss für ihren ernstlichen Wunsch, sich wieder mit mir zu vereinigen, gab. Sie sprach zwar ihren grossen Unglauben an alle die Aussichten, die ich mir für ein Auskommen in Zürich selbst eröffnet hatte, fast verachtungsvoll aus, meinte aber doch, sie müsse, da sie nun einmal meine Frau sei, es nochmals wagen, und hielt dabei die Annahme fest, ich werde ihr Zürich nur als vorübergehenden Zufluchtsort anbieten, und dagegen in Paris meine Geschäfte als Opernkomponist ernstlich zu betreiben suchen. So kündigte sie mir an, einen bestimmten Tag des Septembers dieses Jahres mit dem Hündchen *Peps*, dem Papagey *Papo*, und ihrer vorgeblichen Schwester *Nathalie*, in Rorschach auf Schweizer Boden ankommen zu wollen. Nachdem ich zu ihrem Empfang und unserer gemeinschaftlichen Beherbergung eine Stube und Kammer gemiethet, machte ich mich nun von Rapperswyl zu einer

Fussreise, durch das berühmte freundliche Toggenburg und Appenzell, nach St. Gallen und Rorschach auf, und fühlte mich doch sehr gerührt, als ich die sonderbare Familie, welche zur Hälfte aus Hausthieren bestand, im Hafen von Rorschach anlanden sah. Besonders freundlich, ich muss diess offen gestehen, wirkten das Hündchen und der Vogel auf mich. Meine Frau erkältete meine Empfindung jedoch sogleich beim Wiedersehen durch die Drohung, jeden Augenblick zur Rückkehr nach Dresden bereit zu sein, wo ihr von vielen befreundeten Seiten, für den Fall eines ungeeigneten Benehmens meinerseits, Schutz und Zuflucht zugesichert sei. Mir genügte dagegen ein Blick auf die in kurzer Zeit offenbar sehr gealterte Frau, um mich zu dem nöthigen Mitleiden zu stimmen, welches alsbald meine Bitterkeit verschlang. Ich suchte ihr vor Allem Muth zu machen, und das gegenwärtige Missgeschick nur als vorübergehend darzustellen. Diess gelang nun im Anfang schwer; schon die kleinliche Aussenseite der Stadt Zürich beschämte sie in der Erinnerung an das stattlichere Dresden. Auf die Freunde, mit denen ich sie bekannt machte, gab sie gar nichts. Den Staatsschreiber *Sulzer* hielt sie für einen einfachen «Stadtschreiber, der doch in Deutschland gar nichts zu bedeuten habe». Völlig empört war sie über die Frau meines bisherigen Kostfreundes, *A. Müller*, als diese auf ihre Klagen über die elende Lage, in welche ich mich gebracht, ihr entgegen hielt, das sei ja eben meine Grösse, dass ich sie nicht gescheut habe. Wiederum aber schmeichelte sie mir durch die Verkündigung der Ankunft einiger Effekten meines Dresdener Hausstandes, von welchen sie annahm, dass sie für eine zukünftige Niederlassung unentbehrlich seien. Diese bestanden aus meinem gut gemeinten, aber schlechten *Breitkopf*- und *Härtel*'schen Flügel, und dem in gothischem Rahmen eingefassten Titelblatte der Nibelungen von *Cornelius*, das ich in Dresden über meinem Schreibtisch aufgehängt hatte. Auf diese Grundlage einer häuslichen Niederlassung hin beschlossen wir, uns nun in einer kleinen Wohnung, in den sogenannten «hinteren Escherhäusern» am Zeltwege, einzurichten. Aus dem mit grossem Geschick von ihr vollbrachten, an sich sehr schwierigen und mannigfach angefochtenen Erlös unseres Dresdener Mobiliar's, waren ihr bei ihrer Ankunft noch etwa 100 Thaler für unsre Niederlassung übrig geblieben. Meine kleine, aber sorgfältig ausgewählte Büchersammlung, glaubte sie mir vortrefflich bewahrt zu haben, indem sie sie, auf dessen dringendes Anerbieten hierfür, dem Bruder meines Schwagers, dem Buchhändler und sächsischen Abgeordneten *Heinrich Brockhaus*, übergeben hatte. Sehr bestürzt war sie dagegen, als sie späterhin, da sie nun die Zusendung der Bücher von dem

vorsorgenden Verwandten sich erbat, von diesem erfuhr,dass er sie für eine Schuld von 500 Thalern, welche ich in der Zeit meiner Dresdener Bedrängniss gegen ihn eingegangen war, bis zur Wiedererstattung dieser Summe in Beschlag genommen zu haben vermeinte. Da ich im Verlaufe vieler Jahre nie dazu gelangte, diese Schuld baar wieder erstatten zu können, blieb auch diese, für meine ganz besondren Bedürfnisse geordnete Büchersammlung für immer mir verloren. — Namentlich mit Hülfe des, von meiner Frau seines missverstandenen Titels wegen anfänglich so gering geschätzten, Staatsschreibers *Sulzer*, welcher, bei seinem im Uebrigen keineswegs reichen Vermögenszustande, es ganz natürlich fand, in bescheidenster Weise mir über die Schwierigkeiten meiner Lage hinweg zu helfen, gelang es aber doch die kleine Wohnung bald so gemüthlich herzurichten, dass es meinen einfach gewöhnten Züricher Freunden bei ihrem Besuche ganz behaglich darin erschien. Das unverkennbare Talent meiner Frau zeigte sich hier wieder in vollem Glanze; namentlich entsinne ich mich der ingeniösen Herrichtung eines Nipptisches durch Benützung der Kiste, in welcher meine Musikalien und Manuskripte durch *Minna's* Fürsorge nach Zürich gelangt waren.

Endlich handelte es sich aber doch darum, wie ich nun Mittel zu unsrer Ernährung herbeischaffen sollte. Der Gedanke an, von mir zu haltende, öffentliche Vorlesungen empörte den Stolz meiner Frau im höchsten Grade. Sie kannte nur Eines, das Festhalten des von *Liszt* angeregten Planes: Composition einer Oper für Paris; schon um sie zu beruhigen, und da ich allerdings nichts Ergiebiges in der Nähe ersehen konnte, setzte ich mich auch wirklich hierüber in erneuete Correspondenz mit meinem grossen Freunde und seinem Sekretair *Belloni* in Paris. Immerhin musste etwas Nächstes geschehen; ich nahm die Einladung der Züricher Musikgesellschaft, in ihren Konzerten ein klassisches Orchesterwerk zu dirigiren, an, und studirte dem dürftigen Orchester derselben die A-dur Symphonie *Beethoven's* ein, womit ich allerdings eine nachhaltige Wirkung auf das Auditorium hervorbrachte, mir auch ganze 5 Napoléons erwarb, meine Frau doch aber sehr traurig stimmte, weil sie der so bedeutenden Kunstmittel und rühmlicheren Umgebung gedachte, welche kurz zuvor in Dresden bei der gleichen Bemühung noch mitgeholfen und gelohnt hatten. Ihr steter Zuruf blieb unter allen Umständen, und ohngeachtet aller künstlerischen Skrupel, mich auf die glanzvollere Pariser Carrière zu werfen. Während es immer noch uns beiden unerklärlich bleiben musste woher ich denn nur die Mittel zu der Reise und dem nöthigen Aufenthalte hierfür in Paris nehmen sollte, versenkte ich mich von Neuem in

die mir jetzt einzig nahe liegende Sphäre der kunstphilosophischen Spekulation. Unter dem härtesten Drucke der Nahrungssorgen, und im stets sieglosen Kampfe gegen die Kälte eines sonnenlosen Parterrestübchen's, verfasste ich in den Wintermonaten November und Dezember dieses Jahres meine zusammenhängendere «Das Kunstwerk der Zukunft» betitelte Schrift. *Minna* hatte gegen diese Beschäftigung nichts einzuwenden, da ich ihr doch von dem Erfolg meiner ersten Brochüre und von der Hoffnung, diese grössere Schrift mit gesteigertem Honorar belohnt zu sehen, sagen konnte.

So genoss ich einer vorübergehenden Ruhe, in welcher mich nur die innere Aufregung beherrschte, die namentlich in Folge des Bekanntwerdens mit den Hauptschriften *Ludwig Feuerbach*'s in mir genährt wurde. Von jeher war mir der Hang zu eigen gewesen, in die Tiefen der Philosophie etwa so einzudringen, wie ich durch den mystischen Einfluss der neunten Symphonie *Beethoven*'s den abliegendsten Tiefen der Musik nachzuforschen mich gedrängt gefühlt hatte. Die ersten Versuche, diesen Drang zu befriedigen, waren durchaus fehlgeschlagen. Keiner der Leipziger Professoren hatte mich in den Vorlesungen über Fundamental-Philosophie und Logik fest zu halten vermocht. Ich hatte mir das Buch *Schelling*'s über den «transcendentalen Idealismus», welches mir seiner Zeit *Gustav Schlesinger*, ein Freund *Laube*'s empfahl, verschafft, zerbrach mir aber vergebens den Kopf, bei der Lektüre der ersten Seiten davon etwas zu denken, und kehrte immer wieder zu meiner «neunten Symphonie» zurück. In der letzten Periode meines Dresdener Aufenthaltes suchte ich jedoch auch diesem älteren, nun neu erwachten Drange wieder gerecht zu werden, und knüpfte dafür an meine damals mich so sehr fesselnden, tiefer gehenden historischen Studien an. Ich wählte nun, zu meiner Einführung in die Philosophie, *Hegel*'s «Philosophie der Geschichte». Hier imponirte mir vieles, und es schien mir als müsste ich auf diesem Wege in das Innere des Heiligthumes gelangen. Je unverständlicher viele im spekulativen Sinne resumirende Phrasen des ungeheuer berühmten, als Schlussstein aller philosophischen Erkenntniss mir gepriesenen gewaltigen Geistes, erschienen, desto mehr fühlte ich mich aufgeregt, der Sache von dem «Absolutum», und was damit zusammenhing, auf den Grund zu gehen. Die Revolution kam dazwischen; die praktischen Tendenzen für eine neue Gestaltung der Gesellschaft führten mich ab, und, wie ich bereits erwähnt, war es ein ehemaliger Theolog, damals deutsch-katholischer Prediger und politischer Agitator mit einem Calabreser Hute, Namens *Metzdorf*, welcher mich zuerst auf den «rechten

und einzigen Philosophen der Neuzeit», *Ludwig Feuerbach*, verwies. Jetzt brachte mir mein neuer Züricher Freund, der Klavierlehrer *Wilhelm Baumgartner*, dessen Buch über «Tod und Unsterblichkeit» in das Haus. Der allerseits anerkannte, sehr anregende, lyrische Styl des Verfassers übte auf mich, als gänzlich Fach-ungebildeten, einen grossen Reiz aus. Die verfänglichen Fragen, die hier, als ob sie zum erstenmal aufgeworfen würden, mit anziehender Umständlichkeit abgehandelt waren, hatten mich seit meinem ersten Umgange mit *Lehrs* in Paris, ebenso wie jeden phantasievollen ernsten Menschen, fortgesetzt, jedoch nie andauernd beschäftigt, und im Ganzen hatte ich mich in diesem Betreff mit den poetischen Andeutungen begnügt, die über dieses bedeutende Thema hier und da bei unsern grossen Dichtern vorkommen. Die Unumwundenheit, zu welcher sich *Feuerbach* in den reiferen Theilen seines Buches endlich über diese tief interessirenden Fragen ermuthigt, gefielen mir eben so ihrer tragischen, wie social-radikalen Tendenz wegen, sehr. Es schien mir rühmlich und lohnend, die einzige wahre Unsterblichkeit nur der erhabenen That, oder dem geistvollen Kunstwerke zugetheilt zu wissen. Etwas schwerer gelang es bereits, mich für «das Wesen des Christenthum's» von demselben Verfasser bei dauerndem Interesse zu erhalten, da ich die Breite und unbehülfliche Ausdehnung der Darstellung des einfachen Grundgedankens, die Religion vom rein subjektiven psychologischen Standpunkte aus zu erklären, unter der unwillkürlichen Wirkung der Lektüre nicht unempfunden lassen konnte. Jedoch galt mir *Feuerbach* nun einmal als Repräsentant der rücksichtslos radikalen Befreiung des Individuum's vom Drucke hemmender, dem Autoritätsglauben angehörender Vorstellungen, und dem Eingeweihten wird es recht wohl erklärlich dünken, welches Gefühl mich bestimmte, als ich meine Schrift «das Kunstwerk der Zukunft» mit einer Dedikation und einem Vorworte an *Feuerbach* einleitete. Meinen Freund *Sulzer*, einen wohlgeschulten Hegelianer, verdross es sehr, mich in dieser, zu dem von ihm gar nicht als Philosoph gezählten *Feuerbach* angenommenen, Stellung zu sehen. Das Beste an der Sache wäre, so meinte er, dass mich *Feuerbach* zu Gedanken angeregt habe, während dieser selbst keine besitze. Was mich dagegen wirklich bestimmt hatte, *Feuerbach* eine für mich wichtige Bedeutung beizulegen, war dessen Schluss, mit welchem er von seinem ursprünglichen Meister *Hegel* abfiel: dass nämlich die beste Philosophie sei, gar keine Philosophie zu haben, womit mir das bisher abschreckende Studium derselben ungemein erleichtert wurde; sowie zweitens, dass nur Das wirklich sei, was die Sinne wahrnehmen. Dass er in die ästhetische

Wahrnehmung unserer Sinnenwelt Das, was wir Geist nennen, setzte, diess war es, was mich, neben der Erklärung von der Nichtigkeit der Philosophie, für meine Conzeption eines allumfassenden, für die einfachste, rein menschliche Empfindung verständlichen Kunstwerkes, des vollendeten Drama's, im Momente seiner, jede künstlerische Intention verwirklichenden Darstellung als «Kunstwerk der Zukunft», so ergiebig unterstützte; und diesen Erfolg scheint mir *Sulzer* gemeint zu haben, als er geringschätzend über *Feuerbach's* Einfluss auf mich sich äusserte. Allerdings war es mir nach kurzer Zeit bereits unmöglich geworden, auf dessen Schriften wieder zurückzukommen, und ich entsinne mich, dass sein bald hierauf erscheinendes Buch «über das Wesen der Religion», mich bereits der Monotonie seines Titels wegen derart abschreckte, dass ich es *Herwegh*, der es mir aufschlug, vor den Augen zusammen klappte.

Für jetzt arbeitete ich mit grosser Begeisterung einen zusammenhängenderen schriftstellerischen Entwurf aus, und freute mich eines Tages dem in Zürich eingetroffenen Vater meines jungen Freundes *Bülow*, dem Novellisten und Tieckianer *Eduard von Bülow*, bei einem Besuche, den er mir in meinem Stübchen abstattete, das Kapitel über die Dichtkunst vorzulesen, wobei ich jedoch zu bemerken hatte, dass ich mit meinen radikalen Ansichten über das Litteratur-Drama und den, jeder Gegenwart neu zu gebährenden Shakespeare, eine aufrichtige Bestürzung hervorrief. Desto besser, so hoffte ich, würde der Buchhändler *Wigand* dieses neue revolutionäre Buch aufnehmen, und seinem grösseren Volumen angemessen zu honoriren bereit sein. Ich forderte 20 Louisdor, und erhielt sie auch für's erste — zugesagt.

Diese erwartete Einnahme sollte nun mit dazu verhelfen, meinen endlich nothgedrungen gefassten Vorsatz auszuführen, noch einmal nach Paris zu gehen, um dort mein Glück als Opernkomponist zu versuchen. Hiermit hatte es nun seine besondere, höchst bedenkliche Bewandtniss: mir war der Gedanke daran nicht nur höchst verhasst, sondern ich wusste auch, dass ich mit dem Zugeständnisse seiner Ausführung wirklich eine Unredlichkeit beging, da es meinem Gefühle vollständig deutlich war, dass ich es nie ernst mit diesem Vorhaben würde meinen können. Alles wirkte aber zusammen und darauf hin, wenigstens in den Versuch eines solchen Unternehmens zu willigen; namentlich war es *Liszt*, welcher mich mit erneuten Ermahnungen, und jedenfalls in dem Glauben, dadurch mir den einzig geziemenden ruhmreichen Weg zu zeigen, dahin drängte, die im vergangenen Sommer durch *Belloni* angeknüpften Verhandlungen wieder aufzunehmen. Wie ernstlich in Folge dessen ich mich bemühte, mir die

Ausführung des Vorhabens als möglich zu denken, bewies ich dadurch, dass ich selbst den ausführlichen Plan des Sujets entwarf, welches der französische Dichter mir nur versificiren sollte, da ich an ein wirklich von diesem zu erfindendes und zu verfassendes Sujet, welches ich eben nur zu komponiren gehabt hätte, nie auch nur im entferntesten denken durfte. Ich wählte hierzu die am Schlusse meiner so eben vollendeten Schrift «das Kunstwerk der Zukunft» so emphatich berührte Sage von *Wieland dem Schmied*, welche mir durch die *Simrock*'sche Bearbeitung dieses Gegenstandes aus der Wilkyna Saga nahe getreten war. Ich arbeitete einen vollständigen scenischen Entwurf, mit bereits genauer Dialogisirung, für drei Akte aus, und glaubte mich nun unter Seufzen entschliessen zu können, diesen meinem Pariser Auteur zur Bearbeitung zu übergeben. Die Wege zu einigem Bekanntwerden meiner Musik in Paris glaubte *Liszt* durch sein Einvernehmen mit dem Dirigenten der damals dort bestehenden «Concerts de St. Cécile», Herrn *Seghers*, angebahnt zu haben. Im Januar des neuen Jahres sollte von ihm die «Tannhäuser-Ouvertüre» aufgeführt werden, und es schien nun erforderlich, dass ich um diese Zeit dort bereits anwesend sei. Dem meiner Mittellosigkeit wegen an sich so schwierig auszuführenden Unternehmen entstand anderseits eine sehr unerwartete Förderung. Wohl hatte ich mich nach jeder sonst befreundeten Seite in der Heimath um einige Hülfe für mich gewendet, jedoch vergebens. Namentlich von der Familie meines Bruder's *Albert*, dessen Tochter jetzt in eine glänzende theatralische Carrière eintrat, erfuhr ich die Behandlung, wie man sie einem schadhaften Gliede erweist, vor dessen Ansteckung man sich zu bewahren sucht. Dagegen eröffnete sich mir in rührender Weise die begeisterte Anhänglichkeit der in Dresden zurückgebliebenen Familie *Ritter*, mit welcher ich bisher nur durch den jungen *Karl* in eine vorübergehende Berührung getreten war. Durch meinen alten Freund *Heine* von meiner Lage benachrichtigt, hatte sich Frau *Julie Ritter*, die ehrwürdige Mutter des Hauses, sofort verpflichtet gefühlt, mir durch einen Geschäftsfreund die Summe von 500 Thalern zur Verfügung zu stellen. Um dieselbe Zeit erhielt ich aus Bordeaux einen Brief jener Mme *Laussot*, welche mich im vergangenen Jahre in Dresden besucht hatte, und die nun in wohlthätig rührenden Ausdrücken mir ihre fortgesetzte Theilnahme bezeigte. Es waren diess die ersten Symptome einer neuen Phase, in welche von jetzt an mein Leben treten sollte, und in welcher ich mich gewöhnte, mein äusseres Schicksal von inneren Bestimmungen abhängig zu wissen, welche mich dem Kreise der bisher empfundenen häuslichen Enge ent-

ziehen sollten. Für jetzt hatte diese Hülfe fast etwas Bitteres für mich, da sie mir nun jeden Vorwand benahm, mit welchem ich immer noch geneigt war gegen die Ausführung des verhassten Pariser Unternehmens anzukämpfen. Als ich jedoch gerade aus dieser günstigen Wendung den Grund entnahm, meiner Frau vorzustellen, dass wir am Ende doch auch in Zürich auskommen dürften, gerieth sie völlig ausser sich über meine Schwäche und Verzagtheit; sie erklärte, wenn ich nicht alles Ernstes versuchte es in Paris zu etwas Ordentlichem zu bringen, sie an mir verzweifeln, und nicht zusehen würde, wie ich in Zürich als elender Schriftsteller und Dirigent von Winkelkonzerten jämmerlich verkäme. Wir waren in das Jahr 1850 getreten, und was zunächst die endlich von mir, um nur Ruhe zu haben, beschlossene Abreise nach Paris noch verzögerte, war mein sehr peinliches Unwohlsein. Die Rückwirkung der ungemeinen Aufregung der letzten Zeiten auf meine Nerven war nicht ausgeblieben, der grossen und andauernden Ueberreizung schien die entsprechende Abspannung zu folgen. Beständige Erkältungen in der ungesunden Wohnung, in welcher ich anhaltend über meinen Arbeiten gesessen, führten beunruhigende Symptome herbei. Eine anscheinende Schwäche der Brust stellte sich ein, gegen welche ein politisch flüchtiger Arzt unter andrem mit Pechpflastern verfahren zu müssen glaubte; in Folge dessen und der aufreizenden Wirkung davon auf meine Nerven verlor ich längere Zeit die Fähigkeit laut zu sprechen; dennoch hiess es, ich müsse fort. Als ich ausgehen sollte um mein Postbillet zur Reise zu lösen, fühlte ich mich so matt, dass ich unter heftigem Schweisse zusammenbrach und noch einmal umkehrte, um meiner Frau vorzustellen, ob es denn nicht doch vernünftiger sei, dass ich unter diesen Umständen die Reise aufgäbe. Sie sah nicht ganz unrichtig, als sie in meinem krankhaften Zustande nichts eigentlich gefährliches erkannte, und meinte, dass dabei viel auf Einbildung beruhe, und wenn ich nur erst am rechten Orte sei, ich mich bald besser fühlen werde. Ein unsäglich bittres Gefühl stimulirte schon jetzt meine Nerven, als ich mit verzweifelt heftigen Schritten aus dem Hause mich nach der Post begab, um das verhängnissvolle Billet zu lösen. In den ersten Tagen des Februar reiste ich wirklich nach Paris ab, jedoch mit sonderbaren Empfindungen, die, wenn in ihnen Hoffnung keimte, diese jedenfalls aus einer ganz andren Sphäre meines Inneren sich nährten, als aus dem äusserlich mir aufgedrungenen Glauben an einen Pariser Erfolg als Opernkomponist.

Meine erste Sorge war, mir eine geräuschlos gelegene Wohnung zu verschaffen, was von jetzt an überhaupt eine der wichtigsten Erforder-

nisse für jede meiner Niederlassungen wurde. Der Kutscher, der mich von Strasse zu Strasse durch abgelegene Quartiere fahren musste, dem ich aber schliesslich vorzuwerfen hatte, dass es dort immer noch zu lebhaft sei, um still zu wohnen, entgegnete mir verweisend: dazu komme man nicht nach Paris, um in einem Kloster zu wohnen. Endlich gerieth ich auf den Ausweg, in einer der *Cités*, durch welche keine Wagen fahren, nachzusehen, und bestimmte mich endlich, in der *Cité de Provence* eine Stube mit Kammer zu miethen. Getreu dem mir aufgedrungenen Vorhaben, suchte ich zuerst Herrn *Seghers* wegen der beabsichtigten Aufführung der Tannhäuser-Ouvertüre auf. Da hatte ich denn durch meine verspätete Ankunft durchaus noch gar nichts versäumt, denn man zerbrach sich eben noch den Kopf darüber, wie man die zur Ouvertüre nöthigen Orchesterstimmen herbei schaffen sollte. Ich hatte darüber an *Liszt* zu schreiben, die Kopie zu bestellen und die Zusendung abzuwarten. *Belloni* war nicht gegenwärtig; nichts konnte vor sich gehen, und ich hatte wieder Zeit, in meiner immerhin von den Leierkästen stark belästigten Cité, über den Zweck meines Pariser Aufenthaltes nachzudenken. Es war mir schwer, einem Agenten des Ministeriums des Innern, welcher sich alsbald bei mir einfand, um meiner bedenklichen Eigenschaft als politischer Flüchtling wegen nach diesem Zwecke sich zu erkundigen, die rein künstlerische Bedeutung desselben zu dokumentiren. Zum Glück imponirte ihm meine Partitur, welche ich ihm vorwies, so wie auch *Liszt*'s vorjähriger Artikel über die Tannhäuser-Ouvertüre im *Journal des Débats* genügend, um mich schliesslich mit der Einladung zu verlassen, mit ruhigem Eifer meinen friedlichen Unternehmungen, in welchen mich die Polizei durchaus nicht stören würde, nachzuhängen.

Doch auch meine älteren Pariser Bekannten suchte ich nun wieder auf. *Semper* traf ich in der gastfreien Wohnung *Desplèchins* an, wo er mit verschiedenen untergeordneten künstlerischen Arbeiten seine gestörte Lage sich erträglich zu machen suchte. Seine Familie hatte er noch in Dresden zurückgelassen, von woher nur die abschreckendsten Nachrichten zu uns gelangten. Dort begannen sich allmählich die Zuchthäuser mit den unglücklichen Opfern der letzten sächsichen Bewegung zu füllen. Von *Röckel, Bakunin* und *Heubner* war nichts andres zu erfahren als dass sie, um Hochverrath angeklagt, einer Verurtheilung zum Tode entgegensahen. Mancherlei Berichte über die Rohheiten und Grausamkeiten, welche von Seiten des Militairs gegen Gefangene verübt worden waren, liessen uns unsre gegenwärtige Lage immer noch als

eine besonders günstige erkennen. Mit *Semper,* den ich häufig sah, belebte sich der Umgang meist zu einem oft verwogenen Humor; er war entschlossen sich mit seiner Familie in London, wo ihm Aussichten auf verschiedene Bestellungen eröffnet waren, zu vereinigen. Meine neuesten schriftstellerischen Versuche und die in ihnen ausgesprochenen Gedanken interessierten ihn sehr; es kam darüber zu belebten Unterhaltungen, zu denen sich, anfänglich erheiternd, endlich aber *Semper* sehr belästigend, auch *Kietz* einfand. Diesen hatte ich buchstäblich in der Lage wieder angetroffen, in welcher ich ihn vor langen Jahren verliess: er fand sich immer mit seinen Pinseln noch nicht zurecht, und hätte eigentlich gewünscht, dass die Revolution einen entschiedeneren Ausgang genommen hätte, um unter der Begünstigung eines allgemeinen Zusammenbruches aus seinem peinlichen Verhältnisse zu seinem Hauswirth zu gerathen. Doch brachte er ein recht artiges Portrait von mir, in seiner allerersten Jugendmanier mit buntem Bleistift, zu Stande; bei dieser Gelegenheit hatte ich ihm leider das Kunstwerk der Zukunft zu erklären und verursachte dadurch eine langjährige Confusion, welcher er dadurch verfiel, dass er überall, selbst bei einigen Pariser Bourgeois, wo er Freitische hatte, Propaganda für mich machen wollte. Ausserdem war er der alte, gute, grundgefällige und treuherzige Mensch geblieben, und selbst *Semper* musste ihn lächelnd zu ertragen lernen. Auch meinen bereits sehr gealterten Freund *Anders* trieb ich wieder auf, was jeder Zeit ziemlich schwer war, da er ausser der Schlafenszeit nur in der Bibliothek, wo er Niemand empfangen durfte, eingeschlossen war, dann im Lesecabinet seine Erholungsstunden verdämmerte, und sein Dîner gewöhnlich bei einigen Bürgerfamilien, in welchen er Klavierunterricht ertheilte, einnahm. Doch freute ich mich, ihn verhältnissmässig weit gesünder anzutreffen als ich bei meinem früheren Fortgange von Paris gehofft hatte, da er mir damals der Auszehrung entgegen zu gehen schien. Sonderbarer Weise war ihm ein Beinbruch für die Herstellung seiner Gesundheit dienlich geworden; die Behandlung desselben führte ihn nämlich einer Wasserheilanstalt zu, welche dem ganzen Gesundheitszustande äusserst vortheilhaft gewesen war. Alles was ihm im Sinne lag, war einzig, mich noch zu einem grossen Succès in Paris kommen zu sehen, und eifrig versicherte er sich im voraus eines besonders bequemen Platzes zur ersten Aufführung meines in irgend welcher Weise zu erwartenden Werkes, da, wie er stets wiederholte, es ihm sehr beschwerlich sei, einen Platz einzunehmen, wo er gedrängt werden könnte. Den Nutzen meiner gegenwärtigen schrift-

stellerischen Arbeiten glaubte er nicht einsehen zu können; dennoch beschäftigten diese mich wieder ausschliesslich, da mir bald kund ward, dass es nicht einmal zu der Aufführung der Tannhäuser-Ouvertüre kommen könnte. Eifrigst hatte zwar *Liszt* die Orchesterstimmen besorgt und zugeschickt; doch erklärte mir nun Herr *Seghers*, er befinde sich bei seinem Orchester in einer demokratischen Republik, wo Alles gleich stimmberechtigt sei, und die Stimmen desselben hätten sich dahin vereinigt, für den Rest der ablaufenden Wintersaison sich ohne meine Ouvertüre zu behelfen. Ich entnahm mir aus dieser Wendung genug, um meine elende Lage zu erkennen. — Allerdings machte ich auch an dem Erfolg meiner Schriftstellerei keine ermuthigende Erfahrung; ein von grässlichen Druckfehlern strotzendes Exemplar der *Wigand*'schen Ausgabe meines «Kunstwerk der Zukunft» gelangte zu mir; statt des erwarteten Honorar's von 20 Louisd'or, erklärte mir jedoch mein Verleger, dass er mir für jetzt nur die Hälfte zahlen könnte; er habe sich durch einen anfänglich raschen Absatz der Exemplare von «Kunst und Revolution» verleiten lassen, meinen Schriften einen zu hohen buchhändlerischen Werth beizumessen, worüber ihn alsbald die gänzlich ausbleibende Nachfrage nach meiner zweiten Brochüre, «die Wibelungen» belehrt habe. — Dagegen erhielt ich allerdings von *Adolph Kolatschek*, welcher, ebenfalls im flüchtigen Zustande, eine deutsche Monatschrift als Organ der Fortschrittspartei herauszugeben im Begriff stand, die Einladung zu gut zu honorirender Mitarbeit. Ich verfasste, um dieser Einladung zu entsprechen, den grösseren Aufsatz über «Kunst und Klima», womit ich die in meinem «Kunstwerk der Zukunft» gegebenen Anregungen zu vervollständigen glaubte. Ausserdem hatte ich nach meiner Ankunft in Paris erst den vollständigeren Entwurf zu «Wieland der Schmied» ausgearbeitet. Diese Arbeit war nun allerdings ganz unnütz geworden, und mit Grauen überlegte ich mir, was ich jetzt meiner Frau nach Hause schreiben sollte, nachdem die kostbaren, zuletzt empfangenen Subsidien so gänzlich zwecklos aufgeopfert waren. Mit Grauen dachte ich an eine Rückkehr nach Zürich, sowie an einen ferneren Aufenthalt in Paris. Was im Betreff des letzteren mein Gefühl noch sonderbar entscheidend bestimmte, war der Eindruck einer Aufführung des damals noch neuen «Propheten» von *Meyerbeer*, welchen ich noch nicht kannte. Auf den Trümmern aller Hoffnungen für einen neuen und edeln Aufschwung, wie er im vergangenen Jahre alle Besseren belebt hatte, sah ich hier, als einzigen Erfolg einer auf Kunsttendenzen gerichteten Negociation der pro-

visorischen Regierung der französischen Republik, dieses Werk *Meyerbeer's*, gleichsam wie die Morgenröthe des nun angebrochenen schmachvollen Tages der Ernüchterung, über die Welt dahin leuchten. Mir ward so übel von dieser Aufführung, dass ich, unglücklicherweise in der Mitte des Parquets placirt, dennoch die stets gern vermiedene Bewegung nicht scheute, welche durch das Fortgehen während eines Aktes seitens eines Zuhörers hervorgerufen wird. Es kam aber in dieser Oper, als die berühmte «Mutter» des Propheten ihren Schmerz schliesslich in den bekannten albernen Rouladen verarbeitete, darüber, dass ich genöthigt sein sollte so etwas anzuhören, zu einem wirklich verzweiflungsvollen Wuthausbruch in mir. Nie vermochte ich je wieder diesem Werke die geringste Beachtung zu schenken.

Doch was war nun anzufangen? Hatten während meines ersten drangsalreichen Pariser Aufenthaltes mich die Südamerikanischen Republiken angezogen, so warf sich diesmal meine Sehnsucht auf den Orient, um dort in irgend einer menschenwürdigen Weise, nichts mehr wissend von dieser ganzen modernen Welt, zu ersterben. In dieser Stimmung hatte ich eine erneuete Anfrage nach meinem Befinden von Seiten der Frau *Laussot* aus Bordeaux zu beantworten. Meine Erwiderung fiel so aus, dass sie die dringende und freundliche Einladung, mindestens für kurze Zeit in ihrem Hause mich zu erholen, und die augenblicklichen Widerwärtigkeiten zu vergessen, veranlasste. Unter allen Umständen zog mich ein Ausflug in mir noch unbekannte südlichere Gegenden, zu ebenso unbekannten und ernstlich gewogenen Menschen, wohlthätig schmeichelhaft an; ich sagte zu, schloss meine Pariser Rechnung, und machte mich in der Diligence auf, um über Orléans, Tours, Angoulême, die Gironde hinab, mich nach der fremden Stadt zu wenden, wo ich wirklich im Hause des jungen Weinhändler's *Eugène Laussot* mit Auszeichnung und grosser Freundlichkeit empfangen, und meiner jungen mitleidigen Freundin, seiner Frau, zugeführt wurde.

Unsere nähere Bekanntschaft, zu welcher nun auch die Mutter der Frau *Laussot*, Mme *Taylor* gehörte, führte zuvörderst zu näheren Aufklärungen über den Charakter der Theilnahme, welche mir auf so freundlich überraschende Weise von bisher ganz entfernt stehenden Personen zugewendet worden war. *Jessie*, bei diesem ihrem Vornamen wurde die junge Frau nur im Hause genannt, hatte sich während ihres vorhergehenden längeren Aufenthaltes in Dresden mit der Familie *Ritter* sehr nahe befreundet, und den Versicherungen, dass namentlich dem Interesse an meinen Werken und Schicksalen viel Antheil daran

zuzusprechen war, hatte ich keinen Grund meinen Glauben zu versagen. Seit meiner Vertreibung aus Dresden, und seitdem Nachrichten über meine beschwerliche Lage an die Familie *Ritter* gelangt waren, hatte man sich zwischen Dresden und Bordeaux zur Berathung darüber in Verbindung gesetzt, wie mir zu helfen sei. *Jessie* sprach die sehr dringliche Initiative hierfür einzig der Frau *Julie Ritter* zu, deren Vermögensumstände nicht ergiebig genug waren, um für sich allein mir eine genügende Subvention anzubieten, und die desshalb mit *Jessie*'s Mutter, der ziemlich bemittelten Wittwe eines englischen Advokaten, aus deren Vermögen einzig auch die Haushaltung des jungen Paares in Bordeaux bestritten wurde, sich in Einvernehmen zu setzen suchte. Diess war neuerdings so weit gediehen, dass bald nach meiner Ankunft in Bordeaux Mme *Taylor* mir eröffnete, dass die beiden vereinigten Familien sich dahin bestimmt hätten, mich zu bitten, bis zur Wiederherstellung günstiger Lebensverhältnisse, eine Unterstützung von 3000 Francs jährlich von ihnen anzunehmen. Es lag mir nun einzig daran, meine Wohlthäter darüber aufzuklären, welche Bewandtniss es damit habe, wenn ich diese Unterstützung annähme. Auf Erfolg als Opernkomponist, weder in Paris noch sonst wo, sei bei mir nicht mehr zu rechnen; was ich dagegen ergreifen würde, wisse ich nicht; jedenfalls aber sei ich entschlossen, mich von der Schmach frei zu erhalten, mit welcher eine Bemühung um solche Erfolge fortan mein Leben beflecken müsste. Gewiss irre ich nicht, wenn ich annehme, dass nur *Jessie* mich verstand, und, obwohl ich von der anderen Seite nur Freundliches erfuhr, stellte sich doch sehr bald die Kluft heraus, die mich, wie sie, von ihrer Mutter und ihrem Manne trennte. Während der junge schöne Mann den grössten Theil des Tages über seinen Geschäften nachging, die Mutter aber durch Schwerhörigkeit von unserer Unterhaltung meistens ausgeschlossen wurde, gedieh unsere Verständigung über Vieles und Entscheidendes in lebhafter Mittheilung bald zu grosser Vertraulichkeit. *Jessie*, damals ungefähr 22 Jahre alt, schien, da sie ihrer Mutter in jeder Hinsicht wenig ähnelte, gänzlich dem Vater nachgeschlagen zu sein. Von diesem erfuhr ich viel Einnehmendes. Eine grosse, sehr mannigfaltige Bibliothek, welche er der Tochter hinterlassen hatte, zeugte von den ungewöhnlichen Neigungen des Mannes, der neben seiner einträglichen Advokatur mit grosser Vorliebe einer gewählten Beschäftigung mit Litteratur und Gelehrsamkeit sich hingegeben hatte. Von ihm hatte *Jessie* schon als Kind auch das Deutsche erlernt, welches sie mit grösster Fertigkeit sprach. Mit *Grimm*'s Kindermärchen war sie

auferzogen worden, und des weiteren mit der poetischen Litteratur der Deutschen vollkommen bekannt, während sie, wie natürlich, mit dem Englischen, sowie nicht minder auch mit dem, von ihr übrigens gering geschätzten Französischen, nach den vollsten Anforderungen einer sehr entwickelten Bildung vertraut war. Ihre schnelle Auffassung war erstaunlich; Alles, was ich kaum berührte, war ihr sogleich und, wie es schien, genau vertraut. So war es auch mit der Musik der Fall; sie las mit der grössesten Leichtigkeit, und spielte mit bedeutender Fertigkeit, so dass sie mich, von dem sie in Dresden erfahren hatte, dass ich noch immer nach einem Klavierspieler suchte, der mir einmal die grosse B-Dur Sonate von *Beethoven* vorspielen sollte, jetzt wirklich durch den vollständigen Vortrag dieses über Alles schwierigen Klavierstückes überraschte. Das Gefühl, das mir die Wahrnehmung dieser ungemein leichten Begabung, und der Leistung derselben machte, ward mir plötzlich beängstigend, als ich sie auch singen hörte. Ein scharfer, schriller Falset-Ton, in welchem Heftigkeit, durchaus aber kein eigentliches Gefühl zum Vorschein kam, erschreckte mich so sehr, dass ich nicht umhin konnte, sie zu ersuchen, vom Singen fernerhin abzustehen. Im Vortrag der Sonaten nahm sie willig und eifrig meine Belehrungen über den richtigen Ausdruck an, ohne jedoch in mir das Gefühl zu erwecken, dass sie es dazu bringen würde, diess ganz nach meinem Sinne auszuführen. Ich las ihr meine neuen schriftstellerischen Arbeiten vor, denen sie mit leichtestem Verständniss selbst der gewagtesten Darstellungen zu folgen schien. Meine Dichtung von «Siegfried's Tod» ergriff sie sehr, der Skizze zu «Wieland dem Schmied» gab sie aber den Vorzug. Sie gestand mir späterhin, dass sie ihr persönliches Schicksal lieber in der Rolle der hülfreichen Braut *Wieland*'s, als in der Stellung und dem Loose *Gutrunes* zu *Siegfried* wieder erkennen möchte. Es konnte nicht ausbleiben, dass wir für unsre Unterhaltungen, und die darin besprochenen Gegenstände, uns bald von unsrer Umgebung belästigt fühlten. War es für uns beängstigend, uns eingestehen zu müssen, dass Mme *Taylor* offenbar nie im Stande sein würde, zu begreifen, um was es sich bei meiner Protektion handle, so war es mir besonders erschreckend, mit der Zeit die gänzliche Unübereinstimmung namentlich der intellectualen Eigenschaften des jungen Ehepaars wahrzunehmen. Es deutete offenbar auf eine seit längerer Zeit von Seiten *Laussot*'s wahrgenommene Abneigung seiner jungen Frau gegen ihn, wenn eines Tages er so weit sich vergass, laut und heftig sich darüber zu beklagen, dass sie selbst das Kind nicht lieben würde, welches sie von ihm emp-

fangen haben dürfte, weshalb er es für ein Glück zu halten habe, dass sie nicht Mutter geworden sei. Staunend und betrübt sah ich hier plötzlich in einen Abgrund, wie er allerdings so oft, gleich wie hier, sich unter dem Anschein eines ganz erträglichen ehelichen Verhältnisses verbirgt. In dieser Zeit, und als mein Aufenthalt sich nach drei Wochen seinem Ende näherte, kam auch ein Brief meiner Frau an, der nicht unglücklicher auf meine Stimmung hätte wirken können; sie war im Ganzen damit zufrieden, neue Freunde gefunden zu haben, erklärte aber, dass, wenn ich nicht noch alsbald nach Paris ginge, um dort die Aufführung meiner Ouvertüre und die davon verhofften Erfolge auf das Eifrigste zu betreiben, sie nicht wüsste, was sie von mir denken sollte, und jedenfalls mich nicht begreifen würde, wenn ich so unverrichteter Dinge nach Zürich zurückkäme. Zugleich erhielt meine Stimmung noch eine sehr pathetische Steigerung durch eine Zeitungsnotiz, welche mir das gefällte Todesurtheil über *Röckel, Bakunin* und *Heubner*, und dessen nächst bevorstehende Vollstreckung anzeigte. Ich schrieb an die beiden ersteren Freunde einen lakonischen, aber ebenso energischen Abschiedsbrief, und da ich keine Möglichkeit ersah, diess Schreiben den auf der Festung Königstein Gefangenen zukommen zu lassen, gerieth ich auf den Gedanken, ihn an Frau *von Lüttichau* zur Besorgung abzuschicken, weil ich sie für die einzige Person hielt, in deren Macht die richtige Bestellung liegen könnte, während sie andrerseits genug Edelmuth und selbstständigen Sinn besitzen durfte, um trotz aller möglichen Meinungsverschiedenheit meinen Wunsch zu achten und ihm Erfüllung zu verschaffen. Von diesem Brief ist mir später erzählt worden, dass Herr *von Lüttichau* sich seiner bemächtigt, und ihn in den Ofen geworfen habe. Für jetzt half auch dieser schmerzliche Eindruck, um mich zu dem Entschlusse zu bringen, mit Allem und Jedem hinter mir zu brechen, weder von Kunst noch Leben mehr etwas wissen zu wollen, und, sei es auch unter den äussersten Entbehrungen mich auf's Gerathewohl in das Unerreichbare zu verlieren. Von der kleinen, durch meine Freunde mir zugewiesenen Rente, wollte ich die Hälfte meiner Frau zuweisen, um mit der anderen mich, wie es gehe, in Griechenland oder Klein-Asien, Gott weiss unter welcher Gestalt, in das Vergessen und Vergessensein zu werfen. Diess theilte ich denn meiner jetzigen einzigen Vertrauten mit, namentlich auch um sie wissen zu lassen, dass sie bei meinen Gönnern es zu vermitteln habe, über die Verwendung der mir angebotenen Subvention Aufklärung zu verschaffen. Sie schien freudig hiervon betroffen zu sein, und der Entschluss, sich in ein gleiches

Schicksal zu werfen, schien auch ihr aus empfundenem Widerwillen gegen ihre Lebenslage leicht anzukommen. Diess sprach sich in Andeutungen und in kurz hingeworfenen Worten aus. Ohne deutlich zu wissen, wozu auch diess führen sollte, und ohne irgend welche Uebereinkunft getroffen zu haben, verliess ich, weniger beruhigt als aufgeregt, aber mit Bedauern und Bangigkeit, in den letzten Tagen des April Bordeaux, um betäubt, gänzlich ungewiss über das nächst zu Ergreifende, für das Erste nach Paris zurück zu reisen.

In sehr leidendem Zustande, durch stete Schlaflosigkeit zugleich ermüdet und aufgeregt, verbrachte ich, dort angekommen, acht Tage im Hôtel *Valois*, um nach Fassung in meiner excentrischen Lage zu ringen. Hätte ich selbst die Pläne, welche mich gewaltsam nach Paris geführt hatten, wieder aufnehmen wollen, so überzeugte ich mich bald, dass zunächst gar nichts hierfür zu thun sei. Meine Betrübniss über die Vergeudung meiner Lebenskräfte in einer mir widerwärtigen Richtung, zur blossen Befriedigung unverständiger Anforderungen an mich, steigerte sich zum Ingrimme. Ich musste endlich meiner Frau auf ihr letztes Andringen Antwort geben, und erklärte ihr nun in einem sehr ausführlichen, wohlwollend, aber unumwunden unser ganzes gemeinsames Leben rekapitulirenden Schreiben, dass ich zu dem festen Entschlusse gekommen sei, sie ferner von der unmittelbaren Theilnahme an meinem Schicksale zu entbinden, da ich dieses nach ihrem Gutfinden einzurichten mich für gänzlich unfähig hielt. Von Allem, was mir jetzt und je in Zukunft an Mitteln zufliessen sollte, werde ihr stets die Hälfte überlassen sein; sie möge sich hierein fügen und annehmen, dass der Fall eingetreten sei, für welchen sie mir beim ersten Wiedersehen in der Schweiz ihre erneuete Trennung von mir angekündigt habe. Ich überwand es, vollständig von ihr Abschied zu nehmen. Hiervon gab ich sogleich Nachricht an *Jessie* nach Bordeaux, ohne allerdings, da ich im Betreff der Mittel noch zu sehr beengt war, einen bestimmten Plan meines Vorhabens für meine gänzliche Flucht aus der Welt, wie ich es nennen musste, angeben zu können. Ich erhielt als Erwiderung von dieser Seite her die bestimmte Erklärung, zu dem gleichen Schritte entschlossen zu sein, und dabei die Anrufung meines Schutzes, unter den sie sich, wenn sie sich vollkommen befreit haben würde, zu stellen beabsichtige. Sehr erschrocken, liess ich es an nichts fehlen, um ihr die Vorstellung dessen zu erwecken, dass es ein anderes sei, ob ein in so verzweifelter und widerwärtiger Lage befindlicher Mensch, wie ich, der Unmöglichkeit gegenüber zum Sich-gehen-lassen sich bestimmt

fühle, oder ob eine junge Frau sich aus einem, jedenfalls äusserlich durchaus wohlgeordneten Familienverhältnisse, aus dem einzigen Grunde, den Niemand, ausser wohl ich, zu begreifen im Stande sei, heraus zu reissen sich entschliesse. Sie beruhigte mich im Betreff des Excentrischen ihres Entschlusses, dass dieser in äusserlich wenig auffallender Art ausgeführt werden solle, da sie zunächst nichts andres als einen Besuch bei der ihr befreundeten Familie *Ritter* in Dresden durchzusetzen gedächte. Ich fühlte mich von diesem Allem so ungemein angegriffen, dass ich zunächst dem Bedürfniss, mich in eine nicht weit abliegende Einsamkeit zurückzuziehen, nachgab. Mitte April begab ich mich nach *Montmorency*, von dem ich viel Anmuthiges gehört hatte, und suchte mir dort einen bescheidenen Versteck auf. Mühselig schlich ich mich, durch die noch ganz winterliche Landschaft, ausserhalb der kleinen Stadt dahin, und kehrte in dem kleinen Gärtchen eines *marchand de vin*, welches sich nur des Sonntags mit Besuchern zu füllen pflegte, ein, um mich bei Brod, Käse und einer Flasche Wein zu erholen. Es versammelte sich eine Schaar Hühner um mich, denen ich fleissig von meinem Brode zuwarf; der Hahn rührte mich durch seine aufopfernde Enthaltsamkeit, mit welcher er jede Nahrung, trotzdem ich sie ihm besonders zuwarf, nur den Weibchen zuwies. Diese wurden aber immer kühner, flogen auf meinen Tisch, und machten sich ungescheut über meine Provision her; auch der Hahn flog ihnen nach, und da er bemerkte, dass nun doch einmal alles drunter und drüber ging, so warf auch er sich mit lang verhaltener Begier geradeswegs über den Käse her. Wie ich dieses flatternde Chaos mich endlich vollständig von dem Tische verdrängen sah, brach seit lange zum ersten Mal wieder eine grosse Heiterkeit in mir aus; ich musste laut lachen, und blickte mich nach dem Wirthshausschilde um. Da sah ich denn auch, dass mein Gastgeber *Homo* hiess. Das war mir denn nun ein Schicksalswink: um jeden Preis musste ich hier mein Unterkommen suchen; es fand sich ein merkwürdig kleines und schmales Schlafzimmer, welches ich sofort in Beschlag nahm. Darin stand ausser dem Bett ein roher Tisch und zwei Strohsessel. Ich richtete mir den einen davon als Waschtoilette her, und auf dem Tische breitete ich einige Bücher, Schreibmaterialien und die Partitur des «Lohengrin» aus. Fast war ich im Begriffe bei dieser höchsten Beschränkung behaglich aufzuathmen; trotzdem die Witterung ungünstig blieb, und die unbelaubten Wäldchen mir nur noch unerquickliche Promenaden lieferten, fühlte ich mich hier doch in der Möglichkeit, vollständig vergessen zu werden, und nicht minder

alle Vorstellungen, die mich zuletzt so trostlos beängstigt hatten, ebenfalls zu vergessen. Der alte Kunsttrieb erwachte; ich blätterte in meiner Lohengrin-Partitur, und entschloss mich schnell, sie an *Liszt* abzuschicken, um es ihm anheimzustellen, so gut oder übel es ihm gelingen könne, sie ausführen zu lassen. Nun ich auch diese Partitur los war, fühlte ich mich so recht wie vogelfrei, und eine diogenische Unbesorgtheit über das, was mit mir vorgehen sollte, kam über mich. So lud ich selbst *Kietz* ein, mich in Montmorency zu besuchen, um die Freuden meiner Villegiatur zu theilen. Wirklich kam er noch an, wie damals nach Meudon; nur fand er diesmal meine Einrichtung noch bescheidener als damals. Doch machte er Dîner und Nachtlager auf einem improvisirten Bett sehr vergnügt mit, und versprach sich, als er wieder nach Paris zurückging, die Welt mit mir in Rapport zu erhalten. — Aus diesem Zustande wurde ich plötzlich aufgeschreckt durch die Nachricht, dass meine Frau in Paris angekommen sei, um mich aufzusuchen. Ich hatte eine schmerzliche Stunde lang mit mir zu kämpfen, welchen Entschluss ich zu fassen habe: ich entschied mich dafür, meinen Schritt nicht etwa als eine in gutmüthiger Aufwallung andrerseits zu verzeihende Uebereilung gelten zu lassen, verliess sofort Montmorency, begab mich nach Paris, citirte *Kietz* in mein Hôtel, und bestimmte ihn, meiner Frau, welche schon den Versuch gemacht hatte, zu ihm zu dringen, zu verschweigen, dass er etwas andres von mir wisse, als dass ich Paris verlassen hätte. Bei dieser Gelegenheit kam der arme Bursch, der andrerseits, wie ich selbst, *Minna* das herzlichste Mitleiden nicht versagen konnte, in die beschwerlichste Verwirrung, so dass er mir erklärte, «er käme sich wie die Achse vor, um welche sich alles Unglück der Welt drehe». Doch scheint er im richtigen Gefühle der Bedeutung und Schwere meines Entschlusses, wie es hier nöthig war, klug, doch gefühlvoll seiner nicht leichten Aufgabe nachgekommen zu sein. Ich verliess noch in der Nacht Paris mit der Eisenbahn, um von Clermont-Tonnerre, wo ich wiederum einige Zeit zubringen musste, für das Erste nach *Genf* zu reisen, wo ich Nachrichten von Frau *Ritter* aus Dresden abwarten wollte. — Meine Erschöpfung war so gross, dass ich an den Angriff eines grösseren Reiseunternehmens, selbst wenn ich mit den hinreichenden Mitteln dazu versehen gewesen wäre, nicht sofort denken konnte. Um für das nöthige Abwarten einige Zeit zu gewinnen, zog ich mich an das andre Ende des Genfersee's, nach Villeneuve, zurück, wo ich in dem um diese Jahreszeit noch gänzlich leer stehenden Hôtel *Byron* ein leichtes Unterkommen fand. Dort erfuhr ich, dass *Karl Ritter*,

wie er schon früher mir angekündigt, in Zürich angekommen sei, um dort bei mir zu verweilen. Ich citirte ihn mit der Anempfehlung strengster Verschwiegenheit zu mir an den Genfersee, wo wir uns in der zweiten Woche des Mai eben in jenem Hôtel *Byron* vereinigten. Mir gefiel an ihm die unbedingte Ergebenheit, das schnelle Verständniss meiner Lage und der Nothwendigkeit meiner Entschlüsse, sowie sein leichtes Eingehen, ohne viele Reden, auf alle meine Anordnungen auch in seinem Betreff. Er war von meinen neuesten schriftstellerischen Arbeiten ganz erfüllt, sprach mir von dem lebhaften Eindrucke, den sie auf seine Bekannten hervorgebracht, und veranlasste mich dadurch, die wenigen Ruhetage, die ich jetzt genoss, zur Herausgabe meiner Dichtung von «Siegfried's Tod» zu verwenden. Ich schrieb dazu ein kurzes Vorwort, in welchem ich meinen Freunden dieses Gedicht als eine Reliquie aus der Zeit empfahl, wo ich noch mit rein künstlerischen Arbeiten, namentlich mit musikalischen Compositionen mich beschäftigen zu können verhoffte. Diess Manuskript schickte ich abermals Herrn *Wigand* nach Leipzig zu, welcher mir es jedoch nach einiger Zeit mit dem Bemerken wieder zustellte, dass, namentlich wenn ich auf dem Druck desselben mit lateinischen Buchstaben bestünde, er kein Exemplar davon verkaufen würde. Später erfuhr ich auch, dass er die für das «Kunstwerk der Zukunft» mir noch gebührenden 10 *Louisd'or*, welche ich ihm meiner Frau zuzustellen angewiesen hatte, hartnäckig auszuzahlen verweigerte.

So unerquicklich Alles nach dieser Seite für mich blieb, so durfte ich für jetzt doch noch in keiner Weise an irgend welches Befassen mit einer Arbeit denken, da, nur wenige Tage nach *Karl*'s Ankunft, aus der realen Sphäre des Lebens die allerbedenklichsten Angriffe auf meine Gemüthsruhe unerwartet sich kund gaben. Frau *Laussot* zeigte mir in aufgeregtester Weise an, dass sie nicht umhin gekonnt habe, ihrer Mutter ihre Absichten zu eröffnen, dass sie hierdurch sofort die Annahme erweckt habe, dass Absichten meinerseits hierbei im Spiele seien, welcher zufolge ihre Eröffnung an Herrn *Laussot* weiter gegangen wäre, und dieser nun schwöre, mich überall aufzusuchen um mir eine Kugel durch den Kopf zu schiessen. Ich wusste nun woran ich war, und beschloss sofort nach *Bordeaux* zu reisen, um die Sache mit meinem Gegner bestimmt in Ordnung zu bringen. Sogleich setzte ich mich hin und schrieb einen ausführlichen Brief an Herrn *Eugène*, um ihm den Stand der Dinge nach ihrem rechten Lichte begreiflich zu machen, wobei ich allerdings die Ansicht nicht zurückhielt, dass ich nicht begriffe, wie es ein Mann über sich bringen könne, eine Frau, die nichts

von ihm wissen wolle, mit Gewalt bei sich zurück zu halten. Schliesslich meldete ich ihm, dass ich mit diesem Brief gleichzeitig in Bordeaux selbst eintreffen und sofort nach meiner Ankunft das Hôtel anzeigen würde, in welchem er mich aufzufinden habe; ausserdem, dass seine Frau von diesem meinem Schritte ausdrücklich unbenachrichtigt bliebe, und er somit in voller Unbefangenheit handeln könne. Wie es der Wahrheit gemäss war, verschwieg ich ihm auch nicht, dass ich diese Reise unter grossen Erschwerungen unternähme, da ich mir selbst nicht die Zeit gönnen zu dürfen glaubte, meinen Pass durch das gehörige Visum des französischen Gesandten zum Eintritt in Frankreich gültig zu machen. An Frau *Laussot* schrieb ich gleichzeitig wenige Zeilen, in welchen ich ihr allgemein hin Ruhe und Fassung zurief, getreu meinem Vorsatze aber selbst die mindeste Andeutung einer Ortsveränderung meinerseits unterliess. (Als ich nach Jahren einmal *Liszt* diese Geschichte mittheilte, äusserte er, dass ich darin sehr dumm verfahren habe, die Frau nicht gleichzeitig von meinem Vorhaben zu benachrichtigen.) Für jetzt nahm ich von *Karl* noch am gleichen Tage Abschied, um des andern Morgens von Genf aus meine damals noch sehr beschwerliche Reise mitten durch Frankreich anzutreten. Hier fühlte ich mich so auf das Aeusserste erschöpft, dass ich dem Gedanken an meinen nahen Tod nicht wehren konnte. Ich schrieb in diesem Sinne noch in der Nacht an Frau *Ritter* nach Dresden, indem ich ihr kurz die unglaubliche Verwirrung, in welche ich gerathen, bezeichnete. Wirklich hatte ich an der französischen Grenze wegen meines Passes Schwierigkeiten; ich musste mein Reise-Ziel genau angeben, und es bedurfte meiner Versicherung, dass wichtige Familienangelegenheiten mich dahin zögen, um die Behörde zu einer ausnahmsweisen Nachsicht zu bewegen. Ueber Lyon reiste ich durch die *Auvergne* in der Diligence während voller dreier Tage und zweier Nächte bis Bordeaux, welches ich, es war in der Mitte des Mai, von einer Höhe herab im allerersten Tagesgrauen durch eine dort ausgebrochene Feuersbrunst beleuchtet, endlich vor mir erblickte. Ich stieg im Gasthof der «*Quatre sœurs*» ab, schrieb sofort ein Billet an Herrn *Laussot* und meldete ihm, dass ich den Tag über das Hôtel nicht verlassen würde, um ihn zu erwarten. Es war des Morgens um 9 Uhr, als ich ihm diese Zeilen zusendete; ich wartete aber vergebens auf ihren Erfolg, bis ich endlich am späten Nachmittag eine Citation vom Polizei-Bureau erhielt, wo ich unmittelbar zu erscheinen hatte. Dort frug man mich zunächst, ob mein Pass in Richtigkeit sei; ich bekannte die Schwierigkeit, in der ich mich deshalb befände, und

dass ich um einer dringenden Familienangelegenheit willen mich in dieselbe begeben hätte. Hierauf ward mir eröffnet, dass gerade diese Familienangelegenheit, die mich hierher geführt haben dürfte, der Grund wäre, weshalb man mir den ferneren Aufenthalt in Bordeaux versagen müsste. Auf meine Nachfrage leugnete man nicht, dass dieses Verfahren gegen mich auf ausdrücklichen Wunsch der betheiligten Familie eingeleitet sei. Diese sonderbare Eröffnung gab mir sofort meine gute und freie Laune zurück; der Polizeicommissair, welchem ich vorstellte dass man mir nach der beschwerlichen Reise wohl etwa zwei Tage zur Ausruhung vor der Rückreise gönnen werde, gestand mir diess ganz gemüthlich zu, da er mir mittheilen konnte, dass ich die Familie, welche heute um Mittag Bordeaux verlassen habe, doch nicht antreffen würde. Wirklich bediente ich mich dieser zweier Tage zu meiner Erholung, setzte aber nun einen längeren Brief an *Jessie* auf, in welchem ich ihr das Vorgefallene sehr genau mittheilte, und auch nicht verschwieg, dass ich das Benehmen ihres Mannes, welcher die Ehre seiner Frau durch eine Denunciation an die Polizei preisgegeben habe, für so nichtswürdig halte, dass ich allerdings von jetzt an in keine Art Verkehr mit ihr wieder treten können würde, ehe sie sich aus diesem schmachvollen Verhältnisse nicht gelöst hätte. Es galt nun, diesen Brief sicher seiner Bestimmung zukommen zu lassen; die Angaben des Polizeibeamten waren nicht genügend, um mich über den Vorfall in der Familie *Laussot*, ob sie nur für einen Tag, oder für längere Zeit ihr Haus verlassen, aufzuklären. Ich entschloss mich, einfach dieses Haus aufzusuchen; dort zog ich an der Klingel, die Thüre sprang auf; ohne Jemand anzutreffen, schritt ich in die offene erste Etage, ging von Zimmer zu Zimmer bis zu der Wohnstube *Jessie*'s, fand dort ihr Arbeitskörbchen, und legte dahinein den Brief; darauf ging ich ruhig denselben Weg zurück, ohne auf irgend Jemand zu stossen. Da ich keinerlei Lebenszeichen erhielt, trat ich mit dem mir anberaumten Termin meine Zurückreise auf dem gleichen Wege, welchen ich gekommen, an. Das schöne Maiwetter wirkte erquicklich auf mich; ich freute mich sowohl des klaren Wasser's, als des anmuthigen Namens der Dordogne, an welcher der Postwagen lange Zeit dahin fuhr. Auch unterhielten mich die Gespräche eines Geistlichen und eines Officiers über die Nothwendigkeit, mit der französischen Republik baldigst aufzuräumen, wobei der Geistliche im Grunde sich weit humaner und liberaler äusserte, als der Militair, welcher nur einen Refrain kannte: «il faut en finir». Jetzt sah ich mir auch Lyon etwas näher an, und suchte mir auf einer Promenade durch die Stadt

die Scenen zurückzurufen, welche *Lamartine* in seiner «Histoire des Girondins» von der Belagerung und Einnahme dieser Stadt in der Conventszeit so anschaulich geschildert hat. — Nach Genf und endlich in das Hôtel «Byron» zurückgekehrt, ward ich von *Karl Ritter* mit freundlichen Nachrichten von seiner Familie erwartet. Die Mutter hatte ihn sofort über meinen Gesundheitszustand beruhigt und bedeutet, dass Nervenkranken die scheinbare Nähe des Todes geläufig sei, und desshalb keiner Befürchtung für mich nachzugeben wäre. Ausserdem kündigte sie ihm an, in wenigen Tagen mit ihrer Tochter *Emilie* uns selbst in Villeneuve aufsuchen zu wollen. Diese Nachricht wirkte denn wahrhaft herzstärkend auf mich, und jene so hingebend um mich besorgte Familie erschien mir wie vom Himmel gesandt, um mich, wie ich es ersehnte, einem neuen Leben zuzuführen. Wirklich kamen die beiden Frauen nach einigen Tagen bei uns an, um meinen 37. Geburtstag am 22. Mai mit mir zu begehen. Vor allem war es die Mutter, Frau *Julie*, welche wirklich einen tiefen Eindruck auf mich machte. Ich hatte sie nur einmal in Dresden gesehen, als *Karl* mich gebeten hatte, der Aufführung eines Quartettes von sich in der Wohnung seiner Mutter zugegen zu sein; es hatte mich freudig erregt, die verehrungsvolle Ergebenheit in jeder Begegnung der Glieder der Familie wahrzunehmen. Die Mutter hatte wenig gesprochen, nur als ich mich zeitig entfernen musste, sprach sie ihren Dank für meinen Besuch unter hervorbrechenden Thränen aus, welche ich mir damals nicht zu deuten vermochte, von denen sie jetzt aber, mit Verwunderung über meine Frage danach, erklärte, dass es die Rührung über meine unerwartete Güte gegen ihren Sohn gewesen sei. — Gegen acht Tage hielten sich die Frauen bei uns auf; wir suchten uns durch Ausflüge in das schöne Walliser Thal zu zerstreuen, ohne jedoch die grosse sorgenvolle Beklemmung der Frau *Ritter*, sowohl über die letzten, ihr nun genau bekannt gewordenen Vorgänge, als namentlich über die Gestaltung meines besondren Schicksales, zu verscheuchen. Wie ich später erfuhr, hatte die sehr kränkliche und nervenleidende Frau mit dem Entschlusse zu dieser Reise eine äusserste Anstrengung gethan, und als ich darauf drang, dass sie mit der Familie nach der Schweiz übersiedeln sollte, um dort mit mir sich vereinigen zu können, ward mir zuletzt bedeutet, dass ich nach dem einen, für sie fast excentrischen Unternehmen, nicht auf eine Rüstigkeit bei ihr schliessen sollte, welche ihr in Wahrheit nicht mehr zu eigen sei. Für jetzt empfahl sie mir ihren Sohn, welchen sie bei mir lassen wollte, und übergab mir zunächst die nöthigen Mittel, um für einige

Zeit mit ihm bestehen zu können. Ueber ihre Vermögenszustände theilte sie mir mit, dass diese beschränkt wären, und sie nun, da sie unmöglich ferner mit der Familie *Laussot* gemeinschaftlich zu sorgen haben könnte, in Bangen darüber sei, wie sie genügend für meine Freiheit Hülfe schaffen sollte. Nach acht Tagen nahmen wir sehr ergriffen Abschied von der ehrwürdigen Frau, welche mit ihrer Tochter sich wieder zur Reise nach Dresden aufmachte, und seitdem mir nicht wieder persönlich begegnet ist.

Immer darauf bedacht, wie ich es nur anfinge, aus der Welt zu verschwinden, wählte ich mir eine möglichst wilde Gebirgswildniss, in welche ich mich mit *Karl* zurückzuziehen beschloss. Wir suchten zu diesem Zwecke das einsame *Visper-Thal* im Canton Wallis auf; mit ziemlicher Beschwerde drangen wir durch die noch sehr unwegsamen Pfade bis nach *Zermatt* vor. Dort, am Fusse des ungeheueren und wunderbar schönen *Matterhorn's*, konnten wir uns allerdings als von der ganzen Welt abgeschlossen ansehen. Ich suchte uns in der naïven Wildniss so gut wie möglich einzurichten; aber nur zu bald bemerkte ich, dass *Karl* in diese Lage sich nicht zu finden vermochte. Er gestand mir bereits am zweiten Tage, dass er es hier grässlich finde, und meinte, dass es sich doch jedenfalls an einem der offenen Seen besser aushalten lassen würde. Wir studirten die Karte der Schweiz und wählten *Thun* zum Versuch einer neuen Niederlassung. Auch ich befand mich leider wieder in dem beängstigenden Zustande der Abspannung meiner Nerven, in welchem jede körperliche Anstrengung mich sofort zu heftiger und schwächender Transpiration brachte. Nur mit äusserster Ueberwindung vermochte ich den Rückweg aus dem Thale zu nehmen; doch gelangten wir endlich mit erneuetem Muthe nach Thun, wo wir uns ein paar bescheidene, aber freundliche Zimmer an der Landstrasse mietheten, und nun abwarten wollten, ob wir es da aushalten können würden. Die Unterhaltung mit meinem jungen Freunde war trotz seiner grossen Schweigsamkeit, welche immer noch den Charakter der früheren Schüchternheit verrieth, doch stets anmuthig und belebend für mich; besonders seitdem ich bemerkt hatte, zu welch fliessender und ergiessungsvoller Lebhaftigkeit der junge Mann es zuweilen brachte, wenn er, namentlich vor dem Schlafengehen, vor meinem Bette sich hinkauerte, und so in dem angenehmen reinen Dialekte der deutschen Ostseeprovinzen, über das, was ihn erregte, sich ausliess. Mich erheiterte in diesen Tagen ganz ausnehmend die seit langem zum ersten Male wiederholte Lektüre der «Odyssee», welche mir ein Zufall in die Hände geführt

hatte. Der heimathsehnsüchtige, unablässig umherirrende, alle Hindernisse stets rüstig besiegende Dulder *Homer's*, trat ungemein sympathisch an meine Seele heran. — Plötzlich wurde der kaum betretene Friedenszustand durch einen Brief gestört, welcher *Karl* von Frau *Laussot* zukam. Er wusste nicht, ob er ihn mir zeigen sollte, da er glauben musste, *Jessie* sei verrückt geworden. Ich entriss ihm das Blatt und fand nun, dass die junge Frau sich verbunden finde, meinem Freunde zu wissen zu thun, dass sie über mich insoweit vollkommen aufgeklärt sei, als ihr nöthig wäre, um aus jeder Beziehung zu mir zu treten. Was ich später, namentlich durch Hülfe der Frau *Ritter* über das Vorgefallene ermittelte, war, dass in Folge meines Briefes und meiner Ankunft in Bordeaux, Herr *Laussot*, im Einverständniss mit Frau *Taylor*, sogleich mit *Jessie* auf das Land gefahren war, um dort so lange zu verweilen, bis er Nachricht von meiner Abreise, um deren Beschleunigung willen er sich an die Polizei gewandt hatte, erhalten habe. Dort habe man der jungen Frau, mit Verschweigung meines Briefes und meiner Reise, das Versprechen abgewonnen, zunächst ein Jahr ruhig zu verbleiben, ihre Reise nach Dresden aufzugeben, und jedenfalls auch mit mir aus aller Correspondenz zu treten; da man ihr unter dieser Bedingung zusagte, nach dieser Zeit ihr volle Freiheit lassen zu wollen, hatte sie geglaubt, das verlangte Versprechen geben zu müssen. Schon die nächste Zeit ward nun aber von den beiden Verschworenen benützt, um nach jeder Seite hin, und endlich auch bei der jungen Frau, mich, den man für den Anstifter einer Art von Entführung-Unternehmens ansehen zu müssen glaubte, zweckmässigst zu verleumden. Frau *Taylor* hatte sich mit der Klage über den «von mir beabsichtigten Ehebruch» an meine Frau gewandt, dieser ihr Mitleiden gemeldet, und ihre Unterstützung angeboten; die arme *Minna*, die nun plötzlich meinen Entschluss, von ihr fern zu bleiben, einem bis dahin von ihr nicht geargwöhnten Grunde beimessen musste, wendete sich deshalb wieder klagend an Frau *Taylor* zurück. Hierbei hatte ein merkwürdiges Missverständniss als absichtlich angewandte Lüge mitgespielt: in einem launigen Gespräche hatte mir nämlich einmal *Jessie* gesagt, sie gehöre keiner anerkannten Confession an, da ihr Vater einer besondren Secte angehört habe, welche weder nach dem protestantischen, noch nach dem katholischen Ritus taufe; worauf ich sie damit tröstete, dass auch ich schon mit wohl weit bedenklicheren Secten in Berührung gekommen sei, da ich kurz nach meiner Trauung erfahren habe, dass diese in Königsberg von einem *Mucker* vollzogen worden wäre. Gott weiss, in welchem Sinne diess

der würdigen englischen Matrone mitgetheilt worden war, kurz, sie hatte meiner Frau berichtet: ich hätte erklärt, ich sei gar nicht in gültiger Weise mit ihr getraut. Jedenfalls mochten die Rückäusserungen meiner Frau wiederum genügenden Stoff an die Hand gegeben haben, um auch *Jessie* in dem beabsichtigten Sinne über mich aufzuklären, und der Wirkung hiervon verdankte ich den sonderbaren Brief an meinen jungen Freund. Ich muss gestehen, dass mich nach dieser Einsicht der Dinge zuallernächst nur die Misshandlung meiner Frau empörte, und während ich nach jener Seite zu gänzlich gleichgültig darüber blieb, was man von mir meine, nahm ich sofort das Anerbieten *Karl*'s an, nach Zürich zu gehen und meine Frau aufzusuchen, um ihr die nöthigen Aufklärungen zu ihrer eigenen Beruhigung zu geben. — Während ich seine Zurückkunft erwartete, erhielt ich einen Brief *Liszt*'s, welcher mir den grossen, und auf seine ganze Gesinnung über mich und meine Zukunft entscheidenden Eindruck meldete, welchen das genaue Bekanntwerden mit der Partitur meines «Lohengrin» auf ihn hervorgebracht. Er zeigte mir zugleich an, dass er, da ich ihm hierzu die Erlaubniss gegeben habe, mit Anspannung aller Kräfte eine Aufführung meines Werkes, zur Feier des bevorstehenden Herderfestes in Weimar, in Angriff zu nehmen beabsichtige. Fast gleichzeitig schrieb mir Frau *Ritter*, welche im Betreff der von ihr vollkommen verstandenen Vorgänge mich wohl bitten zu müssen glaubte, dass ich diese Angelegenheit mir nicht zu sehr zu Herzen nähme. Nun kam auch *Karl* von Zürich zurück, und sprach mit grosser Wärme über das Verhalten meiner Frau. Sie habe sich, nachdem sie mich in Paris nicht angetroffen, mit seltener Energie zu fassen gewusst, nach meinem früheren Wunsche eine geräuschlose Wohnung am Züricher See gemiethet und geschickt eingerichtet, und sei dort verblieben, in der Hoffnung, endlich doch wieder von mir zu hören. Ausserdem erzählte er mir einiges Gescheidte und Freundschaftliche von *Sulzer*, welcher mit grosser Theilnahme meiner Frau zur Seite gestanden habe. Plötzlich brach *Karl* aus: «Ach, das wären doch noch Menschen; mit solch einer verrückten Engländerin sei dagegen nichts anzufangen.» Ich sagte zu alle dem kein Wort, und frug ihn endlich nur lächelnd, ob er denn etwa gern nach Zürich übersiedeln möchte? Er sprang auf: «Ach ja! Heute lieber als morgen!» «Du sollst deinen Willen haben,» sagte ich, «lass uns einpacken; ich sehe doch in Allem keinen Sinn, möge es dort oder hier sein.» Ohne ein Wort weiter über alle diese Dinge zu sprechen, reisten wir andern Tages nach Zürich ab.

SPRING 1984	DATE DUE		
SPRING 1984			

